4° Oecon. 43 m - 9

BIBLIOTHECA

REGIA
MONACHENSIS.

<36608341940019

<36608341940019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang.

—o—

1842.

Redigirt

von

Johann Evangeliſt Fürſt.

Preis: 2 fl. 24 kr.

Paßau.
In der Puſtet'ſchen Buchhandlung.

Zum neuen Jahre.

Das neue Jahr iſt da! und aller Orten
Begrüſſet es ein Jubelton,
Geöffnet ſind der neuen Hoffnung Pforten,
Und Jung und Alt iſt eingetreten ſchon.
Das Kind in jugendlichen Sprüngen,
Es findet Alles neu und ſchön,
Es hört nur goldne Saiten klingen,
Ihm iſt ein jegliches Getön
Muſik. Ihm reicht im frohen Tanz
Das neue Jahr den friſchen Kranz.

Der Jüngling und das Mädchen eilen
Mit ſtillem Weh- und Wohlgefühl;
Hier gilt kein Säumen, gilt kein Weilen,
Man drängt ſich vorwärts im Gewühl.
Frei iſt die Ausſicht, groß das Hoffen;
Weit ſtehen alle Pforten offen,
Es ſpannet ſchon zum Siegeslauf
Die Hoffnung alle Segeln auf.
Die meiſten Wünſche laut und leis,
Sie gehen nach dem Myrtenreis.

Der Mann, die Frau, ſie haben ſchon errungen,
Das früher ſo erſehnte Ziel;
Doch ach! ſo manche Saite iſt geſprungen,
In ihrer Harmonieen-Spiel.
Ein Mißton ſchlägt vom Abend bis zum Morgen
Unausgeſezt ans Ohr — des Hauſes Sorgen!
Doch läßt der neue Eingang, der nun offen,
Aufs Neue manches Gute hoffen.
Der Greis, dem ſchon ſo oft des Jahres Pforte
Sich öffnete und ſchloß:

Er blikt zurük; des weiſen Königs Worte
Beſtätigt er. Er findet nichts mehr groß.
Er hat es auch in den durchlebten Jahren,
Daß Alles eitel iſt, gar wohl erfahren,
Nur Eines iſt umwandelbar geblieben,
Hat er es feſt im Innerſten erfaßt;
Wie auch des Lebens Wogen ihn getrieben,
Wie oft ihn beugte dieſes Lebens Laſt,
Mit dieſem mag getroſt er aufwärts ſchauen,
Und dieſes Eine iſt: ſein Gottvertrauen.

Laßt kommen, was der Herr uns hat beſchieden,
Er lenkt aus Kampf uns ſtets zum holden Frieden,
Er weiß, was ſeinen Kindern recht und noth,
Dem Engel war die erſte Stunde eigen,
Deß fromme Blike ſtets nach Oben zeigen
Zum Hort der Hoffnung, unſerm Vater, Gott.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 1. 1. Jäner 1842.

Inhalt: Neujahrswunſch an die Leſer dieſer Blätter. — Traktations-Käſtlein. — Die Vorausbeſtimmung der Sommerwitterung nach den Schneelägen am Ende des Winters. — Reſpekt vor dem Fuchs als Mausfänger. — Eiſernes Haus. — Wozu Ordnung und Pünktlichkeit verhelfen.

Neujahrswunſch an die Leſer dieſer Blätter.

Der erſte Tag eines neu beginnenden Jahres hat für jeden gefühlvollen Menſchen etwas Feierliches! Wir überbliken ernſtlich das für immer verſchwundene abgelaufene Jahr, erinnern uns an manchen Verwandten, Freund, Wohlthäter, der mit uns das verfloſſene Jahr wohl angetreten, aber nicht überlebt hat; manche frohe Begebenheit, manche Freude, ſo wie auch manche bittere Stunde und Woche erneuert ſich in der Erinnerung, und nur der leichtſinnige Menſch wird den Neujahrstag erleben, ohne die Frage an ſich zu ſtellen: wie wird es dir und den Deinigen, wie deiner Gemeinde in dem beginnenden Jahre ergehen? Wirſt du es auch überleben — oder wird die Todes-Senſe dich gleich dem reifen Strohhalme niedermähen? Wirſt du am Schlſſe des heute beginnenden Jahres alle die Deinen geſund an Körper und Seele um dich verſammelt ſehen, wie heute? Wird dein Haus, dein Dorf in dieſem beginnenden Jahre nicht zu Aſche verbrennen, und Hagel und Waſſerfluthen deine hoffnungsvollen Saaten nicht verheeren? Wirſt du, wird keiner aus den Deinigen, aus deiner Gemeinde vom Pfade der Tugend abweichen? Wird Keiner von uns den Schluß des Jahres mit Schande bedekt im Kerker erleben? Wer kennt die Zukunft, wer leitet ſie? Nur der allwiſſende, der allgütige Gott! nur Dieſem müſſen wir uns in die Arme werfen, ihn müſſen wir mit kindlichem Vertrauen bitten, auch in dem neuen Jahre unſer Vater zu bleiben!

Den guten Menſchen freut es, wenn es auch ſeinem Nächſten gut geht; da er aber dieſes nicht ſelbſt bewirken kann, ſo ſucht er ſeinen Nebenmenſchen von ſeiner guten Geſinnung dadurch zu überzeugen, daß er ihm alles Gute wünſcht. Die Glükswünſche zu dem ſo wichtigen Zeitabſchnitte eines neuen Jahres liegen dem unverdorbenen menſchlichen Herzen ſo nahe, daß wir uns gar nicht wundern können, daß die Menſchen ſchon in der graueſten Vorzeit auf den Gedanken kamen, ſich zum neuen Jahre Glük zu wünſchen.

Auch wir wollen dieſem alten Gebrauche folgen, und unſern Leſern mit Folgendem einen herzlichen Wunſch ſagen!

Gott erhalte ſie Alle, und laſſe ſie in dieſem Jahre wieder beſſer, einſichtsvoller, zufriedener und glüklicher werden! Den Eheleuten wünſchen wir wechſelſeitige Treue, Liebe und Nachſicht mit den menſchlichen Schwachheiten, da keinem Menſchen das Loos der Fehlerloſigkeit auf Erden beſchieden iſt. Den Eltern wünſchen wir gute, folgſame, fleiſſige Kinder, rathen ihnen aber, ihren Kindern kein böſes Beiſpiel durch Zorn, Zänkereien, Trägheit, Spielſucht, Trunkenheit, Unredlichkeit zu geben; denn was die Kinder in der zarten Jugend, beſonders an Eltern und Erwachſenen ſehen, das gewöhnen ſie ſich auch an.

Den Kindern wünſchen wir gute, ſorgfältige, ihr wahres Beiſpiel einleitende Eltern, die ſie zum Schulbeſuche anhalten; wir wünſchen ihnen eifrige Lehrer, Schulprämien und muntere Spiele an Sonn- und Feiertagen. Dabei müſſen ſie aber auch ihren Eltern und Lehrern folgen, fleiſſig ſeyn, nichts Böſes nachahmen, und einen guten Willen haben. Heirathsluſtigen Burſchen und Mädchen wünſchen wir brave Bräute und Bräutigame; ſie werden ſie auch in dieſem Jahre finden, wenn ſie ſich gut, arbeitſam, ſittlich, gottesfürchtig aufführen; denn Niemand wählt ſich einen faulen, unſittlichen, unchriſtlichen Ehetheil zum Lebensgefährten.

Den Knechten und Mägden wünſchen wir einen recht guten Dienſt. Dieſen werden ſie auch ſicher finden, wenn ſie treu und arbeitſam den Nuzen des Hauswirthes befördern, und, ſtatt bei der Nacht zu ſchwärmen, bei ihrem Viehe durch einen geſunden Schlaf ſich zu ihrer Arbeit ſtärken.

Den Ausgedingern wünſchen wir gerechte, freundliche, gutmüthige Hauswirthe und Hauswirthinnen, die ihnen ihr Gebühr in ehrlichem Maße und Beſchaffenheit mit freundlichem Geſichte in der gehörigen Zeit verabfolgen, und bei Krankheiten für ſie ſorgen, ſie pflegen. Das werden die Ausgedinger auch finden, wenn ſie nicht brummen und zanken, dem Hauswirthe in der Arbeit willig aushelfen, ihm nicht Stroh und Heu für ihre Kühe nehmen, in Feldern, Wieſen und Gärten keinen Schaden machen, und bedenken, daß der Hauswirth groſſe Sorgen habe.

Den Gewerbsleuten, als: Schuſtern, Schneidern, Maurern, Zimmerleuten, Schmieden u. ſ. w., wünſchen wir, daß ſie täglich Arbeit, und durch dieſe ihr Auskommen finden; und daß wird der Fall ſeyn, wenn ſie gute Arbeit liefern, ſich nicht zu viel zahlen laſſen, und den Armen, der ihre Arbeit braucht, aber nicht bezahlen kann, halb oder ganz umſonſt arbeiten, indem es ihnen Gott vergelten wird.

Den elternloſen Waiſen wünſchen wir chriſtliche, barmherzige Pflegeväter, die das Waiſengut nicht zu ihrem eigenen Nuzen, ſondern zum Beſten der Waiſen redlich verwalten, für den Lebens-Unterhalt und die Ausbildung vermögensloſer Waiſen redlich ſorgen, und dabei an die Worte des Heilandes denken: „Wer eines ſolcher Kinder aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ Um ſolche Pflege-Eltern zu finden, muß aber der Waiſe auch fromm, gehorſam und dankbar ſeyn.

Den Landwirthen wünſchen wir volle Schütt-Böden, reichlichen Futtervorrath, ſchöne Pferde, fette Kühe, feinwollige Schafe, und einen niemals leeren Geldbeutel. Und das wird ihnen gewiß zu Theil werden, wenn ſie Morgens die Erſten aus dem Bette, Abends die Lezten im Bette ſind, wenn ſie ihrem Geſinde nachſehen, daß Jedes ſeine Schuldigkeit thue, wenn ſie ihr Feld, ſo viel als möglich iſt, mit eigener Hand beſtellen, durch Futterbau es möglich machen, mehr Vieh, und zwar groſſes ſtarkes Vieh zu halten, das groſſe Kälber, Follen und Lämmer, viele Milch und vielen Dünger gibt; wenn ſie nebſtbei, wo es nur thunlich iſt, einen Obſtbaum pflanzen, ihn gut pflegen, einen oder mehrere Bienenſtöke halten, jede kleine Ausbeſſerung an ihren Gebäuden und Geräthen ſelbſt beſorgen, auf Feuer und Licht ſorgfältig Acht haben, ihre Gebäude gegen Feuersgefahr bei den bekannten Anſtalten verſichern, ihr Weib, ihre Kinder und Dienſtboten gut behandeln, an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienſt mit Andacht beſuchen, und Nachmittags, ſtatt zu ſpielen und zu ſaufen, ein lehrreiches Buch leſen, dabei aber die Armen, die Kranken und Verlaſſenen chriſtlich unterſtüzen.

Den Gemeinderichtern wünſchen wir: daß die Gemeindeglieder ſie ehren und ihnen folgen. Aber dann muß auch der Richter jeden Streit zwiſchen ihnen gerecht entſcheiden, keine Geſchenke annehmen, das Gemeindevermögen ehrlich verwalten, Anſtalten, die das Beſte der Gemeinde befördern, als: Straſſen, Schul-, Kirchenbau, allgemeine Sicherheit gegen Diebe und Brandleger, Reinlichkeit des Dorfplazes, die Nachtwachen aufrecht halten, und die obrigkeitlichen Anordnungen genau erfüllen. Um die Wittwen und Waiſen, um die Armen und Kranken muß der Richter ſich ganz vorzüglich annehmen, und alle Gemeindelaſten unter alle Glieder der Gemeinde unparteiiſch vertheilen.

Und was wünſche ich endlich mir ſelbſt zum neuen Jahre? Gewiß auch nichts Schlechtes, und vor Allem daß Gott mich bei der Herausgabe dieſer Blätter erleuchte, damit in denſelben nur ſolche Gegenſtände vorkommen, die den Leſern nüzlich ſind, deren Befolgung ſie beſſer und glüklicher macht, und die ſie dabei auch unterhalten.

Gelingt mir dieſes, dann bin ich gewiß, daß die Leſer, ſo wie ich ſie herzlich lieb habe, auch mich gerne haben werden, daß ſie, wenn Gott mich von dieſer Welt ruft, mich nicht vergeſſen, und bei meinem Grabſteine denken werden: Er hat es gut mit uns gemeint!

Traktations-Käſtlein

von

Konſtantin Gernbrod,

emert. Supplikanten.

(Erſte Dekade.)

Vorwort.

Mit dieſem Titel wird der Obengenannte verſchiedene Themen von Intereſſe den lieben Mitbürgern und Landleuten vorführen und ein und das andere nüzliche Wort veröffentlichen. Ein Verſuch, der meines Wiſſens in der Art noch nie, ſeit dem Beſtehen dieſer Zeitung, in Ausführung kam. Die erſten zehn Abhandlungen ſollen ſich demnach — in beliebiger Länge — über Folgendes erſtreken: 1. Der Krieg iſt jedenfalls ein Uebel. 2. Wer weiſe werden will, muß mit der Zeit für Erholung höchſt ſparſam ſeyn. 3. Wie muß man es angehen, um mit den Mitmenſchen in Frieden zu leben? 4. Da die Geſundheit ein ſo köſtliches Gut iſt, ſo ſündigen Die ſehr, welche ſie leichtſinnig untergraben. 5. Ein Zorniger thut nie, was vor Gott recht iſt. 6. Warum haben die Lehrer ſo ſehr Anſpruch auf Dankbarkeit ihrer Schüler? 7. Wie kommt es, daß ſo wenige Menſchen ſich ſelbſt beſiegen können? 8. Manche Sprüche der alten ſind falſch und unſittlich. 9. Ueber die Nachtheile des Tabakrauchens. 10. Was macht das Vaterland theuer?

Es wird von den Leſern und von der verehrlichen Redaktion abhängen, ob eine Fortſezung, wozu wir Luſt trügen, nach etlichen Wochen folgen ſoll, oder nicht.

Damit derlei Abhandlungen ſich nicht an Wirkung ſchwächen, damit der Leſer den jedesmaligen Inhalt wohl beherzigen könne, damit auch den übrigen Mitarbeitern keine Beengung eintrete — haben wir von der verehrlichen Redaktion die Zuſicherung erhalten, daß nie mehr, als eine oder zwei ſolcher Traktationen in eine Numer ſollte aufgenommen werden.

So gehet denn hin, ihr Kinder meiner einſamen Stunden! und belehret recht Viele in Ernſt, in Liebe, in Wahrheit, in Gerechtigkeit.

In Ernſt der Sache wegen, in Liebe aus Humanität, in Wahrheit durch Charakter, in Gerechtigkeit ob des Gewiſſens.

Geſchrieben an meinem Namensfeſte des Jahres 41.

K. Gernbrod.

Nro. 1.

Der Krieg iſt jedenfalls ein Uebel.

In den neulichen Tagen der politiſchen Wirren, welche zum Glüke der Völker bereits dem Vergangenen angehören, ließ ſich mancher Wunſch für Krieg vernehmen, und Die, welche Krieg wünſchten — aus Mißmuth, oder Kurzſichtigkeit — ſahen nur das Gute des Krieges, nicht aber ſeine unausſprechlichen Leiden und gefährlichen Saaten.

Der Krieg hat allerdings auch Gutes. Kein Leiden ſo groß, meinten unſere Vorfahren, dem nicht auch Gutes anklebte. Im Kriege kann ſich das Talent hervorthun, dem im Frieden Geburt und Protektion das Ziel oft ablaufen; im Kriege wird Unternehmungsgeiſt und Vaterlandsliebe gewonnen; im Kriege werden die Zangen der Cenſur und drükender Kirchenherrſchaft wieder abgekühlt; im Kriege lernt man ſich gegenſeitig meiſen, ſchäzen und wird zu hohen Bündniſſen veranlaßt ꝛc. Das preiſen nun Jene, die im Urtheile oberflächlich, im Erkennen oberflächlicher waren.

Laßt uns demnach die Nachtheile betrachten, welche im Kriege mit trotziger Stirne herrſchen und zulezt einen unerſättlichen Schrei ans Licht fördern! — Der Krieg hält die friedlichen Anſtalten auf, und das allein muß ihn ſchon verhaßt machen. Künſte und Wiſſenſchaften — inter arma Musae silent oder im Kriege ſchweigen die Muſen — Unterſuchungen und Kredit, Fleiß und reine Anſchauung, Akerbau und Binnenhandel *), Zucht und Ordnung, Zutrauen und nachbarliche Hülfe, Treue der Geſinnung und des Wortes leiden im Kriege. Welch Nachtheil?!

Im Kriege herrſcht Gewalt und blutige Rache; zwei abſchrekende Motive. Gewalt heißt mit andern Worten: „Ich betrachte mich als Gott, dich

*) Binnenhandel iſt die Volksſeele, Außenhandel der Leib der Völker.

als Sklave“; und Rache, die der edle Jugend-Schriftſteller Chr. v. Schmid keiner edlen Seele beilegt: „Nun will ich Gott mit der ſchwerſten Todſünde beleidigen.“ Der ſiegreiche, racheſchnaubende, feindliche, zügelloſe, unchriſtliche Soldat folgt grauſamer Geſinnung, oft gleichgrauſamen Befehlen. Darum zerſtört er neue Städte, die in langen Jahrhunderten erſt entſtanden, die Flamme und Kugel anwendend; er eilt über ſchöne Saaten und zerſtampft ſie mit den ſchweren Pferde-Hufen, unbekümmert, ob Greis und Waiſe hungern und verzweifeln, wenn er nur Zeit und glükliche Stellung gewinnt; er zerſtört Kunſtſachen, die kein Fürſt mehr zahlen, oder kein Künſtler wieder in ſolcher Vollkommenheit ferner liefern kann; dieß thut er oft aus — Muthwillen! — So erzählte mir ein Krieger, daß er in *** gewöhnlich mit einer Kugel die groſſen Weinfäſſer angezapft und den groſſen Ueberfluß habe laufen laſſen. Welche Unreligioſität in ſo religiöſer Angelegenheit.

Der Krieg mordet Millionen Menſchen, die blos wegen des Namens Feind gemordet werden. Mit dem gefühlloſen Stahle durchbohrt der wüthige Krieger die Mutter, weil auf den Vater der Verdacht des vielleicht gerechten Widerſtandes fiel; und fehlt es an ſogenannten Schuldigen vor gefühlter Rache, ſo muß das Entfernteſte noch den Unmenſchen ſehen und fühlen. Unerſättlich gleich der Hölle.

Nicht lange zu reden von den liederlichen Handlungen gemeiner, blinder Krieger, welche das Vieh noch niemals begangen hat, nie auch von Viehſtüken wird begangen werden.

Nun, iſt der Krieg ein Glük und eine Wohlthat? Hat er ſo viel Süſſes an ſich, daß er gewünſcht werden ſoll? Können einzelne Vortheile das tauſendfachſte Kinderopfer verlangen? —

Möchten doch von jezt an Alle bedenken, daß Der gewiß nicht mehr unter die Zahl der Vernünftigen zu zählen ſey, welcher bei einiger Qualifikation der Befähigung — und Thoren wollen wir zu ſolch Wichtigem der Menſchheit nicht beiziehen — den Krieg eine Wohlthat nennt und ihn wünſchen wollte! Friede iſt der natürlichſte, erſte Zuſtand. Moſes ſagte nirgends, daß Gott den Krieg als Nothwendigkeit empfahl. Stehende Heere, von den Geſchichtſchreibern mit Recht eine traurige Doppellaſt genannt *), ſind ein neueres Uebel der erzwungenen Nothwendigkeit. Krieg iſt oft kaum um den Sold einer Compagnie entſtanden — und hat den Erwerb von Nationen verſchlungen. (Spaniſche Erbfolge ꝛc. ꝛc.)

Gott laſſe uns Frieden; er wird gnädig und allergnädigſt ihn ſchenken, wenn wir uns durch Tugenden nach dem Evangelium deſſen wahrhaft würdig erhalten.

Die Vorausbeſtimmung der Sommerwitterung nach den Schneelagen am Ende des Winters.

Die Schneemaſſen, die am Ende des Winters noch vorhanden ſind, und gewöhnlich erſt in der erſten Hälfte des Sommers durch die Sonnen-Hize, den Regen und durch warme Winde zum Schmelzen gebracht werden, haben ohne Zweifel einen bedeutenden Einfluß auf die Witterung im Sommer.

Iſt am Ende des Winters noch viel Schnee vorhanden, der bis tief in den Sommer liegen bleibt, ehe er verſchmilzt, ſo iſt der Sommer gewöhnlich naß und rauh, indem die Witterung nicht eher mild wird und einige Stetigkeit annimmt, bis die beſagten Schneelagen entfernt ſind, was oft bis in den Auguſt dauert.

Auf einen gelinden Winter hingegen und wenn nemlich im Frühjahre nur wenig Schnee liegt, folgt gewöhnlich ein warmer und trokener Sommer.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nicht von den ewig liegen bleibenden Schneemaſſen auf den betreffenden höheren Gebirgen die Rede iſt, ſondern nur von den tiefer unten liegenden Schnee-Lagen, die alljährlich im Sommer ſchmelzen und ſich verlieren.

Es wäre daher wichtig und ſehr intereſſant, zu wiſſen, wie groß die noch vorhandenen Schnee-Maſſen am Ende des Winters ſind, indem man,

*) Anerkannt herrliche Regirungen haben den Kriegsſtand in neueſter Zeit ſehr vereinfacht.

wenn obige Anſicht richtig iſt, daraus folgern könnte, wie die Witterung im Sommer ſeyn würde. Zu dieſem Ende müßten die Hauptſchneelagen in einer groſſen Ausdehnung, etwa in ganz Europa, aufgenommen, und der Grad ihrer Gröſſe: wenig, mittelmäſſig, viel, angegeben werden. Die Arbeit dieſer Aufnahme iſt nicht bedeutend, indem ein erfahrener Mann aus der betreffenden Gegend das Verhältniß der Schnee-Lage im Vergleiche mit den verfloſſenen Jahren mit ein Paar Worten niederzuſchreiben und an den beſtimmten Ort zu adreſſiren hätte.

Durch eine derartige mehrjährige Beobachtung der Schneemaſſen und der folgenden Sommer würde man ſofort in den Stand geſezt werden, Vergleiche anzuſtellen und die Witterung im Sommer, wo nicht genau, doch im Allgemeinen voraus zu kennen.

Es ſcheint, daß die Schneelagen auch auf die Richtung der Winde einen nicht unbedeutenden Einfluß üben, indem in heiſſen Sommern, alſo bei wenig Schnee, die Nord-Oſtwinde und bei rauhen naſſen Sommern, alſo bei viel Schnee, die Süd-Weſtwinde herrſchend ſind.

Oppenheim. B.

Reſpekt vor dem Fuchs als Mausfänger.

Im vorigen Spätjahre wurde am Rhein in der Nähe von Darmſtadt von einem Jäger ein Fuchs auf der Mäuſejagd ertappt und erſchoſſen. Bei der Oeffnung des Bauches fand man 18, ſage achtzehn! friſche Mäuſe im Magen.

Verdienen die Füchſe nicht mehr Schonung zu Gunſten des Akerbaues, der die jungen Haſen, ihre Lieblingsſpeiſe, auch dann noch entbehren kann, wann ſie alt geworden ſind?

Eiſernes Haus.

In Glasgow iſt jezt das Modell eines eiſernen Hauſes von 6 Zimmern, Küche und Speiſekammer aufgeſtellt; ein ſolches koſtet 250 Pfund Sterling, alſo ungefähr die Hälfte eines gezimmerten; die Zwekmäſſigkeit eiſerner Häuſer wird beſonders für die Lage an Meeresküſten gerühmt.

Wozu Ordnung und Pünktlichkeit verhelfen.

Ordnung iſt Verſtand; wo keine Ordnung in einem Hauſe herrſcht, da iſt weder Glük noch Segen, weil es ihm an der erhaltenden und erwerbenden Grundlage gebricht. Unordnung zerſtört, was der Fleiß ſchafft; ſie läßt unbenüzt, was die Ordnung Gedeihliches bewirkt. Die Pünktlichkeit iſt die Tochter der Ordnung, und gewinnt Vertrauen, weil ſie Alles zur rechten Zeit thut. Sie verbindet mit dem Verſtande Gewiſſenhaftigkeit, und beide bringen Wohlſtand ins Haus. Der Engländer Scott von Exeter, der beinahe bis in ſein achtzigſtes Jahr in Geſchäften herum reiſte, zeichnete ſich vorzüglich durch ſeine Pünktlichkeit und Ordnung aus, und da er mit dieſen Tugenden einen emſigen und verſtändigen Fleiß verband, ſo erwarb er ſich ein groſſes Vermögen. Wir wollen hier blos Etwas von ſeiner Pünktlichkeit erwähnen: Seit einer langen Reihe von Jahren wußten die Wirthe in Devon und Cornwall, bei denen er einkehrte, genau den Tag, ja ſelbſt die Stunde, wo er bei ihnen eintreffen werde. Kurz vor ſeinem Tode machte ein Herr in Cornwall eine Reiſe, und kehrte zu Mittag in einem kleinen Wirthshauſe zu Port Iſaak ein, um da zu eſſen. Der Aufwärter reichte ihm den Speiſezettel, allein es gefiel ihm keines von den Gerichten, welche darauf angeführt waren; da er jedoch ſah, daß man eine ſchöne Ente brühet, ſo wünſchte er dieſe zu haben. Die Ente können Sie nicht bekommen, verſezte der Wirth, ſie iſt für Herrn Scott aus Exeter beſtimmt. — Ich kenne Herrn Scott recht wohl, erwiederte der Reiſende; er iſt nicht in Ihrem Hauſe. — Dieß iſt wahr, gab der Wirth zur Antwort, aber vor ſechs Monaten war er das lezte Mal hier, und beſtellte eine gebratene Ente, die heute Punkt 2 Uhr für ihn bereit ſtehen ſollte.

Zu ſeinem groſſen Erſtaunen ſah der Reiſende den alten Herrn ins Wirthshaus treten, und zwar ungefähr fünf Minuten vor der beſtimmten Zeit.

Nüzliche Mitthilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der redliche Finder.

Als der heilige Auguſtin ſich in Mailand aufhielt, gab ein Mann ein merkwürdiges Beiſpiel ſtrenger Redlichkeit, welches der Heilige wohl mit Recht für wichtig genug hielt, daß es aller Nachwelt zur Lehre aufbewahrt werde. Es lebte in genannter Stadt ein armer Mann, Namens Proſcolo. Dieſer fand eine Börſe, welcher zweihundert Doppelthaler in Geld enthielt. Obwohl er ſelbſt kaum das Nothwendigſte zum Lebensunterhalte beſaß, ließ es ihm doch ſeine Gottesfurcht gar nicht in den Sinn kommen, das Gefundene zur Stillung ſeiner Noth anzugreifen. An allen öffentlichen Orten der Stadt machte er ſchriftlich bekannt, daß er einen ſo reichen Fund gemacht habe, und daß Derjenige, welcher das Geld verloren habe, daſſelbe an dem Orte, den er bezeichnete, in Empfang nehmen könne, wenn er ſich als der Eigenthümer ausweiſe. Der die Börſe verloren hatte, freute ſich, den Armen zu finden, der ihm nach der Angabe getreuer Merkmale, Alles redlich zurükſtellte. Als Erkenntlichkeit bot er dem Finder den zehnten Theil des Geldes, alſo zwanzig Thaler an: Proſcolo wies es aber zurük. Jener bot ihm zehn Thaler an; er wies aber auch dieſe zurük. So nehmet aber doch fünf, ſagte der Eigenthümer des Geldes; und er wies auch dieſe zurük. Da bewegte es dem braven Mann tief im Herzen, er nahm die Börſe, warf ſie vor den Armen hin und ſagte: wenn du nichts annehmen willſt, ſo habe ich auch das Geld nicht verloren. Und Proſcolo, der ihn nicht betrüben wollte, nahm nun an, was er ihm geben wollte, theilte den Lohn unter die umſtehenden Armen aus, und ging ruhig nach Hauſe, ohne für ſich einen Heller zu behalten, weil er nur von Dem leben wollte, was er durch Arbeitſamkeit verdiente.

Welch ein edler Zug war dieſes, meine lieben Brüder, ruft der Heilige aus, nachdem er dieſe edle That erzählt hat, die Erde war der Schauplaz derſelben, Gott ſelbſt aber Zuſchauer! — —r.

Wie die Schulmeiſter im Yankeelande den Kindern die Arbeitſamkeit beibringen,

lehrt Grund in ſeinem Buche über die Ariſtokratie auf folgende höchſt erbauliche Weiſe: Sie laſſen die Kinder für Geld lernen. Sie vertheilen nemlich eine gewiſſe Summe Geldes unter jene, welche bei den Recitationen, für welche ſie ſo hoch als + 7, und ſo nie niedrig als — 7 maſkirt werden, den höchſten Preis erhalten. Eine gewiſſe Anzahl poſitiver Marken berechtigen das Kind zu einem Cent Preisgeld. Am Ende des Schuljahres wird die Rechnung gemacht und es erhält ſodann jeder Schüler für den ihm ſchuldigen Betrag eine Anweiſung auf einen Buch- oder Papierhändler, wofür er ein Buch, ein Federmeſſer, oder ſonſt einen ihm gefälligen Gegenſtand wählen kann, an welchem jedoch dem Lehrer ein kleines Diskonto zu Gute kommt! — Welch ein Sporn zum Lernen für ein Kind, wenn es ſogleich bis auf den lezten Kreuzer ausrechnen kann, wie viel ſeine Sprachlehre, Rechtſchreibung u. ſ. w. mit Einſchluß der guten Sitten im Laufe des Jahres werth ſind.

Melkmaſchine.

Es iſt wahrlich für unſere Zeit, wo Alles durch Maſchinen gemacht wird, ganz zwekmäſſig, auch die Kühe mit Maſchinen zu melken, wenn anders die kleinen Röhrchen, welche dieſen Dienſt leiſten, den Namen einer Maſchine verdienen. Sie ſind von Zinn oder Bein, und werden in die 4 Striche des Euters geſtekt, worauf, da ſie die Schließmuskel offen halten, die Milch von ſelbſt in ein untergeſtelltes Geſchirr abfließt.

An eine unglükliche Gattin und Mutter, die mir ein glükliches neues Jahr wünſchte.

Der guten frommen Dulderin
Wünſch' ich fortan gelaßnen Sinn,
Ihr Schikſal chriſtlich zu ertragen,
Sie bete, wenn ſie beten kann,
Für ihre Kinder, ihren Mann,
Sie fahre fort, ihr Kreuz zu tragen.

Kein gutes Werk bleibt unbelohnt.
Der Vater, der im Himmel wohnt,
Er kennet alle unſre Leiden.
Er weiß am Beſten, was uns frommt,
Und wenn die rechte Stunde kommt,
So würzt er uns den Kelch mit Freuden.

Vergänglich iſt die Sinnenwelt,
Doch ewig iſt, was Gott gefällt.
Der Menſch mit ſeinen guten Werken,
Er grenzet an die Engel an,
Und wenn er auch nicht Alles kann,
So wird ihn Gottes Beiſtand ſtärken.

Vertraue nur in jeder Noth
Auf deinen Herrn und deinen Gott,
Und laß die Hoffnung nie ganz ſchwinden!
Wenn Noth und Elend recht laut ſchreit,
Iſt auch die Hülfe nimmer weit,
Dann wird ſich bald ein Retter finden.

So fahre wohl, du altes Jahr,
Zu der entſchlaſſnen Brüderſchaar,
Und du, o neues, ſey willkommen!
Und bringſt du auch nicht lauter Gold,
So mach' uns nur der Tugend hold,
Und führ' uns in das Reich der Frommen.

Waldhauſer.

Dieſes Gedicht ſchrieb der edle Waldhauſer vor 20 Jahren nieder, der Redaktion kam es aber erſt vor Kurzem zufällig zur Hand. Die unglükliche Gattin und Mutter mag längſt ausgeduldet haben, den Dichter aber hält in Folge einer Schlagberührung ſeit beinahe vier Jahren eine unheilbare Lähmung bettlägerig.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 2. 8. Jäner 1842.

Inhalt: Wie läßt ſich der Brodverbrauch vermindern? — Ueber die heutige Volksarmuth. — Prophezeiungen für das Jahr 1842. — Traktations-Käſtlein. — Ueber Eiſenbahn-Anlagen. — Eiſenbahnen nach Berlin und München. — Leiſtungen eines Pferdes. — Akerbau- oder Fabrik-Staaten? Der Winter vor 100 Jahren.

Wie läßt ſich der Brodverbrauch vermindern?

Im Jahre 1799—1800 befürchtete man in England Theurung. Man hatte nur für 6—7 Monate Vorrath übrig, und bis zur nächſten Ernte von 1800 waren noch 9 Monate. Die Miniſter und das Parlament wußten kein Mittel, um dieſes ungeheure Defizit auszufüllen, bis ein Mitglied ein ſehr einfaches vorſchlug, das mit dem vollkommenſten Erfolge gekrönt wurde. Er bewies, daß, wenn man es dahin bringen könnte, nur altbaken Brod zu eſſen, der Brodverbrauch um ein Viertel vermindert, und ſo das Defizit bis zur Ernte gedekt würde. Durch eine Parlamentsakte wurden die nöthigen Maßregeln verordnet und ſtreng vollzogen. Das Steigen des Brod-Preiſes ließ nach, allmählig fiel der Preis, und man erreichte die Ernte, ohne das Unglük, das man fürchtete, erfahren zu haben.

Es iſt wohl keiner Hausmutter etwas Unbekanntes, daß troknes Brod länger ausreiche, als neugebakenes. Warum laſſen es aber ſo viele Haushaltungen doch immer an erſterem ermangeln? Es iſt ſchon ein uraltes, in Deutſchland bekanntes Sprichwort: „Mühl- und Ofenwarm macht reiche Bauern arm.“ Kluge Hausväter und Haus-Mütter ſind daher immer bedacht, trokenes Brod zu haben; denn das feuchte Brod ſättiget weniger, reizt die Eßbegierde mehr, und man kann rechnen, daß 2 Pfund feuchtes Brod nicht zureichen, wo 1 Pfund trokenes Brod erklekt. Daraus läßt ſich nun leicht erachten, wie viel geſpart werden könnte, wenn durchaus trokenes Brod, welches auch weit geſünder als feuchtes iſt, genoſſen würde. Wie wichtig wäre dieſes nicht für arme Haushaltungen; denn eben das feuchte Brod iſt ihr Verderben. Sie eſſen dasſelbe begierig hinein, finden keine Sättigung, beſonders wenn ſie einige Zeit kein Brod hatten und nun auf Einmal wieder bekommen, fallen ſie heißhungrig darüber her, und ruhen nicht, bis dasſelbe aufgeſſen; daher nicht ſelten ein Menſch einen ganzen Laib Brod aufzehrt. Wie iſt es nun möglich, daß ſie bald wieder ſo viel verdienen, um ſich Brod genug zu ſchaffen? Hätten ſie immer trokenes Brod, ſo würde dasſelbe noch ſo weit zureichen, als das feuchte, die Kette würde alſo nicht ſo bald zerſpringen, und ſomit würden ſie ihre zureichende Nahrung erhalten, und noch etwas über ihren Bedarf verdienen können. Die Einrichtung, immer trokenes Brod zu haben, iſt auch das einzige Mittel, ſowohl den Brodbedarf zu vermindern, als auch der Noth zu ſteuern. Die verſchiedenen Surrogate aus Kohlrüben u. ſ. w. ſind bei Weitem nicht hinreichend, und was ſie eines Theils nützen, ſchaden ſie andern Theils wieder weit mehr; denn es wird ſchon eine Quantität erfordert, um ſie zum Brode tauglich zu machen; auch werden dadurch die Kochmittel vermindert, und zu ihrer Zubereitung wird zu viel Zeit verſchwendet, da es doch durch die Erfahrung ausgemacht iſt, daß warme Speiſen mehr ſättigen, als kalte, daß der bloſſe Brodeſſer ein wahrer Freßſak iſt, dann daß man mit gekochten Kohl-Rüben u. ſ. w. eher zwei Menſchen ſättiget, als aus dem daraus bereiteten Brode nur einen. Ein ſolches künſtliches Brod wird auch nicht ſobald troken, als ein natürliches Brod aus Roggen, mit einer Untermiſchung von Gerſten, Haber, Erbſen, Weizen, Dinkel u. ſ. w. Selbſt das Kartoffelbaken iſt nicht vortheilhaft, wenn man die

Zeitverſäumniß mit in Anſchlag bringt, und die groſſe Menge berechnet, die man zu einem Gebake Brode haben muß.

Wie iſt aber nun die Einrichtung zu treffen, daß in allen Haushaltungen immer trokenes Brod vorhanden iſt, um dadurch den Brodbedarf zu vermindern? Was die Landbewohner betrifft, die ihr eigenes Brod baken, wiſſen die meiſten Leute das trokene Brod zu ſchäzen, und ſorgen ſchon dafür, daß ſie baken, wenn noch auf mehrere Tage Brod vorräthig iſt. In den Städten aber iſt gerade das Gegentheil. Das Brod wird täglich friſch vom Bäker geholt, und oft vom Ofen hinweg genoſſen. Um nun trokenes Brod zu verſchaffen, müßten die Bäker etwa 6 Tage nach einander täglich das Doppelte baken, dürften aber nur die Hälfte davon verkaufen, das übrige Brod müßte von Tag zu Tag an einen trokenen Ort gebracht werden. So bekäme jeder Bäker einen Brodvorrath, wovon das älteſte immer 6 Tage alt iſt. Ein 6 Tage altes Brod wird aber ſchon troken genug. Wenn es nun jedem Bäker ſcharf eingebunden wird, täglich kein anderes Brod zu verkaufen, als welches Tage alt iſt, ſo geht die Einrichtung, trokenes Brod zu haben, ununterbrochen fort. Der Brodbedarf wird hiedurch vermindert, der Arme, der nun wenig Brod verzehrt, hat nun Gelegenheit, nicht nur den Brodbedarf ſich täglich anzuſchaffen, ſondern, da das Gemüſe für die Küche erhalten wird, kann er auch warme Speiſen genieſſen. Durch trokenes Brod iſt endlich auch für ſeine Geſundheit geſorgt, da im Gegentheile das feuchte Brod nachtheilig auf die Geſundheit wirkt, beſonders die Blähungen befördert.

Troken Brod macht Wangen roth;
Feuchtes Brod bringt frühen Tod.

Ueber die heutige Volksarmuth.

(Aus einem Briefe.)

Lieber Eduard!

Werde nicht ungeduldig, wenn ich Deinen Brief widerlege, vielleicht in einer Länge, wie ſie Scott und Redgauntlet niederlegt. Ich bin der Ueberzeugung, daß das Volk — nicht aber die Geldvermehrungs-Künſtler, Wucherer, Groſſen und Mächtigen — ärmer ſey, als es in einer frühern Zeit verhältnißmäſſig war. Wenige im Volke haben Vorrath an Geld, deſſen ſonſt Dienſtboten mehr hatten; vielmehr hat man allerſeits Schulden, welche als Paſſivſtand in den Schuld- und Hypothek-Büchern eine furchtbare Summe geben; die öffentlichen Bekanntmachungen, namentlich die Gant-Sachen, ſind ein amtlicher Beweis, der mit Ausnahme der Zeit nach dem weſtphäliſchen Frieden, in neuerer Zeit nie ſtärker war; die Güter werden aus Volksarmuth nicht ſelten zerſtükelt u. ſ. w., kurz, ſiehe um Dich, und Du wirſt ganz meiner Meinung werden, aber nach und nach.

Mir liegt aber zunächſt am Herzen, Dir die Urſachen hier aus einander zu ſezen, ſo gut es mir eben in Bequemlichkeit gelingt.

Vor Allem ſind es die hohen Staatsabgaben, welche Unterthanen noch immer in einer Weiſe beläſtigen, als wäre Kriegszeit. Das bezieht ſich freilich nicht auf manche Länder z. B. Bayern; auch hängt das nicht ſo ſehr von dem Willen der Herrſcher, als auch von andern Dingen z. B. dem bewaffneten Frieden der neueſten Tage ab; aber jedenfalls bleibt Das doch auch eine Urſache. Kommt noch irgendwo hinzu, daß die Angeſtellten ſchlecht bezahlt, das Ausland vorbezugt und ein Stand übermäſſig begünſtiget wird, dann wehe dem Volke! das Verhältniß, worin eine Hand die andere waſchen kann, der Organismus hört auf, Zerſtörung tritt an die Stelle und Mißmuth bemächtiget ſich der Herzen.

Zweite Urſache der Volksarmuth iſt die ausgedehnte Kleiderpracht; eine Kleiderpracht, welche das Volk verarmt, und fremden Fabrikanten das Geld zuſchikt. Allgemein iſt der Wunſch nach einer Kleiderordnung, anders hilft nichts mehr. Es iſt unbeſchreiblich und unbegreiflich, wie namentlich die unteren Stände hierin alles Maß des Rechten und der Klugheit überſchreiten, als bräuchte kein Menſch mehr auch morgen und übermorgen noch Geld. Leichte Stoffe nehmen das Geld, und Reue — nebſt einem groſſen Gefolge von Sünden und Laſtern, die aus der allgemeinen

Modeſucht und Hoffart entſpringen — bleibt den alten übrig.

Ferner muß ich das Wohlleben anführen, welches ſich aller Geſchlechter und Bürgerklaſſen ſo ſehr bemächtiget hat und den Mäſſigkeits- und Waſſer-Anſtalten am Erſten zu widerſtehen vermöchten. Die vielen Geſellſchaften (Verſammlungen nach Statuten) ſind es namentlich, welche ſo verderblich auf das Volk in neuem Geſchmake einwirken; die zur Unthätigkeit reizen; die unſere Jugend frühreif für Genußſucht machen; die falſche Scham erzeugen und unterhalten — und die ein gar privilegirtes Mittel ſind, Armuth unter das Volk zu bringen. Die Aufklärung und andere Namen müſſen dann die Schuld tragen, wenn üble Folgen entſpringen; jene aber hat dabei keinen Eintritt, wo höchſtens Hände und Füſſe und einige Hundert Zähne und Flaſchen beſchäftiget ſind.

Ueberdieß muß auch die Unſittlichkeit, reſpekt. Wollüſtigkeit unſerer Tage mit angeführt; doch mag über dieſe Urſache beſſer geſchwiegen werden.

Auch die Prozeßſucht darf nicht ganz umgangen werden.

Den Schluß mache die Unſparſamkeit des Volkes, wofür Belehrung als Gegenmittel empfohlen wird. — — —

Du ſiehſt alſo, daß ich für meine Behauptung eine Menge Gründe hätte. Da ich aber auch noch zwei andere Punkte Deiner Zuſchrift zu erledigen habe, ſo mußte ich Manches verkürzen. Ich bitte mir aber jedenfalls Dein Urtheil über dieſen Gegenſtand aus, Dein freies Urtheil nemlich. — — —

(Das Uebrige paßt nicht für Veröffentlichung.)

Humoriſtiſches,

oder einige Prophezeiungen für das Jahr 842 à la Stöffler pro 1524, die, wenn ſie nicht eintreffen, gewiß ausbleiben.

Anno 1842 wird die Dezember-Kälte vom Jahre 1841 ſo lange anhalten, bis ſie aufhört.

Das Frühjahr wird größtentheils troken ſeyn, wenn es nicht naß wird.

Der Sommer verſpricht viel Fruchtbarkeit und Wärme, und kein Mißwachs und keine Kälte eintritt.

Der Herbſt bringt volle Scheunen und Weinfäſſer, wenn ſie nicht leer bleiben.

An Erdbeben, an vulkaniſchen Ausbrüchen, an Meeresſtürmen und an Ueberſchwemmungen, bereits von der Madame Natur anno 1841 — beſonders fürs Ausland — vorbereitet und elaborirt, wird es nicht fehlen, wenn nicht die Mönchsklöſter allenthalben um's Trillionenfache vermehrt werden, oder der Artikel der Gelehrten vom Jahre 1524: „daß die Erde nicht mehr erſäuft werden ſoll“ — einen Strich durch die Rechnung macht, oder wenn nicht das Ganze von ſelbſt unterbleibt.

Viele Krankheiten unter Menſchen und Vieh werden graſſiren,
Wenn Menſchen- und Thier-Aerzte ſchlecht und matt kuriren.

Ein beſonders günſtiges Jahr für heirathsluſtige Frauenzimmer wird das gegenwärtige Jahr 1842 ſeyn, wenn ſich die ledigen Herren und die Wittiber je zur Verehelichung entſchlieſſen können.

An einen Krieg iſt nicht zu denken, NB. da es Friede bleibt.

Sehr viele Groſſe werden das Jahr 1843 u. ſ. f. überleben, wenn ſie anno 1842 nicht ſterben.

Höchlich dürfen ſich heuer die Armen, beſonders die Hausarmen freuen, denn ſie werden alle reich werden, wenn die Reichen ihretwillen vorerſt arm werden wollen.

Billig wird man von 1842 an in den Leihhäuſern verſezen können, wenn die Zinſen-Prozente nicht ohne weiters erhöhet werden.

Mit der Kinder- und Jugend-Erziehung wird es beſonders anno 1842 vorwärts gehen, wenn des Jeſuiten Sattlers Sittenlehre eine neue Auflage erlebt.

Den Klein-Kinder-Bewahr-Anſtalten, und dem v. Kurz'ſchen Erziehungs- und Bildungs-Inſtitute für arme krüppelhafte Kinder darf man heuer auch gratuliren, heißt das, wenn ſich d' Leut' darum annehmen, und brav in die Armen-Renten-Anſtalt hineinzahlen.

Heuer treffen endlich einmal gewiß alle Kalender-Witterungs-Prophezeiungen ein, wenn ſie

nicht, aus Eigenſinn der dienſtungefälligen Natur, unterbleiben.

Von 1842 an, und für einige Zeit hin — wird ſich die Hagel-Aſſekuranz und die Feuerverſicherungs-Anſtalt von ſelbſt auflöſen, wenn es keinen Hagel, keinen Bliz und keine Feuersbrunſt mehr gibt.

Die Eiſenbahnenfahrtswägenwaſſerkeſſeln werden künftighin mit rothem Pfannenſalze eingeſalzen, und die Bahnſchienen mit warmer Aſche beſtreuet werden, damit es zur Winterszeit keine Stokungen mehr gibt.

An eine Holztheurung iſt nicht zu denken, wenn das Brenn- und Bauholz wohlfeiler wird, und man brav Torf ꝛc. brennt und die italieniſche Weidenpappel, die in 10—12 Jahren brauchbar ſeyn ſoll, anſtatt ſelbſt zu pflanzen, dem Ausländer abkauft, und überhaupt Alles verſäumt, was nüzlich wäre.

Glükauf! ihr verdienſtvolle Inländer, heißt das, wenn die Ausländer nicht noch fernerhin vorgehen.

Was dem Stöfler anno 1524 mit dem Jüngſten-Tage nicht gelungen hat, das gelingt gewiß einmal einem ſeiner Nachfolger.

Von nun an wird man wenig mehr von den ſogenannten Kammerjägern, aber deſto mehr von Kammerjägerinnen hören.

O hochglükſeliges Neujahr 1842! Alle böſen Weiber werden heuer fromm werden, und — was noch weit mehr iſt — es wird in Zukunft gar kein böſes Weib mehr geben; denn der Einſender dieſer hier erſichtlichen und unfehlbar wahr werdenden Prophezeiungen, hat nach einer mehr als acht und zwanzig jährigen Eheſtands-Praxis, freilich mit ſchweren, ſich auf mehrere Tauſend Gulden belaufenden Unkoſten — endlich und Gottlob! zum Heile der Menſchheit das unfehlbare Arkanum entdekt, alle böſe Weiber fromm zu machen; und er wird, aber erſt 8—9000 Jahre nach ſeinem Tode, um bei ſeinen Lebenszeiten des Lebens — und nach ſeinem Tode der ewigen Ruhe ſicher und verſichert zu ſeyn, dieſes Arkanum öffentlich bekannt machen.

Schrieb's beim Sonnen-Untergang des alten Jahres 1841 am 1. des künftigen Monats Jäner 1842 zwiſchen Schwabing und Gieſing und auſſerhalb München. X. Y. Z.

Traktations-Käſtlein

von

Konſtantin Gernbrod,

emert. Supplikanten.

(Erſte Dekade.)

Nro. 2.

Wer weiſe werden will, muß mit der Zeit für Erholung höchſt ſparſam ſeyn.

Die Tage, welche uns die weiſe Vorſehung für dieſes leidensreiche Leben, den Vorbereitungs-Ort für ein ewiges Ernten, nach unerforſchlichen Rathſchlüſſen zugemeſſen hat, ſind ſehr zahlarm. Es ſind Wenige, welche 70, 80 und einige Jahre darüber erreichen. Die meiſten Menſchen ſterben im Kindes- oder Jünglingsalter; der Eine friedlich, ein Anderer mit gewaltſamen Methoden. Am Beſten fährt, wer die vollendetſte Seele dem Herrn dadurch entgegenführt, daß er an ſeinem Leibe wenigſt verdarb, ſeine Seele aber auf eine ſehr hohe Stufe von Einſicht und zwar unter Edelmuth und guten Thaten gebracht hat — kurz, wer Weisheit erlangte. Um weiſe zu werden — Anlage und Mittel unberükſichtigt — muß man aber zeitgeizig, der einzig erlaubte Geiz, lebenslang geweſen ſeyn.

Beweis.

Des Wiſſens iſt zu viel im Vergleiche zum kurzen Leben. Betrachten wir nur einige Theile menſchlichen Wiſſens — welcher Zeit bedürfen wir zu deren Aneignung! Zum Beiſpiele die Sprachen, die mahematiſchen Wiſſenſchaften und Künſte, die Geſchichte, die Philoſophie, die Brodfächer, (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) ꝛc. ſind bereits ſo ausgedehnt, daß das Leben kaum zur gründlichen Erfaſſung eines einzigen der genannten Fächer hinreichend ſeyn kann.

Man wird dagegen Bedenken führen; wohlan! Der achtzigjährige Greis hat erſt ungefähr

24 Jahre gelebt, d. h., gewirkt. Alles Uebrige abſorbirten Kindheit, Krankheit, Schlaf, Erholung, Müſſiggang, Unverantwortlichkeit. Nun, wo iſt Der, welcher ſich zu ſagen getraut, in 24 Jahren einen groſſen Theil unſerer Wiſſenſchaften erfaſſen, verdauen und nuzbringend machen zu können? Bei wie Vielen treten die glüklichen Anlagen, die äuſſern Umſtände und die erforderlichen Gelegenheiten hinzu? —

Iſt aber darum doch nicht zu verzweifeln. Das Hauptrezipe iſt und bleibt immer

a) unermüdeter Fleiß, und zwar in

b) möglichſter Sparſamkeit mit der Zeit.

Der Fleiß gleicht einem Boten. So wie er gehen und berichten, ein Zweiter aber ſchneller gehen und richtiger berichten kann; eben ſo iſt's mit dem Fleiſſe. Der Roßkäfer und die Biene fallen vielleicht Manchem bei. Der Fleiſſige muß alſo längſt mit ſich einig ſeyn, und die Zeit für Erholung muß er mehr ernſt, als freundlich empfangen.

Erholung und Würze dürfen nie in Reichlichkeit genoſſen werden. Sie mögen ſchmeken, das Herz entzüken, wie Wein und Leidenſchaft — aber zum Heile führt Derlei nimmermehr, vielmehr zu Schwächen und Untergang.

Wer ſich einmal an feſtgeſezte Anſtrengung, dem zuverläſſigſten Lebensverlängerungsmittel, gewöhnt hat, wird nicht uns entgegenſprechen. Auch Hufeland nennt Thätigkeit eine Mutter der Geſundheit; die Jugend ſichert ſie auch vor Verirrungen anderer Art.

Möchten namentlich junge Leute dieſe unſere Wahrheit beherzigen! Sie bedürfen der ernſtlichen Thätigkeit, wenn ſie glüklich werden und bleiben wollen. Der Menſch iſt zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fluge — und die heilige Schriſt log noch mit keinem Worte.

Sehet um euch, freundliche Leſer! ſo werdet ihr finden, daß viele von den Unglüklichen, welche entweder bürgerlich arm, oder politiſch verlaſſen, ſich es ſelbſt zuzuſchreiben haben, was ſie leiden; weil ſie nicht mit derjenigen Anſtrengung arbeiten zu können glaubten, welche für Verbeſſerung ihrer Verhältniſſe nothwendig war.

Ueber Eiſenbahn-Anlagen.

Noch vor nicht langer Zeit gab es in Deutſchland Leute, welche alle Eiſenbahn-Anlagen bekämpften; wenn es hoch kam, gaben ſie zu, daß für England ſolche Anlagen paſſiren möchten, für Deutſchland aber fanden ſie dieſelben abſolut überflüſſig. Sie betrachteten dieſes Inſtitut für England, wie wenn die Engländer dieſes Uebel, weil es einmal vorhanden, wie den Nebel und Steinkohlenſtaub ſich gefallen laſſen müßten; die wollten aber nicht einſehen, daß es für uns Deutſche, die wir, wenn auch ſicher, doch immer langſam vorwärts gehen, erſprießlich ſeyn könnte, mit Sturmesſchnelle Länder zu durchfahren. Wenn dieſe Widerſacher der Eiſenbahnen verſtummt und jezt zum Theile dafür enthuſiasmirt ſind, ſo iſt doch ein groſſer Ueberfluß an Leuten noch vorhanden, die da nicht begreifen können, wo alles Das, was in unſerer Zeit geſchieht, ſein Ende finden ſoll. Aber dieſe Meinung war von jeher ſo. Als die Poſtwagen, die in damaliger Zeit den jüngſten Tag nicht mehr fern (am Meiſten hatten wohl Die dieß zu glauben Urſache, welche wirklich damit fuhren), und als nun gar die in Federn hängenden Schnell-Poſten noch 45 Minuten zur Zurüklegung der Meile brauchen, errichtet wurden, glaubte man das Nonplusultra in der Schnelligkeit der Beförderung erreicht.

Beſchleunigung und Freiheit des Verkehrs iſt Beförderung des Verkehrs; der Verkehr ſelbſt aber hat das Erwerben zum Zweke. Welcher Staat ſteht daher wohl beſſer, wie der, welcher das Erwerben begünſtigt und das Erworbene beſteuert. Der Statt aber, welcher den Verkehr hemmt oder belaſtet, ſtört oder beſchwert den Verkehr und hemmt den Erwerb. — England ſieht in der Dampfſchiffahrt, den Eiſenbahnen und den Poſtreformen die Vermehrung des Verkehrs. Leidet auch der Staatshaushalt, wie das bei der Poſtreform durch Zahlen nachgewieſen iſt, an Einnahme; verliert alſo der Staat, das Inſtitut, indem allen Einzelnen der Gewinn zugewieſen wird: ſo dekt das Volk, wo das Miniſterium genöthigt iſt, dem Parlament bei der Rechnungsablage den

Ausfall zu eröffnen, mit Freuden das Deficit, weil es den Vortheil ſchon in Händen hat. In England hat man den Muth, beſtehende Staats-Einkünfte aufzugeben, die den Verkehr hemmen; man hat aber auch Scheu, die Mittel zum Erwerbe, wie überhaupt, ſo auch durch Steuern zu beeinträchtigen, und beſteuert vielmehr den Erwerb. Und nichts iſt gewiß leichter einzuſehen, als Das, daß das Erworbene Steuern geben kann; daß es aber keinen gröſſeren Fehlgriff gibt als die Mittel und Wege zum Erwerbe zu beſteuern. Man braucht kein National-Oekonom zu ſeyn, um zu begreifen, daß die Induſtrie und der Handel die Haupthebel des National-Reichthums ſind. Die Eiſenbahnen aber ſind als Verkehrs-Erleichterungen Beförderungsmittel der Induſtrie und des Handels; und wenn man weiß, daß der Welthandel nicht darin beſteht, die vor dem Thore wachſenden Produkte in der Stadt zu verkaufen, wenn man den mächtigen Einfluß des Völkerverkehrs auf öffentlichen Wohlſtand und Civiliſation nicht vergißt, und wenn man bei den Chauſſeen ein nahes Beiſpiel der Zunahme des Verkehrs gegen die Zeiten hat, wo die Wege noch durch Sandwüſten und Knüppeldämme gingen; ſollte man dann glauben, daß eine Staatsregirung den Eiſenbahnen noch entgegen ſeyn kann, namentlich nachdem ſie erfunden ſind? Wer in den Eiſenbahnen nicht ein mächtiges Mittel der Verkehrs-Beförderung und folglich der Mehrung des Volks-Wohlſtandes ſieht, kennt nicht das A B C ihres Zwekes und ihrer Folgen für den Einzelnen und durch die Einzelnen für den Staat.

Eiſenbahnen nach Berlin und München.

Aus Berlin wird geſchrieben: Immer näher rükt der folgenreiche Moment, wo die Reſidenz der preuſſiſchen Monarchie der Centralpunkt eines nach allen Richtungen hin ausgedehnten Eiſenbahn-Nezes wird. Auſſer der Verbindung mit Leipzig über Magdeburg nimmt zunächſt die Verbindung nach Norden mit der wichtigen Oſtſee-Handelsſtadt Stettin die meiſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch. An dieſer Bahn iſt ſeit dem 3. Auguſt 1840 raſtlos gearbeitet worden, und von der Geſammt-Länge, die ſich auf 35,200 preuſſiſche Ruthen (etwas mehr als 17 Meilen oder 34 Stunden) beläuft, ſind bereits 1934 Ruthen vollendet, während 3540 laufende Ruthen in Arbeit ſtanden. Die Staatszeitung vom 7. September v. Js. gibt darüber einen ausführlichen Bericht, daß die Beſchaffenheit des Terrains weit gröſſere Schwierigkeiten, in Folge des häufigen Moorbodens und der vielen kleinen Flußthäler, darbietet, als auf den benachbarten Eiſenbahnen. Dieß wird zur Genüge dadurch beſtätigt, daß mehr als 39 gröſſere Brüken und Durchläſſe und etwa 12 Ueberbrüken erforderlich ſeyn werden. Die wahrſcheinliche Zeit der Vollendung der Bahn iſt noch nicht angegeben, gewiß aber iſt es, daß bereits im nächſten Jahre eine anſehnliche Streke wird befahren werden können.

Leiſtungen eines Pferdes.

Ein Pferd kann ziehen: auf thonigem Wege oder Lehmboden 300 Pfund, auf gewöhnlich ſteinigem Boden 600, auf bekieſtem Wege 1300, auf bekieſtem und eben gefahrenem Wege 1600 Pfund, auf gepflaſterter Straſſe 2000, auf gut unterhaltenem Kieswege 2200—2400, auf ſehr gutem Pflaſter 2800—3000, auf einer Stein-Bahn 3600, vorausgeſezt, daß dieſe horizontal iſt; da aber dieſes nicht immer Statt findet, ſo können auf ein Pferd nicht mehr als 1800—2000 Pfund gerechnet werden. Auf einer Eiſenbahn von 3 Prozent Steigung zieht es 2200—2400 Pfund, mit 2 Prozent Steigung 3000—3200, mit 1 Prozent Steigung 5000, auf einer horizontalen Bahn 15.000—16,000; da aber auf einer Eiſenbahn eben ſo gut Neigung und Steigung wie auf andern Straſſen abwechſeln, ſo kann man auf ein Pfund nur 12,000—14,000 Pfd. rechnen. Auf einem Fluſſe, wo die Strömung ziemlich raſch iſt, zieht ein Pferd gewöhnlich 15,000 bis 16,000, bei ſchwacher Strömung 55,000 bis 60,000, und auf einem Kanale 160.000 bis 170,000 Pfund. Zu bemerken iſt jedoch, daß bei Schiffen die Pferde nicht 4000 Meter

pr. Stunde wie auf der Landſtraſſe zurüklegen, ſondern nur 2800—3500, ſo daß alſo obige Zahlen dadurch reduzirt werden müſſen. Für den erſtern Fall beträgt alſo die mittlere Ladung für ein Pferd 10,000—12,000 Pfund, für den zweiten 36,000—40,000, für den dritten 110,000 bis 120,000 Pfund. Auf einem Kanale zieht alſo ein Pferd 400 Mal mehr, als auf einem ſchlecht unterhaltenen Feldwege, 60 Mal mehr als auf einer guten Landſtraſſe, und 12 Mal mehr als auf einer Eiſenbahn.

Akerbau- oder Fabrik-Staaten?

London, 14. Dezbr. Wichtiger als alle Zeitungs-Debatten iſt die von Tag zu Tag grauſenhafter werdende Noth der Fabrikarbeiter. Für die Herren Utilentarier, welche Deutſchland über Nacht in ein „Fabrikparadis“ zu verwandeln wünſchen, angeblich „damit das Land reich werde“ — d. h., daß einige hundert Menſchen Mammon ſammeln auf Koſten von Tauſenden entwürdigter Mitmenſchen, und damit der ſelbſtſtändige Gewerbsmann, die alte Kraft der deutſchen Städte, mehr und mehr dem elenden Fabrikſklaven den Plaz räume — liegt in der Erfahrung Englands eine inhaltſchwere Warnung.

Der Winter vor hundert Jahren.

In einer ſchleſiſchen Chronik leſen wir: Es hat wohl nie einen ſtrengern Winter gegeben, als der verfloſſene von 1740—1741 war. Kein Zimmer war bei uns zu verheizen, während der Ofen glühte, fror die Flüſſigkeit am nahen Fenſter zu Eis. Wer dem ſchneidenden Winde nur tauſend Schritte weit entgegen ging, war an allen Gliedern erſtarrt und lahm, und bekam Blaſen im Geſichte, welche nur dann vergingen, wenn man ſie lange mit Schnee einrieb. Waſſer vom dritten Stokwerk heruntergegoſſen, langte als klingender Eiszapfen am Boden an; ſelbſt der Speichel, den man im Freien auswarf, gefror, ehe er die Erde erreichte. Todtengräber mußten erſt ein groſſes Feuer über dem Plaze anzünden, wo ſie ein Grab aufmachen wollten, denn die Erde war über drei Ellen tief zu Stein gefroren. Waſſer-Röhren, die nicht über drei Fuß tief lagen, froren ein und zerſprangen wie faſt alle andern Behälter irgend einer Flüſſigkeit. In Böhmen und Mähren froren alle Teiche bis zum Grunde, und um die armen Fiſche war es geſchehen. Rinder und Schafe erfroren in den Ställen, das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft. In Schweden erfroren über 3000 Perſonen, in Ungarn über 80,000 Ochſen. Die Luſtbarkeiten der Faſtnacht wurden faſt überall in Schreken und Traurigkeit verwandelt.

Aber nichts iſt dieſe Kälte gegen die innerhalb des Polarkreiſes bis zum Punkte des Nord-Pols, wo das Grauſen des Klimas von Grad zu Grad ſteigt.

In jenen fürchterlichen Zonen,
Wo ewig Froſt und Stürme wohnen.

Im Winter ſind in der Nähe dieſes Kreiſes die Nebel oft ſo dicht, daß man kaum drei Schritte weit ſehen kann und dieſe treten gewöhnlich augenbliklich ein. Die Waldung iſt durchaus krüppelhaft. In Grönland kriecht die Weide ſogar nur noch wie Heidekraut fort. Schon bei Archangel, noch auſſerhalb des Polarkreiſes, wollen die Erdäpfel und der Apfelbaum ſo behandelt ſeyn, wie bei uns die Orange.

Unter dem Pole ſelbſt iſt vielleicht das Klima das beſtändigſte; dort herrſcht ein Winter, der alle unſere Begriffe und Vorſtellungen überſteigt, furchtbar und ewig!

Sogar um Jakutzk thaut die Erde mitten im Sommer nur 2 bis 3 Fuß tief auf. Man wollte einen Brunnen graben, aber bis 10 Klafter tief war die Erde gefroren, an Finden des flüſſigen Waſſers war gar nicht zu denken. In den meiſten Handelspläzen Nordamerikas von 50 bis 56 Grad Nordbreite, kann man gar keinen Brunnen mehr graben.

Nüzliche Mitthilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Rabbiniſche Gröſſe des Gottes Jehovah.

Von der ganzen Gröſſe des Gottes Jehovah haben die heiligen Rabbiner durch den groſſen Fürſten des Zeugniſſes, Metatron, den Engel der Herrlichkeit, folgende Beſchreibung erhalten. Nach dieſer beträgt die ganze Gröſſe Gottes — 2,360,000,000 Meilen.

240,000,000 Meilen vom Halſe bis zur Hüſte.
190,000,000 Meilen von der Knieſcheibe bis zu Ferſe.
160,000 000 Meilen von einer Schulter zur andern.
130,000.000 Meilen die Länge des Halſes.
120,000,000 Meilen jeder Finger lang.
770,000 Meilen vom rechten bis zum linken Arme.
600.000 Meilen die Krone auf ſeinem Haupte.
300,000 Meilen vom rechten bis zum linken Augapfel.
220,000 Meilen iſt jede Hand groß.
190.000 Meilen ſind die Füſſe lang.
121,800 Meilen von der Knieſcheibe bis zur Hüſte.
30,000 Meilen iſt die Hirnſchale lang und breit.
30,000 Meilen ſind die Fußſohlen hoch.
11,500 Meilen iſt das Schwarze in jedem Auge groß.
11,500 Meilen iſt ſein Bart lang u. ſ. w.

Daher tragen die Juden Bärte.

Das iſt gewiß ein reſpektabler Gott, der mit Recht der groſſe, gewaltige und erſchrekliche Gott genannt wird. Er wird aber noch erſchreklicher, wenn man bedenkt, daß dieſe Meilen keine deutſchen Meilen, ſondern Gottesmeilen ſind. Und eine Meile Gottes iſt eine Million Ellen lang. Seine Elle hält vier Spanne und eine Hand breit; und ſeine Spanne geht von einem Ende der Welt bis zum andern!!

Fürchterliche Rechnung.

Wenn ich Jemanden binnen 24 Stunden, in jeder Stunde Etwas, nemlich in der erſten Stunde nur 1 Pfennig, in der zweiten 2 Pfennig, in der dritten 4 Pfennige und ſo in jeder folgenden Stunde die Summe der vorhergehenden allemal doppelt bezahle, ſo kommt eine ungeheure Summe heraus. Nemlich 16,777,215 Pfennige = 69,905 Gulden 15 Kreuzer.

Wer pränumerirt?

In Havannah iſt eine neue Zeitſchrift unter originellen Subſkriptions-Bedingungen angekündigt. Der Subſkriptionspreis iſt jährlich 6 Thaler, wovon 2 für das Werk bezahlt werden, die übrigen 4 aber ein Depoſit des Subſkribenten ſind, das 6 Prozent Intereſſen trägt. Derjenige, welcher 12 Jahre Subſkribent iſt, erhält nach Ablauf dieſer Zeit wieder ſeine 72 Thaler, und alſo das Ganze umſonſt. —

Nachzuahmen.

In Belgien hat ſich ein Verein der Schneidermeiſter gegen die ſchlechten Bezahler gebildet. Jeder Theilnehmer liefert ein Verzeichniß ſeiner ſchlechten Kunden, und für die auf dieſem Wege in Verruf erklärten Perſonen wird Nichts eher gearbeitet, als bis ſie ihre alten Schulden bezahlt haben. —

Im Verlage der literariſch artiſtiſchen Anſtalt in München iſt erſchienen und durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen — ein auf Veranlaſſung und mit beſonderer Unterſtüzung Sr. K. Hoheit des Kronprinzen von Bayern herausgegebener ſehr empfehlenswerther

Kalender auf das Jahr 1842.

Dieſer Kalender, mit Beiträgen ſtatiſtiſchen, gemeinnüzigen und poetiſchen Inhalts von mehreren der bedeutendſten Männer Deutſchlands und mit vielen Holzſchnitten nach Cornelius, Kaulbach, Schnorr, Neureuther und Andern, hat das größte Quartformat und zeichnet ſich vor allen bis jezt bekannten Kalendern auf mannigfache Art aus. Obwohl nun der Preis für denſelben ſammt Stempel 1 fl. 3 kr. beträgt, ſoll ſich doch Niemand abhalten laſſen, ſich ihn als einen ſehr nüzlichen Haus-Schaz beizuſchaffen, und wird es auch gewiß nicht bereuen, da dieſer Kalender, abſonderlich wenn er erſt zu mehreren Jahrgängen wird angewachſen ſeyn, eine reichhaltige Bibliotvek bildet, die ganz dazu geeignet iſt, uns mit den gemeinnüzigſten Kenntniſſen für das Leben ſowohl, als dem Schönſten, was im Fortſchritte der Kunſt und Poeſie liegt, aus älterer und neuerer Zeit, vollſtändig vertraut zu machen. Wer patriotiſchen Sion für die Abſicht hat, Volksbildung und Nationalwohl zu befördern, wird dazu nicht wirkſamer, als durch Verbreitung dieſes Kalenders beitragen können. Möge dieſe Anzeige nicht unter dem Wort-Schalle alltäglicher verhallen!

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro 3. 15. Jäner 1842.

Inhalt: Zehn Aphorismen über die unbeſchreiblichen Verdienſte der chriſtkatholiſchen Kirche um Handel und Verkehr. — Wichtigkeit den Induſtrie. — Traktations-Käſtlein. — Kleine Urſachen, groſſe Wirkungen.

Zehn Aphorismen

über die unbeſchreiblichen Verdienſte der chriſtkatholiſchen Kirche um Handel und Verkehr.

1.

Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, hat ſeine Kirche auf Erden geſtiftet, daß dieſe heilige Anſtalt unter dem beſtändigen und unantaſtbaren Beiſtande des heiligen Geiſtes die vom Himmel als größte und ewig wahre Lehre rein erhalte und an alle Enden der Welt verbreite, Dem zufolge Alles anordne, was ihr ſelbſt gut und den ſämmtlichen Gläubigen aller Zonen heilſam ſey; zugleich Alles leite, liebvoll, ernſt und ſtrenge leite, was Nachtheile, Hinderniſſe und Gefahren entfernen kann. Dieß iſt der Geiſt der heiligen Schrift oder Bibel, klar ausgeſprochen, dieſe Machtvollkommenheit in der Einſezung des heiligen Petrus und ſeiner Nachfolger als unumſtößliche Richtſchnur angegeben. Als ſolch erhabene Anſtalt hat ſie ſich auch ſeit vielen Jahrhunderten ſchönſtens bewährt, und nur für boshafte Widerſacher oder blinde Lebensgenieſſer bedürften dieſe Angaben nähere Beweiſe und fernere Nachweiſe.

2.

Bei ihrem heiligen, verdienſtvollen und umfaſſenden Wirken ſteht die treue Kirche Chriſti, repräſentirt in den heiligen Vätern zu Rom, und ſehen die unermüdlichen Prälaten auf den Erz- und Biſchöfeſizen aller Länder auch auf Anderes mit väterlichem Wohlwollen; denn die Liebe iſt, wie der Weltapoſtel ſagt (I. Kor. XIII, 4. u. ff.), langmüthig und gütig, ſie iſt nicht neidiſch, ſie handelt nicht wider den Wohlſtand und ſucht nicht ihren eigenen Nuzen, freut ſich auch nicht über die Ungerechtigkeit, ſondern über die Wahrheit. — Den irdiſchen Gütern für ihre Perſonen ſelbſt keineswegs hold, vielmehr Armuth, Enthaltſamkeit, Einſchränkung in Dem, was Irdiſchgeſinnte als unabweisliche Bedürfniſſe ausgeben und mit fortgeſeztem Streben anſprechen, lieben und üben; ſelbſt Augen und Herzen immer nach Oben richtend und um Gnade für alle chriſtlich-frommen Seelen zum Vater der Weisheit und Liebe flehend; ſelbſt nur Tugenden übend und ſchüzend: wiſſen alle Jene doch nur zu ſehr, daß der gewöhnliche Menſch auch mancherlei Bedürfniſſe habe, und wünſchen herzlich, daß viele ihrer Gläubigen auch wohlhabend werden, weil mit dieſem Vermögen ſo ſchöne Thaten geübt, ſo wohlthätige Anſtalten begründet, ſo viele Nothleidende unterſtüzt, ſo Viele vor Beſtechung und Verführung geſichert, ſo Manche in der geiſtlichen Ausbildung gehoben werden können. Die ſämmtliche katholiſche Prieſterſchaft räth daher ſo oft und ſo eindringend zum Almoſengeben, ſelbſt mit dem glänzendſten Beiſpiele vorangehend, und ſezt nur die einzige Conditio sine qua non alles Güter-Erwerbens, daß dabei keine der Pflichten, heiſſen ſie Rechtlichkeit oder wie immer, verlezt werde, da die Seele der Schäze wegen nicht zu Grunde gehen ſoll. Wie ſehr dieſe Stimme der nach Mildthätigkeit Rufenden von gehorſamen Gläubigen gehört werde, wodurch ſo vielen nach Belehrung und Gottesdienſt ſchmachtenden Mitmenſchen endlich Erhörung gewährt worden iſt, darüber vergleiche man zunächſt die „Annalen der Verbreitung des Glaubens“!

3.

Die katholiſche Kirche, ein ſtarker und ſchüzender Fels der Wahrheit und eine Leuchte gegen die Blindheit der Sünde, hat vorzüglich auf Ein

Mittel der Wohlſtands-Erwerbung, auf Handel und Verkehr ſeit Jahrhunderten höchſt wohlthätig eingewirkt; aber ſie hat es nicht gethan der eitlen Ehre, oder des Rühmens, oder anderer derlei Motive wegen; nein, durchaus nicht. Jhre mehr oder minder direkte und jedenfalls milde Einwirkung auf den Handel und Unterſtüzung des Verkehres geſchah rein in Liebe und Weisheit, im Intereſſe des Menſchenwohles, des Seelenglükes, des Erbarmens und der Nachſicht. Sie hat eingewirkt, wie kein anderer Stand der menſchlichen Geſellſchaft, wie keine andere Anſtalt auf Erden. Wer ſich in rechter Verfaſſung befindet und im groſſen Welten-Tempel und im Völker-Verkehre genau umſieht, der findet eine feſte und ſchmukloſe Säule, eine ehrwürdige Stüze, einen blinkenden Edelſtein — es iſt die Mitwirkung, ja, die oft einzige Hülfe in Hebung des Handes und Verkehres, welche von der katholiſchen Kirche, vom römiſchen Papſtſtuhle an bis zum unbepfründeten Gottesdiener ausgegangen iſt und auch noch in künftigen Tagen, da all Das nicht menſchliche Laune war und iſt, ausgehen wird. Und in unſeren Tagen, in denen nach wichtigen Erfindungen und Fortſchritten in dieſer Beziehung ein intereſſanter Aufſchwung nicht zu verkennen iſt, wird eine hier ſkizzirt angegebene Aufzählung des mildthätigen Kirchenfleiſſes auf die Handelswelt nicht als läſtiger Zuſaz zu dieſen empfehlenswerthen und lebenskräftigen Blättern aufgenommen, nicht als ſolcher ausgegeben werden.

4.

Einen Haupteinfluß auf das Gedeihen eines gediegenen Verkehres übte die chriſtkatholiſche Kirche dadurch aus, daß ſie die Gerechtigkeit in allen ihren Handlungen, Lehren, Beſtimmungen und Anordnungen hervorhob, vielmehr aufrecht erhielt. Was wären Handel und Verkehr ohne Gerechtigkeit in Maß und Gewicht, in Bezahlung und Austauſch, in Brieferei und Verrechnung? Wenn daher — kleine Uebervortheilungen, einzelne Fallimente und unwichtigere Verfälſchungen abgerechnet — im Allgemeinen und in der gröſſeren Anzahl ſich der Handel befeſtigte, das gegenſeitige Handelsvertrauen ſich begründete, gewiſſenhafte Verrechnung — ich nenne nur das Motto „Cum Deo" auf manchen Handelsbüchern, und das wenigſtens durch ganz Deutſchland übliche Vorenthalten von Atteſten untreuer Commis — Obſervanz ward, ſo iſt es die katholiſche Kirche, welcher dieſes ſchöne Verdienſt unſtreitig gebührt, und welcher Zuſtand ohne deren Vermittlung ſchwerlich exiſtirte. Iſt vielleicht in der Gegenwart dieſe moraliſche Haltung im Abnehmen, ſo liegt der Grund im ſittlichen Verderben der Zeit (in der geſunkenen häuslichen Erziehung ſollte man eigentlich ſagen), nicht aber in einer Schwäche der Kirche, welche vielleicht ſeit 300 Jahren nie einiger und kräftiger geweſen iſt, als in unſern ſo inhaltsreichen Tagen des öffentlichen Lebens und des induſtriellen Völkerzuſtandes.

5.

Nach dem Beiſpiele der chriſtkatholiſchen Kirche und auf ihr eindringliches Ermahnen haben es ſich auch die katholiſchen weltlichen Obrigkeiten von jeher ſehr angelegen ſeyn laſſen, in ihren Geſezgebungen die Moralität, nicht blos die ſogenannte vernünftige Tendenz, aufzunehmen. Alle Wechſel-Ordnungen haben demnach z. B. den Sonn- und die Feſttage der Chriſten, ſelbſt den Sabbath der Juden, ſo ſehr feiern laſſen, daß Acceptation ꝛc. von denſelben verboten iſt (man ſehe z. B. die Flügel'ſchen Courszettel von Dr. Friedleben); und ſo wurde eine feſte Haltung, ein gegenſeitiger Handelscharakter durch ſämmtlichen Verkehr, beſonders den höchſt wichtigen Großhandel, hervorgerufen und beobachtet, welcher offenbar von dem wohlthätigſten Einfluſſe war. Wie in Bezug auf den Handel, ſo auch in Rükſicht auf noch viele andere Theile der bürgerlichen Geſezgebung hat ſich die Wohlthätigkeit der kirchlichen Anordnungen in hohem Grade gezeigt, und von jeher die Bewunderung aller billigen und einſichtsvollen Denker erworben. Groſſe Geſchichtsſchreiber, z. B. Joh. v. Müller, haben dieſes auch anerkannt und in ihren Werken und Citaten geeignet hervorgehoben.

6.

Es würde uns zu weit führen, auch hat ſolches bereits gerechtere Anerkennung gefunden,

wollten wir die groſſen Verdienſte der katholiſchen Kirche zu Rom und in aller Welt anführen, welche ſie um Handel und Verkehr ſich erwarb in Bezug auf die Abſchaffung übler ſogenannter Rechte, auf die höchſt wichtigen Folgen für den Handel aus den Kreuzzügen, auf die Einleitung und Leitung einſchlägiger Verträge und Sozietäten, auf die Regulirung von Entdekungen und des Abſazes, durch die Sonntagsſperre, auf Anlegung von Straſſen und eigenen Handelswegen, Trokenlegung unpaſſirbarer Streken, Hebung der Kultur, namentlich der Künſte u. dgl.; darüber, d. h., über jeden dieſer Punkte mögen Gelehrte und Fähigere Werke liefern, das kann nicht Sache einer Zeitungsdarſtellung, noch weniger einer aphoriſtiſchen ſeyn. Aber Eines iſt noch zu erwähnen, wie nemlich überall auf wunderbare Weiſe dieſe beſcheidenen und liebevollen Winke der Kirche die ganze Menſchheit, ſogleich als Wohlthat ſie erkennend, durchdrungen und ſchnell und unaufhaltſam auf Alle bleibend gewirkt haben. Es iſt hierin die Gnade Gottes, das göttliche Prinzip, nicht zu verläugnen, es iſt dieß ein ſchöner und ſchlagenden Beweis der höheren Natur unſerer Mutterkirche. Möge dieſer Geiſt allenthalben und jederzeit hinlänglich und dankbar betrachtet werden!

7.

Das Fauſtrecht, jener unſelige Zuſtand des 9. bis 14. Jahrhunderts, war nicht nur dem Handel verderblich, es hat denſelben beinahe unterdrükt. Nur Verbindungen, wie die der Hanſe, und bewaffnete und theure Subſidien konnten dem Uebel einiger Maſſen wehren. Der geringere oder unbemitteltere Handelsmann entbehrte des Staats-Schuzes, konnte ſich nicht heben, durfte ſich nichts träumen von Sicherheit gegen Raubanfälle von Rittern und Räubern und Geſindel; froh mußte er ſeyn, wenn er mit Ablaſſung der Waaren, einer ſonderbaren Cessio bonorum, ſein Leben erkaufen konnte. Er durfte nicht nach dem kürzeſten und wohlfeilſten, nein, er mußte nach dem ſicherſten Wege fragen, ihn betreten; die von der Natur vorgezeichneten Wege lagen unbenüzt; der Straſſen viele beinahe öde, den Bezugsorten wurde kaum nachgeforſcht, es herrſchten Gewalts-Recht und Zagen! Da trat wieder die ſo oft geſchmähte Kirche ins Mittel und gebot dem Unrechte Halt. Die Bezeichnung des Geſezes als „Gottesfriede" iſt ſo angenehm als wichtig, und beſtand (Treuga Dei) darin, daß von Donnerstag bis Montag, dann im Advent und in der Faſtenzeit bei Strafe des Bannes alle Fehde und aller Streit unbegonnen und unausgeführt bleiben ſollte. Welche Wichtigkeit für Handel und Verkehr! Welches Beiſpiel gegen Unſicherheit! — Erſt nach Vorgang dieſer Verordnung, welche, wenn ſie auch nicht von allen Abenteurern und Ungeſezlichen befolgt wurde, doch groſſentheils durch Scheue von Ausübung der Rache und des Raubes abhielt, begannen auch deutſche Fürſten gegen das überhand nehmende Uebel anzukämpfen, und in dieſer Hinſicht verdienen bekanntlich mehrere bayeriſche Herzoge und der groſſe Kaiſer Max I. dankbare Erwähnung auf den Blättern der Geſchichte.

8.

Der Jude iſt ſeit Langem geborner Handelsmann; Juden erfanden die Wechſel und machten manche merkantiliſche Erfindung und originelle Einrichtung. Sie bemächtigten ſich gleichſam in früheren Zeiten des Handels, und obwohl ſchwer verfolgt und muthwillig behandelt, geplündert, als kaiſerliche Kammerknechte benüzt und mißbraucht, und dabei nie der geringſten bürgerlichen Freiheiten theilhaftig erklärt und gemacht; mußte man doch, an Gewandtheit zurük und an Bedürfniſſen vorwärts gerükt, die Märkte auf ihnen bequemere Tage verlegen! Ein groſſes Zeichen ihres unentbehrlichen Einfluſſes. Dieſe Leute nun, zerſtreut in alle Welt, ſo wichtig aber dennoch für Handel und Verkehr, dazu jedenfalls von Gott geſchaffene Menſchen, denen er ebenfalls ſeine Sonne ſcheinen und regnen läßt, machte geſezlich Papſt Alexander II. im Jahre 1068 p. Ch. N. aus Menſchlichkeit zu Menſchen, und zwar dadurch, daß er erklärte, es ſey nicht erlaubt, Juden umzubringen; denn damals hielt man Judenmorde für nicht Sünde, und unſere verehrlichen Leſer

werden ſich noch recht gut mit mir des verhängnißvollen Jahres 1831 erinnern, da die Juden hie und da verfolgt wurden, weil dummes Volk ſie für Brunnenvergifter hielt, alſo ſich rächen wollte, bis die klügere Obrigkeit wieder ihm das Handwerk legte. — Welchen Aufſchwung nun gab die katholiſche Kirche durch jene religiöſe Emanzipation eines handelsklugen und eifrigen Geſchlechtes damals dem Handelsſtande, da noch Gewerbe und Innungen träge und in Händen und Feſſeln unwiſſender Leute, vorurtheilsvoller Sprecher, theorieloſer Meiſter und altmodiſcher Genoſſen waren! Damals, als die Verkehrsmittel noch höchſt beſchränkt, die Induſtrie norm- und gefühllos, mit Ausnahme der Städter, wo ſelbſt die Pfahlbürger ſich vor Abgaben flüchteten, alle Unterſtüzung freier Thätigkeit fehlte und Alles ſchmerzlicher Armuth huldigte! Damals, als ſo Wenige aus innerm Antriebe und Facheinſicht ſich heben und unter Beſchränkten heben konnten; als auſſer der kirchlichen Belehrungen und kirchlichen (Kloſter-) Kunſt keine Seele Beiſpiele, Muſter, Modelle, Hülfsmittel und Grundſäze hergab! Damals half die Kirche durch dieſe wichtige Verordnung ungemein, hatte ſie gleichwohl zunächſt eine nähere, heiligere, menſchlichere Abſicht: Menſchen-Rettung. Sie war damals für die ganze Welt, was ſpäter der ewig verehrungswürdige Biſchof Las Caſas für die amerikaniſchen Wilden geworden war. Wir ſehen das Ecclesia praecedit wiederholt, und zwar in einem Vorgange mit dem ſchönſten und nüzlichſten Beiſpiele.

9.

Dadurch, daß die Kurfürſten — die drei Erzbiſchöfe zu Mainz, Trier und Köln (in neueſter Zeit welthiſtoriſch) an der Spize — das Münzrecht in der goldenen Bulle ſich bleibend erwarben, daß auch andere Fürſtbiſchöfe und Biſchöfe dieſes Regale lange übten, ward dem Verkehre in Deutſchland und den Nachbarſtaaten eine groſſe Nachhülfe kirchlicher Seite geſtattet, dafür muß man noch heut zu Tage dankbar ſeyn. Man muß nur in die Zeiten des Tauſches der unedlen Metalle und zu den heutigen Völkern des Salz- und Muſchel-Zahlens ſich verſezen können, überhaupt man muß — und das kann man doch an einem Beurtheiler mit Recht vorausſezen — nur in die Sachlage ſich denken können, ſo wird man begreifen, wie ſehr die höhere Geiſtlichkeit der Menſchheit nüzte, indem ſie rechtliche und geeignete Kaufsmittel vermehren half, nicht aus Intereſſe und Ehrgeiz, ſondern — wie in Allem — der guten Sache oder des Unterthanenglükes wegen geholfen hat. Dabei ging die Kunſt nicht leer aus. Schönſtes Gepräge ſuche man nur in den damaligen Kirchenmünzen; und ich ſah ſelbſt unter andern eine Münze, circa 1 fl. 12 kr. Silberwerthes, welche man zerſchrauben konnte und innen mit 24 Bildern auf Schuppenblättern verſehen war, welche erſt nach Auflegen des an ſich undeutlichen Mutterbildes die prächtigſten farbigen Figuren darſtellten. Es war Salzburger Geld. Auch die Legenden der kirchenfürſtlichen Münzen ſind nicht ohne Intereſſe und oft viel moraliſcher, als eine ſpäter ausgeprägte Justitia und Fides; denn manche ſpäteren Motti mochten unwillkürlich die Leſer an die bekannte Aufſchrift: „Sankt Florian, verſchon' mein Haus, zünd' andre an!" recht lebhaft erinnert haben. Doch, das Alles praetereundo und ohne Beleidigenwollen.

10.

Gott erwählt oft, ja meiſtentheils, gar geringe Werkzeuge zu ſeiner Verherrlichung, und hat ſogar ſeinen Sohn Jeſus Chriſtus ärmlichſt geboren werden laſſen. — Gerade zu einer Zeit, als die Richtung der Generationen auf Irdiſches, Fremdes, Materielles, oder wie man dieſes Mode-Kind taufen will, ſich hinneigte, ſtark hinneigte, da ließ Gott in einem einfachen und demüthigen Mönche eine Wiſſenſchaft entdeken und in die geſammte Handelswelt einführen, begründen und empfehlen, welche vom Handelsſtande allein hinreichend geſchäzt wird; Lukas von Burgo oder Paccioli erfand die doppelte italieniſche Buchhaltungskunſt im Jahre 1494 (gedrukt zu Venedig), wovon ein ſpäterer italieniſcher Schriftſteller ſagt: Libro caro e molto rimarcabile, ma già assai raro e sconosciuto. Man erlaſſe mir,

zu zeigen, wie wichtig eine geordnete, richtige vollkommene und allentſprechende Buchführungsmethode als Anweiſung und Ausführung dem Handel und Verkehre im Groſſen und Kleinen nachhalfen, wie alle ſpäteren Methoden und Verſuche ſich darauf bezogen und ſtüzten; wie in neueſter Zeit ſogar alle, auch die der Buchhändler, Landwirthe u. dgl. ſich nicht nur zu ihr ehrerbietig erkannten, ſondern ihr ganz ſich unterwarfen und von ihr Rath und Hülfe verlangten und fanden; es wäre dieß eine zu weite Epiſode einer ſkizzirten Abhandlung. — Aber ich kann nicht umgehen, wie im Vergleiche zur Buchhändlerwelt der Kaufmannsſtand, ſonſt das Muſter aller Handelsſtände, an Dankbarkeit zurükblieb. Man ſollte nemlich längſt ſchon dieſem ehrwürdigen Manne ein Monument geſezt haben; nach 3 Jahrhunderten doch! ☞ Drei Kreuzer!!! nur von jedem europäiſchen Handelsmanne wären erforderlich und hinreichend. Ein kleiner Beweis: Ich nehme an auf Europa 230 Millionen Einwohner und auf jede Million durchſchnittlich (auf 1000 Einwohner einen Handelsmann nur gerechnet! 1000 Individuen des Handelsſtandes, auf die 230 Millionen alſo 230,000 Perſonen (ohne Commis), und 230,000 Groſchen geben allerwelt 11,500 fl. Und dafür lieſſe ſich wenigſtens eine einfache Büſte ſezen. Das jedoch nur als Nebenſache.

• • •

Dieſe Gedanken, Erholung eines freien Tages, drängten ſich mir auf; ich gab ſie sine ira et studio. Etwas werden ſie nüzen, wenn auch nicht mein Wunſch: Anerkennung der kirchlichen Verdienſte um Handel und Verkehr unter allen chriſtlichen Staaten ſeit vielen Jahrhunderten — ſie werden auf dieſe Seite eines ſo ehrwürdigen und heiligen Inſtitutes aufmerkſamer machen.

J. P. B—l.

Wichtigkeit der Induſtrie.

So viel auch über Induſtrie und die materiellen Intereſſen unſerer Zeit geſchrieben wird, ſo gibt es doch im Verhältniſſe zur Geſammt-Bevölkerung eines Landes nur eine kleine Zahl Derer, welche die Wichtigkeit derſelben in ſtaatsökonomiſcher Bedeutung gehörig aufzufaſſen und zu würdigen vermögen. — Es bedarf der eingreifenden Worte mehr, um das groſſe Publikum, welches bisher ſich wenig um die induſtriellen Intereſſen bekümmerte, und denen auch die dazu gewidmeten Organe, als Repräſentanten einer großartigen Zeitentwikelung, fremd blieben — zu überzeugen, daß die Induſtrie gegenwärtig zu einer Macht von bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit herangewachſen ſey, das Wohlſeyn der geſammten Menſchheit erhalte, und den edelſten Regungen und Beſtrebungen derſelben diene.

Induſtrie iſt materielle Arbeit in jeder Geſtalt; ſie umfaßt Landwirthſchaft, Fabriken und Handel. Durch die Zahl der Menſchen, die der Akerbau beſchäftigt, durch den Werth der Produkte, die er liefert, durch den glüklichen Einfluß, den dieſelbe auf die Geſundheit des Leibes und der Seele ausübt, nimmt übrigens die Landwirthſchaft den erſten Rang ein.

Unzählige Thatſachen beweiſen, welchen Antheil die Induſtrie bereits an der Leitung der irdiſchen Dinge hat; überall bilden die Angelegenheiten der Induſtrie offenbar immer den wichtigſten Gegenſtand der Staatsverwaltungen.

Niemand kann ſich mehr über die Stellung täuſchen, welche die Induſtrie und der mit ihr verbundene Handel in der politiſchen und ſozialen Entwikelung unſerer Tage ſchon einnimmt und immer feſter behaupten wird. Die Richtung unſerer Zeit iſt das natürliche Ergebniß einer Fortentwikelung der früheren; ſie beklagen — hieſſe den natürlichen Gang der Dinge verkennen; ein Zurüktreten des Geiſtigen vor dem Materiellen zu fürchten, würde von Unkenntniß des Stand-Punktes, den die Wiſſenſchaft eingenommen hat, zeugen.

Traktations-Küſtlein
von
Konſtantin Gernbrod,
emert. Supplikanten.

(Erſte Dekade.)

Nro. 3.

Wie muß man es angehen, um mit den Mitmenſchen in Frieden zu leben?

Wenn Jeſus ſagte: „Friede ſey mit euch!“ wenn ſchon der weltliche Spruch: der Friede baut Häuſer (concordia res parvae crescunt) den Werth des Friedens in der Geſellſchaft beurkundet; ſo wollen wir nicht mehr über die Herrlichkeit der Friedlichkeit handeln, ſondern über die Art und Weiſe, wie wir ſie unter uns am Leichteſten aufrecht erhalten können. Wer Ohren hat, der höre alſo!

Wer in gedeihlichem und religiöſem Frieden mit den Seinigen, den Nachbarn und Bekannten leben will, ernſtlich und immer, der muß vier Punkte beobachten, nemlich: er muß friedlichen Charakters ſich befleiſſigen, muß verzeihen, muß gefällig ſeyn und ſchweigen können.

Näher erklärt, erſcheint Folgendes:

Man muß, will man in bürgerlichem Frieden leben, zu allererſt eines friedlichen Charakters ſich befleiſſen. Dem zufolge muß man ſich ſtets denken, daß Andere auch Recht haben können, daß man Dieſes oder Jenes nicht ſo übel meinte, daß Alles zweierlei Anſichten zulaſſe, daß man nicht wegen jeder Kleinigkeit zürnen ſolle, daß endlich der Zorn und das feindſelige Benehmen weit geringere Mittel zur Erreichung unſerer Ruhe und der Friedlichkeit ſind, als offenes Benehmen und Nachgiebigkeit. Leider entſcheidet ſchon hierin die allererſte Jugend. Kinder, welche es in der Schule ſchon ſtets auf Zank und Unfreundlichkeit gleichſam abſehen, ſind im ſpäteren Alter, beſonders wenn ſie etwas wohlhabend werden, unerträgliche Individuen. Ein neuer Beweis von der Wichtigkeit kluger häuslicher Erziehung und wahrer Richtung der Schulen, deren Werth leider zu ſinken ſcheint, indem man die Lehrer kaum genug an Anſehen und Einkommen hebt und unterſtüzt. Aber die traurigen Folgen werden nicht ausbleiben. Doch gibt es viele Fälle, neben welchen die ſo wünſchenswerthe Nachgiebigkeit groſſes Vergehen wäre, z. B. in Betreff von Uebergriffen an Rechten und Eigenthum. Da iſt nun Charakter und nöthigen Falls ernſter Kampf wünſchenswerth. Schlechte Menſchen in verſchiedenen Verwandlungen würden durch Güte nur ſchlechter gemacht. —

Man muß über dieß auch verzeihen können, wenn man wirklich ſollte ſchwer gekränkt worden ſeyn; ſey es durch Undank, durch böſe Abſicht, durch Muthwillen, in Aufreizung u. dgl. Leſet die ſchöne Stelle Chriſti, wo er räth, den Feinden Gutes zu thun; denn das iſt der rechte Weg. Wer nicht verzeihen kann, iſt ein unglüklicher Menſch, und es gibt wirklich Leute, die immer ſchmollen können. So Etwas iſt nicht Charakterſtärke, es iſt Bosheit und Verkehrtheit. Wem alſo um irdiſches Glük zu thun iſt, und wem wäre es nicht darum zu thun? der beherrſche ſeinen Mißmuth und verzeihe; es wird nur das erſte Mal etwas ſchwer ſeyn und es gibt mehrerlei Wege des Entgegenkommens und der allmähligen Ausſöhnung. Eine Tugend hat ihre Stadien.

Gefälligkeiten bis zu dem Kleinſten herab ſind ein herrliches Mittel, den bürgerlichen Frieden zu bewahren und zu erhöhen. Wer um Alles unterthänigſt gebeten, für Alles zehnfach bezahlt ſeyn will; wer ſich immer denkt, er bedürfe Anderer Hülfe nicht und Andere geben ihn nichts an — dem wird der Friede freilich nicht gelingen, und ſein Leben wird voll Sorgen und Hinderniſſe dahinfließen, damit man am Ende auf ſeinem Grabe ſagt, daß der N. N. ein abſcheulicher Menſch geweſen ſey. Will denn das nur ein Einziger? Ein Chriſt? Ein Vater? Gewiß nicht. Darum hindert die nothwendige Folge durch Gefälligkeit und Leutſeligkeit! Es thut euch ja ſelbſt wohl! —

Eine Hauptquelle der Unfriedlichkeit unter der Geſellſchaft der verſchiedenen Menſchen iſt endlich die Schwäzhaftigkeit und Ausplauderei. Will

man nicht ganz reinen Mund halten, ſo nenne man wenigſtens Niemanden, ſondern man helfe ſich mit den allgemeinen Formeln: „Ich habe gehört, man hat mir auch geſagt, vielleicht wird es bereits heiſſen u. ſ. w.“ Wer aber Etwas hört, in einer Stunde es behält und nach derſelben aus Unachtſamkeit und mißverſtandener Gefälligkeit wieder ausplaudert, ſo Einer verwikelt ſich immer mehr in Feindſchaft, zulezt aber wird er ſich einer gewiſſen Verachtung preisgegeben ſehen. Wir erhielten nicht umſonſt zwei Ohren und einen Mund. „Eure Rede ſey: Ja, ja — Nein, nein! und was darüber hinausgeht, iſt Sünde.“ So ſagt die heilige Schrift. Die größten Staatsmänner erreichten nur deßwegen das Größte, weil ſie äuſſerſt verſchwiegen waren. — Doch verwechsle man dieſe Schweigſamkeit nicht mit Verſtoktheit, Hartherzigkeit u. dgl.

Sohin iſt kurz gezeigt worden, wie man die ſchöne Friedlichkeit erhalten kann; es fehlt weiter Nichts mehr, als Befolgung von Allen, die ſolches bisher noch nicht gethan haben.

Kleine Urſachen — groſſe Wirkungen.

Die Spanier verdanken die Minen von Potoſi der zufälligen Entwurzelung eines Strauches. Ein Indianer, der ein Wild verfolgte, faßt an ein Geſträuch; der ſtarke Ruk löst die Wurzel, und ein kleines Stük Silber blizt aus der Erde hervor. Der Indianer nahm es mit ſich, kehrte häufig wieder, um die Fortſezungen abzuholen, und ſo wurden die reichſten Minen der Welt entdekt. —

Als der Prophet Mahommed im Berge Scher verſtekt war, lieſſen ſeine blutlechzenden Verfolger durch ein am Eingange ausgeſpanntes Spinnengewebe ſich täuſchen, und kehrten um.

Luther wäre ſicherlich ein Rechtsgelehrter geworden, hätte nicht der Blizſtrahl den Jugendfreund Alexius an ſeiner Seite niedergeſchmettert.

Wäre es im Jahre 1764 dem Engländer Grenville nicht eingefallen, den brittiſchen Kolonieen einige neue Stempelgebühren aufzulegen, gäbe es vielleicht noch heute kein freies Nord-Amerika. —

Die größten Meiſterwerke der Kunſt und Literatur verdanken wir mitunter geringfügigen Urſachen! Der Florentiner Maler Giotto wäre wahrſcheinlich ein roher Schafhirt geblieben, hätte nicht ein Schaf, das er auf einen Stein zeichnete, die Aufmerkſamkeit des vorübergehenden Cimabue erregt. —

Milton zieht ſich nach Chalfot zurük, und dieſes Asyl vor der Peſt begeiſtert ihn zu dem „wiedergewonnenen Paradiſe.“ —

Gibbons Meiſterwerk „Sinken und Fall des römiſchen Reiches“ würde vielleicht ſeinen epiſchen Schwung in der Styliſtik entbehrt haben, wäre nicht der Verfaſſer allnächtlich in den Räumen des Kapitols herumſpazirt. —

Thorwaldſen ſieht einen Knaben vor ſeiner Thüre ſizen, und nach dieſem modellirt er alſogleich ſeinen Merkur. —

Wie bedeutend waren und ſind noch kleine Urſachen im Leben der Wiſſenſchaft. Die zufällige Zerlegung einer Art von Tintenfiſch leitete den forſchenden Cuvier zum Studium der Anatomie der Moluskeu, die ihm allmählig das ganze Thierreich erſchloß. —

Gallilei, der zu Piſa ſtudirte, wurde durch die regelmäſſige Oscillation einer Lampe, die am Gewölbe des Doms hing, gefeſſelt, und dieß leitete ihn zu den Beobachtungen über die Schwingungen des Pendels. —

Als Kepler ſich zum zweiten Male verheirathete, verſorgte er ſeinen Keller mit öſterreichiſchen Weinen; beim Meſſen des Weines kam es aber zwiſchen ihm und dem Verkäufer zu Debatten; bald darauf ſchrieb Kepler eine kleine Abhandlung, die den Weg zur ſogenannten neuen Analyſis bahnte. —

Newton beobachtete die Brechung der Lichtſtrahlen durch ein Prisma auf einer Mauer; dieß war die erſte Anregung zur Erfindung des achromatiſchen Teleskops und zu merkwürdigen Entdekungen im Gebiete der Aſtronomie.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Sprachſpielerei

in einem Gedichte, worin alle Wörter ſich mit B anfangen.

Aufforderung zur Freude im Frühlinge.

Blaue Blumen blühen
Beim bekränzten Bache,
Blätterreiche Bäume
Bilden Bogengänge,
Bunte Blüten beben,
Bringen Balſamdüfte.
Bald bricht Blüte, Blume,
Bleichen Bäume, Büſche.
Burſche! bringe Becher,
Becherreicher bringe
Blinkenden Burgunder,
Balſam blauer Beeren.
Brüder, Bundsgenoſſen!
Bleibt bei Bachus Bechern,
Bannt Begräbnißſorgen.
Böſewichter beben
Beim Bewußtſeyn; Buſſe
Bleibet bloſſes Blendwerk.
Biedermännern blinket
Becher bald, bald Bahre,
Böſen bittre Botſchaft,
Biederen Belohnung.
Brüder, bleibet bieder!

Waſſerrauſch.

Der „Waſſerfreund“ berichtet aus Gräfenberg Folgendes: Eine Frau, welche Ueberdruß hatte, und doch in ihrem Kureifer mehr als 30 Gläſer Waſſer hinabgoß, ſtürzte beſinnungslos zu Boden. Alle Bemühungen um ſie blieben ohne Erfolg. Endlich ſchaffte Prießnitz ſie in ein Kaltbad, worin er ſie ununterbrochen kalt begieſſen und zugleich abreiben ließ. Dieß dauerte 9 Stunden, dann ließ er die Frau in ihr Bett bringen und mit naſſen Tüchern reiben. Kein Lebenszeichen trat hervor, man hielt die Arme für todt. Das Verfahren wurde fortgeſezt, aber erſt am dritten Tage trat ein mäſſiger Schweiß ein, und die Kranke fühlte ſich ſchmerzenfrei und wohl. Prießnitz erklärte dieſen Fall für einen Waſſerrauſch, welchen das gähe Trinken einer ſolchen Menge verurſache.

An was gemahnt mich das?

Die Türken trugen Anfangs Bedenken, auf Dampfſchiffen zu reiſen, weil dieſe gegen den Wind fahren. Gegen den Wind und gegen Gottes Willen zu handeln, erſchien ihrem Fatalismus gleich unerlaubt. — Die Juden waren in Verlegenheit, weil ſie am Sabbathe nicht reiſen dürfen. Um ſich zu helfen, haben ſie die Entdekung gemacht, daß Schlafen nicht Reiſen ſey, und ſie verſchlafen daher den Sonnabend an Bord.

Stiefelwichſe.

In London macht der Eigenthümer einer neuen Stiefelwichſe, wofür er ein Patent erhalten, ſeine Erfindung auf folgende Weiſe bekannt: „Dieſe Wichſe übertrifft an Schwärze Miltons ſichtbare Finſterniß; in meinem Hauſe braucht man ſtatt Spiegel nur gewichste Stiefel: meine Frau bedient ſich an ihrer Toilette keines andern Spiegels; ich ſelbſt raſire mich vor einem Paar Stiefel. Kurz, man kann dieſe Stiefel als wahre cylindriſche Spiegel betrachten, die die Herren an den Beinen tragen.“

Ein Pariſer Schneider läßt jezt ein Kleid, aus Einem Stüke Tuch und ohne Nath, für Geld ſehen. Um dieſen nun zu beſchämen, hat ſich ein Londoner Friſeur daran gegeben, eine Perüke zu verfertigen, die nur aus Einem Haare beſtehen ſoll.

Ein Wort Franklins.

„Wenn ich,“ ſagt Dr. Franklin, „ein Haus mit Büchern und Zeitungen wohl verſehen erblike, ſo bin ich gewiß, auch verſtändige und wohlerzogene Kinder daſelbſt zu finden, ſind aber keine Bücher und keine Zeitungen vorhanden, ſo ſind die Kinder, wenn nicht verwahrlost, doch gewiß unwiſſend.“ —

Empfehlung einer ganz vorzüglich ausgezeichneten Jugendſchrift.

Dieſelbe iſt in der literariſch artiſtiſchen Anſtalt in München erſchienen und hat den Titel:

Geſchichten und Lieder mit Bildern

von

Franz Pocci und Andern.

1. Band.

Leſer, Väter, Mütter und Kinder haben ſchon viele Jugendſchriften mit Bildern geſehen, aber ſo eine, wie dieſe iſt, noch nicht. Vergeblich würden wir verſuchen, davon einen Begriff zu geben. Man muß das Buch, 92 Seiten ſtark, jede Seite mit ganz beſonders ſeltſamen Bildern geziert, ſelbſt ſehen!

Mit Einem Worte: Beſſeres wurde der Kinderwelt noch nicht in die Hand gegeben. Kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden, und ewig Schade, wer dieß auſſer Acht läßt!

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro 4. 22. Jäner 1842.

Inhalt: Aufruf an alle Grundbeſiz=er zu Anlegung von Akazienwaldungen. — Einfluß der Ofen-Zimmer-Wärme auf die Geſundheit. — Traktations-Käſtlein. — Ueber die techniſche Wichtigkeit der Steinkohle. — Landwirthſchaft und Induſtrie. — Glaspapier zum Durchzeichnen.

Aufruf an alle Grundbeſizer zur Anlegung von Akazien-Waldungen.

Zweihundert Jahre waren erforderlich, um dem Kartoffelbau allgemeinen Eingang zu verſchaffen. Wie viele Jahre der Kleebau — und ſo manche andere nüzliche Produkte? — wollen wir unerwähnt laſſen. Woher mag es wohl kommen, daß man gerade für das Allernüzlichſte kein Ohr hat?

Seit länger als fünfzig Jahren wird die Anpflanzung des Akazienbaumes empfohlen und der beiſpielloſe Nuzen davon gerühmt. Man ſieht ein, daß der Akazienbaum unſeren Nachkommen zur Abwehre des Holzmangels ſo unentbehrlich werden wird, wie uns die Kartoffel gegen Hungersnoth nothwendig geworden. Warum legt man alſo nicht rührige Hand an die häufigere Anpflanzung dieſes Nuzbaumes? Wer nur zehn Bäume davon pflanzt, hat in zehn Jahren deren viele tauſende, weil dieſer Akazienbaum, wo er nur einmal hingeſezt iſt, ſich wie Unkraut dann von ſelbſt vermehrt. Er kommt in jedem Sandboden gut fort, wächst auſſerordentlich ſchnell und liefert als Schlagholz Erträge, wie wir ſie von keiner andern Holzart in gleicher Gröſſe beziehen. Das Holz darf in jeder Hinſicht den ſchäzbarſten Arten an die Seite geſezt werden; als Brennholz ſteht es dem Buchenholze wenig oder gar nichts nach, und als Werk- und Nuzholz übertrifft es unſere meiſten Holzarten an Schönheit und Güte.

Die Akazie läßt ſich aus Samen, aus Pflänzlingen, aus Steklingen und aus Wurzelſtüken ſicher erziehen.

Der Same, von deſſen Güte man ſich durch Einlegen einer Anzahl Körner in einen mit Waſſer befeuchteten wollenen Lappen, welcher an einen mäſſig warmen Ort gelegt und beſtändig feucht erhalten werden muß, ſchon nach 8—10 Tagen überzeugt, wird vor dem Ausſäen 24—36 Stunden eingequellt und dann im April oder Anfangs Mai am Beſten in Rinnen geſäet und einen Viertelzoll mit Erde bedekt. Je nachdem man die Pflanzen ſtehen laſſen, oder demnächſt verſezen will, wählt man die Entfernung der Rinnen, welche von 3—10 Fuß betragen kann. Wer nur eine kleine Fläche beſäet, um mit den erzogenen Pflänzlingen demnächſt eine gröſſere zu verpflanzen, mag die Rinnen 3′ von einander entfernt und in dieſen den Samen auf 2—5 Zoll Entfernung einlegen. Dieſes aus dem Grunde, weil die Pflanzen, wenn ſie im erſten Jahre von Unkraut rein gehalten werden, ſchnell in die Höhe ſchieſſen und ſich ſchon im dritten Jahre ins Freie verpflanzen laſſen. Wer noch eine Zeit lang, oder für immer, Feldgewächſe zwiſchen der Akazien-Pflanzung erziehen will, legt die Rinnen weiter bis zu 15 und 20 Fuß Entfernung an und beſtimmt die Stämme demnächſt zu Kopfholz, wozu ſich die Akazie eben ſo vorzüglich eignet, wie zu Niederwald. Die aus Samen erzogenen unverpflanzten Stämme treiben weniger Wurzelausläufer, als die verpflanzten, und eignen ſich hauptſächlich für ſolche Stellen, welche noch zu ſonſtigen landwirthſchaftlichen Zweken benüzt werden ſollen.

Gut iſt es, die erzogenen einjährigen Pflänzchen durch eine Bedekung mit Laub ꝛc. im Winter gegen Froſt zu ſchüzen. Die Pflanzung mit bewurzelten Stämmchen ſchlägt ſicher an, wenn man nur die Wurzeln nicht austroknen, alſo die Pflänzchen nicht zu lange ausgegraben läßt. — Wer Niederwald anlegen will, pflanze in Entfernungen

von 5 — 7 Fuß, ſeze die Pflänzlinge etwas flacher, als ſie vorher ſtanden, ein, und ſchneide das Stämmchen 1 — 2 Zoll oberhalb der Erde ab. Das flache Einpflanzen veranlaßt demnächſt viele Wurzelſchößlinge, und dadurch eine Verdichtung des Beſtandes.

Wer Hoch- oder Kopfholz-Stämme erziehen will, ſeze die Pflänzlinge etwas tiefer, als ſie vorher ſtanden und richte die Wurzeln mehr nach der Tiefe als nach der Höhe, weil dadurch den Wurzelſchößlingen entgegen gearbeitet wird. Wer weder Samen noch Pflänzlinge aus Samen hat, verpflanze für Niederwaldungen Wurzelausläufer und Wurzelſtüke von $\frac{3}{4}$ — 1 Fuß Länge und bis 1 Zoll Stärke. Von einem Akazienſtämmchen laſſen ſich viele Wurzelſtüke nehmen, ohne es zu verderben. —

Wer Hoch- oder Kopfholz-Stämme erziehen will, verſuche es mit Steklingen und wähle dazu reif gewordene Reiſer vom vorigen Jahr, welche auf 10—12 Zoll Länge zugerichtet, hart unter dem die Jahreswüchſe bildenden Knoten im zweijährigen Holze abgeſchnitten und im März oder April bis auf zwei Augen in die Erde geſtekt werden. Bei vorſichtiger Behandlung der Reiſer darf man darauf rechnen, daß mehr als die Hälfte anſchlagen und fortwachſen.

Die Erziehung dieſes, durch ſeine Blätter und Blüten ſo ſchönen und durch ſein Holz ſo nüzlichen Baumes, iſt leicht und ſicher, wenn es nur an der nöthigen Vorſicht nicht fehlt. Als Schlagholz kann er alle 2, 5 — 10 Jahre, je nachdem man geringere oder ſtärkere Sortimente zu erziehen beabſichtigt, abgetrieben werden; als Kopfholz wird er am Beſten in einem kurzen Umtriebe von 3—5 Jahren behandelt, damit zwiſchen den Kopfſtämmen Futter und Frucht erzogen werden kann.

Wer noch Anſtand hat, ganze Waldungen von Akazien anzulegen, der ſoll zum Wenigſten nicht unterlaſſen, in ſeine Waldung auf leeren Pläzen doch hie und da ein junges Akazienbäumchen zu pflanzen. Nach wenigen Jahren verbreiten ſich dieſelben von ſelbſt. Es iſt ganz erſtaunlich, welch ein ſelbſtſtändiges Leben die Akazienwurzeln beſizen. Da ſie an den Enden ſehr ſpiz und dünn ſind, bohren ſie ſich weithin durch den härteſten Boden und treiben dann als junge Bäumchen wieder aus demſelben hervor. Es liegen Beiſpiele vor, daß Akazienwurzeln durch die ganze Breite eines Hauſes trieben und jenſeits ſich wieder zu Tage erhoben. An Abhängen kriechen die Wurzeln viel lieber aufwärts, als abwärts; ja man findet, daß ſie lieber einen harten Weg überſchritten und auf einen hohen Rech ſich erhoben, als daß ſie ſich gerne abwärts verbreiteten. Bei der neuen Anlage eines Grundſtükes wäre auf dieſe Eigenthümlichkeit zu achten.

Obſchon aber die vielen Akazienwurzeln ſich wie ein Nez durchkreuzen, ſo magern ſie den Boden dennoch nicht aus, und man bemerkt an einzeln ſtehenden Akazienbäumen nicht den gelben Ring eines krankhaften Getreides, wie es ſich zeigt in dem Umkreiſe eines Apfel-, Nuß- oder Zwetſchgen-Baumes. Vielleicht hat noch das Laub eine beſondere Dungkraft und gibt dem Boden unter dem Baume wieder, was die Wurzeln ihm entziehen. —

Wo einmal ein Paar Akazienbäume ſtehen, bleiben ſie für immer; denn ſo oft ſie auch am Boden weggehauen werden, treiben ſie wieder friſche Stämme ringsum weithin. Es iſt deßhalb auch ſchwer, einen einmal beſtehenden Akazienwald wieder auszurotten, wer es aber thun wollte, müßte die Stämme ſammt den Stöken mitten im heiſſeſten Sommer ausgraben laſſen.

Die Blüten des Akazienbaumes ſind eine ſehr reiche Bienennahrung und geben einen beſonders aromatiſchen Honig. Einſt wird ganz Deutſchland ſich von ſelbſt mit Akazienwaldungen bedeken und wenig anderes Brennholz mehr vorhanden ſeyn, unſere Nachkommen aber werden nicht begreifen können, wie ihre Voreltern dieſe Baum-Art ſo lange Zeit verkennen konnten.

Nach einem Berichte eines Forſtbeamten aus Württemberg hat man dort angefangen, aus Akazienholz Radfelgen zu machen. Daſſelbe ſoll für dieſen Gebrauch ſogar das Eichenholz übertreffen, eine äuſſerſt groſſe Feſtigkeit und Zähigkeit bewähren, und auch weniger faulen.

Einfluß der Ofen-Zimmer-Wärme auf die Geſundheit.

Wir ſprechen zuerſt von der übermäſſigen Hize im Zimmer, welche bei den Menſchen ein glühender Ofen unterhält. Iſt aber Zimmerhize überhaupt ſtets nachtheilig, ſo wird ſie es beſonders, wenn man unmittelbar aus der Kälte in ſie tritt, oder umgekehrt aus ihr ſich in die Kälte begibt.

Der Menſch kann ſich der Wuth der Kälte nicht ſo ſehr preisgeben, wie viele Inſekten, Amphibien, Fiſche und Vögel, die entweder im Eiſe zuſammenfrieren, oder ſonſt einen Scheintod überſtehen, ohne die Auferſtehung zu erwarten, die ihnen im folgenden Frühjahre gewiß iſt. Unſere Natur iſt nicht ſo feſt gegen den Froſt eingerichtet, daß wir uns auch einem Winterſchlafe übergeben könnten. Wir haben keine andern Mittel wider den Froſt, als ſolche, die unſere natürliche Wärme erhalten, und wenn dieſes verborgene Feuer in uns einmal verglüht iſt, ſo iſt für uns kein Tag des Lebens mehr zu hoffen, als der einſt, nach der Verweſung, auf jener Seite des Grabes wieder anbrechen wird. Daher ſuchen wir mit Recht Alles hervor, was uns erwärmen kann, und hierdurch werden alle die Künſte, die dieſes bewerkſtelligen, einer der wichtigſten Gegenſtände von unſerer Winterdiät.

Die Erwärmung der Luft, in der wir uns aufhalten, iſt das gewöhnlichſte Hülfsmittel, und wir erreichen es durch Heizung unſerer Zimmer. Wenn alſo ſolchergeſtalt das Heizen der Zimmer nothwendig iſt, ſo kann doch der ungerechte Gebrauch dieſer Bequemlichkeit unſerer Geſundheit zum Schaden gereichen. Es iſt nemlich bei dem Einheizen keineswegs die Abſicht, wie Viele zu glauben ſcheinen, daß man des Winters in einer Wärme leben ſoll, die ſelbſt den höchſten Grad der Hundstagshize übertrifft. Gleichwohl iſt eben der Grad der Hize, über dem wir im Sommer ſo oft ſeufzen, bei vielen Menſchen die angenehmſte Wohlthat, wofür ſie den Himmel preiſen; und dieſe ſeltſame Grille, ſich zu braten, weil es kalt iſt, verdirbt im Winter die Geſundheit Vieler. Man weiß, daß es in der Sommerhize gefährlich ſey, ſich ſchnell abzukühlen, und Jedermann würde Den warnen, der ſich zu ſolcher Zeit in eine Eis-Grube ſezen wollte, bis er mit den Zähnen klapperte. Eben derſelbe Mann aber, der dieſe Warnung gab, kann im Winter täglich ſo dawider handeln, daß es ſcheint, als ob er nun Dasjenige für höchſt vernünftig hielte, was ihm vor einem halben Jahre ganz ungereimt zu ſeyn ſchien. Die Hize in ſeinem Zimmer iſt gröſſer, als die in den heiſſeſten Hundstagen. Die Kälte vor ſeiner Thüre iſt gröſſer, als die in der kühlſten Eisgrube. Ein klappernder Froſt ſchüttelt ihn wie ein Fieber, ſobald er nur eine Minute ſein Zimmer verläßt; und in ſeinem Zimmer ſteht er eine Hize aus, die ſeinen Leib mit Schweiß bedekt. Nun bitte ich aber einen Jeden, zu überlegen, ob wohl bei dergleichen groſſen Abwechslungen der Wärme und Kälte des Leibes für die Geſundheit Sicherheit ſeyn könne? Wie kann eine übermäſſige Erhizung des Blutes, wie kann eine übertriebene Ausdünſtung des Leibes wohl der Geſundheit zu Statten kommen? Gewiß eben ſo wenig, wie uns ein Froſt heilſam ſeyn kann, von dem unſere Säfte gerinnen, und der unſere Ausdünſtungen von der Haut in einem Augenblike in den Körper zurükjagt. Wie kann aber nun gar die Geſundheit dabei beſtehen, wenn wir dieſe beiden Ausſchweifungen in einem Tage zum öftern ſchnell abwechſelnd begehen, und wenn der Schritt aus unſerm Zimmer ein Schritt von Afrika nach Nova Zembla iſt? Wenn wir nun auch das Zimmer nicht verlaſſen, ohne uns in viele weiche wärmende und gewärmte Kleider einzuhüllen, wenn wir auch die Beine aufheben und eine eilige Bewegung annehmen, ſo iſt das wohl eine Verminderung der Gefahr, aber keine Aufhebung derſelben, und ein vorſichtiger Mann wird ſich ſtets in dem Zuſtande zu erhalten ſuchen, in welchem er die wenigſte Behutſamkeit zu beobachten nöthig hat, da die Gefahr der Uebertretung ſtets ſehr nahe liegt. Da nun die wahre vernünftige Abſicht des Einheizens keine andere iſt, als nicht zu frieren, d. i., die Empfindungen des Froſtes und ſeine Gefahren zu vermeiden, und dieß durch eine ganz mäſſige Wärme

hinlänglich erreicht werden kann, wogegen es eine genaue Behutſamkeit erfordert, eine öftere ſchnelle Abwechslung groſſer Hize mit ſtarker Kälte zu ertragen; ſo iſt das übermäſſige Einheizen der Zimmer mit unter die Ausſchweifungen der Ueppigkeit zu rechnen, die nur von Denen begangen werden, welche mit ihrer Geſundheit ſo leichtſinnig umgehen.

Was für Ungelegenheiten müſſen nicht die Leute ausſtehen, die im Winter in allzuheiſſen Zimmern wohnen? Wie viele Tage quälen ſie nicht von der unmäſſigen Wallung des Blutes die wüthendſten Kopfſchmerzen! Wann ſind ſie wohl frei von Katarrhen, von Schnupfen, von Huſten, von rauher Bruſt, von bloſſen Hälſen, zumal, wenn ſie im Winter oft ausgehen müſſen! Wer iſt mehr den Entzündungs-Krankheiten unterworfen, als ſie! Wie viel zufälligen Gefahren ſezen ſie ſich nicht aus, die Keiner zu fürchten hat, der nur einer mäſſigen und mit dem Grade des Froſtes in Verhältniß ſtehenden Wärme gewohnt iſt! Man kann es kaum glauben, wie blind die Menſchen in ſolchen Dingen handeln, die ſie einmal für gut halten, ob ſie es gleich nur in ſo fern ſind, als ſie in ihren gehörigen Schranken bleiben. Das Wohnzimmer vieler Leute iſt ſo entſezlich heiß, daß man in wenig Minuten darin ſchwindelnd und ohnmächtig wird. Alle Einwohner desſelben beklagen ſich, daß ſie ſich übel befinden. Die Herumgehenden ſchmachten und glühen und taumeln, die Kranken in den Betten wollen verzweifen oder raſen, die Kinder erſtiken faſt in den Wiegen, und gleichwohl wundern ſie ſich über die neue Entdekung, der ſie gar keinen Glauben beimeſſen wollen, wenn man ihnen ſagt, daß an all dieſem Elende die zu heiſſe Luft in dem Zimmer einzig und allein Schuld habe.

Für das Zweite muß ich Jedem rathen, ſtets auf eine reine Luft in ſeinem Zimmer zu ſehen. Er möge nicht denken, daß eine etwa verdorbene Luft ihm nicht ſchaden könne, weil er doch häufig im Freien iſt; im Gegentheile wird ihm, je mehr deſſen Lunge an reine, friſche Luft gewöhnt iſt, eine verdorbene Stubenluft doppelt ſchädlich ſeyn. Von wie vielen Dünſten und Ausdünſtungen wird nicht beſonders im Winter die Luft in der Stube verdorben! Die Ausdünſtungen der Menſchen und der Hunde, vielleicht ſelbſt die Dünſte naſſer Kleider, der Qualm der Tabakspfeifen und Lichter, bisweilen auch noch des Ofens, die Gerüche der Speiſen und Getränke, das Alles erfüllt oft die Atmoſphäre und verpeſtet ſie. Allein man achtet nicht darauf. Was will das ſchaden? fragt man. Wer kann das ändern? Soll man frieren? Soll man im Winter die Fenſter öffnen? Iſt dieß nicht eben ſo närriſch, als in den Hundstagen einzuheizen?

Warum denn nicht? Man kann die Fenſter öffnen, friſche Luft einlaſſen und braucht doch nicht zu frieren. Und muß man auch etwas Kälte ertragen, ſo ſchadet dieſe noch nicht ſo ſehr, wie ſchlechte, verdorbene Luft ſchadet. Auch iſt es ein Leichtes, reine Luft ohne Gefahr und Beſchwerde in den Zimmern zu erlangen. Man vermeide Alles möglichſt, was Dünſte im Zimmer hervorbringt. Man leide die Hunde nicht in der Stube, ſondern laſſe ſie in ihrem Stalle. Man qualme nicht zu arg Tabak, ſondern rauche nur mäſſig. Man ſchlafe nicht in dem Zimmer, in welchem man wohnt. Während dann Morgens das Wohnzimmer geheizt und gereinigt wird, laſſe man die Fenſter öffnen, damit die Dämpfe von geſtern abziehen. Beim Aufſtehen, wenn der Ofen erſt warm geworden iſt, werden die Fenſter wieder geſchloſſen und es kann dann von keinem Verluſte an Wärme die Rede ſeyn, ſelbſt wenn man den auf der Wage der Geſundheit gegenüber legen wollte. Auf dieſe Weiſe tritt man aus dem Schlafzimmer in eine reine, heitere Luft, die in wenig Minuten warm iſt. Vermeidet man nun auch Alles möglichſt, was Dünſte hervorbringen kann, ſo wird die Luft doch nach der Mittags-Mahlzeit, beſonders wenn dieſe aus ſtark riechenden Speiſen beſtanden hat, ſchon arg genug wieder angefüllt ſeyn, um eine neue Reinigung nothwendig zu machen. Dieß kann, wenn man nur etwas Luftzug macht, in wenigen Augenbliken bewerkſtelligt werden, und erſt nach dieſer doppelten Vorſicht kann man es wagen, den langen Abend in einer ſolchen Luft zu bleiben, ob es

gleich immer beſſer ſeyn würde, dieſe Vorſicht öfter anzuwenden.

Zum Schluſſe ſtehe noch die ſehr wichtige Entdekung hier: daß im Winter **täglich friſches Waſſer** in einem flachen Geſchirre auf den Ofen geſtellt, vor Lungenſucht und Auszehrung ſchüze. —

Traktations-Käſtlein
von
Konſtantin Gernbrod,
emerit. Supplikanten.

(Erſte Dekade.)

Nro. 4.

Da die Geſundheit ein ſo köſtliches Gut iſt, ſo ſündigen Die ſehr, welche ſie leichtſinnig untergraben.

> Primum recte valere, proximo forma, tertio loco divitiae.

> „Ein kranker Mann ein armer Mann,
> Biſt du geſund — ſo denk' daran!“

So ſpricht man ſeit Jahrhunderten, und kein Menſch verirrt ſich ſo weit, hierbei an einen Spaß zu denken. Ohne Geſundheit blühen uns weder Freuden, noch Wirkſamkeit, und wehe Dem, der ſich ſelbſt das Leben verkürzte; denn ihm erliſcht nicht mehr der Wurm des Feuers, d. i., der drükendſten Reue.

Es iſt eine groſſe Sünde und unerſezliche Verirrung — eine höchſt feindſelige Handlung — ſeine Geſundheit zu zerſtören. Keine Entſchuldigung, ſey ſie auf glänzendem, oder anderem Wege untergraben worden.

Die Sündhaftigkeit dieſer Art Selbſttödtung ergibt ſich aus folgenden Punkten:

1. So Einer verſündigte ſich offenbar an ſich. Er beraubte ſich der Lebensdauer; er nahm ſich Freuden, d. i., Stärkung; er entzog ſich die Mittel, Ehre und Vermögen den Seinigen zu erwerben; er hinderte ſich an Thätigkeit und geiſtiger Entwikelung; er entzog ſich den Leiſtungen, die Jeder nach Anlage und Hülfs-Mitteln der geſammten Menſchheit und der Ehre Gottes ſchuldig iſt; er machte ſich zum erbärmlichen Kinde und Greiſe vor der Zeit; er gab ſchlechtes Beiſpiel; er bewies, daß Charakterfeſtigkeit ihm fremd ſey u. ſ. f. Lauter Gründe, deren jeder ſehr leicht einen eigenen Traktat zulieſſe.
2. So einer verſündiget ſich an der Menſchheit. Wie wird er ſich am jüngſten Tage verantworten, wann an ihn die Frage über Benüzung ſeines Pfundes ergeht? Einfache Antwort: Er wird ſtammeln wie ein Kind, weinen wie ein Thor, ſeufzen wie ein Blinder und klagen wie ein Verlaſſener — aber Alles in eigener Schuld. Was ſoll die Jugend ſagen, wenn er im Mannesalter ſo thöricht handelte? Was ſoll aus dem Ganzen werden, wenn Alle — und doch hatte er kein Vorrecht — ſo handelten? Leben und ſterben wir nicht Alle dem Herrn?

Und was iſt zu thun?
Antwort: Seyd vorſichtig!

> Ein Augenblik
> Ertränkt das Glük —
> In Scherzen, Qualen, Leiden,
> Als Sinnesluſt und Freuden.
> Die Tage ſind an ſich gezählt,
> Mit der Geburt der Tod vermählt;
> Was hilft ein Reichsertrag
> Dem Sünder? Nur zur Plag'
> Iſt's ihm. Ein Hoffen
> Iſt Guten immer offen.
> Wer ohne Maß und Rath
> Sein Leben immer hat,
> Seh' auf die Seelenruh' —
> Sie fliehet ihm im Nu.

Ueber die techniſche Wichtigkeit der Steinkohle.

Unter allen Mineral-Erzeugniſſen übt keines ſo groſſen Einfluß auf ſämmtliche Induſtriezweige. Steinkohlen ſieht man in den weiteſten Kreis der Benüzung gezogen. Eine unberechenbare Wohlthat der Natur, geeignet, die Kräfte von Nationen aufzuregen, zu leiten, zu vereinigen, laſſen ſich Steinkohlen als die Grundlage betrachten, auf welcher, während des Verlaufes weniger Jahrhunderte, ein merkwürdig ſtolzes Gebäude emporſtieg. — Durch Steinkohlen wurden Jahrtauſende feiernde Hände nüzlich beſchäftigt; in England allein leben 140,000 Arbeiter vom Kohlen-Bergbau

und vom Transporte der Kohlen, mithin, die Familienglieder eingerechnet, eine halbe Million Menſchen. Ohne Steinkohlen hätten Landwirthſchaft, Gewerbthätigkeit mannigfaltigſter Art, Handel und Schifffahrt ihre überraſchende Höhe nicht erreicht. —

Eine Erſchöpfung der engliſchen Kohlengruben würde die Induſtrie des brittaniſchen Reiches nicht blos erſchüttern, ſie könnte deren Untergang zur Folge haben, Aenderungen und Zuſtände herbeiführen, wovon die Schilderung nicht zu verſuchen iſt. Und was über England geſagt worden, bleibt auf gar manche Gegenden des Continents anwendbar. —

Hat man eine ſolche Erſchöpfung zu fürchten? Iſt die Entdekungs-Geſchichte der Kohlen-Niederlagen als abgeſchloſſen zu betrachten? Läßt ſich nicht hoffen, deren noch aufzufinden in den Erdtiefen? Viele ſtellten „Lebens-Fragen“ wie dieſe, mit ſorglicher Unruhe. Allerdings wurde der Steinkohlen-Verbrauch von Jahr zu Jahr gröſſer; Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen ſteigerten denſelben in unſeren Tagen auf ungeheuere Weiſe; und wer vermag zu ſagen, wann die ſtets wachſenden Anſprüche an das werthvolle Brennmaterial als beendigt gelten können?

Man hat während des Verlaufes weniger Jahrhunderte den hohen Werth der Steinkohlen, ihren entſcheidenden Einfluß auf das Wohl ganzer Staaten, mehr und mehr, und in vielartigſter Weiſe einzuſehen Gelegenheit gehabt. — Allein, wir brauchen ſelbſt nicht ſo weit zurükzugehen, um ſehr genügende Beweiſe zu finden, und beſchränken uns blos darauf, *einer* Thatſache zu gedenken; es iſt die Anwendung der Steinkohlen ſtatt der Holzkohlen in Eiſenhütten und Hammer-Werken. —

Unter ſämmtlichen Verbeſſerungen, welche metallurgiſche Arbeiten im Zeitverlaufe erfuhren, dürfte keine bedeutender, keine für viele Länder wichtiger geweſen ſeyn; auch fühlte man den groſſen Gewinn, welchen die Einführung jenes Erſazmittels gewährte, bald und ſehr allgemein.

Eiſen, von den Metallen das nüzlichſte, das in größter Menge verbreitete, iſt zugleich jenes, deſſen Behandlung mit nicht geringen und zum Theile ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten ſich verbunden zeigt; Eiſen bedarf verhältnißmäſſig des meiſten Brennmaterials. Noch lief kein halbes Jahrhundert ab, daß viele unter den zahlreichen Hütten- und Hammerwerken des Continents — kaum hinreichend, den ſtets geſteigerten Bedürfniſſen von Landbau, Fabriken und Kriegsweſen Genüge zu leiſten — in jedem Jahre Holzmengen aufzehrten, deren Berechnung zu wahrhaft erſchrekenden Reſultaten führt, wenn man ſich eine Fortdauer ſolcher Verhältniſſe denkt.

Auſſer Zweifel iſt, daß jener Holzverbrauch in nicht wenigen Landſtrichen mit Gröſſe und Beſchaffenheit der Wälder im offenbarſten Mißverhältniſſe war. Die Abnahme der Forſten, mehr und mehr geſtiegene Holzpreiſe, natürliche Folgen eines ſolchen Zuſtandes der Dinge, minderten von Tag zu Tag die Vortheile der Hüttenbeſizer. Dieſe waren genöthigt, mit ihren Waaren aufzuſchlagen, und daraus mußten ſehr fühlbare Nachtheile erwachſen für alle Manufakturen, denen Eiſen als weſentlicher Grundſtoff dient, für ſämmtliche Werkſtätten, welchen jenes Metall von unbedingter Nothwendigkeit iſt. Staat, Fabrikanten und das verbrauchende Publikum litten, wie dieß unter ähnlichen Umſtänden faſt immer zu geſchehen pflegt, gleichmäſſig, durch eine und dieſelbe Urſache. Unſere Hüttenmänner waren genöthigt, auf Minderung des Holzverbrauches bei ihren Arbeiten den ernſtlichſten Bedacht zu nehmen. Durch Einführung des Steinkohlenbrandes bei der Eiſen-Fabrikation, namentlich beim Bereiten des Stab-Eiſens, ergaben ſich in den erwähnten Verhältniſſen die günſtigſten Aenderungen.

Indeſſen war *England* längſt durch ſein Beiſpiel dem Continente vorangegangen. Früher hatten auch in Britannien ausſchließlich Holzkohlen bei Eiſenſchmelz-Prozeſſen gedient. Schon gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wendete man Steinkohlen an, und vor länger als 50 Jahren wußten dortländiſche Hüttenleute, ohne allen Nachtheil für die Waarengüte, Roheiſen mit Steinkohlen zu „verfriſchen“. Der unerſchöpfliche Reichthum an Kohlen, ſo wie andere nicht weniger

gewichtigere Umſtände — gaben der engliſchen Eiſenfabrikation bald das entſcheidendſte Uebergewicht im Vergleiche zu allen andern Staaten. Während vor ungefähr 100 Jahren nicht mehr als 17,000 Tonnen jährlich produzirt wurden, beträgt die Fabrikation gegenwärtig über eine Million Tonnen, und es iſt dieſelbe fortwährend im Steigen.

Wer Näheres über die Steinkohlen wiſſen will, kaufe ſich das in der Expedition des Gewerbeblattes für Sachſen zu Chemnitz erſchienene „Torfbüchlein“, welches jeden Leſer vollkommen zufrieden ſtellen wird.

Landwirthſchaft und Induſtrie.

Alle Gegenſtände der Urproduktion erhalten erſt ihren Werth durch den Gebrauch, den die menſchliche Thätigkeit davon zu machen weiß. Darum hängt der höhere oder geringere Werth aller Erzeugniſſe aus Grund und Boden, mithin der Werth von Grund und Boden ſelbſt, theils von der mehr oder minder mannigfaltigen und mehr oder minder zwekmäſſigen Art der Benüzung, theils von ihrem Umfange ab.

Wie nun Art und Grad der Benüzung durch die Stufe der induſtriellen Bildung bezeichnet werden, ſo beſtimmt ſich der Umfang derſelben durch die Vertheilung der gewonnenen Güter unter eine gröſſere oder kleinere Menſchen-Menge, alſo durch den Handel. Zunächſt iſt die Thätigkeit der anſäſſig gewordenen Völker weſentlich auf Bearbeitung ihres Bodens und auf einfachere Benüzung der ihm abgewonnenen Früchte gerichtet. Erſt mit der ſtärkeren Zunahme der Bevölkerung kann ſich die Induſtrie auf höhere Stufen erheben, weil ſich dann erſt eine gröſſere Menge den induſtriellen Beſchäftigungen zuwendet, und nun zahlreichere Bedürfniſſe und Neigungen für einen mannigfacheren Gebrauch der Urprodukte, ſo wie zahlreichere Talente für eine vielſeitigere Verarbeitung derſelben zum Vorſcheine kommen.

In ſo fern die höhere Entwikelung des Gewerbsfleiſſes und Verkehrs die der Landwirthſchaft vorausſezt, laſſen ſich Induſtrie und Handel als jüngere Zweige der Kultur betrachten. Aber ſie ſind zugleich Sproſſen deſſelben Stammes, welche, einmal vorhanden, mit einander fortwachſen und ſich gegenſeitig zum weiteren Wachsthume Saft und Nahrung zuführen, ſo daß die ganze materielle Produktion als ein einziger, nach ſeinen Hauptbeſtandtheilen dreifach gegliederter Körper erſcheint. Dieß iſt ſo wahr, daß wir in keinem Staate Gewerbsfleiß und Handel blühender ſehen, ohne daß zugleich die Landwirthſchaft, im Verhältniſſe zu Boden und Klima, eine entſprechende höhere Stufe erreicht hätte. Auch finden wir nirgends die drei Zweige der materiellen Produktion im Zuſtande einer höheren Entfaltung, ohne eine gröſſere Dichtigkeit der Bevölkerung; alſo ohne die Konzentration einer intenſiv ſtärkeren Maſſe produktiver Menſchenkraft.

Die Landwirthſchaft iſt an beſtimmte und begrenzte Räume gewieſen. Hiernach iſt zugleich das Maß der menſchlichen Kräfte beſtimmt, die ſich für Benüzung dieſer Räume, zur Erzielung einer möglichſt groſſen Maſſe landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe, zwekmäſſig verwenden laſſen. Läßt ſich doch die Produktion eines gewiſſen Bodens nicht fort und fort ſteigern, indem nur eine immer gröſſere Menge an deſſen Bearbeitung Theil nimmt. Die Induſtrie dagegen kann in engeren Räumen eine Fülle von Kräften zuſammendrängen, um damit ihre Erzeugniſſe durch den Handel überall hin verbreiten zu laſſen. Darum wird ſich, wenn erſt die Kultur des Bodens bis zu einem gewiſſen Grade gediehen iſt, eine zunehmende Menge auf Gewerbsfleiß und Handel werfen, ſo daß ſich die induſtrielle und kommerzielle Bevölkerung in ſtärkerem Verhältniſſe, als die landwirthſchaftliche, vermehrt.

Glaspapier zum Durchzeichnen.

Ein ſchönes, durchſichtiges, farbloſes Papier zum Durchzeichnen erhält man, wenn man auf das Papier mittelſt eines Pinſels ſo viel Dammarfirniß aufträgt, daß daſſelbe vollkommen durchſichtig erſcheint, ohne daß jedoch Flüſſigkeit darauf zu bemerken iſt. Das Papier wird hierauf zum Troknen aufgehängt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Für Rechnungsluſtige.

Wenn 1 Pfennig zu Chriſti Geburt mit 5 pCt. zu Zins auf Zins verliehen wäre, ſo hätten die Intereſſen 1840 betragen: 6538669146146146146146146146146146146146614 Pfennige, oder 41595320000000000000000000000000 Louisd'or. Wenn die Bewohner der ganzen Erde ohne Unterlaß beſchäftigt wären, nur den millionſten Theil dieſer Summe in Gold zu zählen, ſo würden ſie dazu nicht weniger als 11,278,300,000,000 Jahre gebrauchen, welche Jahre zu zählen ein Menſch wieder über 200,000 Jahre Zeit haben müßte. Wäre Jemand im Beſize des millionſten Theiles dieſer Zinſen, ein Anderer in dem des ſämmtlichen Vermögens der Erde (welches vertheilt jedem Bewohner derſelben etwa 100 Thaler träge), ſo würde, wenn A ſo viel verſchenkte, als B beſäſſe, alſo alles Gut der Erde, dieſer dagegen nur 1 Pfennig, lezterer doch über 1,600,000 Mal freigebiger geweſen ſeyn, als der erſte. Drükte die ganze Zinſenmaſſe in Louisd'or 84 Fr. zum Stüzpunkte auf einen Hebel, deſſen anderer Arm bis zu der 20,000,000 geographiſche Meilen entfernten Sonne reichte, ſo würden an dieſem, um die Laſt im Gleichgewichte zu erhalten, über 2 Trillionen Dampfmaſchinen, jede von 200 Pferden Kraft wirken müſſen, zu deren Aufſtellung wieder mehr als 400,000 Erdoberflächen erforderlich ſeyn würden. Wenn unſere Erde ſo weit von der Sonne entfernt wäre, daß man jene Zinſen in Gold in einer Reihe zwiſchen denſelben aufzählen könnten, ſo würden ſeit Erſchaffung der Sonne 882,000 Billionen Jahre verflieſſen müſſen, ehe das Sonnenlicht, welches ſich mit der Geſchwindigkeit von 44,000 Meilen pr. Sekunde bewegt, zu uns gelangen könnte; eine mit der anfänglichen Geſchwindigkeit fortfliegende Kanonenkugel würde noch 1,730,000 Mal ſo viel Zeit haben müſſen, um dieſen Raum zu durchlaufen. In dieſer Entfernung von der Sonne würde die Erde nahe an 2000 Trillionen Mal ſchwächer erleuchtet werden, als ſie es in ihrer wirklichen Entfernung wird, und ein Gegenſtand oder eine Fläche von gewiſſer Gröſſe auf der Erde, die das Sonnenlicht mit einer Licht-Intenſität, gleich der des konzentrirten Lichtes von 100,000 Wachskerzen erleuchtet wird, würde in jener Entfernung und mit dem 20,000 billionſten Theil einer Wachskerze, 1 Fuß von der Fläche, oder mit dem Lichte eines Wachslichtes in einer Entfernung von 5992 geographiſchen Meilen erleuchtet werden, mithin für unſer Auge ganz dunkel bleiben. — Wer ſuchte das in einem Pfennig?

Deutſche Wortſpiele.

Welche Uhr zeigt ſtets rükwärts? — Die Cenſur.

Warum ſtehen junge Mädchen gerne? — Weil ſie nicht ſizen bleiben wollen.

Warum haben die Weinhändler ein trauriges Geſchäft? — Weil ſie von Weinen leben.

Seit langer Zeit kam im Gebiete der Poeſie nichts Schöneres aus der Preſſe, als unter nachſtehendem Titel:

Gedichte
in
hochdeutſcher, oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart
von
Franz v. Kobell.
Zwei Hefte.
München, in der literariſch artiſtiſchen Anſtalt (und zu haben in allen deutſchen Buchhandlungen).

Wundern müſſen wir uns, daß über dieſes Meiſterwerk vaterländiſcher Muſe nicht ſchon mehr Lärm geſchlagen wurde. Wie oft erhebt man nur Mittelmäſſiges hoch über ſein Verdienſt; hier iſt höchſt Vollendetes geboten, und es duftet wie das beſcheidene Veilchen — ſo wenig geachtet! Oder iſt der verdiente Ruf dieſer Gedichte nur noch nicht in das iſolirte ſtille Frauendorf gedrungen? Das muß es wohl ſeyn, und ſo ſezen wir denn voraus, daß dieſe Gedichte, wie hier, auch anderwärts, durch ihre Originalität und Naivität — überraſcht, ſo wie aber auch hauptſächlich durch ihre Moral erfreut und bezaubert haben. Wer nur das einzige pfälziſche Gedicht Seite 99 lieſt: „Wie die kleene Bube lerne", wird uns beiſtimmen, daß „ein Bildcher aus'm Lebe" ſchöner und wahrer nicht gezeichnet werden kann. Möchten dieſe Gedichte Volksbuch werden!

Bei B. F. Voigt in Weimar iſt erſchienen:

Taſchenbuch
für
Freunde des Privattheaters
von
Carl Eduard Mannsfeld.

Dieſes zwekmäſſige Buch enthält Andeutungen über Bildung einer Theater-Geſellſchaft, den Bau eines Privat-Theaters, über die Erforderniſſe zur Aufführung, Deklamation und Mimik. Nebſt einem Wörterbuche der gebräuchlichſten theatraliſchen Ausdrüke.

Die Unbehilflichkeit bei Bildung der Privattheater war bisher ſehr groß. Der Verfaſſer Dieſes hat dieſem Uebel abgeholfen, und er bietet hier den Freunden Thalias in ſeiner Schrift Gelegenheit dar, ſich unter vortheilhaften Umſtänden leicht eine Bühne zu ſchaffen. Es haben ſich auch über dieſes Taſchenbuch mehrere Zeitſchriften ſehr günſtig ausgeſprochen, und wer es lieſt, wird gewiß mehr in ihm finden, als er erwartet hätte. Vorzüglich dürfte es ſich eignen für angehende Schauſpieler, Deklamatoren und Mimiker. Sehr willkommen jedoch muß es jedem Dilettanten in der Schauſpielkunſt ſeyn. Wir können es dieſen Allen empfehlen.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 5. 29. Jäner 1842.

Inhalt: Wer hat den Fahrwagen erfunden? — Traktations-Käſtlein. — Wie kann der überhandnehmenden Prozeßſucht Einhalt gethan und der Juſtizgang beſchleuniget werden? — Die bewährteſten Mittel zur Verlängerung des Lebens. — Wichtiger Einfluß guter Grundſäze. — Feſter Sinn in Vollziehung ſeiner Plan.

Wer hat den Fahrwagen erfunden?

Die Erfindung des Fahrens, oder der Gebrauch, Pferde vor die Wagen zu ſpannen, reicht in die älteſten Zeiten zurük. Nach dem Zeugniſſe Moſis gebrauchte man zuerſt in Egypten Wagen. Die Griechen laſſen die Wagen jedoch von Erichthonius, dem vierten König von Athen erfinden, welcher ſich eines ſolchen bediente, weil er lahm war. Jene früheſten Wagen mögen zwei Räder gehabt haben, doch werden ſchon von Homer vierräderige Wagen erwähnt, als deren Erfinder die Phrygier genannt wurden. Man gebrauchte dieſe Wagen beſonders im Kriege und ſchon Moſes erwähnt der Rüſtwagen des Pharao. Bei den Griechen nannte die Sage den Heros Theſeus als Den, welcher die Streitwagen eingeführt habe. Die Pferde vor dieſen Wagen waren mit Eiſen-Schuppen bedekt, vorn an der Deichſel befanden ſich Spieſſe, an den Seiten des Wagens und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit dieſen Sichel-Wagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Doch bedienten ſich die älteſten Griechen zweiräderger Wagen, auf denen die Krieger ſtanden und von denen ſie ihre Wurfſpieſſe warfen. Dieſe Wagen waren hinten offen und die Räder niedrig. Ein Gegenſtand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden, da man die Sänfte und das Reiten als anſtändiger und bequemer vorzog. Doch kannte man ſchon in den älteſten Zeiten beſondere Wagen, deren ſich die Könige und Fürſten bei feierlichen Gelegenheiten bedienten. In der Bibel werden zu Joſephs Zeiten in Egypten ſolche Wagen erwähnt, die unbedekt waren, und zu Moſes Zeiten kommen auch ſchon bedekte Laſtwagen vor. Die nomadiſchen Scythen ſollen mit Leder bedekte Wagen gehabt haben, um ſich vor der Sonne und übler Witterung zu ſchüzen; ſo auch die Spartaner, die einen ſolchen Wagen Kanathron nannten. Selbſt der Siz des Kutſchers wird als uralte Erfindung des Aetoliers Oxylus angegeben, der um das Jahr 1100 vor Chr. das Königreich Elis in Beſiz nahm. Auch die Römer bedienten ſich frühzeitig der Wagen, und bereits in den Geſezen der 12 Tafeln wird die Arcera erwähnt. Dieſe Arcera war wie ein groſſer Kaſten, daher ſie auch ihren Namen hatte, aus Brettern zuſammengeſchlagen und von allen Seiten bedekt und diente für Greiſe und ſehr kranke Leute, welche in derſelben liegend fortgeſchafft wurden. Ueberhaupt ſcheinen die älteſten Wagen der Römer, theils offene, theils bedekte, beſonders für kranke Soldaten und alte Leute beſtimmt geweſen zu ſeyn. Später erfanden ſie noch viele verſchiedene Wagen, welche nach ihrem verſchiedenen Gebrauche verſchiedene Benennungen erhielten. Carpentum kommt bald als ein Laſtwagen vor, z. B. zu Miſtfuhren, als Soldaten- oder Bagagewagen, aber auch als eine Art Luxuswagen, deſſen ſich eigentlich die römiſchen Damen, ſpäter auch Mannsperſonen bedienten. Cisium war ein ganz leichter Wagen, vielleicht mit zwei Rädern. Essedum war ein zweiräderiger Wagen, von dem herab die Belgier und Briten im Kriege fochten, der aber dann auch nach Rom kam und zu verſchiedenen Zweken gebraucht wurde, als Reiſewagen und als Laſtwagen, im leztern Falle aber wahrſcheinlich mit vier Rädern. Mehr entſprach unſern heutigen Kutſchen die Carruca, eine Art Staatswagen, deſſen Plinius zuerſt gedenkt. Sie wurde von Elfenbein, Erz und endlich gar von Silber und Gold verfertigt, weßwegen auch nur die Magiſtrats-

und andere vornehme Perſonen ſich deſſelben bedienten, und von Mauleſeln gezogen. Unſere heutigen Kutſchen unterſcheiden ſich von andern Fuhrwerken am Meiſten durch einen bedekten und in Riemen hängenden Kaſten. Dieſe hängenden Wagen oder Kutſchen ſollen in Ungarn erfunden worden und ihre Benennung ebenfalls ungariſchen Urſprungs ſeyn. In Italien zog Beatrix, die Gemahlin Karls von Anjou, 1266 in einer mit himmelblauem Sammt, worauf goldene Lilien geſtikt waren, beſchlagenen Kutſche in Neapel ein, und auch Iſabella, die Gemahlin Karls VI. von Frankreich, ſoll 1405 in einem bedekten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. In Deutſchland bedienten ſich die Kaiſer und Fürſten bereits im 15. Jahrhundert der Kutſchen; ſo kam Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. Die Gemahlin des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg hatte 1509 einen ganz vergoldeten Wagen und 12 andere mit Karmoiſin beſchlagene Kutſchen. In Spanien ſoll man 1546 die erſte Kutſche geſehen und Karl V. des Podagras wegen ſich einer ſolchen bedient haben. Dem Herzoge Ulrich von Württemberg wurde die erſte Kutſche von einem polniſchen Fürſten um 1548 geſchenkt. Unter Franz I. erhielten in Frankreich die Kutſchen die gehörige Einrichtung, wurden nun carosses genannt und die Oeffnungen derſelben mit ledernen Vorhängen verſehen. Die erſte Mannsperſon, welche ſich einer ſolchen Karoſſe bediente, war Raimund von Laval, ein Hof-Kavalier Franz I., der ſo dik war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diana von Poitiers Kutſche waren gegen 1540 die erſten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre ſpäter zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Heinrich III., 1574—89, ward die vierte Kutſche, und zwar von einer Privatperſon, gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauſes oder ſehr vornehmer Beamten geweſen. Heinrich IV., der in einer Kutſche ermordet wurde, hatte nebſt ſeiner Gemahlin nur eine Karoſſe, deren ſie ſich gemeinſchäftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er ſein Ausbleiben bei einem Freunde damit entſchuldigt, daß ſeine Gemahlin die Kutſche gebraucht habe. Der Marſchall Baſſompierre brachte 1599 aus Italien die erſte Kutſche mit Glasfenſtern nach Frankreich und 1658 waren deren ſchon 520 in Paris. In England flüchtete zwar ſchon 1360 die Mutter König Richard II. in einem ſolchen Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte, aber erſt 1580 unter der Königin Eliſabeth kamen die eigentlichen Kutſchen aus Deutſchland nach England und waren daſelbſt 1605 bereits allgemein. Nach Schweden ſoll die erſte Kutſche in der lezten Hälfte des 16. Jahrhunderts gekommen ſeyn, und in der Schweiz waren ſie noch 1650 eine Seltenheit. In unſern Tagen gibt es nun eine ungemeine Menge der verſchiedenſten Wagen und Fuhrwerke mit faſt eben ſo vielen verſchiedenen Namen. Man hat alle dieſe Fuhrwerke ungemein vervollkommnet und beſonders dadurch bequem gemacht, daß man ſie ihrem Zweke möglichſt genau anpaßte. So entſtand die Kutſche der Handlungs-Reiſenden mit ihrem Kaſten für Waarenmuſter, ſo die Poſtkutſche, in welcher der Reiſende gegen die Unbilden der Witterung ſo vorzüglich geſichert iſt, der Doktorwagen, ſo bequem zum ſchnellen Ein- und Ausſteigen ꝛc. Eben ſo wurde das Geſchirr der Pferde vervollkommnet und die Kunſt des Fahrens, ſo wie der Behandlung der Pferde ſelbſt, immer mehr ausgebildet, und indem man die Erfahrungen der Vorfahren mit den eigenen vereinigte, zu der Höhe gebracht, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet.

In unſern Tagen fahrt man auch ohne Pferde — mittelſt Dampfkraft. — Auch dieſe Erfindung, ſo ſehr wir ſie anſtaunen, wird nach Verfluß viel kürzerer Zeit, als wir ſeit Erfindung des Fahrens mit Pferden hinter uns ſehen, unſeren Nachkommen ſo plump und unbeholfen vorkommen, als uns die erſten plumpen Wägen der Vorzeit. Vielleicht ſind ſchon nach wenigen Jahren Pferde zum Fahren ſo allgemein abgeſchafft, wie jezt die Elephanten zum Kriegführen; denn man wird nicht mehr lange Eiſenbahnen und Dampfkraft nöthig haben, ſondern Fuhrwerke viel

wohlfeiler und einfacher auf dem Wege der Mechanik in Bewegung ſezen lernen. Schon jezt iſt es dem Mechanikus *Maidinger* in Neuburg an der Donau nach unermüdeten Verſuchen gelungen, einen Wagen, an Gröſſe einem gewöhnlichen einſpännigen ähnlich, mit drei Rädern, wovon zwei hinten und eines vorn angebracht iſt, herzuſtellen, der *blos durch ſeinen innern Mechanismus*, ohne Anwendung von Dampf oder Elektromagnetismus, eine Pferdekraft und dabei, wenn zwei oder drei Perſonen auf demſelben ſizen, eine ſolche Schnelligkeit entwikelt, daß er eine gewöhnliche Stunde in 15 Minuten, auf ebener Landſtraſſe wie über hohe Berge, zurüklegt. Dabei darf man aber nicht etwa an eine ſogenannte Dreſſine denken; denn durch eine kleine Vorrichtung wird die Maſchine von einem Knaben leicht in Bewegung geſezt und darin erhalten. Maidinger arbeitet dermalen an einer groſſen Maſchine, welche, wie er vollkommen überzeugt iſt, eine Kraft gleich des Lokomotivs hervorzubringen im Stande ſeyn wird.

Dabei wird es aber wieder nicht bleiben. Es gibt keine neue Erfindung, die nicht von 100 zu 100 Jahren eine weſentliche Verbeſſerung erleidet. Wie mag es mit dem Fuhrweſen in 1000 Jahren ausſehen?

Traktations-Käſtlein

von

Konſtantin Gernbrod,

emerit. Supplikanten.

(Erſte Dekade.)

Nro. 5.

Ein Zorniger thut nie, was Gott recht iſt.

Wenn wir einen Zornigen betrachten, wie er in Leidenſchaft ſich geberdet, welche Grundſäze ihn leiten, wie ſehr er vom Wahren abgehalten iſt, ſo müſſen wir dieſen Spruch der heiligen Schrift recht ſehr beherzigen und unter allen Verhältniſſen für wahr annehmen. Es mag aus Zorn eine Religionspartei gehoben, ein koſtbares Werk vollendet, eine racheſchnaubende Vorſorge getroffen, ein nüzliches Geſez untergraben, einem Scheine gedient, eine Ungerechtigkeit befördert werden — unter allen Namen und Formen thut der Zorn nichts Gutes.

Denn im Zorne fehlt die ruhige Beſinnung, und ohne dieſe dürfte ſchwerlich nach beſtem Wiſſen und Willen verfahren werden in groſſen und kleinen Dingen. Eine Theorie, und noch mehr das Praktiſche, dem ruhige Beſinnung als Unterlage nicht dient, bleibt immer eine wahre Ungerechtigkeit; von dem ſogenannten mauvaise humeur oder Unmuthe bis zur raffinirten Zähnklätſcherei. Ich erinnere mich, daß ein petit Beamteter, welcher eine kleine Galle auf mich hatte, mir, da er nicht anders konnte, eine Naſe nachſtach, wofür ich gehorſamſt dankte. — Wenn ein Schiffer ſich zuſammennimmt, warum ſollte der Menſch nicht auch ſeinen Handlungen ruhige Beſinnung zunächſt unterbreiten?

Dem Zornigen — dem Kurz- und Langzürnenden — fehlt auch der edle Wille. Necessità non ha legge, d. i., die Nothwendigkeit hat keine Geſeze, bindet ſich wenigſtens nicht daran, dieſer Saz iſt recht auf den Zornigen anwendbar. Der Erzürnte, welcher durch Vernunftgründe von Seite Anderer ſogar noch mehr erhizt werden kann, meint nun einmal, Recht zu haben, und in dieſem falſchen Wahne ſucht er Rache oder Genugthuung. Sein Wille iſt höchſt unedel. Er bekümmert ſich weder um fremde Urtheile, noch um die Folgen ſeiner Schritte, Rache, Rache nur iſt ſein zetterhaftes Loſungswort; und wehe Dem, welcher ihm nicht entfliehen, oder kräftigſt entgegentreten kann!

Dem Zornigen fehlt aber auch, und das *muß* ihm fehlen, die Gnade Gottes, ohne welche wir unſichere Weſen nichts Gutes vermögen. — „Unſer Herrgott ließ ihn fallen“, ſagten die Alten mit Recht. Ohne Gnade Gottes, ohne Schuz-Engel, ohne gute Eingebungen des heiligen Geiſtes, ohne ſtete Wachſamkeit des Gewiſſens hat der Zornige zwar ein weites Feld zu böſen Handlungen, zu Handlungen des Teufels; aber er thut ſicher nicht, was vor Gott recht iſt, oder überhaupt, da das menſchliche und göttliche Geſez kongruiren müſſen, was recht iſt.

Dem Zornigen fehlen alſo drei unerläßliche Stüke, nemlich: ruhige Beſinnung, edler Wille, Gnade Gottes; der Zornige iſt ein Schiff ohne Maſt, ein Reiter ohne Sattel, ein Fuhrmann ohne Zügel, ein Haus ohne Thüre, ein Strom ohne Brüke, ein Körper ohne rechten Geiſt, ein Bild ohne Einheit.

Zwar gäbe es ein ſehr leichtes Mittel dagegen; aber — doch, ich will es anführen.

„Widerſtehe im Anfange!“ So ſagte ſchon der Dichter Ovidius in Bezug auf Krankheiten des Leibes; und hierin muß man nicht denken, wer thut, was er taliter qualiter kann, thue ſo viel, wie der Papſt zu Rom; nein, man kann hier immer mehr, wenn man nur will. Widerſtand kann man leiſten durch feſten Willen, durch eine Aufſchrift ſogar *), durch Flucht von dem reizenden Gegenſtande, durch Aufblik zu Gott und ein kurzes Gebet, (etwa: „Mein Gott! hilf mir gegen ſündhaften Zorn!“), durch Einſperrung, durch einen Trunk kalten Waſſers, durch Spazirgang in die freie Natur, durch Spiel und Scherz u. ſ. w. Nur nicht handeln im Zorne, nur nicht handeln! Auch nicht viel reden! Wer es ſo macht, wird den Zorn leicht bewältigen, ja er wird ihn endlich ganz von ſich entfernt halten. Wir thun ja nichts Gutes im Zorne und das muß uns Chriſten dazu bewegen, alle Mittel rechtzeitig anzuwenden, dieſer Leidenſchaft zu entgehen. Uns würde ſonſt der heidniſche Philoſoph beſchämen, welcher ſeinen Diener deßwegen nicht ſchlug, weil er zornig war.

Dieſe herzlichen Worte mögen ſich vorzüglich unſere Landleute merken! Dann werden ſie im Zorne nicht mehr Thierquälerei ausüben, ſchauderhaft ausüben; dann werden ſie — ſelbſt nach der höchſt unklugen und ſehr ſündhaften Handlung der Beſaufung — nicht mehr ſtechen und morden; dann werden ſie ſich nicht mehr zum und unter das vernunftloſe Vieh ſich erniedrigen.

Vielen groſſen Betrachtern fällt es auf, wie bei ſo groſſer Frömmelei das gewöhnliche Volk gerade vorzugsweiſe an Gemeinheit, Bosheit, Inkonſequenz und vielen andern Gebrechen leide. Die Urſachen liegen zu Tag; jenes Volk liebt den Schein, nicht Wahrheit; es benüzt das Heilige zum Unheiligen, und ich möchte ſeine Fehler für Strafe des allgerechten Himmels anſehen.

Das Selbſtbeherrſchen würde Gott und dem Vaterlande angenehm ſeyn. — Amen!

*) Ich erinnere mich, daß ein junger Elementarlehrer „Selbſtbeherrſchung“ ober der Kanzel hängen hatte, damit er nicht erzürne.

Wie kann der überhandnehmenden verderblichen Prozeßſucht Einhalt gethan und der Juſtizgang beſchleuniget werden?

So frug Friedrich der Groſſe ſeinen Kanzler Buckwitz, und dieſer erklärte ſich darüber alſo:

„Die meiſten Richter und Advokaten ankerten nach Prozeſſen und Streithändeln, wie der Fiſch nach dem Waſſer, ohne welches er nicht leben könnte. Ihre gröſte Klage wäre, wenn in den Gerichten ſich nichts zu thun fände: d. i., wenn Brüder und Nachbarn einträchtig lebten, und in allen Häuſern Friede wäre. Dann hieſſe es: die Zeiten wären ſchlecht; es wäre nichts mehr zu verdienen; die Leute wollten oder könnten kein Geld mehr auf Prozeſſe wenden; ſie verglichen ſich lieber. Und es iſt wahr, daß unter dieſen Umſtänden der Handelsmann beſſer als der Richter und der Advokat daran iſt, wenn dieſe nicht ihren gewiſſen Sold bekommen. Jener darf ſeine Werkſtätte nicht ſchlieſſen; er findet allezeit zu thun, weil ſeine Waare unentbehrlich und Jedermanns Kauf iſt. Aber wenn Niemand zu klagen hat, ſo gibt es auch nichts zu richten. Bei ſolchen Umſtänden nun ſuchten Richter, Gerichts-Diener und Sachwalter die Leute zu Prozeſſen zu bewegen. Die Advokaten hezten die Parteien gegen einander auf; ſie ſtellten ſich vor Gerichte eifrig und feurig gegen einander an, weil ſie ſich wohl zuſammen verſtünden, ihre einfältigen Klienten dadurch in Streit und Hoffnung zu erhalten, die Hände bei dem Prozeſſe aus betrüglicher Gewinnſucht nicht ſinken zu laſſen; der Richter riethe aus gleichen Urſachen zu keinem Vergleiche, und der erſte Vortrag zur Güte würde ſo künſtlich

eingerichtet und jeder Partei das Maul geſchmiert und das Herz mit Wind aufgeſchwellt, damit es beim Abſchluſſe hieſſe: zum Recht! zum Recht! Ich habe die Brühe vom magern Vergleich, lieber ein fettes Urtheil; mein Advokat hält die Sache ſchon für gewonnen. Käme nun der Handel auf die lange Bank, ſo hieſſe es: Geduld! es läßt ſich nicht zwingen; der Prozeß muß ſeinen Lauf haben; Ende gut, Alles gut; die Unkoſten muß das Gegentheil alle wiedergeben, es iſt nichts als die bloſſe Zeit verloren. Indeſſen hängten Sachwalter, Richter und Gerichtsbediente den Prozeß an einen ſilbernen Nagel, ſpielten Alles in das weite Feld, und ruheten nicht, bis die Parteien ausgemolken wären, und darüber ſtürben und verdürben. Die Raſerei und Bosheit von Richtern, Gerichtsbedienten und Sachwaltern ginge auch ſo weit, daß ſie dergleichen Bubenſtüke auch in Prozeſſen anzubringen ſuchten, die in Kleinigkeiten beruheten, und die Forderung der Sache, darüber geſtritten wurde, kaum das Papier werth wäre. Man fände Prozeſſe von 10 Thaler Forgerung, darüber ſchon 1000 Thaler verprozeſſirt wären, denn dieſes wäre eben noch eine beſondere Kunſt, aus einem Prozeſſe zwei und mehrere zu machen, und Prozeſſe aus Prozeſſen wie Ratten aus Mäuſen zu zeugen und auszuheken. Bei dieſem rechtlichen Abenteuer nun dürfte man ſich nicht wundern, daß nicht unſägliche Summen Geldes Richtern und Gerichtsbedienten und Sachwaltern zu Theil würden, welche der Abt St. Pierre in Frankreich jährlich auf Millionen rechnen wollen. Welches Geld gleichwohl nüzlicher gegen den Feind des Vaterlandes oder andere dem gemeinen Weſen zuträgliche Dinge verwendet werden möchte, als auf dergleichen Zungendreſcherei zankſüchtiger Leute.

Alles dieſes zur Vermehrung und Verlängerung der Prozeſſe gereichende Unheil würde nur dadurch gehoben und verhütet werden, wenn alle Gerichtsſporteln ſowohl, als Advokatengebühren, abgeſchafft, und Beide dafür hinlänglich beſoldet würden. Denn wie die Quelle von allen Prozeſſen Gewinnſucht iſt, alſo würden nun die Gerichte und Advokaten wünſchen, helfen und daran ſeyn, daß die Parteien ohne erhebliche Urſache, und, ſo zu reden, das Recht in Händen zu haben, zu keinem Prozeſſe ſich entſchlieſſen, und, wenn derſelbe angefangen, er dennoch zeitig geendigt und beigelegt würde. Die Richter würden ſich freuen, wenn ſie in das Richthaus kämen, und wenige oder gar keine Parteien darinnen anträfen. Die Zeit würde ihnen erſpart, welche ſie ſonſt nüzlich anwenden könnten, und ihre Beſoldungen bekämen ſie auch, auch bei keiner oder doch geringer Arbeit. Kein Advokat würde den andern, wenn er viel zu thun hätte, anfeinden, oder die Parteien an ſich zu ziehen ſuchen, weil Derjenige am Gemächlichſten lebte, der am Wenigſten zu thun hätte. Wie jezo die Gerichtsbedienten erſchreken, wenn ſie viel ex officio, ohne Entgeld, aufzuſezen und auszufertigen hätten, ſo würde ihnen zu Muthe ſeyn, wenn ſie viele Parteien im Richthauſe anträfen. Ihr Willkommen würde ſeyn: Lieben Leute, vertragt euch in der Güte; das Prozeſſiren macht euch unruhige Tage und ſchlafloſe Nächte. Sententiae sunt fatales. Es kommt auf das blinde Glük an, wie Derjenige gegen euch und eure Sache geſinnt iſt, der den Abſchied oder das Urthel machen ſoll. Die Advokaten würden nicht minder zum Frieden rathen, oder doch dem Prozeſſe, ſobald es nur ſeyn könnte, das Ende machen."

Die bewährteſten Mittel zur Verlängerung des Lebens.

Seelenruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit ſind die Grundlagen alles Glükes, aller Geſundheit und des langen Lebens. Freilich wird man ſagen: „Dieß ſind keine Mittel, welche wir uns ſelbſt geben können, ſie hangen von unſern Umſtänden ab." Aber mir ſcheint dieß gar nicht ſo: denn ſonſt müßten ja die Groſſen und Reichen die Zufriedenſten und Glüklichſten, und die Armen die Unglüklichſten ſeyn, wovon doch die Erfahrung das Gegentheil zeigt; es exiſtirt zuverläſſig weit mehr Zufriedenheit in der Dürftigkeit, als in der reichen und begüterten Klaſſe. Es gibt alſo Quellen der Zufriedenheit, die in uns ſelbſt liegen, und

die wir ſorgfältig aufſuchen und benüzen müſſen. Man erlaube mir, einige ſolcher Hülfsmittel hier anzugeben.

Vor allen Dingen bekämpfe man ſeine Leidenſchaften. Ein Menſch, der durch Leidenſchaften immer hin und her getrieben wird, befindet ſich immer in einem Extreme, in einem exaltirten Zuſtande, und kann nie zu der ruhigen Stimmung gelangen, die zur Erhaltung des Lebens ſo nöthig iſt. Er vermehrt dadurch ſeine innere Lebens-Konſumtion fürchterlich, und er wird bald aufgerieben ſeyn.

Man gewöhne ſich, dieß Leben nicht als Zwek, ſondern als Mittel zu immer höherer Vervollkommnung, und unſere Exiſtenz und Schikſale immer als einer höhern Macht und gröſſern Zweken untergeordnet zu betrachten, und halte dieſen Geſichtspunkt, den die Alten Vertrauen auf die Vorſehung nannten, in allen Zufällen und Lagen unerſchütterlich feſt. Man wird dadurch immer den beſten Schlüſſel haben, ſich aus dem Labyrinthe des Lebens herauszufinden, und die gröſte Schuzwehr gegen alle Angriffe auf unſere Seelenruhe.

Man lebe, aber im rechten Sinne, immer nur für einen Tag, d. h., man benüze jeden Tag ſo, als wenn es der einzige wäre, ohne ſich um den morgenden zu bekümmern. Unglükliche Menſchheit, die immer nur an das Folgende, Mögliche denkt, und über den Planen und Projekten des Künftigen die Gegenwart verliert! Die Gegenwart iſt ja die Mutter der Zukunft, und wer jeden Tag, jede Stunde ganz und vollkommen, ſeiner Beſtimmung gemäß, benüzt, der kann ſich jeden Abend mit dem unausſprechlich beruhigenden Gefühl niederlegen, daß er nicht allein dieſen Tag wirklich gelebt und ſeinen Standpunkt ausgefüllt, ſondern auch ſicher die beſte Zukunft gegründet habe.

Man ſuche ſich über Alles ſo richtige Begriffe als möglich zu verſchaffen, und man wird finden, daß die meiſten Uebel in der Welt nur durch Mißverſtand, falſches Intereſſe oder Uebereilung entſtehen, und daß es nicht ſowohl darauf ankommt, w a s uns geſchieht, ſondern w i e wir's aufnehmen. Wer dieſen Zuſtand in ſich hat, der iſt von äuſſern Umſtänden unabhängig.

Man ſtärke und befeſtige ſich immer mehr im Glauben und Vertrauen auf die Menſchheit, und in allen den ſchönen, daraus ſproſſenden Tugenden: Wohlwollen, Menſchenliebe, Freundſchaft, Humanität. Man halte jeden Menſchen für gut, bis man durch unwiderſprechliche Beweiſe vom Gegentheile überzeugt iſt, und dann müſſen wir ihn als einen Irrenden betrachten, der mehr unſer Mitleid, als unſern Haß verdient. Er würde ebenfalls gut ſeyn, wenn ihn nicht Mißverſtand, Mangel an Erkenntniß oder falſches Intereſſe verführte. Wehe dem Menſchen, deſſen Lebensphiloſophie darin beſteht, Niemand zu trauen! Sein Leben iſt ein ewiger Of- und Defenſivkrieg, und um ſeine Zufriedenheit und Heiterkeit iſt es geſchehen. Je mehr man Allen um ſich herum wohl will, je mehr man Andere glüklich macht, deſto glüklicher wird man ſelbſt.

Zur Zufriedenheit und Seelenruhe iſt ein unentbehrliches Erforderniß: Hoffnung. Wer hoffen kann, der verlängert ſeine Exiſtenz nicht blos idealiſch, ſondern wirklich phyſiſch, durch die Ruhe und Gleichmüthigkeit, welche ſie gewährt. Aber nicht blos Hoffnung innerhalb der engen Grenzen unſerer jezigen Exiſtenz, ſondern Hoffnung über's Grab hinaus! Nach meiner Ueberzeugung iſt der Glaube an Unſterblichkeit das Einzige, was uns dieß Leben werth und die Beſchwerden desſelben erträglich machen kann. In dieſer Abſicht kann man ſagen, daß ſelbſt die Religion, in ſo fern ſie jene moraliſchen Tugenden (Hoffnung und Glaube) an höhere göttliche Wahrheit knüpft und dadurch Zeit und Ewigkeit vereinigt, ein Mittel zur Verlängerung des Lebens werden kann. Je mehr ſie Bekämpfung der Leidenſchaften, Selbſtverläugnung und innere Seelenruhe geben und jene ſtärkenden Wahrheiten lebendig machen kann, deſto mehr iſt ſie lebensverlängernd.

Auch Freude iſt eine der gröſten Lebens-Panaceen. Man glaube doch nicht, daß immer ganz ausgeſuchte Gelegenheiten und Glüksfälle dazu nöthig wären, ſie zu erweken; durch die eben geſchilderte Seelenſtimmung macht man ſich dafür

empfänglich, und Dem wird es an Gelegenheit, ſich zu freuen, nicht fehlen, der jenen Sinn hat; das Leben ſelbſt iſt ihm Freude. Doch verſäume man nicht, jede Gelegenheit zur Freude aufzuſuchen und zu benüzen, die rein und nicht zu heftig iſt. Keine geſündere und lebensverlängernde Freude gibt es wohl, als die, die wir im häuslichen Glüke, im Umgange froher und guter Menſchen und im Genuſſe der ſchönen Natur finden. Ein Tag auf dem Lande, in heiterer Luft, in einem heitern Freundeszirkel zugebracht, iſt zuverläſſig ein poſitiveres Lebensverlängerungsmittel, als alle Lebenselixire in der Welt.

Wichtiger Einfluß guter Grundſäze.

Ein Menſch ohne Grundſäze gleicht einem ſchwachen Rohre, das der Wind hin und her bewegt; Andere können ſich nicht auf ihn verlaſſen, ſo wie er zu ſich ſelbſt kein Zutrauen hat; aber dieſe Grundſäze müſſen gut und löblich ſeyn, die Ausführung des Rechten und Nüzlichen beabſichtigen, die Achtung gegen die Menſchheit befördern und auf das Wohl Aller gerichtet ſeyn. Nur ſolche Grundſäze ehren den Menſchen und nüzen ihm, und von Jugend auf muß er eifrig dahin ſtreben, ſie ſich eigen zu machen und ſie als Richtſchnur ſeines Willens beobachten; denn nur ein ſolcher Menſch wird eine Zierde des Menſchen-Geſchlechts und fördert ſein Glük, ſo wie das Anderer.

Zum Grundſaze muß man es ſich machen, mit der Zeit haushälteriſch umzugehen und ſie weiſe zu benüzen. Wer ſchon den Abend vorher überlegt, was er den andern Tag thun und in welcher Ordnung er ſeine Geſchäfte verrichten will, der erleichtert ſich ſeine Arbeiten, führt ſie mit Freudigkeit und Glük aus und thut immer ſeine Pflicht, wie ein Mann von Ehre. Von frühеſter Jugend muß man ſich vornehmen, etwas Nüzliches gründlich zu l e r n e n, immer nach deſſen Vervollkommnung ſtreben, um ſich darin eine Geſchiklichkeit zu erwerben, die nicht blos das begonnene Werk mit Glük und Ehre ausführt, ſondern auch bei ihm für jeden Fortſchritt in ſeiner Wiſſenſchaft, ſeiner Kunſt und ſeinem Gewerbe eine groſſe Empfänglichkeit unterhält. Nie lernt man aus; unſer Wiſſen iſt Stükwerk, wie unſer Thun. Vieles kann verbeſſert, Manches zwekmäſſiger gemacht werden. Wer der Menſchen Thun und Treiben ſorgfältig beobachtet, der ſieht bald ein, daß faſt Alles einer gröſſern Vervollkommnung fähig iſt, und daß das Meiſte zwekdienlicher ausgeführt werden kann.

Wer ſich feſt vornimmt, ſeine Pflichten als Menſch in allen ſeinen Verhältniſſen gewiſſenhaft zu beobachten, der erwirbt ſich Charakterfeſtigkeit und ſchlägt ſich glüklich durch alle Stürme des Lebens hindurch. Er ſchauet gen Himmel, ſchöpft da Troſt und ein gutes Gewiſſen gibt ihm Muth und Kraft, ſo daß er kein Hinderniß ſcheuet.

Beſonnen zu verfahren und Alles gehörig zu überlegen, ſey eine unwandelbare Lebensmaxime, und wenn wir uns von Jugend auf an ſie gewöhnen, ſo beſchwören wir die hohnlächelnde Ungunſt der Menſchen und das neidiſche Geſchik der Dinge; wir ſtehen feſt im Ungewitter, und durch Muth und Standhaftigkeit gelangen wir endlich an das gewünſchte Ziel.

Feſter Sinn in Vollziehung ſeiner Plane.

Ein engliſcher Oberſter, C h a r t r e s, war einer der abgefeimteſten Schurken, hatte auf manchem unredlichen Wege Reichthum erworben, und pflegte zu ſagen: die Tugend hat für mich keinen Werth; aber ich möchte viel darum geben, wenn ich einen ſo beharrlichen Charakter hätte, um mich durch nichts von Dem, was ich einmal beſchloſſen habe, abwendig machen zu laſſen. Wenn alſo ſelbſt ein Böſewicht einen feſten Charakter ſchäzt, ſo muß es noch mehr Pflicht der tugendhaften Menſchen ſeyn, ſich eine ſolche Beharrlichkeit in edlen Entſchlüſſen eigen zu machen zum Beſten ihres Selbſt, ihrer Mitbürger und der guten, geprüften Abſichten.

Ganz vorzüglich intereſſante und ſchöne literariſche Neuigkeiten.

Wir verſorgen unſere Blätter fortwährend mit guten Vorſchriften zur Verbeſſerung des Zeitlichen. Es ſollen aber auch Geiſt und Seele nicht vernachläſſiget werden, und indem wir uns nach geſunder Nahrung für dieſelben umſehen, glauben wir für Chriſten aller Confeſſionen ganz beſonders und mit allem Nachdruke folgende neue Schriften empfehlen zu müſſen, welche in der J. A. Schloſſer'ſchen Buch- und Kunſthandlung zu Augsburg neu erſchienen und durch alle übrigen deutſchen Buchhandlungen zu haben ſind:

Der chriſtliche Familien-Tempel
oder
das Buch der Andacht und Gottesverehrung.
Eine Gabenſpende
moraliſch-religiöſer Betrachtungen und Gebete.
Herausgegeben
von
C. Schmid,

dem Verfaſſer „der Tag des Herrn" ein Sonntagsbuch für Chriſten. 3 Bände, jeder Band in 104 Gaben mit 1 Stahl-Stich und 24 Vignetten, auf ganz feinem Velinpapier gr. 8. koſtet 1 fl. 44 kr. oder 1 Thlr., und wird als für ſich ein Ganzes bildend, auch einzeln abgegeben.

Dritte Auflage.

Die Tendenz dieſes Familien-Tempels iſt rein chriſtlich, ohne alle Polemik und ſomit für alle chriſtliche Confeſſionen gleich intereſſant, ſo wie der Zwek desſelben einzig dahin zielt, durch Wiederbelebung häuslicher Andacht und Frömmigkeit einen chriſtlichen Sinn zu erweken und wahres Chriſtenthum zu befördern, denn nichts ſtimmt unſer Herz ſo ſehr zu bleibenden frommen Geſinnungen, zu ſchönen chriſtlichen Thaten, als Unterhaltungen mit Gott in einer Stunde der Einſamkeit, wo die Seele, losgehoben von allen Sorgen, allen Zerſtreuungen des Lebens, ſich ihrem ewigen Vater zukehrt, und ihm allein angehört.

Der Preis dieſes ſchönen Werkes, welches in Gaben zu 4 Seiten in größtem Oktavformate erſcheint, iſt beiſpiellos wohlfeil, indem die Gabe nur 1 kr. koſtet, wovon wöchentlich zwei erſcheinen. So kommt alſo das Quartal nur auf 26 kr. Die Ausſtattung des Werkes, auf milchweiſſes Papier gedrukt, verdient löblicher Erwähnung. — Die erſten zwei Auflagen von 5000 Exemplaren waren in einem Jahre vergriffen, was als die beſte Empfehlung für dieſes ſo auſſerordentlich zwekmäſſige und zeitgemäſſe Werk gelten wird.

Allgemeine Jugendzeitung
für
Deutſchlands Söhne und Töchter
zur
Belehrung und Erheiterung.

Herausgegeben in Verbindung mit den vorzüglichſten Jugendſchriftſtellern Deutſchlands von dem Verfaſſer des chriſtlichen Familien-Tempels, Schuzgeiſtes und der Lebensbilder für die reifere Jugend. 12 Lfg. 8 Preis mit 24 illum. Abbild. 1 fl. 12 kr. oder 18 ggr., und mit ſchwarzen 48 kr. oder 12 ggr., auf feinſtem Velinpapier in Umſchlag broch.

Dieſe Jugendzeitung, die das Neueſte und Intereſſanteſte im Jugendleben, ſo wie überhaupt angenehm unterhaltende und geiſtreich belehrende Gegenſtände, aus der Länder- und Völkerkunde, Natur- und Weltgeſchichte rc. umfaßt, erfreuet ſich ſowohl der kräftigſten Unterſtüzung von Seite der beſten Jugendſchriftſteller, als auch von Seite des Publikums jezt ſchon einer Abnahme von mehr als 2000 Exemplaren, die ſich täglich um ſo mehr ſteigert, da ſelbes nur Gediegenes liefert, und der Preis bei ihrem innern Werth und der ſchönen äuſſern Ausſtattung gewiß ſehr billig iſt, und ſich daher auch ſowohl zu einem ſchönen Neujahrs- und Weihnachts-Geſchenk, als auch für Schul- und Jugend-Bibliotheken vorzüglich eignet. Es muß Freunden der Jugend, und beſonders Eltern Alles daran liegen, in den Herzen der Kleinen eine ſittliche Grundlage zu befeſtigen, die reinen Gemüther derſelben in der Liebe zur Tugend und Gottesfurcht zu nähren, und das zarte Jugendalter ſeiner wahren Beſtimmung immer näher zu bringen; und dieſes kann gewiß nicht ſicherer und beſſer, als durch dieſe Jugendzeitung geſchehen. — Zu ſolcher müſſen wir aber auch noch empfehlen:

Lebens-Bilder
für die
reifere Jugend.

Herausgegeben von dem Verfaſſer des chriſtlichen Familien-Tempels und Schuzgeiſtes. Mit Beiträgen von dem kgl. Rektor Dr. Benedikt Richter und den Profeſſoren Fr. Neumann, Joh. Gries und Mart. Zdoneck an der katholiſchen Studien-Anſtalt zu St. Stephan in Augsburg, dem ehemaligen Seminar-Rektor G. M. Münch, Pfarrer in Ulingen und andern berühmten Jugendſchriftſtellern. 2 Bände in 12 Lief. mit 12 Kupfern. 8. Preis 1 fl. 12 kr oder 18 ggr.

Dieſe Jugendſchrift zeichnet ſich beſonders durch ihren hohen religiöſen Sinn, ſo wie durch erhabene Tugendbeiſpiele in gemüthlichen Gedichten und Erzählungen vor andern aus, und ſollte in keiner Schul- oder Jugendbibliothek fehlen, auch eignet ſich dieſelbe als das ſchönſte und zwekmäſſigſte Jugend-Geſchenk zu jedem Anlaſſe. Denn ſehr lehrreiche moraliſche Betrachtungen, wie z. B. der Frühling des Lebens, der Scheideweg, der Freund in der Noth, Religion, Vertrauen auf Gott, und überhaupt vortrefflich ausgeführte Erzählungen bereiten das jugendliche Herz auf verſchiedene Schikſale des Lebens vor. Noch iſt ſehr zu rühmen die gelungene Ausführung der 12 Kupferſtiche, die dem Ganzen zur Zierde dienen, und wir hoffen, daß viele unſerer Leſer ſich bald ſelbſt von der Vortrefflichkeit dieſes Werkes überzeugen werden.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 6. 6. Februar 1842.

Inhalt: Ueber die Nachtheile der Wirthshaus-Kameradſchaften. — Traktations-Käſtlein. — Ein Wort vom Lärchenbaum. — Das Eiſen. — Schöne Ferne. — Was iſt der Menſch?

Ueber die Nachtheile der Wirthshaus-Kameradſchaften.

Manche bürgerliche Haushaltung nimmt den Krebsgang, weil der Hausvater zu viel ins Wirthshaus geht. In unſerer verdorbenen Zeit verpraſſen aber die Söhne gewöhnlich ihr Ererbtes ſchon, ehe ſie noch ſelbſt Hausväter werden. Davon ein Beiſpiel, welches wir aus der jüngſtempfohlenen allgemeinen Jugendzeitung entnehmen. Die Erzählung kann wahr oder erdichtet ſeyn, ſo iſt ſie immer nach dem Lebeu gezeichnet und lautet alſo:

„Es ſchlug drei Uhr Morgens. Eine furchtbare Oede lag über der ſteinernen Todtenſtadt. Nur hie und da flakerte noch eine Laterne, aber die Sternlein ſchauten klar wie Edelſteine in die finſtere Nacht hinein, und wie ruhig auch die Erde zu ſchlafen ſchien, weit ruhiger und bewegungsloſer ſchwebte der Himmel in ſeinem ewigen Stillſchweigen darüber hin.

Nur in der Mausgaſſe brach plözlich ein Lärmen aus, die Thüre einer Kneipe öffnete ſich, und ein halb Duzend luſtiger Geſellen ſtürzten mit hochaufjubelndem Geſchrei bis mitten auf die Gaſſe. Da wurden gegenſeitig noch einige Späſſe losgelaſſen, und dann taumelten die ſechs Herren, einer langſamer, einer geſchwinder, nach ſechs verſchiedenen Richtungen, ihren Häuſern und Betten zu.

Einer dieſer Herren war Konrad. Er wikelte ſich zuerſt in ſeinen Mantel, ſtieß noch ein Paar Züge ſeiner Cigarre aus, ſpukte ſie dann, da ihm der Wind Rauch und Funken ins Geſicht blies, in den ziſchenden Schnee, und trottirte in langen Schritten nach ſeiner entfernten Wohnung. Als er hier die Hausgloke zog, ſchlug es vier Uhr, und gleich darauf von einem andern Thurme herüber wieder vier Uhr, und überall von acht oder zehn Seiten her ſchlug es beſtimmt und unwiderruflich vier Uhr.

„Ich werde dieſe Dienstags- und Samstags-Geſellſchaften denn doch aufgeben müſſen!“ ſagte Konrad, den verſchlafenen Hausmeiſter zum ſechsten Male läutend; „es iſt wieder vier Uhr. Ich habe mir's jezt gerade zum fünfundachtzigſten Male vorgenommen, und bin doch fünfundachtzig Mal der Eſel geweſen und hingegangen; hab' doch wieder fünfundachtzig Mal Bier und Glühwein geſoffen, und ein Duzend Cigarren geraucht, daß man ein Schwein damit hätte räuchern können, und bin den andern Tag krank darauf, und den zweiten dumm und matt; und wenn der fatale Dienstag kommt, geh' ich doch wieder hin und bin ein Vieh. Ich könnt mich ohrfeigen wie einen Schuljungen. Biſt du ein Mann, Konrad? — Ein Schaf biſt du!“

Das Thor hatte ſich indeſſen knarrend geöffnet, und Konrad lag bald im dumpfen Schlafe dahin. —

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Konrad hatte recht prophezeit. Es war zwölf Uhr Mittags, als er aus der dumpfen Betäubung, die Schlaf ſeyn ſollte, mit Kopfweh, geſchwollenen Augen, eingepökelter Zunge u. ſ. w. erwachte und aufſtand. Aber er hatte leicht prophezeien. Fünfundachtzig Mal die nemliche Erfahrung machen, mag wohl einen richtigen Blik verleihen; denn er hatte nicht nur fünfundachtzig Mal Bier und Glühwein getrunken, ſondern er hatte auch fünfundachtzig Mal ſein Kopfweh und ſeine eingeſtinkten Kleider gehabt, und mochte vom Bier und Glühwein

wohl mit ziemlicher Richtigkeit auf nachherige Kopf-Einnahme und Geſtank ſchlieſſen lernen.

„Brr!“ ſchüttelte er ſich gegen ein Uhr, nachdem er ſich die Augen hinreichend ausgerieben hatte, „was iſt doch Bier für eine gräuliche Sache!“

Damit nahm er, das gute Herz ſchwellend von ſchönen Entwürfen, ein Buch zur Hand und lehnte ſich — ohne Cigarre — in das Sofa hinein.

Gewiſſe Stiche um die Schläfe herum genirten ihn gewaltig; er ſchob das Buch auf den Tiſch hin und ſagte: „Und der verfluchte Glühwein, mit den feurigen Zimmetrollen! Man ſchüttet die Dummheit hinein wie geſchmolzenes Blei in ein Sokel. Es brennt von der Kehle an bis tiefunterſt in den Magen. Aber freilich hab's ich Langohr erſt fünfundachtzig Mal erfahren!“

Sich ſelbſt ſarkaſtiſch belächelnd ſprang er auf, ſtürzte ein Glas kaltes Waſſer hinunter, warf ſich in friſche Kleider und wankte dumm auf einen Spazirgang hinaus.

Der Montag verging auch lau und flau, wie blaue Montage überhaupt, und überhaupt gerade ſo, wie Konrad vorausgeſehen und geſagt hatte. Am Dienstag in der Frühe begegnete er in aller Eile einem von den ſechs Herren, die nach ſechs verſchiedenen Richtungen gingen, der ihm zurief: „Heute Dienstag, nicht vergeſſen, Konrad!“

Konrad warf ihm über die Gaſſe ein Kompliment mit der Hand zu und ſchrie „Ja.“ Aber unter dem Mantel ſchlug er ihm insgeheim mit der Hand ein Schnippchen zu und brummte lächelnd vor ſich hin: „Werd euer Narr nicht mehr ſeyn zum ſechsundachtzigſten Male! Wirſt mich nicht mehr ſehen, Mausgaſſe!“ — Und arbeitete den ganzen Tag recht prächtig und herrlich.

Schön, Konrad, das freut mich von dir, daß du deinen ſonn- und montäglichen Vorſäzen endlich treu biſt, und den kleinen Teufel, der dir in Geſtalt eines der ſechs Herren in der Hallgaſſe begegnet, insgeheim und leiſe einen Spizbuben nennſt, obwohl er ſonſt ein guter Freund von dir iſt. Macht gar nichts, daß du fünfundachtzig Mal unterlegen biſt; wenn du nur zum ſechsundachtzigſten Male als Mann daſtehſt. Du haſt fünfundachtzig Mal deinen Schlaf verkauft, deine Geſundheit auf's Spiel geſezt, deine Geſchäfte vernachläſſigt, beſſere Menſchen hintangeſezt, um Bier und Glühwein zu trinken, Cigarren zu rauchen und dein Geld zu verſplittern, aber es macht Alles nichts, weil du nur jezt zur Erkenntniß gekommen biſt und deinen Mann machſt. Ueber Einen Sünder, der ſich beſſert, freuen ſich die Himmel mehr, als über neunundneunzig Gerechte.

Uebrigens ſaß Konrad am Abende dieſes Dienstags um acht Uhr in der Mausgaſſe bei den ſechs Herren, die nach ſechs verſchiedenen Richtungen ſich zerſtreuten.

„Fi!“ höre ich Viele ſagen.

Aber urtheilt nicht zu ſchnell, liebe Freunde! Konrad bleibt heute nur bis zehn Uhr. Er hat ſich's feſt vorgenommen. Er bricht ſein Wort nicht ſo leicht. Heute Nachmittag fünf Minuten nach drei Uhr hatte er zu ſich geſagt: „So plözlich abbrechen kannſt du doch nicht; heute gehſt du noch hin, bleibſt bis zehn Uhr und gehſt dann ruhig nach Hauſe.

Die ſechs Herren waren heute in einer roſenfarbenen Laune und das Bier exquiſit. Es rann die Kehle hinunter wie Gold. Dann looste man, wer den Glühwein bezahlen ſollte. Das Loos fiel auf Konrad. Es wäre ſchmuzig geweſen, nicht zahlen, und ſonderbar, nicht mittrinken zu wollen. So verflog ein Stündchen nach dem andern. Es wurde unendlich viel gelacht, disputirt und gewizelt.

„Schwarzer Kaffee kann heute nicht ſchaden,“ ſagte Einer von den ſechs Herren, die nach ſechs verſchiedenen Richtungen gingen.

Schwarzer Kaffe ward daher getrunken.

Zum ſchwarzen Kaffee ſchmekt eine amerikaniſche Cigarre ausnehmend gut.

Jeder der Herren rauchte daher eine amerikaniſche Cigarre.

Als Konrad die Gloke an ſeinem Hauſe anzog, ſchlug die nächſte Thurmuhr fünf Uhr, dann die entfernteren fünf Uhr, dann die entfernteſten

fünf Uhr — ganz genau und unwiderruflich fünf Uhr. —

Der Himmel ſchaute mit ſeinen alten Sternen ruhig darnieder.

Ich weiß nicht, was in Konrad kochte, aber in fünf Minuten war er im Bette.

Den nächſten Tag ſchämte er ſich, eine Reflexion zu machen.

Nur Samstag Nachmittag um drei Uhr ſagte er flüchtig zu ſich: „Ich bin ein Mann!“

Abends um acht Uhr war der Mann in der Mausgaſſe bei den ſechs Herren, die nach ſechs verſchiedenen Richtungen gingen; und da der folgende Tag ein Ruhetag war, und man ſich ausſchlafen konnte, ſo blieb man gemüthlich bis vier Uhr bei einander.

Und ſo ging die Sache ohne alle Unterbrechung noch fünfundachtzig Mal.

Wozu ſoll ich alle die Reflexionen herſezen, die an den Zwiſchentagen in Konrad aufſtiegen, ſie würden dem Leſer eben ſo fad werden, als ſie Konrad ſelbſt wurden.

Zwei Mal fünfundachtzig macht einhundertſiebenzig. Die einhundertſiebenzigſte muß ich wieder herſezen. Soll er denn alle umſonſt gemacht haben?

Sie betraf das Geld. Wenn man nicht viel zu verzehren hat, und alle Wochen zwei Mal drei Gulden ausgibt, ſo macht das nach einer einfachen Multiplikation in vier Wochen 24 fl., und da dieſe vier Wochen in einem Jahre dreizehn Mal enthalten ſind, ſo hat man die 24 fl. nur mit dreizehn zu multipliziren, um herauszukriegen, was das Bier und der Glühwein in einem Jahre gekoſtet, nemlich 312 fl. Metallmünze, wobei manche Cigarre, die ein guter Freund ſtahl, nicht gerechnet iſt. Konrad hatte alſo bald nichts mehr aus dem Beutel zu nehmen. Er verſuchte es zulezt noch mit der Lotterie, aber es kamen immer ſo dumme Numern heraus und Konrad iſt nun — ein Bettler.

Traktations-Käſtlein

von

Konſtantin Gernbrod,

emerit. Supplikanten.

(Erſte Dekade.)

Nro. 6.

Warum haben die Lehrer ſo ſehr Anſpruch auf Dankbarkeit ihrer Schüler?

Die Welt iſt ein ſonderbares Gemiſch, neben herrlichen Jugenden erſcheinen die verabſcheuungswürdigſten Fehler und Laſter.

Am Häufigſten wuchert der Undank, weil Dankbarkeit nicht blos guten Willen, ſondern auch Charakter und gewiſſe Bildung vorausſezt. Undank iſt der Welt Lohn. Columbus, Gutenberg und viele Andere ſind ſprechende Beiſpiele hiefür. Erſt nach dem Tode erkannte man den Irrthum, aber da iſt's viel zu ſpät, ſtrafwürdig; ſolcher Dank kann als eine Art Nemeſis angeſehen werden.

Auch gegen die Lehrer — vom ſchlechtgeachteten und ärmlichbezahlten Schullehrer angefangen, bis zu dem oft ſich ſelbſt kaum verſtehenden Philoſophen, oder Mathematiker — äuſſert ſich gar ſehr die häßliche und ſtrafbare Undankbarkeit. Und doch haben die Lehrer nächſt Gott und Eltern die meiſten Anſprüche auf Dankbarkeit von Seite Aller, welche ſie belehret oder unterrichtet haben.

Da es ſo viele undankbare Schüler gibt, ſo wollen wir das Behauptete der Dankespflicht erweiſen.

Die Lehrer haben unausſprechliche Mühe mit ihren Schülern. Sie haben es nicht nur mit vielen, ungleich begabten, oft verderbten und verzogenen (beſſer ungezogen, denn verzogen ſagten die Alten), kränkelnden, blutarmen und ſaumſeligen Schülern zu thun; ſie, die Lehrer, ſollen den Anforderungen der Schule, ihrer Pflicht, dann wieder den Eltern und Kindern entſprechen; ſie opfern Mühe, Sorgen, Geſundheit — die Lunge! — viele und ſchöne Zeit, und müſſen ſelbſt noch oft dafür ſtehen, wofür ſie nicht einmal nach geſunden Sinnen verantwortlich ſeyn können. Das

ſind keine geringfügigen Dinge, meine verehrten Leſer! Das thun ſelbſt in Ehren Gehaltene und Gutbezahlte nicht. Das hat keinen gemeinen, abuſirten Grund, das iſt nicht bei Einem Volke und ſeit geſtern veranlaßt. Und ſolche Mühe, ſolcher Schweiß, ſo gutgemeinte Saat verdient gewiß, unſere charakterloſen Zeitſchmeichler müßten nur ſtatt der Zunge einen Goldbarren und ſtatt des Herzens einen Heuchlerfidibus beſitzen, einige Dankbarkeit von Schülern, falls einer und der andere Staat nicht Gerechtigkeit genug üben ſollte!

Die Lehrer geben anerkannt die beſten Gaben; nicht ſtatt der Eier Steine, darum geben ſie als wahre Väter in weltlicher und geiſtlicher Kleidung, — ſie geben den Kleinen gebrochenes Brod zur Sättigung des Herzens. Sie, die geplagten, verkannten, wenig geehrten Lehrer geben Gaben, welche zwar nicht manch eitlen und gewiſſenloſen Eltern ſchmeicheln, aber welche Chriſti Wort geheiſſen; ſie geben nicht Weltpolitik und Heuchlerſyſteme, aber Selbſtbeſiegungs-Normen; ſie geben nicht moderne und raffinirte Täuſchungs-Vorſchriften, ſondern Leben und Wahrheit nach der allerheiligſten Offenbarung. Dieſe Gaben ſind edel, feſt und dauerhaft, dieſe Gaben ſchäzen und tröſten; dieſe Geſchenke beglüken und machen zu Menſchen. Darum auch verdienen die Lehrer alle Anerkennung von der Jugend, wenn die Eltern unter ihrer Würde es finden, durch Achtung das ſchwere Loos der Lehrer zu verſüſſen und zu verſchönern.

Es iſt ſo tröſtlich für den tiefgebeugten Erzieher, ſo ermunternd für den jungen Lehrer, ſo kräftigend und erhebend, wenn die Artigkeit, Gefälligkeit, Beſcheidenheit und Ehrerbietung einerſeits beweiſet, daß auch auf gutes Erdreich der gute Same gerieth, dann aber auch in eigenthümlicher Weiſe gleichſam ausrufet: Dieſer hier iſt mein Lehrer, dem ich Vieles verdanke; dem ich Sorgen machte und den ich zu harter Arbeit drängte; ihm, dieſem Edelmanne bekenne ich vor Gott und Menſchen meine ſchuldigſte Anerkennung.

Möchten doch — denn von der finanziellen oder prekären Stellung des Lehrperſonals ſey hier noch nicht geſprochen — dieſe zwei Gründe die Kinder und Eltern bewegen zur Dankbarkeit! Nicht zur Dankbarkeit mit Geduld und Nachlaß, oder mit andern derartigen Dingen; nein dadurch, daß man nicht den Lehrer unter den Stallknecht erniedriget. Ein Gerichtshalter — und derlei Parallelen gäbe es zu Duzenden — ſagte z. B. zu einem Elementarlehrer, welcher Schulhausverbeſſerungen verlangte: „Sey Er froh, wenn ich Ihn ſammt ſeinen Eſeln nicht in den Thurm hinaufſperre!“ — Gott, der Du Völker und mit ihnen Stände ſchufeſt, gib Hülfe, damit Keiner verachtet und gequälet werde, am Wenigſten durch Undankbarkeit!!

Ein Wort vom Lärchenbaum.

Die allgemeine deutſche Gartenzeitung Nro. 51 ddo. 23. Dezember 1841 kündigt uns S. 404 ein eigenes Werkchen vom Lärchenbaume (Pinus Larix), und zwar ſehr empfehlend, an. In unſerer, ſo zu ſagen, wahrhaft holzbedrängten Zeit möchte es daher wenigſtens nicht läſtig fallen, hierüber die Worte der Vorzeit zu vernehmen.

„Hätten wir“, ſo ſpricht ein uralter Skribent, „hätten wir Bäume, welche in 25 Jahren die nuzbare Gröſſe erreichen, und uns ſchönes Bau-, Nuz- und Brennholz geben, ſo würden wir auf unſere Abſichten, und was uns Lebende betrifft, nicht vergeblich hoffen dürfen. Unter dieſe Bäume wird nun der bei uns an den meiſten Orten ſehr rare Lärchenbaum, oder Larixbaum gerechnet.

In Böhmen, Tirol und in der Schweiz aber wächst er ſehr häufig. Er iſt eine beſondere Art von Tannen, welcher im Herbſte ſeine Tangeln oder Nadeln abwirft, im Frühjahre neue bekömmt und ein etwas röthliches Holz hat. Er wächst auf Gebirgen und in Gründen, ſonderlich gegen Norden, erfriert niemals, und verachtet keinen Grund und Boden, wenn er nur Erde hat. Der Wind wirft ihn nicht leicht um und der Schnee zerbricht ihn nicht. Er hat ein hartes und ſchweres Holz. Sein Stamm iſt gerade und ſchlank, wächst aber überaus geſchwind, wenn er erſt ins Wachſen kömmt. Nach Beſchaffenheit des Bodens ſchießt er in manchen Jahren 4, 5—6

Schuh hoch, und in 20 Jahren ſieht er einer 50jährigen Tanne faſt ganz gleich. Er kann zu Bau-, Nuz-, Brennholz und Kohlen gebraucht werden, und dauert in der Erde, in der Luft, im Waſſer. Sein Harz iſt der bekannte Terpentin, oder vielmehr ein Surrogat des ächten Terpentins. Die Frucht iſt ein kleiner, länglicher Tannenzapfen oder Kegel. Unter jeder Schuppe hat er zwei geflügelte Samenkörner, die aber beſchwerlich auszumachen ſind; denn in groſſer Wärme löſet ſich das Harz auf und durchfließt den Samen, zieht ihn feſt an, und verhindert das Ausfallen desſelben. Einige durchſchneiden alſo den Zapfen der Länge nach, und klauben den Samen mit einem Meſſer heraus. Und dieſes iſt auch der beſte Weg, wie andere verſtändige Leute verſichern. Andere aber, denen dieſes ſo beſchwerlich fällt, warten nur eine mäſſige Wärme der Luft ab und klopfen ihn alſo heraus, welches auch der Natur gemäſſer iſt. Am Beſten und Aechteſten wird er in Zapfen ſelbſt verführt, und zu uns gebracht. Der Same ſelbſt wird im Monate März ausgeſäet, wenn der Froſt aus der Erde iſt; jedoch geht dieſes auch im Herbſte an; ja im Herbſte muß man auch die jungen Bäumchen mit den Fingern feſt in die Erde drüken, weil ſonſt die Nachtfröſte dieſe jungen und noch nicht recht bewurzelten Bäumchen im Winter herausziehen, da ſie denn umfallen und verderben.

Nachdem der Boden umgepflügt, von Unkraut und Wurzeln wohl gereinigt, darauf durch Eggen oder Harken geebnet worden, ſtreuet man den Samen aus, hütet ſich aber, denſelben zu bedeken, damit er nicht in der finſtern Erde erſtike, weil er ein zartes Mark hat. Man kann ihn auch in 8 Fuß entfernten Reihen oder Zeilen auf 2 Fuß 15—20 Körner etwa einen Viertel-Zoll tief legen. In 14 Tagen geht er auf, wenn der Same friſch und gut iſt, oder längſtens in 3 Wochen.

Das erſte Jahr wächst das Pflänzchen nur einen Finger lang; allein im zweiten Jahre ſchießt es noch einmal ſo hoch, und verdoppelt hernach ſeine Schüſſe immer ſehr vielmal. Wenn er aber aufgegangen iſt, ſo muß das Unkraut immer fleiſſig ausgejätet, und das Vieh abgehalten werden, wo ſie aber zu dik ſtehen, muß man die überflüſſigen herausziehen, und gleich wo anders hinpflanzen. Im dritten und vierten Jahre, ja ſogar ſchon nach dem zweiten Jahre, laſſen ſich alsdann die Bäumchen mit dem Frühlinge am Beſten verpflanzen, weil ſie da auch dem Viehfraſſe entwachſen ſind, und keine mehrere Wartung verlangen. Uebrigens hält ſich der junge Lärchen-Baum, wenn er mit Moos wohl emballirt iſt, über 2 Monate auſſer der Erde friſch, und kann alſo gar wohl verſchikt werden. Dieſes iſt daher auch ein Mittel, ſelbigen zu bekommen; zumal der Same nicht alle Jahre geräth.

Anno 1730 machte man im Harzwalde mit dieſem Baume Anpflanzungs-Verſuche, die ſo gut ausfüllen, daß ſie bereits anno 1753 über 50 Fuß hoch gewachſen waren, und Samen trugen."

Dieſes ſind nun — im Weſentlichen — die Worte unſers uralten Skribenten, die ich in der guten Abſicht mittheile, auch dem geringen Landmanne zu nüzen, dem aber Eingangs dieſes Inſerates zitirtem Werkchen des Herrn Blauel vielſeitige Theilnahme und Verbreitung herzlichſt anzuwünſchen; weßwegen ich auch den vollen Titel dieſer gemeinnüzigen Abhandlung hieher ſeze: „Blauel, J. C. A., über den, den Mangel des Holzes, beſonders des Eichenholzes am Beſten erſezenden Lärchenbaum (Pinus Larix), nebſt Anweiſung zur Holzzucht, insbeſondere der Lärchen, und mit zwei Anhängen über die Weimouthskiefer (Pinus Strobus) und einen neu erfundenen Reol-Pflug mit Riß dazu."

Möchten doch Deutſchlands hochverehrliche, landwirthſchaftliche Vereine Herrn Blauel vielſeitigen, und das Gemeinbeſte befördernden Beiſtand leiſten! —

Die Redaktion dankt dem guten Willen des Einſenders, muß aber bemerken, daß zu dem angezeigten und empfohlenen Werke Blauel's nichts Neues aus einem uralten Buche hinzugefügt worden iſt. Sehr willkommen werden uns aber ferner Beiträge ſeyn, die das intereſſanteſte Neueſte ſo mit den „Zweken dieſes Blattes" verbinden daß man dadurch weiter kommt, als man ſchon bis jezt war. — Dazu empfehlen wir auch wiederholt Blauel's intereſſante Schrift.

Das Eiſen.

Während das alte Wort: „Gold regirt die Welt“, aufhört, buchſtäbliche Wahrheit zu ſeyn und nur in ſymboliſcher Bedeutung noch Sinn behält, hat das Eiſen ſich zur eigentlichen Welt-Herrſchaft erhoben. Anfangs langſam und allmählig, endlich ſchnell und ſtürmiſch iſt ihm dieſe Herrſchaft aufgewachſen, und eine unerſchöpfliche Fundgrube innerer Kraft hat ſie befeſtigt. So weit iſt es gekommen, daß ohne Eiſen ein Kulturfortſchreiten gar nicht mehr denkbar iſt. In Barbarei ſänke die Menſchheit zurük, würde ihr das Eiſen genommen, und was in unſern Zeiten der Menſchengeiſt Groſſes ſchafft, das könnte nicht gedacht, geſchweige vollbracht werden ohne das Metall, welche die alte Zeit in der Reihe zu unterſt ſtellte.

„Eiſen iſt die Grundmauer der Civiliſation,“ ſagte kühn vor 40 Jahren ſchon ein groſſer Geiſt. Aber nicht als roher Stoff iſt es ſolche, ſondern in ſeiner Verbindung mit Erfindung und Betriebſamkeit, mit Wiſſenſchaft und Erfahrung, mit Kunſt und Geſchiklichkeit und allen Thätigkeiten, die, auf den Erwerb irdiſcher Güter gerichtet, in der Geſellſchaft hin und her pulſiren von Jahr zu Jahr mit immer raſcherem Schlage. In dieſem Verſtande iſt das Eiſen im Kreislaufe der Induſtrie Mittelpunkt und Herz; was die Adern einſogen, das ſendet es vervollkommnet wieder aus in die fernſten Theile und zieht dafür rohere Säfte ein, um ſie von Neuem zu veredeln, und in dieſem ewigen Wechſelſpiel iſt das Gold nur der Rechenpfennig, der dem Spieler Gewinn und Verluſt anzeigt. Alle Tage verdrängt das Eiſen bald den einen, bald den andern Stoff aus der Anwengung und tritt an ſeine Stelle. Man darf nur den Blik auf England werfen, auf jenes Land, das der Weltherrſchaft des Eiſens vorzugsweiſe huldiget und dem daraus der unermeßliche Beſizſtand hauptſächlich erwachſen iſt, der es befähiget, weite Länderſtriche an den äuſſerſten Erdenden, ja, halbe Welttheile mit vielen Völkern als hörige Hinterſaſſen an ſein kleines Eiland zu knüpfen, das auf der Karte unſeres Geſtirns nicht viel gröſſer als ein Punkt erſcheint. Ja, in Albion, wo ein eiſernes Nez im buchſtäblichen Sinne über das ganze Land gezogen iſt (2100 engl. Meilen Eiſenbahnen hat England fertig, und 3060 Meilen ſind im Bau,) in den ſtaunungswürdigen Doks für den Bau eiſerner Schiffe, in den Rieſenwerkſtätten der Architekten für die Herrichtung eiſerner Paläſte, da wird Einem die Rolle klar, die dem Eiſen beſchieden iſt, und nur dort kann man die Nuzbarkeit und Wichtigkeit dieſes Metalls ganz würdigen lernen, indem man bei jedem Schritte auf Gußeiſen, Stabeiſen, Eiſenblech und Stahl unter immer neuen Geſtalten und unter tauſend Verwandlungen ſtößt, an die man auf dem Continente kaum noch gedacht hat. Eiſerne Caroſſen ſieht man da über eiſernes Straſſenpflaſter rollen; man wandelt über eiſerne Trottoirs an eiſernen Wegſäulen vorüber und unter eiſernen Colonnaden hin, ſieht die Brunnen, Waſſertröge, Bauornamente, Denkſäulen, Waſſerleitungnn und Laternenpfähle, die Gasleitungen und Cloakenrinnen, die Wachthäuſer und Einfriedungen der Wohnungen, Felder und Gärten, die Grenzpfähle und die Bänke, Kiosks und Geländer der Parks und öffentlichen Anlagen, die Schoppen, die Fußböden, Wag-Balken, Balkone und Portiken, die Kai- und Hafeneinfaſſungen, und in den Berkwerken die Erz-Gefäſſe, die Tragbalken, die Stempel, die Gallerien, die Pumpen, Taue und Seile ſogar (aus dünnem Drahte geflochten), Alles aus Eiſen. Jene luftigen, lichten, dem Anſcheine nach ſo leichten Gebäude von koloſſalem Umfange, die Waaren-Speicher für den Weltverkehr, welche doch, troz ihrer ſcheinbaren Zerbrechlichkeit, Laſten von Hunderttauſenden von Zentnern tragen (z. B. die ſechsſtökigen Katharinendoks in London), ſie wären, ohne Anwendung von Gußeiſen, plumpe, finſtere Bauwerke mit häßlichen Sterbepfeilern und backſteinernen Säulen, wie es z. B. die alten Speicher der oſtindiſchen Compagnie noch ſind. Dieſe ſchlanken Brüken, dieſe zierlichen Fußſtege über Kanäle und zwiſchen den Baſſins hin, dieſe leichten Boote und Dampf- und Jagdſchiffe ſind von Eiſen, und eiſern ſind die prächtigen Pilaſter und Säulen, welche viele Paläſte, Theater und Gottes-

Häuſer ſchmücken. In den Fabriken und Manufakturen, in den gewaltigen Werkſtätten der britiſchen Induſtrie, hat das Eiſen eine Allgemeinheit der Anwendung, von der Dampfmaſchine an, der Alles bewegenden, bis zu dem Seſſel des Arbeiters herab, welche man auf dem Continente noch gar nicht faſſen kann. Und wäre irgend Einer, dem das Alles noch nicht genügte, um zu der vollen Ueberzeugung zu gelangen, daß Eiſen und Steinkohlen in der That für die menſchliche Induſtrie Das ſind, was für die phyſiſche Exiſtenz des Menſchen die Nahrung iſt, der gehe hin und beſuche die britiſchen Werkſtätten für die Gewinnung des Eiſens ſelbſt, daß ihm der Zweifel ſchwinde. In einem einzigen Thale von South-Wales, das noch vor 50 Jahren eine Einöde war, wo der Fuchs das ſcheue Reh beſchlich und der Birkhahn ſein Neſt baute, flammen jetzt 21 Hochöfen — Feuerbergen gleich, die wochentlich 50,000 Zentner Roheiſen aus den Erzen bringen. Für das Gebläſe dieſer Oefen ſind Dampf-Maſchinen von zuſammen 530 Pferdekräften thätig, und 1600 Menſchen beſchäftigt auf einem Werke die Verarbeitung des Roheiſens zu Stab-Eiſen allein. Mertyr-Tydwick und Cyfortha, zwei Gieſſereien, fabriziren jährlich zwölfmalhunderttauſend Zentner aus drei und einer halben Million Zentnern Erz und vier Millionen Zentnern Steinkohlen. Schon die Geburt des Eiſens iſt dort herkuliſch und verkündigt die Natur eines Weltgebieters. —

Schöne Ferne.

Der Mann fragt ſich oft mit Bedauern, „warum die blaue Ferne, der Sternenhimmel, warum manche andere Region der Phantaſie ihm nicht mehr, ſo wie ehemals anſpricht?“ — Der Grund davon iſt wohl der, daß das Ferne nur dann eine ſchöne Beziehung zu unſerm Gemüthe erhält, wenn es das Verbindungsmittel zwiſchen ihm und einem geliebten erſehnten Gegenſtande werden kann. Man ſpotte nicht über den Jüngling, dem der Mond das Verbindungsmittel zwiſchen ſich und der entfernten Geliebten wird und werden muß, weil Alles, was unter ihm iſt, ihn nur an ſeine Trennung erinnert.

Wem ein geliebtes Weſen in jene Welt voran ging, für den erhält der Sternenhimmel eine eigene Bedeutung.

Die blauen Berge ſind für den Jüngling, der in die weite Welt ſtrebt, eine Heimat der ſchönſten Träume. Für den Mann muß die Natur eine ganz andere Bedeutung erhalten, da ſeine beſten Lebensgüter von einem kleinen Raume umſchloſſen ſind. Erſt dann fühlt er, wie verborgen ihr Reiz ihm gewöhnlich iſt, wenn er eine erheiternde Reiſe im Proſpekt hat, und ſich ihm das das Auge für ihre Schönheit neu öffnet.

Vieles Schöne und Erhabene verliert ſeine Bedeutung, wenn es kein Leiter für unſere Phantaſieen, für unſer Ahnen und unſere Entſchlüſſe werden kann.

Was iſt der Menſch?

Lange haben die Philoſophen geſtritten, und noch heutigen Tages ſind ſie nicht einig, was eigentlich der Menſch ſey. Der göttliche Plato machte denſelben zu einem zweibeinigen Thiere ohne Federn, worüber wohl Mancher den Kopf ſchütteln mag. — Ein Anderer ſagt: der Menſch ſey Das, was er liebt. Und ſo gibt es ſo viel verſchiedene Meinungen, als es Denker gibt, die hierauf ihre Zeit verwendet haben. Damit nun einmal die Welt über dieſen hochwichtigen Gegenſtand zur Klarheit gelange, möge in dieſem Blatte die Definition des Herrn Fr. v. Kobell aus ſeinem neueſten Werke hier anſtehen und weiter verbreitet werden; denn nach meiner Anſicht iſt ſie die beſte Erklärung von allen, die ich kenne. Sie lautet:

Der Menſch is wie a Juchteſtiefl,
Der thut im Anfang aa koa guat,
Muß viel d'erfahrn und viel ſchluka,
Bis daß ihm 's Waſſer nix mehr thuat.
Und taugt er 'was und is er z'brauchen,
So is er alt, werd nimmer neu,
Und nacher, es is ganz natürli,
Is aa der Gſchpaß gar bald vorbei.

Von Jedem, dem nur der Menſch einigermaſſen intereſſirt, — und wem wird er's nicht! hoffe ich durch obige Mittheilung einen Dank zu erwarten.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ob wohl das Echo wahr geſagt?

Im Korreſpondenten von und für Deutſchland vom Jahre 1814 Nro. 85 ſteht folgende Unterredung mit dem Wiederhall am Leberberg in der Schweiz:

He, Echo, biſt du da? Holla! (Echo antwortend) Holla!

Gut! Wär's dir wohl gefällig, mir zu antworten, wenn ich dich um Dieß und Das befrage? — Frage.

Du weißt, es iſt heuer ſchlecht im Schweizerland, und vor Verdruß kaum darin zu leben. — Eben!

Kannſt du mir auch ſagen, ob wir noch lange auf Wiederherſtellung des Friedens warten müſſen, nach dem ich ſo ſehr verlange? — Lange.

Was du ſagſt, iſt eben nicht erfreulich. — Freilich!

Bringſt du uns vielleicht die alte Ordnung wieder ins wahre, gute Geleiſe hinein? — Nein.

Das iſt gar ſchlimm, denn eine neue Ordnung iſt noch nicht da. Wenn nun die Tagſazung nicht ihren Zwek erreicht, was wird darnach? — Ach!

Haſt wohl Recht, zu ſeufzen. Was ſoll nun die getrennte Schweiz wieder vereinigen, da Alles mangelhaft iſt und alles gegenſeitige Zutrauen fehlend? — Elend.

O weh! Elend iſt ein rauhes Vereinigungsband. Gibts denn kein anderes Mittel, das vielleicht noch Keiner kannte und verſtand? — Verſtand.

Ja wohl; es hat aber Jeder heut zu Tage ſeine eigene Sorte Verſtand. Faſt Jeder hält Das für Recht, wovon ſein Eigennuz das Meiſte hofft. — Oft!

Wenn man ſich gegenſeitig bei Fremden verklagt, im Lande ſelbſt Parteien macht, Einen vom Andern zu trennen, Einen gegen den Andern aufzuweken ſucht, iſt das auch gemeineidsgenöſſiſch? — Meineidsgenöſſiſch.

Solch ein Betragen muß ſelbſt den Häuptern der Alliirten, muß Freunden und Feinden der Schweiz mißfallen. — Allen.

Sieh nur, es dreht ſich bei uns eigentlich um zweierlei Dinge herum. Erſtlich, man möchte an einigen Orten wieder Unterthanen in der Schweiz, und nichts als Herren und Knechte. — Rechte.

Zweitens, die neuen Kantone, die eilf Jahre im Bund der Eidgenoſſen beſtanden, zerſtükeln, und wofür? Vielleicht nur für ein Paar landvögtliche Beutel. — Eitel.

Meinſt du, daß ſelbſt das freie Volk in den drei Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden Hand bieten werde zur Unterdrükung der Schweizerfreiheit und zum Vergrößern der Verwirrung? — Irrung!

Wahrlich, man hat in der Welt nie Ruhm davon, wenn man bald links, bald rechts geht, und nicht feſt an Wort hält und an Treue. — Reue.

Das glaube ich ſelbſt. Ich denke immer, laßt Jeden, der bisher beſtand, beſtehen; und glaube nicht, daß ſolch ein Sinn den Schweizern Schande wäre. — Ehre.

Doch möchte Jeder ſein Hausweſen nach Gefallen verbeſſern, froh und frei darin zu leben. — Eben.

Dann wäre die alte Liebe wieder hergeſtellt; das Ausland würde uns wieder, weit entfernt, uns zu verachten ⸗ ⸗ ⸗ — Achten.

Dann ſchlöſſe man aus eigenem Sinne den ewigen Schweizerbund, ohne daß fremde Hände wieder darin vermitteln müßten. Ginge denn das nicht vielleicht? — Leicht.

Gut, wo fehlt's denn noch? Was iſt Noth? — Noth.

Böſer Troſt. Ich dächte, wir wären ſchon tief genug in Schmach und Noth hinein. — Nein.

Ihr ſeyd ein arger Prophet, Herr Berggeiſt! Aber wer wird endlich obſiegen von Allen? Sprecht! — Recht.

Ach, Recht behauptet Jeder zu haben. Hätte es denn Der, der uns wieder in die alte Ordnung ſchlüge? — Lüge!

Oder wer eine neue Mediationsakte forderte? Sagt's geſchwind. — Wind!

Oder hat Der's, der den Mittelweg verſucht? — Sucht.

Da werden wir wohl noch lange ſuchen müſſen. Wo eigentlich ſizt nur die Wurzel alles Uebels? Was iſt's eigentlich, was den Schweizern das ſüſſe Glük ihrer Freiheit und Eintracht vergällt? — Geld.

Kann wohl ſeyn. Was aber meinſt du, das uns wohlthätiger wäre? — Ehre.

Lieber Himmel! Wie muß das Ausland von uns denken, wie einſt unſer nachkommendes Geſchlecht! — Schlecht!

Ich zweifle kaum daran. Denn was haben wir zulezt von Gewaltthätigkeiten, Unterdrükungen, Bürgerkrieg und desgleichen? — Leichen.

Und was würden wir, wenn's ſo fortgeht, endlich werden, daß ſich's Gott erbarm'! — Arm.

Nein, Echo. Bei dir find' ich keinen Troſt. Weißt du nichts Beſſeres, ſo kehr' ich um und geh'. — Geh!

Der poetiſche Nothhelfer.

Mancher kommt in den Fall, daß er ſich zu Namens-, Geburts-, Neujahrs-, Hochzeits-, Tauf-, Stiftungs-Tagen ꝛc. eines poetiſchen Nothhelfers bedienen möchte. Ein ſolcher iſt bei B. F. Voigt in Weimar erſchienen, welcher, als theilnehmender Sänger bei allen nur möglichen Fällen des Lebens ſich auszeichnend, zugleich durch den beigefügten Anhang auch ein unterhaltendes Liederbuch iſt. Herr Moriz Thieme hat dieſen Poetikus non plus ultra aus Deutſchlands beſten Fruchtgärten zuſammengeſtellt, ſelbſt Beiträge dazu gemacht, und ſo ein Muſterbuch einziger Art geſchaffen, das die Käufer vollkommen zufrieden ſtellen wird. Der Preis iſt nur 1 fl. 48 kr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

N e u e

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 7. 13. Februar 1842.

Inhalt: Die Schattenſeite der Eiſenbahnen. — Ueber Deutſchlands jüngere Induſtrie. — Traktations-Käſtlein. — Eine ſehr nüzliche Ermahnung aus der Vorzeit von der Handlung. — Der Invalide. — Deutſchland unſer Vaterland. — Wunſch.

Die Schattenſeite der Eiſenbahnen.

Der allgemeine Anzeiger und aus dieſem der bayeriſche Landbote Nro. 25 l. Js. enthalten folgende beherzenswerthe Betrachtungen.

„Die großartigen Anſtalten der Eiſenbahnen fangen an, ſich in ihren Erfolgen zu zeigen. Unberechenbar iſt der Nuzen und die Bequemlichkeit, welche dieſelben den darauf Reiſenden gewähren. Reiſen, worauf noch vor Kurzem Wochen verwendet werden mußten, werden jezt in Stunden gemacht. Vermuthet hatte man, daß das Perſonen- und Fracht-Fuhrweſen auf den von Eiſenbahnen berührten Straſſenzügen aufhören und die theuern Gaſthöfe an dieſen Straſſen leer ſtehen würden; daß die von dem Perſonen- und Frachtverkehre lebenden Gewerbe, als: Vorſpänner, Lohnkutſcher, Schmiede, Wagner, Fleiſcher, Bäker u. a. m., unbeſchäftigt bleiben, daß ein groſſer Theil der ſonſtigen Laſt- und Zugthiere abgeſchafft, daß der Grund und Boden, der ſonſt zur Ernährung dieſer Thiere mit Futtergewächſen beſtellt ward, nun zu andern Gewächſen verwendet werden würde ꝛc. Es iſt hievon Einiges eingetroffen und fühlbar, Anderes noch zu erwarten. —

Aber was hatten die an der Eiſenbahn oder unweit von derſelben liegenden mittlern Städte ſich für Verkehr und Nuzen davon verſprochen? Wie bitter ſind dieſe getäuſcht? — Die mittleren Zwiſchenſtädte ſind jezt einſam, ſtill, ja nahrungslos geworden; kein Reiſender bemüht ſich mehr, wenn ihn nicht Familien-Beſuche oder örtliche Geſchäfte dahin führen. Der auf der Eiſenbahn angekommene Reiſende hat auf dem Eiſenbahnwagen ausgeruht, ſein Mahl gehalten, und tritt beim Abſteigen unmittelbar ſeine Weiterreiſe an; er ſieht die ſonſt von Durchreiſenden belebte und ehemals mit Kutſchen und Laſtwägen bedekte Straſſe kaum an. Nicht an dem Verluſte der Nahrung von ehemals durchreiſenden Fremden iſt's aber genug: viele Bewohner dieſer Städte eilen jezt, wenn ſie etwas zu kaufen haben, in die am Endpunkte der Eiſenbahn liegende Handels- oder Hauptſtadt, da dort, wenn auch oft billiger, doch in gröſſerer Auswahl nach der neueſten Mode gekauft werden kann; auch werden dort in öffentlichen Blättern ſogenannte Ausverkaufe angekündigt, wo man ſeinen Bedarf um einen Spottpreis erlangen kann. Dadurch gehen viele Handlungen in dieſen Orten zu Grunde.

Das Geld, welches ſonſt im ganzen Lande von Reiſenden und im Frachtwerke zirkulirte, kommt jezt als Dividende und Zinſen in die Hände der ohnehin ſchon reichen Kapitaliſten, oder als Beſoldung an das Verwaltungsperſonal, welches ſeinen Siz in den groſſen Städten der Eiſenbahn-Linie hat, oder es wird zur Anſchaffung von Maſchinen- und Feuerungs-Material gar ins Ausland geſendet. Daher wird der Geldmangel in den mittleren und kleinen Städten und auf dem platten Lande fühlbar und die Grundſtüke, beſonders Häuſer, ſinken bedeutend im Werthe. Sinkt nun mit dieſer Nahrungsloſigkeit der Mittelorte auch die Gewerbſteuer: wer zahlt und trägt dieſen Ausfall der Staatseinnahme, da die Eiſenbahnen gewerbſteuerfrei ſind? Das andere Staatsgebiet, welches gar nicht betheiligt iſt, oder wohl gar Nachtheile davon hat, oder die groſſen am Endpunkte der Eiſenbahn liegenden Städte, die freilich durch die zuſtrömenden Reiſenden und Fracht-Güter beſſere Nahrung haben? — Wie ſich die

neuen Verhältniſſe ausgleichen werden, ſteht zu erwarten.“ —

Ueber dieſen Artikel kam uns dieſer Tage folgender Aufſaz zur Aufnahme zu:

„Wenn es einſt ſo kommen würde, wie uns vorſtehend die Sache der Eiſenbahn redlich meinend geſchildert wird, dann dürfte es freilich in Zukunft und am Ende in Deutſchland wie in England nur lauter Reiche und lauter Arme, aber keinen Mittelſtand mehr geben, und der Staat ſelbſt zulezt einen empfindlichen Entgang an Steuern und Abgaben, welchen er nicht vorgeſehen hatte, ſchwer bedauern müſſen. Allein, unſere deutſchen Regirungen werden dieſen Unfällen, die da von Ferne drohen, ſchon im Voraus und in ihrer Weisheit und Klugheit vorzubeugen wiſſen, und daher durch Bildung einer Aſſekuranz-Anſtalt für ſolche Grundbeſizer, Gaſtwirthe, Handels- und Gewerbs-Leute, Lohnkutſcher und Fuhrleute u. dgl., welche durch die Errichtung der Eiſenbahnen bereits Schaden erlitten haben, oder durch deren weitere Aus- und Verbreitung noch fernershin empfindliche Nachtheile erwarten dürften, in welche auch die Staats-Kaſſen Deutſchlands — ihrer eigenen künftigen Dekung und Sicherheit wegen — darein zu zahlen haben, dem dräuenden Anwogen einen entſprechenden Damm entgegen ſezen; denn ſo wie der Staat das vollkommene Recht hat, ſich von den Eiſenbahn-Geſellſchaften für ihm werdende Verluſte und Entgänge an Aerarial-Renten ꝛc. Entſchädigungen bezahlen zu laſſen, eben ſo begründet ſich auch das Recht derjenigen Privaten und Staatsbürger, denen auch die Eiſenbahn-Compagnieen irgend ein weſentlicher Schaden zugefügt wird, von dieſen Privat-Vereinen eine Indemniſation zurükfordern zu dürfen.

Aber von den Eiſenbahnen-Vereinen kann man auf der andern Seite, und befolgend den Grundſaz der Gerechtigkeit, auch nicht billig fordern, daß ſie eine ſo ſchwere und doppelte Bürde, ohne Theilnahme des Staates, und ohne Beihülfe der betheiligten Staatsbürger, einzig und allein auf ihre Schultern, die ohnehin belaſtet ſind, legen.

Es wird daher dringend nothwendig erſcheinen, daß einſichtvolle Staatsmänner über die Begründung und über die geſicherte Fortdauer dießfallſiger Aſſekuranz-Anſtalten in Zeiten reiflich nachdenken und ſelbe ehebaldeſt ins Leben rufen, wodurch es möglich wird, dem Staate ſelbſt, wie auch den bedrängt werden wollenden Staatsbürgern, und zur Verhütung künftiger und gänzlicher Verarmung der leztern, wenigſtens einen Theil der gleichen Rechte und Bezüge und Vortheile der Eiſenbahnen-Aktionäre, einzuräumen. Ob dieſes durch die Plane und Tendenzen unſerer Renten-Anſtalten, oder durch jene unſerer Lebens-Verſicherungs-Inſtitute, oder wie immer realiſirbar werden möchte, darüber können nur Einſichtsvollere abſprechen, denen es nicht unbekannt ſeyn kann, wie man ſich anno 1189 und anno 1516 in Frankreich mit Einführung der Dimes und Decimes, oder don gratuit durchhelfen mußte, nemlich zu den Zeiten der Kreuzfahrten gegen die Sarazenen ꝛc., welche Kreuzzüge in unſen Tagen, Gottlob! überflüſſig und entbehrlich geworden ſind, aber deren Wiederholung in der ſchmerzlichen Form blutiger Thränen der Verarmenden warnend aus der Zukunft ſchon jezt herüber zu bliken ſcheinen!

Sapienti pauca!

Ueber Deutſchlands jüngere Induſtrie.

(Antwort auf Nro. 48 dieſer Blätter v. Js.)

Eure Wohlgeborn!

Sie ſind mir unbekannt als Verfaſſer, vielleicht auch der Perſon nach. Hätten leicht ein Zeichen anhängen können. Konnten Sie denn keine zwei vornehme Buchſtaben — Dr. — Sich acquiriren? Es gab doch verſchiedene Wege dazu, als Fleiß u. ſ. w. Und warum ſo kurz, in Perioden doch nur einſylbig und unbedeutend? Doch zum Ernſte!

Ihr Aufſaz hat mich ſehr angeſprochen: nicht als Schulſache, ſondern als Wahrheit. Und doch werde ich auch auf die Schule kommen müſſen. Denn von den Schulen ging ſeit unfür-

denklichen Zeiten alles Gute aus; ſo wird es auch in der Zukunft noch der Welt ergehen.

Doch zuvor eine kurze biographiſche Andeutung. Ich bin in ** geboren und kenne weder unſere Real-, noch Ihre techniſchen Schulen in ihrer genauern Einrichtung. Ich ſtudirte, ſtudirte gut, aber für meinen Fabrikberuf gewann ich Weniges, und Gelehrter ſollte ich nicht werden. Da hieß es nun nachholen, ſich ſelbſt beſchämen laſſen; erſt groſſer Privatfleiß von den Jünglings- bis zu den Mannesjahren neben der umfaſſenden Praxis qualifizirte mich und hat mich bereits zum wohlhabenden Manne gemacht. Meine Ueberzeugung iſt nun, und ich ſpreche ſie täglich zu meinen Söhnen, daß für bürgerlichen Beruf nur bürgerliche tüchtige Vorbildung paſſe und nöthig ſey, auch auf kürzeſtem Wege geholt werden könne in einſchlägigen Anſtalten. Sie haben daher gut gethan, Ihre Landsleute auf dieſe Richtung, welche die Zeitbedürfniſſe ſchufen, aufmerkſam zu machen; Sie zeigten Sachkenntniß und geſunden Verſtand, Redlichkeit offenbaret ſich in jeder Zeile. Dieß ohne alle Schmeichelei!

Ich las, verſuchte, hörte und dachte viel über die Erforderniſſe einer ſolchen Schuleinrichtung; lange kam ich nicht ins Reine, bin es eigentlich bis zum Genaueſten noch nicht. Doch Eines ſteht in meiner Seele feſt: es muß eigene Bürgerſchulen geben, ſoll die Gewerbsklaſſe in dem deutſchen Vaterlande ſich nach Moralität (bei der man nie einen Stillſtand annehmen kann und die auch leicht rükwärts ſchreitet), Kunſt und alſo Verdienſt heben und erhöhen, dem Auslande, wie an Patriotismus und Tapferkeit, ſo auch an Kunſt und Wohlſtand zum Vorbilde dienen. Es iſt ein ſo lebenskräftiges, gehaltreiches Volk um die deutſchen Nationen; es wäre Schade, wenn es nicht auch noch dieſe Seite mehr verbeſſern und vervollkommnen wollte.

Was ich nun nach Beziehung auf die ſogenannten Bürger- und beſonders Ihre techniſchen Anſtalten Ihnen mitzutheilen habe, iſt etwa und vor der Hand nur Folgendes:

In einer ſolchen Anſtalt muß die Mutterſprache den erſten Plaz einnehmen; und die Unterrichts-Stundenzahl ändere ſich nach den Provinzen und dem Zuſtande der Elementar-Schulen. Sie hatten recht, zu ſagen, daß das Hauptelement geiſtiger Mittheilung die Sprache ſey. Es mag ein Geſchäftsmann noch ſo gewandt und verſtändig ſeyn, hinkt es bei ihm im Deutſchen, ſo iſt er heut zu Tage ein verlorner, geſchlagener Mann. Wie weit es hierin noch hie und da fehlt, das bezeugen nicht nur die Schilder, Grabſchriften und Rechnungen, ſondern auch ſelbſt noch die Briefe, wogegen vergebens gerathen und geſchrieben worden iſt, weil der Fehler in den Schulen lag und Erwachſene nicht leicht mehr zu belehren ſind. Die Sprachbildung, die gründliche, mit praktiſchen Muſtern belegte und eingeübte Sprache *) nur hervorgehoben! Wo dieſes fehlt, da leiden auch alle andern Unterrichtsgegenſtände. Ich weiß es, dieſer Unterrichts-Gegenſtand wird ſelbſt in den gelehrten Schulen nicht genug geachtet — daher auch noch immer ungrammatikaliſcher Kanzleiſtyl ꝛc. getroffen wird, er iſt unanſehnlich und der Lehrer des Deutſchen iſt ein geplagtes Lehrindividuum; allein das ſoll unſer Urtheil nicht ſchwächen und Jene nicht irre machen. Alles Vortreffliche iſt nicht auch immer glänzend, ja ſeltener, als Unbedeutenderes. Alle Urtheile erfahrener Pädagogen und groſſer Gelehrter ſtehen uns zur Seite und zu Gebot. Verſäumen Sie daher keine Gelegenheit, ſolches zu empfehlen.

Der arithmetiſche Unterricht leidet nur gar zu oft an praktiſcher Anwendung; wenigſtens ſah ich ſchon ſolch mangelhafte Prüfungen, die von Dreſſur, nicht aber von Nüzlichkeit zeugten. Soll dieſer Unterricht entſprechen, ſo muß er auf das bürgerliche Leben gerichtet ſeyn, ganz aus ihm ſchöpfen. Die bürgerliche Arithmetik iſt allein für die meiſten Schüler nothwendig, nicht aber ungeheure Brüche, Algebra, und wie alle dieſe mathematiſche Disziplinen heiſſen,

*) Das iſt bereits in vielen Programmen geſchehen, der Erfolg iſt uns noch unbekannt.
Anm. d. Empfängers.

auſſer es fordere einen Theil (aber nur ein kleiner Theil wird hier für nüzlich gehalten) eine daran gereihte höhere Anſtalt, für welche noch Höheres für den reinen und qualifizirten Mechaniker (Techniker) beſtimmt iſt. Mir kommen Arithmetiklehrer, welche mit ſo nuzloſen und zeitraubenden und ſandindieaugenſtreuenden Dingen vor, wie Einer, der dem in der Wüſte Verſchmachtenden ein Lädchen Mineralien vorhält. Wohl weiß ich, daß manches Publikum oft jene Prüfungen am Liebſten beſucht und am Meiſten bewundert, von denen es am Wenigſten verſteht; jedoch iſt das gar kein Beweis einer Nüzlichkeit oder Richtigkeit. Die vox populi iſt längſt nicht mehr vox Dei, die Zeiten der Beſtechungen und Unruhen haben aus den Geſchichtsfreunden längſt bewieſen — — — — — *)

Ich hätte noch Manches auf meinem Herzen — aber es wäre zu viel für einen Brief. Vielleicht ein andermal. . . . Cura, ut valeas.

Th. J.

Traktations-Käſtlein
von
Konſtantin Gernbrod,
emerit. Supplikanten.
(Erſte Dekade.)

Nro. 7.
Wie kommt es, daß ſo wenige Menſchen ſich beſiegen können?

Wenige Menſchen, ſelbſt wenn wir ſehr gerecht ſind, können ſich ſelbſt beſiegen, d. i., können ihren Leib, und ihren Willen, und ihre Zunge, und ihre Leidenſchaften u. ſ. w. beſiegen oder der Vernunft unterordnen; wenige können nach Dem leben, was ihnen Vernunft und göttliche Geſeze vorſchreiben; ſelbſt Leute nicht, welche aus konventionellen Zweken, politiſchen und intereſſanten Planen in Vergänglichem eine groſſe Stärke, Konſequenz und Gewandtheit haben.

Die vorzüglichſten Quellen zu dieſer Nicht-Selbſtbeherrſchung ſind meines Erachtens vorzüglich folgende:

1. Die wenigſten Menſchen ſind recht belehrt, viele darunter ſogar ganz falſch erzogen. Man ſieht den Luxus für Ehre und Nothwendigkeit an, Beſcheidenheit und eingezogenes Weſen gilt für Gebrechen. „Man muß ſich empfehlen, man darf nicht zurükbleiben, Einer muß dem Andern helfen", ſo ſpricht man. In dieſer Bedingnißfülle ſind derlei Menſchen dann nicht mehr parteilos, ſind nicht mehr im Stande, den rechten Geſichts-Punkt zu finden. Da die Selbſtbeſiegung eine Tugend iſt und alle Tugenden Kampf vorausſezen, ſo iſt nicht mehr Kraft genug in ihnen, ſich auf dem rechten Pfade fortzubewegen. Die Theorie iſt das Erſte, worauf die Praxis bauen kann; und doch iſt jene ſo verworfen. Ja man hört auf verſchiedenen Pläzen gegen die Bildung unvernünftig eifern, verlangt aber andererſeits Vollkommenheit, gerade als wollte man von einem unveredelten Baume edle Früchte erzielen. Welch thöricht Verlangen!?

2. Das ſchlechte Beiſpiel wirkt zu mächtig auf die mit verkehrter Natur begabten Menſchen. Das häusliche ſchlechte Beiſpiel iſt es vorzüglich, welches ſo wenig zur Selbſtbeſiegung wirkt; und mit vollſtem Rechte haben ſeit vielen Jahren alle einſichtsvollen Schriftſteller gegen dieſe Quelle des Leidens und der Verkehrtheit in Wort und Schrift geeifert. Wie ſollte auch der Sohn gerathen, wenn der Vater ein Ehebrecher, Wucherer, ſchlechter Hausherr und fluchreicher Eiferer iſt? Wie die Tochter, deren Mutter eine Puzdoke, eine Schuldenmacherin, eine Verſchwenderin, eine gottloſe Klätſcherin iſt? Wie ſollte dieß zugehen? Ohne Wunder und Aufhebung der menſchlichen zur Verdienſtlichkeit durchaus nothwendigen Freiheit iſt hier nichts möglich. Gebet alſo, edlere Männer und Stüzen der Glükſeligkeit, gutes Beiſpiel, daß ſich Andere an euch erbauen!

3. Die meiſten Menſchen überſehen ihre Beſtimmung. Die Einen begreifen unter Beſtimmung Reichthum, Wohlleben, menſchliche Ehre, gute Verkupplung der Kinder u. dgl., nicht aber Erfüllung der Pflichten als Bürger, Hausväter, Eltern, Standesgenoſſen, Chriſten; Andere dagegen glauben, genug gethan zu haben, wenn ſie mit heiler

*) Die hier beginnende heftigere Beſchreibung wegzulaſſen, hielten wir für gut. Anm. d. Empf.

Haut durch's Leben gingen; wieder Andere betrachten ſich als alleinige Weltbürger; noch Andere vergeſſen ſich gar ſo weit, anzunehmen, als wären alle Leute ihretwegen da. Dieſe Miß- und Verkennung des Berufes und der Beſtimmung macht ſchwach, einſeitig, blind, hartherzig, und zulezt widmet man noch dem Herrn die leeren Höfe! Die heilige Schrift gibt als goldene Regel die 4 lezten Dinge und fügt hinzu, daß dadurch man vom Sündigen in alle Ewigkeit abgehalten würde. Und gewiß iſt dieſe Stelle höchſt wahr und beherzigungswerth. Wenn nur unſere Zeit ungeachtet alles Eiferns nicht ſo wenig für Konſequenz (Charakter) und Hohes empfänglich zu ſeyn das Unglük hätte! Dagegen hilft nur Bildung, und ſonſt gar nichts. Kultur iſt das unwiderſtebliche Morgenroth alles Volksglükes, aller Einheit, Geiſteskraft, Tugend! Wem es alſo um wahres Glük zu thun iſt, wer es mit ſich, den Seinigen und Andern (Staat und Kirche) wohl meint, der beherrſche ſich — verläugne ſich ſelbſt, wie Chriſtus ſagte — ſuche ſich loszumachen von den ſchmählichen Feſſeln der Schlemmerei, des Genieſſens, des Indentaghineinlebens, der Leidenſchaften! Er erinnere ſich an Schiller, der im Kampfe mit dem Drachen ſo ſchön und wahr ſang:

„Umarme mich, mein Sohn!
Dir iſt der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieſes Kreuz. Es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen."

Dieſe Selbſtbeherrſchung (dieſes nosce te ipsum) aber iſt keine Pflanze von heute auf morgen, ſie iſt ein Jugend- oder Frühlingsgewächs, das lange gepflegt werden muß. Alſo friſch daran!

Eine ſehr nüzliche Ermahnung aus der Vorzeit von der Handlung,

welche beſonders auch für die Gegenwart, vorzüglich aber ſelbſt noch bei der ſpäteſten Zukunft Beachtung und alle Aufmerkſamkeit verdienen dürfte.

Von der Handlung, die nur alle deutſche Kabinete, und, ſo zu ſagen, ganz Europa beſchäftigt, — von der Handlung, der Quelle der Reichthümer, welche Einige mit allen Lobſprüchen erheben, und Andere aber ſehr herabſezen, urtheilte einſt (vor ungefähr etliche 40 Jahren) Doktor Braun, welchen Mabli anführt, wie folgt:

„Ich glaube, daß, wenn man deſſen Natur und Wirkung durchforſcht, man ſowohl im Anfange, als in ſeiner Mittelmäſſigkeit überzeugt wird; aber bei der höchſten Stufe des Handels erblikt man die traurigſten Folgen. Anfänglich verſieht er die handelnden Nationen mit den erſten Bedürfniſſen, er ſteuert ihren Nothwendigkeiten, er vermehrt ihre Kenntniſſe, heilet die Vorurtheile, veredelt die geſellſchaftlichen Gefühle; auf dieß verſchafft er dem Volke Vergnügen, vermehrt die Zahl der Bürger, läßt Künſte und Wiſſenſchaften aufblühen, ſchreibt billige Geſeze vor, und bereitet Wohlſtand und Ueberfluß aus; wenn er endlich die lezte Periode erreicht, dann ändert er ſeine Natur und zeiget andere Wirkungen: er bringt Reichthum und Ueberfluß, nähet den Geiz, mäſtet den Luxus, und da er zur nemlichen Zeit die Freiheit alles Vergnügens bei den hohen Ständen hervorbringt, endigt er ſich damit, daß er die Weichlichkeit zur Sitte macht, und die Grundſäze einer Nation ſichtbar zerſtört."

— — — — — — — — —

„Es ſind unſere Leidenſchaften," ſagt der vorhin zitirte Mabli ſelbſt, „und nicht die Vernunft, welche uns bereden, daß das Geld die Stärke des Staates ausmache. Auch zahlloſe Schäze können erſchöpft werden: das Ende derſelben iſt nicht weit entfernt, wenn die Menſchen Miethlinge und Filze ſind; und dieß ſind ſie allezeit, wenn der Staat das Syſtem angenommen hat, alle Dienſte, die man ihm erweiſt, mit Geld zu belohnen. Wie kann man nun vernünftig auf ſeine Schäze rechnen? — Wenn man aber im Gegentheile die Tugend reichlich belohnt, ſo wird die Zahl ihrer Verehrer deſto gröſſer ſeyn. Die Tugend macht alſo die Stärke des Staates aus: nur auf ſie kann man ſich ſicher verlaſſen. — Diejenigen, welche nur von Ausbreitung des Handels, von der Bereicherung des Staates durch ſelben ſprechen, haben ſie wohl auch die Vortheile und Nachtheile der Reichthümer erwogen? Haben ſie bei einer genauen Rechnung gefunden, daß die Vortheile die Nachtheile überwiegen? — Wenn

dieß iſt, möchten uns doch ſelbe ihre Entdekungen mittheilen! Sie ſprechen gegen den Plato, Ariſtoteles, Cicero, gegen alle Politiker und Staatiſten der Allwelt: ſie behaupten mit kühner Stirne, daß Tyrus, Karthago, und andere ähnliche Republiken mit gröſſerer Klugheit beherrſcht worden ſeyen, als Lakedämon und Rom; daß dieſe beiden Städte mit dem Wachsthume ihrer Reichthümer an Glük gewonnen haben, und daß die Römer nach ihrer Staatsverfaſſung von den Karthaginenſern hätten überwunden werden müſſen.“

— — — — — — — — —

Indem ich dieſe beiden Anſichten und Meinungen ergebenſt mittheile, überlaſſe ich es auch zugleich dem Urtheile und der Prüfung einſichtsvollerer Männer, daraus einen ſolchen Mittelweg und ein wahres **medium beatum** zu bilden, welches an der Seite der Tugend eines Volkes, auch eine verſtändig und vernünftig erreichbare Wohlhabenheit der Nation zugleich für die Gegenwart und für die Zukunft mit genügender und mit vollkommen entſprechender Gewährleiſtung, und mit aller Sicherheit begründet und befeſtiget.

Der Invalide.

(Aus dem Tagebuche eines Fremden.)

Zwei Stunden von * auf einem Dorfe lebte ein armer unglüklicher Mann, der in ſeiner Jugend das Schuhmacherhandwerk erlernte, und in ſeinem 24. Jahre zur National-Miliz ausgehoben wurde. Er ſtürzte mit dem Pferde beim Exerziren, ward unfähig, zu dienen, erhielt eine kleine Penſion und wurde verabſchiedet. Er hat einen blutarmen Vater, der Taglöhner war und Alters wegen nicht arbeiten kann; eine betagte bettlägerige Mutter, und eine Schweſter, der es durch periodiſche Zerrüttung des Verſtandes und epileptiſche Anfälle unmöglich wird, ihr Brod zu verdienen.

Er kehrt ungeſund und arm zu ſeiner unglüklichen Familie zurük. Sein gebrechlicher Körper hinderte ihn an ſchwerer Arbeit. Vater, Mutter und Schweſter darben. Er ergreift ſein Handwerk wieder. Er erhält bei einem gutherzigen Kaufmanne in der Stadt Leder auf Kredit; er kehrt froh in ſein Dorf zurük, arbeitet fleiſſig und gut, und nährt ein Jahr lang ſeinen alten Vater, ſeine kranke Mutter und die unglükliche Schweſter.

Ein Meiſter vom Amte, der Schuhmacher von X., iſt einſt zufällig bei dem Kaufmanne, wo der Invalide ſein Leder holt. Er forſcht nach deſſen Wohnort; aber der Kaufmann verräth ihn nicht. Der Amtsmeiſter eilt dem armen Manne nach, verfolgt ihn zwei Stunden und entdekt ſeine Hütte.

Am andern Morgen kommen die Meiſter nebſt dem Amtsboten, und nehmen ihm das Leder, das Werkzeug und alle unter Händen habende Arbeit.

Der arme Dragoner wird vor Gericht gefordert. Der alte Vater, die unglükliche Schweſter gehen mit ihm. Vergebens ſtellte er dieſe lebendigen Zeugen des Elends auf; vergebens enthüllt er ſeinen verkrüppelten Körper; vergebens bittet der königliche Beamte, mit der armen hilfloſen Familie Nachſicht zu haben. Das Gewerk dringt auf Beſchüzung ſeiner Privilegien. Die Stiefeln der Bauern, das Leder, das Werkzeug wird von dem Amte für Priſe erklärt, und nur mit Noth, durch die thätige Menſchenliebe des königlichen Amtmannes, wird er von der verordneten Geldſtrafe befreit.

Die arme Familie kehrt in ihre dürftige Hütte zurük. Die kranke Mutter ringt jammernd die Hände. Wahnſinnig trauert das unglükliche Mädchen. Still lehnt der alte Vater ſeinen weiſſen Kopf kraftlos an die Wand, und kindliche wehmüthige Thränen bedeken die Wange des armen Invaliden. — Der Anblik dieſes Elendes erregt das tiefſte Erbarmen.

Ein mitleidiger Sachwalter ſtellet dieſe unglükliche Lage der höchſten Landesbehörde in einer Bittſchrift vor. Das Gewerk verlangt die Aufrechthaltung ſeiner Privilegien. Der invalide Soldat, ſein greiſer Vater, die bettlägerige Mutter, die wahnſinnige Schweſter rühren dieſe Zunftmänner nicht. — Die unglükliche Familie verliert ihr Brod und ihre Hoffnungen.

Deutſchland unſer Vaterland.

Bliken wir nach dem Orient und Occident; bliken wir in alle Weltgegenden, und wir werden, durch die neueſten Zeitereigniſſe zurükgeſchrekt, offenherzig geſtehen, daß wir „Deutſche“ ſind und Deutſche bleiben wollen. Treu wie Gold war zu allen Zeiten der Deutſche; in ihm wohnt eine unſiegbare Achtung für Recht, eine Liebe für ſeinen Fürſten, die ſich nie verläugnet. Der Deutſche verbündet ſich gern zu Zünften, zu Brüderſchaften, zu Handelsgeſellſchaften, zu wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften aller Art, nie aber zu Aufruhr und Empörung. Den guten Fürſten vergöttert der Deutſche; die Herrſchaft des ſchlechten erträgt er geduldig und kommen je die Rechte des Fürſten mit denen des Volkes in Widerſtreit, ſo kämpft es mit den Waffen des Rechtes und der Ueberzeugung mit offenem Viſir, nie aber hinterliſtig mit Dolch und Piſtole. Die Beiſpiele liegen uns nicht fern und wir haben eben nicht nöthig, in die Vergangenheit zurükzugehen, um ſie aufzuſuchen. Ja, Deutſche wollen wir ſeyn und bleiben!

Da fällt uns eine herrliche Anekdote ein: Ein edler deutſcher Fürſt befand ſich einſt in der Geſellſchaft gar vieler mächtiger Potentaten. Da fing ein Jeder an, die Schäze und Erzeugniſſe ſeines Landes hervorzuheben. Und es pries der Herrſcher von Spanien, dem damals noch die neue Welt unterthan war, ſo daß er ſich mit Recht rühmen konnte, in ſeinen Staaten gehe die Sonne nie unter, ſeine reichen Goldgruben in Mexiko. Der König von England aber pries den Reichthum ſeines Volkes, ſeine herrlichen Manufakturen und Fabriken, die da Alles liefern, was nur des Menſchen Herz zu erfreuen vermag. Der Staathalter von Holland aber rühmte ſeine Inſel Ceylon, wo der Zimmtbaum wächst und einen Wohlgeruch verbreitet, der den Schiffer ſchon erfreut, wenn er noch meilenweit von der Inſel entfernt iſt. Der König von Frankreich pries ſeine prächtigen Städte, der König von Florenz ſeinen Marmor, der König von Ungarn ſeine herrlichen Weine, der Beherrſcher des Kirchenſtaates ſein ewiges Rom. Nun kam die Reihe an unſern Deutſchen. All eure gerühmten Herrlichkeiten beſize ich nicht, ſprach der edle Fürſt; aber Deß kann ich mich rühmen, daß ich getroſt mein Haupt in den Schooß eines jeden meiner Unterthanen niederlegen und ungefährdet darin ruhen kann. Und alle die Herren und Fürſten mußten zugeben, daß ihr Bruder aus Deutſchland der reichſte und glüklichſte ſey. Und jezt laßt uns zum Schluſſe noch die Worte anführen, die der herrliche Jean Paul den deutſchen Fürſten zuruft: „Wenn ihr nun, ihr Fürſten, dieſes harmloſe, rachloſe, nie heuchleriſche, nie meuteriſche Volk zu würdigen verſteht, dieſen Schaz von Landeskindern, von welchen ihr euch ſicherer bewachen läßt, als ſich der ſcheue Tyrann Dionys von bloſſen Kindern, — wenn ihr den ſeit Tacitus Zeiten beſtehenden Tugendbund eines zu keinem Laſterbunde fähigen Volkes anerkennt, aus welchem das Zwillingsgeſtirn eines Fürſtenbundes und ſpäter einer Völkerſchlacht aufgegangen: wem werdet ihr vertrauen, dem mehr als tauſendjährigen deutſchen Tugend-Bunde? oder den Verdächtigungen geheimer Angeber und Denunzianten?“

Wir rufen ganz Deutſchland zu, mit vereinter Kraft vorwärts zu ſtreben und ſich in keiner Rükſicht mehr von auswärts ins Boksborn jagen zu laſſen. Treten wir, wo angewendet, dem Ausländer entgegen und begreifen wir, daß Deutſchland viel, gar viel vermag. Seyn und bleiben wir daher unſers Vaterlandes Söhne im Geiſte und Wahrheit. (Bayer. Eilbote.)

Wunſch.

Man klagt öfter über das Bier. Man ſagt, die Materiale dazu ſeyen wohlfeil und gutgerathen, aber das Gebräu matt und theuer. Ich kann das als Hydropath wenig beurtheilen; aber zu wünſchen wäre, daß dieſes Nationalgetränk freigegeben würde in der Art, daß Jeder, der Brauer iſt, nach beliebigem Preiſe verſchleiſſen darf. Dann gibt es gewiß gutes und billiges Getränk, auch auf plattem Lande. Uebrigens liefern Manche gewiß auch ſehr köſtliches Produkt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Wer hat die Bedekung der Dächer mit Ziegeln erfunden?

Lorenz Weſtenrieder in ſeinem hiſtoriſchen Kalender für 1793 nennt als Erfinder der Dachbedekung mit Ziegeln den Biſchof Bernward zu Hildesheim und läßt den gleichzeitigen Bibliothekar und oberſten Schulmeiſter zu Hildesheim Tangmar über dieſen Biſchof berichten:

„Bernward (er wurde im Jahre 993 noch ſehr jung Biſchof zu Hildesheim) hat ſich ſchon in ſeinen jüngern Jahren immer nur an die beſten Köpfe gehalten, und durch ſeinen Scharfſinn ihren Beifall und Bewunderung, ſo wie die gröſte Achtung ſeiner Lehrer ſich erworben. Nebſt den Wiſſenſchaften fand er vielen Geſchmak an den ſchönen und mechaniſchen Künſten. Er ſchrieb eine ſehr ſchöne Hand, malte ſehr gut, verſtund ſich auf die Baukunſt und auf die damit verwandten Künſte der Tiſchler, Schmiede und übrigen Arbeiter in Metallen. In der Folge hat er viele prächtige Gebäude aufgebüht. Zugleich verſtund er er ſich trefflich auf die Hauswirthſchaft, und auf alle Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens, wo er eine Lebhaftigkeit und Betriebſamkeit zeigte, als wenn er von Jugend auf allein darin geübt worden wäre. Seine Tagesordnung beſchreibt Tangmar folgendermaſſen: Er war äuſſerſt ſtreng in ſeinen Sitten, und von einem raſtloſen Eifer in ſeinen Verrichtungen, ohne im Geringſten ins Geſuchte oder Uebertriebene zu fallen. Nachdem er in der Früh erſt dem Chor beigewohnt, und ſeinen übrigen geiſtlichen Verrichtungen abgewartet hatte, ließ er die Parteien vor und entſchied ihre Streithändel kurz und ſcharfſinnig. Dann kam ſein Hofmeiſter, durch welchen er den Armen, deren Anzahl ſich oft auf mehrere Hundert erſtrekte, Almoſen austheilen ließ. Hierauf ging er in den Werkſtätten der Künſtler herum, bis Nachmittags, da er ſich öffentlich zu Tiſch ſezte. Bei Tiſch wurde immer etwas Nüzliches vorgeleſen. Es iſt unbeſchreiblich, was er durch ſeine ununterbrochene Thätigkeit geleiſtet hat. Er ſchrieb ſehr viel, und ſammelte anbei eine zahlreiche Bibliothek, ſowohl im theologiſchen, als philoſophiſchen Fache. Wo er ein ſchönes Gemälde, oder anderes Kunſtwerk ſah, verſuchte er, nach ſelbem zu arbeiten, oder beſtellte ſich die Arbeit; ja, wenn er nach Hof, oder auf Reiſen ging, nahm er allemal junge fähige Leute mit ſich, damit ſie das Schönſte, was das Kunſttalent ſeines Zeitalters hervorbrächte, ſehen, und zu deſſen Nachahmung gereizt werden möchten. Er ließ Muſivarbeit verfertigen, und erfand die Ziegel auf den Dächern."

Möchten doch Regenten dieſer Art von der Natur das Vorrecht haben, nicht wie andere Sterbliche mit der lebenden Generation abzuſterben, oder wenigſtens ihre Nachfolger ihnen immer gleichen!

Hinterher bedenkt man es erſt.

Ein deutſches Blatt macht die treffende Bemerkung, Deutſchland habe, ſeit anderthalb Jahrhunderten, allen ſeinen Nachbarn ringsum vortrefflich bequem gelegen, um ihre Händel abzuthun, es habe zur Dreſchtenne ſich ſelbſt hergegeben, auf die Jeder ſein Korn hingebracht, das alsdann die deutſchen Völker, ſogar gegen das moſaiſche Geſez, mit verbundenem Maule ausgetreten.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der

Hausbrunnen

als

Waſſer-Heil-Anſtalt

und

Apotheke des Hauſes

für Alt und Jung,

oder

treue und aufrichtige Darſtellung, wie man zu Hauſe in jeder Jahreszeit durch Waſſer und Baden ſeine Geſundheit erhalten und die verlorene wieder herſtellen kann.

Ein Handbuch

für alle Die, deren Verhältniſſe es nicht geſtatten, eine auswärtige Bade- oder Waſſerkur beſuchen zu können.

von

Dr. Röder.

Leipzig, Verlag von C. B. Polet.

Dieſes Werkchen bringt den Freunden der Waſſerheil-Kunde eine Menge Rathſchläge und Verbeſſerungen, und dürfte ſich beſonders für beginnende Hydropathen eignen, die einen ſicheren Anhaltspunkt ſuchen, wie ſie die Heil-Kräfte des Waſſers kennen und benüzen lernen. Wer dieſes Buch beſizt und ſtudirt, hat die nemlichen Vortheile, als wenn er bei Prießnitz praktizirt hätte. Dr. Röder, dieſer eifrige Kämpe und Ritter des kalten Waſſers bürgt uns ſchon durch ſeinen Namen dafür, daß wir etwas Vorzügliches erwarten dürfen.

Der praktiſche Deſtillateur.

Ein vollſtändiges Handbuch der Deſtillirkunſt, Liqueur- und Rumfabrikation.

Nebſt Anweiſungen über Zubereitung künſtlicher Weine, ſo wie aus gemeinem Branntwein ein dem ächten Rum und Franzbranntwein ähnliches Getränk zu bereiten.

Herausgegeben von A. Reinberg, prakt. Deſtillateur.
Glogau, bei Flemming. Preis 1½ Thaler.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 8. 20. Februar 1842.

Inhalt: Beitrag zu einer Hausapotheke. — Geſundheitskunde. — Traktations-Käſtlein. — Die Dampfwäſche. — Kleine Unwahrſcheinlichkeiten. — Honett und wieder honett. — Stille Fragen. — Ueberſezungen.

Beitrag zu einer Hausapotheke.

(Erſte Lieferung.)

Seit Hufeland werden ihrer immer mehr angekündigt. Wir liefern zum Beſten der Menſchheit hiemit einige Beiträge. Sie enthalten nur Stüke, welche entweder von ausgezeichneten Aerzten kamen und zum Theile als Geheimniß fortlebten, oder welche durch Andere erfunden und vielfach probat gefunden wurden. Möchten wir Nachfolger finden z. B. auch für das Vieh.

1. Gegen geringere Verſtauchung eines Fuſſes: Nimm 2 Hände voll Heublumen, lege ſie in ein Scheffel, gieß darüber 4 Kannen heiſſes Waſſer, halte den Fuß darüber, bedeke dieſen mit einem Leintuche, daß der Dunſt beiſammen bleibt, und laſſe den Fuß ſo eine halbe Stunde dünſten. Dann gehe gleich zu Bett; der Fuß muß beim Herausnehmen ſogleich gut abgetroknet werden. Bei hartnäkiger Verrenkung kann man auch nach dem Dunſtbade Branntwein, mit Kampher vermiſcht, einreiben.

2. Ein treffliches Windpulver: Nimm anderthalb Loth Sennesblätter, woraus die Stengel entfernt werden müſſen, anderthalb Loth Kümmel, anderthalb Loth Anis, 1 Loth präparirten Weinſtein, 1 Loth präparirte Krebsaugen und 6 Loth weiſſen Zuker. Die erſten 3 Stüke gut gedörrt und in einem Mörſer Alles wohl geſtoſſen und dann fein geſiebt und vermiſcht; in einem Glaſe aufzubewahren. Täglich 1 Eßlöffel voll — troken oder in Waſſer — eingenommen treibt die Blähungen aus und hindert alle Verſtopfung. (Ein wahrhaft goldenes Rezept.)

3. Vom Hundeſchmalz: Wenn dieſes zu Einreibungen ꝛc. gebraucht wird, iſt es für ſich allein zu hizig; man vermiſche es mit der Hälfte Schweins-Fett. Hundefett iſt ſehr ſtärkend für die Bruſt; appetitlicher und auch ſehr wirkſam ſind Einreibungen von Gänſe- oder ordinärem Rinderſchmalz, warm und alle 2—3 Abende.

4. Fiſchthran und Kreide (ſtatt Fiſchſchmalz auch Leinöl) vermiſcht und über gefrorne Glieder geſchlagen, helfen jederzeit.

5. Gegen das ſogenannte Aufliegen der Kranken: Nimm Eierklar und vermenge es mit Branntwein und lege dieſes über.

6. Gegen die Hundswuth — waren beinahe noch alle Mittel vergebens; daher wir unſere Rezepte, darunter eines von Dr. Asmus, verſchweigen.

7. Mittel gegen Zahnſchmerzen: a) In hohle Zähne bringe man Kügelchen von dem Geſchabten wilder Kaſtanienkerne, b) andere beſtreiche man mit geriebenem Alaun.

8. Pappelſalbe (gegen Verſtopfung und Bruſt-Leiden) macht man ſo: Um 3 kr. Kümmel, 3 kr. Anis, 6 groſſe Zwiebel, 2 Hände voll Hühner-Därm (Pflanze), 2 Hände voll Pappeln. Alles klein zerſtoſſen und zerſchnitten, in einer ungewäſſerten heißgewordenen Butter öfter umrühren und zulezt durch ein dünnes Tuch ausdrüken.

NB. Warum wir ſo viel gegen Hartleibigkeit anführen, kommt daher, weil Boerhave ſagte: „Ueberfülle deinen Magen nicht, nimm ſelten Medizin und ſorge für ordentliche Leibesöffnung!"

9. Weizenſaatſalbe (gegen Hartleibigkeit): Zwei Hände voll Weizenſaat (im Frühling oder Herbſt), 1 Hand voll grüne Wachholderbeeren, 3 groſſe Zwiebel, ebenfalls (wie sub Nro. 8) in Butter

abgetrieben, dann um 2 kr. Hirſchhorngeiſt daran geſchüttert, umgerührt und in Gefäſſe gebracht.

10. Salbe gegen offene Schäden (Kühlſalbe): Ein halbes Pfund Schmalz, darin 3 Eier baken, dann dieſe Eier herausthun und das Schmalz kalt werden laſſen und in einem Fluß- oder Bachwaſſer 9 Mal abtreiben; dann um 3 kr. Bleiweiß zu Mehl geſtoſſen, um 2 kr. Gaffent (Kampher?) unter einander gemiſcht, ſo iſt das Ganze fertig.

11. Den ſo hartnäkigen Magenkrampf zu ſtillen und zu vertreiben: Nimm 1 Taſſe laue Fleiſch-Suppe, druke eine halbe Citrone ſammt Kernen darein und trink dieſes aus. Kann täglich 2 Mal, beim Anfall der Schmerzen alle halbe Stunden genommen werden. Darf 6 — 10 Tage fortgeſezt werden, worauf der Krampf oft ganz wegbleibt, ſtets aber geſtillt iſt. Ein Polſterchen von Rebhühnerfedern auf dem Magen getragen iſt ſehr gut, da Kälte den Schmerz am Erſten aufregt.

12. Gegen Kolik: Beiſſe Calmus! Aber ein Meſſerſpiz voll Kaſtanienmehl auf Waſſer eingenommen, hilft viel zuverläſſiger.

13. Gegen Harnwinde: Binde ein Haarbändchen eines Frauenzimmers um die Mitte.

14. Gegen Lungenſchwindſucht iſt das probateſte Mittel: Huflattigthee (3—4 Blätter auf 1 Schale); auch Honig auf Butterbrod hilft bei Anfängern.

15. Gegen Würmer: Siede Knoblauch in Milch und laß ſie trinken.

16. Gegen Hühneraugen: Spalte einen grünen Apfel, reibe mit jeder innern Fläche die Hühneraugen, binde die Theile wieder zuſammen und wirf ſie in den Abtritt, ſo vergehen ſie ſicher.

17. Treffliches Blutreinigungsmittel: Nimm Cichorien, Wurzel und Blätter, reinige ſie, zerſtoſſe ſie in einem Mörſer und preſſe den Saft aus, unter den man etwas Zuker thun kann. Morgens und Abends 1 Eßlöffel voll zu nehmen, die Kur iſt in 2 — 3 Wochen vollendet. Probatum est.

18. Wider den Durchfall: Warmes Mußkatnußöl in den Nabel gerieben.

19. Das Zahnen zu erleichtern: Kinder müſſen öfter an geräuchertem Spek ſaugen.

20. Gegen kaltes Fieber: Terpentinöl auf die Pulsadern der beiden Hände gelegt, vertreibt es.

21. Gegen den Fingerwurm: Man beſtreiche ein Flekchen Leder mit der neapolitaniſchen Salbe (aus halb Quekſilber und halb Terpentin beſtehend), bedeke damit den Finger und binde eine 8—10fache Compreſſe (Umſchlag) darüber. Dieſes wiederholt man alle 24 Stunden, ohne anderes Leder zu nehmen. Der Schmerz wird bald aufhören und nach 8 — 10 Verbänden wird der Finger blos Waſſer an der Brandſtelle zeigen; man mache eine kleine Oeffnung, drüke das Waſſer heraus und fahre noch 8 Tage mit dem Verbande fort. Half noch ſtets.

22. Gegen das wilde Fleiſch: Lege grüne Balſampappelblätter über.

23. Gegen Quetſchungen: Mit Schwarzwurzelwaſſer waſchen, d. i., man ſiede Schwarzwurzeln in Waſſer, und waſche ſich damit (mit lauem Waſſer). Anerkannt gut.

Geſundheitskunde.

Ein 13jähriges Mädchen hatte die Lungen-Sucht in ſo hohem Grade, daß Profeſſor F r i t z ihr das Todesurtheil ſprach. Ein altes Landmütterchen lachte über des Arztes Todesurtheil. Es nahm zwei Quart Braunbier, that es in einen neuen Topf, nebſt den abgeſtreiften Blättern vom Lungenkraut, für einen Groſchen, für eben ſo viel ſogenannten weiſſen Honig, und eine volle Hand voll Weizenkleie, dekte den Topf zu und ließ die Maſſe bis zur Hälfte einkochen. Als es verkühlt wae, läuterte ſie es ab durch ein feines leinenes Tüchlein, und füllte es in eine Flaſche. Die Kranke trank davon, ſo oft ſie Luſt hatte, zu trinken, und ward geſund. Ihre Mutter rettete ſeitdem viele Lungenſüchtige durch dieß einfache Tränkchen; ich ſelbſt habe es mir kochen laſſen, und fühle herrliche Erleichterung. Ich bitte Sie, dieß Mittel allen armen Lungenſüchtigen zu empfehlen; es iſt leicht, wohlfeil, und hilft gewiß!

Traktations-Käſtlein
von
Konſtantin Gernbrod,
emerit. Supplikanten.
(Erſte Dekade.)

Nro. 8.
Manche Sprüche der Alten ſind falſch und unſittlich.

Ungern beinahe gehe ich an dieſes Thema, aber deſſen Wichtigkeit muß das Schwere überwinden.

Die alten deutſchen Sprüche ſind der Kern von Lebensphiloſophie und eine ſo beachtenswerthe Quelle — ſelbſt in hiſtoriſcher Beziehung —, daß wir ſie nicht genug empfehlen können. Das bezeugen die vielen Bearbeitungen von Auerbacher, Hofmann, Bebel, Sailer, Eiſelein u. m. A., das bekräftigen die größten Gelehrten, z. B. Gervinus. Ein groſſer Theil des Volkes, dem nur Tradition und Schulbücher Quellen, beſchränkte Quellen ſind, bediente ſich bisher ſolcher Kernſprüche und Sinnreden in Form von Lebenskodex-Stellen; Wenige werden es bereut haben, ſich an dieſe ächtdeutſche Spruchweisheit gehalten zu haben. Denn dieſe Sprichwörter ſind

a) kurz — alſo leicht zu merken,
b) angenehm durch Alterthum und einheimiſchen Sinn, und
c) einer vielſeitigen Anwendung und Benüzung fähig.

Daraus nun dürfte die Wichtigkeit der Sprichwörter zu erſehen.

Doch ging es den Sprichwörtern, wie manch Anderm. Einiger Sinn wurde verdreht, Baſtarden eingeflochten, Gemeines ſollte ſeine Früchte tragen, Feindſeliges ſollte ſie ſchwächen; und das Ganze glükte.

Darum wird es nothwendig, darauf aufmerkſam zu machen, wie unwahr und gefährlich manche ſolche Sprichwörter ſind und wir wollen zum Urtheile

1) die Vergleichung mit der heiligen Schrift und nach der Vernunft,
2) die Vergleichung mit andern Sprichwörtern,
3) die Unterſuchung des eigentlichen Sinnes anrathen.

Um die Ausſage, daß manche deutſche Sprichwörter *) falſch und unſittlich ſind, zu beweiſen, wollen wir ein halbes Duzend ſolcher zweideutiger Stellen anführen und erörtern.

1. Trau, ſchau, wem!
2. Geld regirt die Welt.
3. Hütet euch vor den Gezeichneten!
4. Eine Krähe hakt der andern kein Auge aus.
5. Wer lange fragt, geht weit irre.
6. Honig im Munde, Galle im Herzen.

Erklärungen.

Ad 1. Dieſer Spruch, welcher eigentlich Vorſicht lehren ſollte, hat die nothwendige Folge, Mißtrauen zu ſtreuen. Wir müſſen von unſern Mitbrüdern das Beſte denken — alſo apage!

Ad 2. Dieſer Saz iſt ein von gemeiner Seele erdachter. Seit wann und wo kann man ſich denn um Geld Alles erkaufen? Ein gutes Mittel iſt das Geld, aber kein allvermögendes. Sobald Jemand dieſen Saz glaubt, begibt er ſich aller Tugend und bleibt Egoiſt, Tyrann ſeiner Umgebung; er wird es zur Verführung und Beſtechung verwenden und allen Glauben an Redlichkeit fahren laſſen.

Ad 3. Da der Menſch höchſt zu bedauern iſt, deß Körper verkrüppelt und beinahe alle Verkrüppelungen aus Vernachläſſigung entſtanden, viele durch unabweisliche Ereigniſſe, ſo iſt es um ſo thörichter, vom Leibe auf den Geiſt zu ſchlieſſen und Menſchen zu verachten, weil ſie unglüklicher, wenigſtens unbrauchbarer ſind, als wir.

Ad 4. Iſt ein ſehr rebelliſcher und unwahrer Saz, abgeleitet von ſtrafbaren Ausnahmen. Es mag eine Zeit gegeben haben, zu der er mehr galt; ſeit Langem aber und in den meiſten Ländern durchaus nicht mehr.

Ad 5. Dieſer Saz der Kekheit, Ungerechtigkeit und des Diebſtahles verräth nicht im Geringſten Bildung, noch Gewiſſen. Er iſt ganz

*) Die Sprichwörter, welche wir beſizen, ſind theils ächte, theils nachgeahmte; je älter, deſto origineller. Einſt gebrauchten ſie die Schriftſteller mehr, als jezt. Leſſing legte einen groſſen Werth darauf.

verwerflich. Fragen muß man gar oft; und viele Fragen ſind unmöglich irreführend, ſondern berichtigend. Der Wanderer fragt gern und kommt auf ſeine Station; iſt er ſich ſelbſt überlaſſen und des Weges unkundig, da geht er weit irre.

Ad 6. Man mußte ſowohl alles Vertrauen auf Andere abſchütteln, als auch Grobheit anempfehlen, wenn man dieſen Spruch wollte gelten laſſen. Obwohl ſelbſt ein Feind alles Weibiſchen an Männern, kann man doch nicht den Spruch rechtfertigen und billigen.

Wir können daraus ſehen, daß Vieles gut und nebenbei Manches ſchlecht ſeyn könne, daß man unterſuchen ſolle; daß man nicht blindlings anbete und unterwerfe; daß alſo auch die Sprüche der Alten, deren wir ſehr viel Dank dafür ſchuldig ſind, nicht unbedingt zu glauben und zu befolgen ſind. Was von Menſchen ausgeht, kann ſehr menſchlich ſeyn. Menſchenworte bleiben ungeachtet aller Meinung immer Menſchenworte.

Die Dampfwäſche.

Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Dampfpreſſen ꝛc. gibt es ſchon eine ungeheure Menge. Gewiß aber haben die Wenigſten der verehrlichen Leſer auch ſchon eine Dampf-Waſchmaſchine geſehen. Aber was iſt an ſolcher? Die Franzoſen wiſſen es ſchon lange, daß man durch den Dampf nicht ſowohl eine wohlfeilere und reinere Wäſche bekömmt, wie bei unſern gewöhnlichen Waſchfrauen, ſondern daß das Waſchen auch viel ſchneller von Händen geht. — Dieſes intereſſirte einen wakern Deutſchen, und er überſezte die franzöſiſche Anleitung ins Deutſche mit Glük, denn nun hat ſeine Uebertragung ſchon eine dritte von ihm verbeſſerte Auflage erfordert. Das Büchlein führt den Titel: „Die Dampfwäſche, ein höchſt einfaches Verfahren, alle Arten der Leib-, Tiſch- und Bett-Wäſche ꝛc. mit groſſer Erſparniß an Zeit und Geld durch Anwendung von Waſſerdämpfen blendend weiß zu waſchen, ohne ſie dabei, wie nach der alten Methode, anzugreifen und abzunüzen. Höchſt beachtenswerth nicht allein für alle groſſen Anſtalten, wie z. B. Kaſernen, Hoſpitäler, Armenhäuſer, Kloſterſchulen, Erziehungsanſtalten, öffentliche Waſchanſtalten, ſondern auch für groſſe und kleinere Hauswirthſchaften. Aus dem Franzöſiſchen des Baron Bourgnon de Layre übergetragen von Dr. Ed. H. Schmidt. Dritte, mit Zuſäzen des Ueberſezers vermehrte Auflage. Mit 1 Tafel Abbildungen. Weimar, 1841. Verlag, Druk und Litbographie von Bernh. Fr. Voigt.“ Der Preis dafür iſt 45 kr.

Wer hat dieſe Dampfwäſche erfunden? Niemand anders, als der weiland bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer Napoleon als Miniſter des Innern angeſtellte groſſe Chemiker Chaptal. — Das Büchlein iſt wichtiger, als man glaubt, und wer das Verfahren geprüft hat, den erſuchen wir um gefällige Mittheilung des Reſultates in dieſem Blatte. C. F.

Kleine Unwahrſcheinlichkeiten.

Iſt es denn in Rußland wirklich ſo gottserbärmlich kalt, wie man thut? fragte Einer einen Soldaten, der war anno zwölf in Rußland und kurz vorher in Spanien geweſen, und hatte jener einen Milchbart oder gar keinen, ſo trug dieſer einen ſtarkgewichsten Schnauzbart und Knebelbart; und beides ſtrich er ordonanzmäſſig beim Morgen- und Abendſegen mit Spekſchwart. — Das will ich meinen! ſagt der Schnauzbart. Wir ſind einmal bei Petersburg die Augen zugefroren, daß ich nichts daraus geſehen habe bis Moskau und das iſt weit, Pardieu: recht weit, und erſt bei Moskau habe ich warme Milch aufgelegt, daß ſie aufgethaut ſind. Einmal da froren zwei Bataillon feſt und konnte kein Mann mehr weiter und man hörte auch kein Kommando, ſondern was der Herr Oberſt ſprach, fror auf der Stelle und fiel in den Schnee, ſo daß das ganze Kommando auf dem Boden lag und beim nächſten Thauwetter hat man überall hören ſchreien: Linksum, rechtsum! Geſchwinden Schritt vorwärts! und war doch Niemand, der rief, und Niemand, der lief. Den Hautboiſten gings ſchlimm und vielleicht noch ſchlimmer, als ſelbigem Poſtillon, der ins Horn blies

und kam nichts, weil es einfror und thauete erſt hinter dem Ofen auf; der General wollte den Hautboiſten ihre Löhnung gar nicht mehr bezahlen, weil ſie nichts von ſich hören lieſſen — und war doch Alles eingefroren. Thränen durften ſich gar keine ſehen laſſen, und wer ſchwizen konnte, der durfte, dazu war Regiments-Erlaubniß gegeben. Wiewohl es wurde nicht viel Gebrauch davon gemacht!

Unſer Adjutant hatte einen Schaz gehabt in Königsberg und machte gern Verſe, weil ſie aber wäſſerig waren, die Verſe, die er an den Schaz machte, ſo froren ſie alle zuſammen; ſogar das Herzwaſſer bekam er nicht mehr. Mancher hob den Säbel in die Höhe und wollte hauen, aber er blieb ſtehen und hieb nicht. Warum? Er war angefroren. Mein Bart iſt abgeſtanden und nicht mehr gewachſen; den ich jezt trage, iſt Nachwuchs! und Leuten in eurem Alter fror die Milch im Bart, daß es ein Jammer war. Iſt viel junges Blut darauf gegangen, Gott behüts.

Man ſollte glauben, in Spanien gings beſſer, weils heiß iſt; aber zu viel iſt zu viel und verdirbt Einem auch das Spiel. Da ſchlupfen vor Hize die kleinen Hühner im Bauche der Alten aus und kommen gluckſend heraus. Ein voreilig Volk die jungen Hühner! Eier kann man im Hute hart ſieden, ohne daß man ein Hexenmeiſter iſt! Sonnenſchirme hat man dreifach übereinander und doch hüllen ſich die Leute noch in Pelz ein, damit die Sonnenhize drauſſen bleibt; ſie denken, was gegen die Kälte gut ſey, muß auch gegen die Hize gut ſeyn. Wenn Einer Sezling ſezt, ſtehen immer zwei mit Handſprizen hinter ihm und begieſſen ihn und die Sezling, damit ſie nicht alle beide verdorren. Die Butter hat man ohnehin in einem Darm, weil ſie ſonſt verſchmilzt und wird nach der Elle ausgemeſſen. Z. B. Nachbar, lehnt mir eine halbe Elle Butter. Es geht ſo geſchwind, daß ein Apfelkern in einem Jahre Urgroßvater werden kann, die kleinen Ausläufer gar nicht gerechnet. Schnauzbärte gedeihen ſo wenig als in Rußland, ſie verdorren, werden roth und fallen ab; in den Milchbärten fängt die Milch an, ſauer zu werden, oder zu ſieden und überzulaufen. Milchbärte laufen gar bald über. Auch muß man ihnen den Kopf mit kaltem Waſſer waſchen, damit ſie keinen Schaden an ihrem Hirn leiden.

Weil ich aber doch gerade an Spanien bin, ſo will ich dem Herrn Etwas erzählen, das darf er mir glauben, auf Soldatenparol und dann iſts gewiß wahr. Wir hausten in einem Kloſter, da gings arg und lag der Franzoſe und der Engländer und der Spanier und der Deutſche oft durch einander und über einander und machte der Tod und ſeine Diener, die Krankheiten, wenig Federleſen. Wer ſterben wollte, hatte die ſchönſte Gelegenheit dazu; wers nicht wollte, eben ſo. — So lag einmal ein Spanier da, der hatte eine Kugel im Leib und ſchrecklichen Durſt; alſo winſelte er und fluchte dazwiſchen, wie es kam. Ein Deutſcher aber, dem das Bein abgenommen war und der hätte gern geſchlafen, aber der Spanier winſelte gar zu arg, da fuhr ihn der Deutſche an: „Was ſoll das Gewinſel; dich hilfts nichts und mir verjagſt ſchon drei Nächte den Schlaf. Halts Maul!" Da antwortete der Spanier auf deutſch, ſo wie man in Mainz redet. Da horchte der Deutſche auf. „Wo biſt du her, Kamerad?" — Aus Mainz. — „Ich auch, ins Gukuks Namen! Ich habe dich für einen Hund von Spanien gehalten. Wie kommſt du daher?" — Darum bin ich anno 1807 meinen Eltern davon gelaufen und hab als Schneider ſpaniſche Dienſte genommen. Jezt hab ich den Lohn dafür im Leib! — „Heißt du nicht Auguſt Preuſch? und iſt nicht dein Vater ein Webermeiſter und die Mutter lebt nicht mehr, und heißt nicht dein Bruder Friedrich?" — Alles richtig; aber woher weißt denn du es? — „Ach Gott im Himmel, ich bin ja dein Bruder Friedrich, und dein Vater iſt auch meiner, Auguſt!" — Da ſchleppten ſich die armen Verſtümmelten zu einander und küßten ſich, der Auguſt und der Friedrich, und fortan hinderte Keiner mehr den Andern im Winſeln oder im Schlafen, bis ſie wieder geſund waren. Da nahm der Spanier wieder deutſche Dienſte, aber nicht lang; ſo ein Schneider hat ein unruhiges Blut. Er deſertirte bald, der Auguſt, und lief wieder

zu den Spaniern, wo ihn noch eine Kugel traf, aber dießmal nicht in den Leib, ſondern ins Herz, und da hats gleich ein Ende, in Spanien und in Rußland: gegen den Tod kein Kräutlein gewachſen iſt.

Honett und wieder honett.

Dießmal wars aber nicht der Auguſt, der Schneider, ſondern ein luſtiger Patron anderer Sorte, der lag immer im Adler und machte es mit ſeinen Spaſſen und ſeinen Schnurren, wie der Mattheis:

Mattheis
Hat Eis.
Hat er keins,
So macht er eins,

Er war vordem Hauptmann in mehrerer Herren Dienſt geweſen, hatte Amerika verſucht, konnte alle Vogelſtimmen nachmachen, hatte einen gründlichen Anfang in den ſchönen Künſten, namentlich in der Bauchrednerei, gemacht, und erzählte er von Oſtindien und von den Wilden in Nordamerika, ſo konnte er Alles ſo kräftig machen, daß die Zuhörer oft mit ihren Gläſern eine Viertelſtunde vor dem Maule hielten, ehe ſie den Wein einſchroteten, natürlich vor Verwunderung. Beſonders im Winter füllte ſich das groſſe Wirths-Zimmer und der Wirth konnte nicht achter Wein genug machen. Der Herr Hauptmann ſchmuggelte ihn in alle Mägen, ohne daß das Maul viel davon ſpürte. Nur einen Fehler hatte der Herr Kapitän, nemlich den, daß er ſelber nicht gern zahlte, und wie der Wirth einmal die verſchiedenen Kerbhölzer nachſah, da belief ſich die Rechnung des Herrn Hauptmanns bereits auf 100 Thaler. — Und als er es ihm ſo unter der Hand zuſtellte, ſo machte es auf den Hauptmann den nemlichen Eindruk, wie der Rauch auf die Bienen; er quartierte ſich aus. „Du gebſt mir lang gut," dachte der Wirth; „ich will dich ſchon dran kriegen."

Allein, wer war dran gekriegt — als der Wirth? Denn der Herr Hauptmann war wie der Weiſel bei den Bienen, und hatte er den Weiſel mit der Rechnung vertrieben, ſo zog der andere Schwarm auch mit, und der Stok war leer, der Honig ging aus. Den ſüſſen 24ger, ſage und ſchreibe Vierundzwanziger, wollte kein Menſch mehr trinken, weil der Herr Hauptmann nicht deſſen angeſtammte Milde durch ſeine Schnurren vergeſſen machte. Was ſollte alſo der Herr Adlerwirth thun? Wollte er nicht aus ſeiner ganzen Wirthsſtube eine Reitſchule machen, ſo mußte er den Herrn Kapitän wieder haben. Alſo nimmt er ſeine Rechnung noch einmal in den Sak, geht in ſein Haus, Morgens um zehn Uhr, wo man den Hauptmann am Beſten im Bette antrifft, und grüßte ihn. „Guten Morgen, Herr Hauptmann, wie ſtehts?"

Es ſteht ſich nie beſſer, Herr Adlerwirth, als wenn ſichs liegt.

Da lieg ich, wo ich geh und ſteh,
Am Liebſten auf dem Kanapee!

Ihr macht ja aber ein Geſicht, als hättet Ihr heute ſchon ein Glas von Eurem beſten Achter im Leib? Was fehlt Euch?

„Was mir fehlt? Sie fehlen mir — kommen Sie doch wieder zu mir. Sehen Sie, ich will nichts an Ihnen verdienen, aber ich kann Sie eben nicht entbehren und meine Frau ſagt immer: Wenn nur der Herr Hauptmann wieder käme. Und ſehen Sie, Herr Hauptmann, damit Sie einſehen, daß ich es honett mit Ihnen meine, ſo will ich die Hälfte der 100 Thälerchen ſtreichen. Sind Sie es zufrieden?"

Da richtete ſich der Hauptmann verwundert im Bette auf, machte ein Paar groſſe Augen auf den Adlerwirth, nahm die Pfeife aus dem Munde und ſprach: Nein, Herr Adlerwirth — Ihr ſeyd ein vortrefflicher, edelmüthiger Mann, der mich durch ſeine Großmuth beſchämt. Ich kann Euch zwar nicht an Großmuth übertreffen, das laſſen meine Umſtände nicht zu; aber wenigſtens gleich kommen will ich euch nach Kräften. Ihr habt die Hälfte meines Kerbholzes geſtrichen, ich erkenne es mit Rührung, und aus Dankbarkeit und Erkenntlichkeit ſtreich ich die andere Hälfte.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet,
Ausgeſöhnt die ganze Welt!

Damit nahm er ein Bleiſtift und ſtrich die übrigen 75 Gulden auch aus. Da lächelte der Herr Adlerwirth mit Seufzen, wie wenn die Sonne durch Wolken bricht, oder wie wenn ein kleines Kind mit Thränen im Auge freundlich iſt; ſo wohl und weh that es ihm, Honig und Eſſig durcheinander, ein geſundes Getränk.

„Mag auch ſeyn, Herr Hauptmann, kommen Sie nur wieder!“

Damit kam der Herr Kapitän, und hinter ihm, wie ein Kometenſchwanz, der Schwarm von Gäſten, denen er wieder Kreuzweh und Bakenſpannen vor Lachen und Gänshaut vor Furcht einjagte, je nachdem der Adlerwirth den Achter gemiſcht hatte. Sie ſollen nachher, ohne daß der Adlerwirth etwas dabei verlor, ihre Großmuth öfter an einander ausgeübt haben, bis der Wirth endlich zu ſeiner Frau ſagte: „Ich möchte wiſſen, wozu ich noch ein Kerbholz für den Hauptmann halte! Da lieg du!“ — Und damit warf er das Kerbholz ins Feuer und der Hauptmann hatte freie Pürſch.

Stille Fragen.

1. Warum wird denn die Mode nicht müde?
2. Warum gehorchen die Eltern den Kindern?
3. Warum ſind die Hypothekbücher ſo voll und die Kaſſen ſo nüchtern?
4. Warum gab Geld noch immer Werth?
5. Wann wird die Welt nicht klug?
6. Warum hat kein Frevler Glük?
7. Wie könnte man gute Schauſpiele finden?
8. Wo liegt das Gewiſſenszium begraben?
9. Wer hat die ſicherſte Straſſe eingeſchlagen?
10. Wie kennt man Thoren auch bei Nachtzeit?
11. Womit wäſcht man ſchwarze Stiere vergeblich?
12. Weſſen gedenken die Schuldner am Liebſten?
13. Wem verleiht man gerne Gnaden?
14. Warum fehlt oft der Kopf des Ganzen?
15. Wann log auch die Unſchuld?
16. Wie geht man den kürzeſten Weg?
17. Wo ſind alle Berge eben?
18. Wer tritt am Schwerſten ſeine Rechte ab?
19. Wie lange regirten die Frauen?
20. Wie fängt man zwei Müken mit Einem Schlage?
21. Was iſt unüberwindlich?
22. Womit entgeht man Feindſchaften?
23. Wem gebührt Belohnung?
24. Wozu dient ein blinder Lärm?
25. Wofür könnte ein Beſcheidener gelten?
26. Wie trägt man ſeine Naſe glüklich?
27. Wann gab's keine Albernheiten?
28. Woraus beſteht die Tugend?
29. Worunter ſtekt der Fehlerkritiker?
30. Wer gab nie Rechenſchaft?
31. Weßwegen hat der Schnee kein Schwert?
32. Ging der Docht mit der Flamme zur Schul?
33. Gab es mehr Lügner, als Diebe?
34. Fand der Fuchs ſtets ſeine Krebſen?
35. Hatteſt du nie Grillen im Kopfe?
36. Gingen die Träume nur leer aus?
37. Führte die Krüke dem Bettler Ehre zu?
38. Lag das Uebel unter dem Scheine?
39. Zog der Neid neben der Wahrheit?
40. Wich die Kette durch Umſturz?
41. Sank das Schiff je ohne Klippen?
42. Wißt Thränen, oder Reichthum?
43. Wiegen Thaler, oder Freunde?
44. Ziehen Menſchen ſtets groß?
45. Was iſt das Ende dieſes Liedes?

Ueberſezungen.

Jänichen überſezt in ſeinem deutſchen Parnaß Quartier durch Leibesverſicherung, Proteſtant durch Gegenzeuger, Admiral durch Seevogt, und politiſch durch weltſelig.

Der Nemliche tadelt Dichter, welche Fenſter in Tageleuchter, Hut in Kopfſtiefel und Meſſer in Brodart oder Eßdegen umwandeln.

Hoffmannswaldau periphraſirt die Kaze ſo:

Des Kürſchners Ebenbild, lebend'ge Mauſefalle,
Mit Pelze überdekt, die mauete mit Schalle.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gaea's Teppich.

Wem iſt nicht der Luxus und die Pracht der perſiſchen Teppiche bekannt? Der weichliche Orientaliſt tritt mit Stolz auf ſie, wenn er im Innern ſeines Harems wandelt. Doch, dieſe Teppiche, und alle, die die Welt beſizt, übertreffen nicht jenen, der den Boden der Erde bed.kt. Unerreichbar, bewunderungswürdig im höchſten Grade iſt die Mannigfaltigkeit des Colorits, mit welcher dieſer prachtvolle Teppich ausgeſtattet iſt. An ihm vergeudete die Natur alle ihre Schäze. Ihr Pinſel ſchuf tauſend und tauſend Abſtufungen der Farben. Die Götter des Olympus ſaſſen alle am Webſtuhle, und wendeten all' ihre Kunſt auf. Flora ſtikte die Blumen, und Ceres wob Gold und Silber darein, Aurora ſtrahlte roſigen Glanz auf ihn, Pomona ſpreitete ihr Fullhorn darüber, und Venus zierte ihn mit Smaragden nnd Rubinen. Und uns Allen ſteht es frei, auf dieſem Teppiche ewigen Wunders umherzugehen, ohne daß er dadurch an ſeiner Schönheit verliert. Vielmehr wird er immer prachtvoller und glänzender, und bleibt ſo ein ewiger Gedenkſtein der Größe des HERRN.

Eugen Fürſt.

Loos der Genie's.

Homer bettelte. Terenz war Sklave. Boetius ſtarb im Gefängniſſe. Borgheſe verhungerte. Taſſo lebte in Armuth. Cervantes ſtarb vor Hunger. Camoens endigte ſein Leben in einem Spitale. Vanglas überließ ſeinen Körper den Wundärzten, um einen Theil ſeiner Schulden zu bezahlen. In England lebte Bacon in Elend; Raleigh ſtarb auf dem Schaffot; Spencer in Armuth; Collins wahnſinnig; Milton in Dunkelheit; Dryden in Elend; Lee auf der Straſſe; Otway hatte das Nöthigſte nicht; Steele war voll Schulden; Goldſmith desgleichen. Fielding liegt zu Liſſabon ohne einen Denkſtein begraben. Savage ſtarb im Gefängniſſe wegen einer Schuld von 8 Guineen. Butler ſtarb arm. Chatterſon tödtete ſich freiwillig.

Wie ſehr könnte man dieſe Liſte eines engliſchen Blattes auch mit deutſchen genialen Männern vermehren, die vor Hunger nnd Kummer ſtarben!

Wer hat das Glas erfunden?

Gewiſſe Kanfleute, ſagt Plinius, die mit Salpeter handelten, und durch Phönizien zogen, hielten ſich an dem Ufer des Fluſſes Belus auf. Da ſie ihr Fleiſch kochen wollten, ſezten ſie in Ermanglung von Steinen Salpeter unter die Gefäſſe; dieſer mit dem Sande vermiſchte Salpeter ſchmolz, da er von dem Feuer glühend ward, und machte eine klare durchſichtige Flüſſigkeit aus, die endlich gerann und die erſten Begriffe erwekte zu der Art, Glas zu machen.

Hausmittel.

Wenn ich was ſelten mir geſchieht,
Im Winter melancholiſch werde,
Da zünd' ich meine Pfeife an
Und ſez' mich hin zum Feuerherde,
Und wenn's dann kniſtert, ziſcht und flammt
Und im Kamin die Winde hauſen,
So dicht' ich ſchöne Märchen mir
Und die vertreiben meine Flauſen.

Wenn ich, was ſelten mir geſchieht,
Im Frühling melancholiſch werde,
So leg' ich mich ins junge Gras
Und klag' der Quelle die Beſchwerde.
Die murmelt dann manch tröſtend Wort
Und wiegt erzählend mich in Schlummer,
Und bin ich wieder aufgewacht,
So iſt's vorbei mit meinem Kummer.

Wenn ich, was ſelten mir geſchieht,
Im Sommer an dem Uebel leide,
So ſez' ich mich zum lieben Wein
Und ſuche die verlorne Freude.
Ihr glaubt nicht, was der Wein vermag,
Der weiß gar frohe ſchöne Lieder,
Der duldet keinen ſchweren Sinn
Und Trübſal iſt ihm gar zuwider.

Im Herbſt, da kann es nicht geſcheh'n,
Daß Einer melancholiſch werde,
Da macht das Jagen friſches Blut,
So lang kein Runkelfeld die Erde,
Drum iſt der Herbſt die ſchöne Zeit,
Die ich vor jeder andern liebe
Und keine Klage hätte ich,
Wenn nur der Herbſt beſtändig bliebe.

Franz v. Kobell.

Das Monatsblatt

für

die geſammte Bienenzucht,

Herausgegeben

in Verbindung mit mehreren Bienenfreunden

von

Anton Vizthum,

Schullehrer in Moosburg und Vorſtand der beiden Schullehrer-Unterſtüzungs-Vereine in Oberbayern,

wird auch im Jahre 1842 fortgeſezt und es iſt Nro. 1 des 5ten Jahrganges bereits erſchienen und ausgegeben.

Dieſe ſehr intereſſante und ſehr ſolid ausgeſtattete Zeitſchrift, die ſich bereits das allgemeine Zutrauen aller Bienenzüchter Deutſchlands erworben hat, kann in jeder ſoliden Buchhandlung (in Bayern auch bei jeder k. Poſterpedition) gegen Erlag von 3 fl. beſtellt werden.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 9. 27. Februar 1842.

Inhalt: Ueber die Unreinlichkeit in Ställen. — Traktations-Käſtlein. — Der Eisſtoß geht. — Die Kraft des Gedächtniſſes. — Der Bär auf dem Maskenball. — Die beſten Mittel, ſich Kenntniſſe zu erwerben. — Warum bleiben manche Völker ſo lange abergläubig?

Ueber die Unreinlichkeit in Ställen.

Die Ställe ſind im Allgemeinen ſchlecht angebracht, ſchlecht angelegt und ſchlecht gebaut. Sie ſind vertieft, niedrig, enge. Sie haben wenige Fenſter, auch hält man ſie faſt immer verſchloſſen. Oft haben ſie keine andere Oeffnung, als die Thüre. Die Mauern ſind geborſten und uneben, die Balken faſt ganz wurmſtichig und hohl, als wenn ſie Mäuſen und anderem Ungeziefer zum Aufenthalte dienen ſollten und zur Sammlung von Krankheitsſtoffen. An Spinnengeweben fehlt es nicht. Man leert den Miſt nur 3 und 4 Mal jährlich aus. Eine magere und dünne Streu bedekt nur unvollkommen jene ekelhafte und anſtekende Maſſe, in welcher die Thiere mit den Füßen wühlen. Die Ställe dienen ſogar noch den Welſchhühnern und Hühnern zur Zufluchtsſtätte. Auch logirt man da die Böke. Der Eingang wird von Miſt, Koth und ſtehendem Waſſer verſtopft und verſperrt. Die Geräthſchaften und Werkzeuge werden nicht gebraucht, und da gewöhnlich der Heuboden ſich über dem Stalle befindet, von welchem er durch ſchlecht gefügte Bretter getrennt wird, ſo verderben die aufſteigenden Ausdünſtungen die untere Lage des Futters wenigſtens um 2 bis 3 Fuß hoch. Dieſe nachtheilige Veränderung des Futters wird durch deſſen Gewicht bewährt. Bündel Stroh, welche mehrere Tage lang in einem Winkel eines unſaubern Stalles liegen, wiegen ein Drittel mehr, als vor ihrer Aufbewahrung im Stalle.

Die Verwahrloſung der Ställe iſt nicht ſowohl eine Folge der Trägheit, als vielmehr alberner Vorurtheile und falſcher Begriffe von Sparſamkeit. Man glaubt, das Hornvieh müſſe, um ſich wohl zu befinden, während des Winters recht warm gehalten werden; man weiß aber nicht, daß in einem groſſen Theile von England, wo es doch kälter als bei uns iſt, das gröſſere Vieh das ganze Jahr hindurch im Freien zubringt, und doch einer vortrefflichen Geſundheit ſich erfreut. Das Vieh hat nichts von der rauhen Luft zu befürchten, der reinen Luft bedarf es ſo gut, als der Menſch. Oft hört man Bauern ſagen, ein zwei Zoll diker Panzer von Miſt, der den größten Theil des Körpers bedeke, ſey ein Mittel zur Geſundheit, ein Abhaltungsmittel gegen Fliegen, ein Merkmal des Fettwerdens; der Bok an der Seite der Kühe ſey da, um die Anſtekungsſtoffe zu verderben, und die Grundſtoffe der Krankheit auf ſich zu laden; die Spinnen hätten die Eigenthümlichkeit, das Gift der Ställe einzuſaugen, und auſſerdem noch die geflügelten Inſekten, ſo das arme Stallvieh quälen und beunruhigen, in ihren geſponnenen Schlingen aufzuhängen. Dieß ſind Alles grobe Vorurtheile, welche man gar nicht einmal zu widerlegen braucht, mit Ausnahme des leztern; worauf wir nur das erwiedern, daß die Spinnengewebe in ſchlecht gehaltenen Ställen nicht den zwanzigſten Theil der eindringenden Fliegen abhalten, während man ſie faſt alle abhalten könnte mit einem mit Tuch oder Leinwand überſpannten Geſtelle, welches man an den Fenſtern anbrächte; die Maſchen der Leinwand müßten die zum Eindringen der Luft und des Lichtes erforderliche Breite haben.

In der Schweiz, wo die Ställe vielleicht am Reinſten gehalten werden, gibt es das geſündeſte und ſchönſte Vieh. Zwar wird das Schlacht-Vieh in feuchter und ſtehender Luft ſchneller fett; aber ſein Fleiſch wird auch weniger gut und iſt

nicht ſo geſund. Die Mezger kaufen lieber die Ochſen theurer, welche aus Gegenden herkommen, wo Weidepläze ſind, als Maſtochſen aus unſaubern Ställen der Nachbarſchaft. Das Fleiſch der erſteren kann länger aufbewahrt werden. Die Ochſen, welche im Miſte fett werden, ſind mehr als die übrigen und leichter der Unverdaulichkeit und übler Geſundheit unterworfen. Und was nun gar die armen Arbeitsochſen betrifft, ſo können dieſe unmöglich in einer ſolchen Cloake einer vollſtändigen Ruhe genieſſen, ſondern einer ermüdenden. Die Rinder gedeihen daſelbſt ſchwer. Die Kühe werden in denſelben oft aufs Schlimmſte von Entzündungen oder Geſchwüren ergriffen. Sie geben mit Schmerzen eine vielleicht reichlichere Milch, als gewöhnlich, aber ſie iſt vermiſcht mit Miſtſauce, Blut und Eiter.

Wir wünſchten, daß diejenigen unſerer Leſer, welche Ställe beſizen, nachdem ſie dieſe Gedanken und gegründeten Bemerkungen geleſen haben werden, hingingen, mit Sorgfalt die etwa anzuſtellenden Verbeſſerungen zu prüfen und zu erwägen; es iſt dieß ein Rath zu ihrem Beſten; aber es iſt auch eine Pflicht, an die wir ſie erinnern. Gott ſagt uns in ſeinem Worte, daß eine der Urſachen, warum er Ninive nicht zerſtört habe, die ſey, weil er die vielen Thiere dieſer groſſen Stadt verſchonen wollte. Jonas 4, 11. Ahmen wir ſein Mitleid für die Thiere nach! Er beſchränkt ſich nicht darauf, dem Viehe ſein Futter zu geben, Pſalm 147, 9, ſondern er ermahnt auch noch den Menſchen, daſſelbe gut zu behandeln. Der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes, ſpricht Salomo, Sprüchw. 12, 10. Vernachläſſigen wir alſo nicht das Unſrige, und ſuchen wir daſſelbe durch Reinlichkeit vor zahlreichen Krankheiten zu bewahren, welche eine Unſaubere Luſt erzeugt.

Traktations-Käſtlein
von
Konſtantin Gernbrod,
emerit. Supplikanten.
(Erſte Dekade.)

Nro. 9.
Ueber die Nachtheile des Tabakrauchens.

Wenn je ein Vorurtheil — daß das Tabakrauchen ſchön und geſund ſey — von den traurigſten Folgen war, ſo iſt das Tabakrauchen, von deſſen Ausdehnung man dadurch einen Begriff erhält, daß die Schnupf- und Rauchtabaks-Konſumtion jeden andern Handelsartikel bereits überſtiegen haben, ſogar das ſchwarzbraune Tränkelchen der Schweſtern mit dem Anfangsbuchſtaben K. — „Nitimur in vetitum,“ ſpricht der alte Pfarrer, der hierin ſein beſtes Latein ausgekramt hat; das iſt uns längſt bekannt, und die Pſychologie hat ſchon noch länger ſolche Möglichkeit des Urtheils dargethan; aber nie reden von Anderm.

Das Tabakrauchen iſt ſchädlich, höchſt ſchädlich. Und einen ſo groſſ'n Schaden können wir nicht in unſern Traktätleins unberührt laſſen, da wir groſſe Ausbreitung und Gemeinnüzlichkeit vorhaben (sine titulo et vitulo). Wenn je ein Skriptor Urſache hatte, ſo haben wir Urſache, die Finalſignen ſo vieler brauch- und unbrauchbarer Werke in O. A. M. D. G1. — ein Studirkomerad überſezte ſie: O albernes Männchen, du Glazköpfchen — unſern Worten beizufügen; denn ſie bedeuten: Alles zur gröſten Ehre Gottes.

Das Tabakrauchen ſchadet jedem Raucher unendlich. „Worte kennen Dich nicht, Dich fingen unſterbliche Seelen!“ Dieß hohe Wort könnte man ganz anwenden; aber deutlicher!

Das Tabakrauchen, welches ſelbſt durch und durch unſer Geſchlecht befällt, entnervt, verarmt, betäubt ꝛc., iſt ſchädlich für den Beutel. Einer rauche 20 Jahre, täglich zu 3 kr., ſo beträgt dieß Rauchwerk in einem Jahre 18 fl., in 20 Jahren ſammt Schwamm ꝛc. gegen 380 fl., in einer Familie von Vater und Söhnen bald einen — Hof!!!

Das Tabakrauchen ſchadet auch ſehr den Zähnen, dieſes der Verdauung, dieſes der Säfte-Mittheilung, dieſes der Stärke und Geſundheit für Wirkſamkeit, kurz — dieſer Sorites oder ſchönſte Schluß ſeit Nikotius iſt der ſchönſte Grund, das Tabakrauchen zu verbieten. Einſt geſchah es mit Androhung von Lebensſtrafe; unſere klügere Zeit, unſere viel beſſere Zeit — gewiſſe Freibeuter wollen uns keine Ehre laſſen — hätte andere Mittel. Benüzet ſie!

Das Tabakrauchen ſchadet den Augen, NB. den Augen. In einer Zeit, wo Mode, ſtarke Anſtrengung, ſchlechtgedrukte Bücher, ſchlechte Kerzen und Leuchter, wo früher Geſchlechtsgenuß, wo Unachtſamkeit ſo oft und ſo ſehr halbblinde Menſchen produziren, in einer ſolchen Zeit muß das Berükſichtigung genieſſen. Namentlich ſollen die Cigarren, dieſe leibhaftigen Augenausbrenner, dieſe niedergedrükte Windbeutelei, ab Alpha ad Omegam ſtreng und für Jedermann verboten werden; man verbietet doch auch, Arſenik aus Apotheker-Offizinen (nur erſt, ſeit die Buchdrukerwerkſtätten Offizinen heiſſen, kein Pleonasmus) zu verabreichen; warum nicht auch ſolches Material, von einem Deutſchen Glühſtengel genannt.

Das Tabakrauchen verwandelt endlich die Menſchen in s. v. Ziegenböke, freilich nur dem Kopfe nach! (In Säufer noch oft obendrein.)

Wir wünſchen nur, daß die Jugend nicht mehr rauche; eher erlaube man den Tanz. Es iſt leider dieſe Mode ſchon ſchreklich weit gediehen. Am Schädlichſten wird ſie in Staaten, z. B. in Bayern, worin mit Ausnahme der wenigen Klügeren, die ſich durch Vater Prießnitz zum Waſſertrinken bekehren lieſſen, das Nationalgetränk ſolchen Unfug begünſtiget. Dieſes Tabakrauchen iſt mitunter eine Haupturſache neuerer Verkrüppelung, zu leichterer in betäubtem Zuſtande begangener Verirrung puncto sexti, und nicht minder zur Unheilbarkeit mancher an ſich heilbarer Uebel. Daß Sprache (Ausſprache), Unterhaltung, Thätigkeit ꝛc. darunter leiden, verſteht ſich nebenher.

Wenn nur dieſes eingefleiſchte Uebel, das vergeblich alle Schulgeſeze, Bauinſpektionen (auf Brüken) und Hauseigenthümer (für Scheunen ꝛc.) verbieten, einmal gehoben würde! Laſſet es uns wenigſtens hoffen!

Der Eisſtoß geht.

(Eine Szene nach dem Leben.)

Die Szene iſt an der Donau. Ein kleines, lebhaftes Städtchen auf dem rechten, ein Paar Bauernhäuſer auf dem linken Ufer. Zimmerleute mit ihren Aexten, Taglöhner mit Leitern und Seilen ſind beſchäftigt, die über den zugefrornen Fluß führende Brüke abzutragen. Fuhrwerke werden mit den abgetragenen Balken beladen. Mittlerweile verſammeln ſich an beiden Ufern fremde Zureiſende, die, als ſie die Brüke abgetragen finden, im Begriffe ſind, ſich auf der Eisdeke über den Strom zu wagen. Plözlich erſchallt es mit furchtbarer Stimme aus mehreren Kehlen: „Der Eisſtoß geht! der Eisſtoß geht!“ und im Augenblike verlaſſen die Werkleute die zum Theil ſchon abgetragene Brüke. Die Fuhrmänner jagen die Zugpferde zurük, die Arbeiter keuchen mühſam nach. Diejenigen aber, welche ſich unglükſeliger Weiſe auf dem Eisſtoſſe ſelbſt befinden, eilen aus Leibeskräften dem nächſten Ufer zu. „Der Eisſtoß geht“ iſt allezeit ein Ruf allgemeiner Aufregung der kleinen Uferſtadt, deren halbe Einwohnerſchaft nun auch dießmal ſchon auf den Beinen iſt, um das Schauſpiel nicht zu verſäumen, welches der Durchbruch und das Anſchwellen der Eisdeke darbietet. Die Schreiber laufen aus den Kanzleien, die Geſchäftsleute aus den Werkſtätten, die Kinder aus der Schule, die Frauen, Töchter und Mägde, die Lehrbuben, Boten und Leute aus verſchiedenen Klaſſen, Alle eilen ans Geſtade. „Wo geht denn der Eisſtoß ſchon?“ fragt ein altes Mütterlein, das, mit ſchwerbelaſtetem Rüken noch ans jenſeitige Ufer ſoll. „Dort, dort, ſiehſt du's denn nicht?“ anworten ihr muthwillig jauchzende Buben. — Indeß war es nur ein momentaner kleiner Ruk geweſen, den die Eisdeke gemacht hatte. Sie ſezte ſich wieder feſt, und läßt die Zuſchauer nun lange rathen, was jezt weiter geſchehen werde. Indeſſen man ſo der

Dinge harret, die da kommen ſollen, unternimmt ein Waghals vom jenſeitigen Ufer es neuerdings, über den Stoß zu gehen. Schon naht er ſich der Mitte der Deke, da erſchallt wiederum der furchtbare Ruf: „Der Eisſtoß geht!“ Der Waghals, erſchrekt durch dieſen Ruf, eilt geſtrekten Laufes wieder ans Ufer zurük. Ich wende meinen Blik gegen die Stadt — und welch' ungeheure Anzahl von Menſchen erblike ich dort! Einige haben ſich auf die Giebel der Hausdächer poſtirt und ſchauen aus ſchwindelnder Höhe herab; Andere ſtehen auf Bauernwägen, die eine naheſtehende Schenke umgeben. „Es dauert doch ſchon ein wenig lange, ehe der Eisſtoß recht fort will,“ ſagt endlich ein Bürger, „und mich dürſtet ungeheuer. Laſſen wir uns ein Paar Maß Bier holen!“ Mehrere Stimmen niken ihm Beifall zu, und ſohin werden Lehrbuben abgeſendet, um Gambriniſchen Gerſtenſaft zu holen. — Inzwiſchen wird wieder Alles Bewegung, denn das alte Mütterlein, obgleich eifrig gewarnt von Ihresgleichen, ließ ſich nicht abhalten, über's gefährliche Eis zu trippeln. „In Gottes Namen!“ — — und ſie — — erreicht glüklich das jenſeitige Ufer. Da ſammeln ſich auch die Arbeiter und faſſen wieder Muth. „Es könnte doch ſeyn, daß der Stoß noch zuwartet,“ ſagen ſie, und eilen an ihr verlaſſenes Geſchäft. Alle Hände regen ſich, die Fuhrleute fahren Balken weg, Taglöhner tragen ab. Der Wagen eines Scheerenſchleifers kommt ans Ufer. Er ſoll mit ſeiner Habe, eine zahlreiche Familie eingerechnet, nothwendig noch ins Städtchen. Der Scheerenſchleifer ſondirt und prüft lange die dünne und lukigzerſprungene Eisdeke, traut ſich dann doch nicht darauf, und fährt wieder zurük. Seinem Beiſpiele folgen auch andere Fuhrwerke. Mittlerweile haben ſich wieder mehrere Fußgänger über den Stoß gewagt. Ueberall erblikt man ein reges Treiben. Da dringt wieder der unheilsvolle Ruf in Aller Ohren: „Der Stoß geht, der Stoß geht!“ Der Eisſtoß hat abermals einen kurzen Ruk gemacht, und ſchiebt tobend und donnernd Eistrümmer auf einander. Neue allgemeine Flucht, und das nemliche Schauſpiel, wie es dem geneigten Leſer ſchon beſchrieben worden, nur mit Einſchaltung neuer Szenen. Alles ſchaut und ſchaut, aber der Eisſtoß will nicht weiter gehen, und ſteht heute, vier Wochen nach dieſer Szene, noch eiſenfeſt.

Bömeder.

Die Kraft des Gedächtniſſes.

Die Kraft des Gedächtniſſes geht bei manchen Menſchen ins Wunderbare. Der Engländer Morton war im Stande, eine ganze, nur einmal angehörte Rede aus dem Gedächtniſſe wieder herzuſagen.

Hortenſius, von welchem Seneka erzählt, hat ſich den Verlauf einer öffentlichen Verſteigerung, bei welcher er zugegen geweſen, ſo treu gemerkt, daß er nicht blos die einzelnen Gegenſtände, ſondern zugleich auch die Preiſe angeben konnte, um welche ſie verkauft worden waren.

Claudius Menetrier konnte dreihundert ſinnreich zuſammengeſtellte Worte, nachdem man ſie ihm nur ein einziges Mal vorgeſagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder herſagen.

Zweitauſend Namen merkte ſich der berühmte Picus von Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtniſſes, durch welche nach Senekas Bericht, Cyneas, der Geſandte des Königs Pyrrhus, ſo wie ein Anderer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit natürlicher Treue wieder herſagte, ihre Zeitgenoſſen in Erſtaunen ſezte, wurde noch weit von jenem Vermögen übertroffen, das den Florentiner Magliabechi zu einem Wunder ſeiner Zeit gemacht hat. Dieſer behielt nicht nur den Inhalt eines nur einmal geleſenen Buches mit wörtlicher Treue, ſondern zugleich die Seite, auf welcher irgend eine Stelle geſtanden, in der Erinnerung und beſaß dabei auch ein bewunderungswürdiges Ortsgedächtniß für Lokalitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren geſehen und beſucht hatte.

Joſeph Scaliger hatte in einundzwanzig Tagen die Gedichte Homers, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechiſchen Dichter auswendig gelernt.

Ueberraſchender noch als die Wirkung des Wortgedächtniſſes erſcheint öfters die Merkung des Figuren- und Zahlengedächtniſſes, und es grenzt faſt ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne leſen, welcher nicht blos die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Hören im Gedächtniſſe behielt, ſondern auch dreiſſig geometriſche Figuren, mit denen er alle beliebigen geometriſchen Operationen in derſelben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieſelben auf eine Tafel gezeichnet ihm vor Augen ſtünden.

Johann Wallis berechnete ſogar, im Finſtern, aus dreiundfünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

Der eben erwähnte Magliabecchi hatte in ſeiner Jugend nicht einmal leſen und ſchreiben gelernt, und befand ſich ſchon bei einem Mehlhändler in der Lehre, als ein Antiquar, bei welchem Magliabecchi öfters Makulatur für ſeinen Herrn kaufte, die ganz beſondere Ehrfurcht des Knaben vor allen geſchriebenen und gedrukten Büchern und ſeine Liebe und Luſt daran bemerkte, und des eigenthümlichen Talents ſich annahm. Magliabecchi lernte jezt mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit leſen und las Alles mit ſolcher mächtiger Aneignung, daß er, was er nur einmal geleſen, auch auswendig behielt und dadurch ſelbſt die Verfaſſer, welche ihre Schrift nicht ſo auswendig wußten, wie er, der dieſelbe nur ein einziges Mal durchblikt hatte, in Verlegenheit ſezte. Ein Gelehrter, welcher ihm eine zum Druke fertige Abhandlung zum Durchleſen geliehen hatte, und ſich, um das Gedächtniß des Magliabecchi zu prüfen, dann ſtellte, als ob ihm das Manuſkript verloren gegangen ſey, fand zu ſeinem Erſtaunen, daß jener die Schrift ganz auswendig behalten habe. Als ſich ſein mächtiges Talent auch über andere Sprachen verbreitet hatte, zeigte er hier dieſelbe Kraft des Gedächtniſſes. Er wurde als Bibliothekar des Großherzogs einer der merkwürdigſten Männer, der nicht blos ſeine eigene ihm anvertraute Bibliothek ihrem ganzen Umfange nach im Kopfe hatte, ſondern auch alle Koſtbarkeiten der andern europäiſchen Bibliotheken aufs Genaueſte kannte. Er lebte ſehr mäſſig. Drei hartgeſottene Eier und ein Trunk Waſſer waren ſeine gewöhnliche Mahlzeit. Als ein Engländer, der Magliabecchi in Florenz bewundert hatte, nach Piſa gekommen war und einen dortigen Bibliothekar von dieſem Manne viel Rühmens gemacht hatte, ſagte der Piſaner: Im Merken komme ich dem Magliabecchi nicht gleich, dagegen bin ich ihm im Vergeſſen weit überlegen.

Der Bär auf dem Maskenball. *)

In einer Stadt Deutſchlands hielt ſich zur Karnevalszeit ein Menagerie-Beſizer auf. Unter ſeinen Thieren zeichnete ſich ein wohlgezähmter Bär aus, welchen er nicht nur abgerichtet hatte, faſt ohne Stok aufrecht zu gehen, ſondern den er auch ſeinen Winken Folge zu leiſten gelehrt hatte. Er hätte ihn unter Menſchen ſich ſelbſt überlaſſen können, ohne einen Rükfall ſeiner Wildheit zu befürchten. Dieß Vertrauen auf ſeinen Zögling gab ihm eines Tages den Muth, ihn mit auf den Maskenball zu nehmen. Er ſtekte alſo ſeine zottigen Glieder in eine künſtliche Bärenlarve und zog ihn mit in den Tanzſaal. Anfangs ſchenkte man ihm nicht mehr Aufmerkſamkeit als einem Menſchen in der Bärenhaut, man hielt die Schmiegſamkeit der Glieder für das Werk menſchlicher Kunſt und drükte ſeine Bewunderung durch mimiſche Geſtikulationen aus. Statt in einem ſo ungewohnten Kreiſe konſternirt zu werden, wurde unſer Pez vielmehr recht zutraulich, vorzüglich gegen eine Dame, der er Schönheiten in das Ohr zu raunen ſchien. Die Dame hielt ihn für einen Bekannten und ſchrieb mehrere Namenszüge in ſeine Taze, die er weder mit Niken, noch mit Schütteln erwiederte. Als aber ſeine Zudringlichkeit endlich die Grenzen der Beſcheidenheit überſchritt, und die Abwehrungen der Dame fruchtlos blieben, riß ihre Geduld: „Mein Herr,“ ſagte ſie, Ihr Betragen iſt mehr, als bloſſer Scherz, verſchonen Sie mich mit ihrer unverſchämten Zudringlichkeit

*) Die Aufnahme dieſes Beiſpiels der Ueberlegenheit des Menſchen über die Thiere, welche ſich vorzüglich durch Bezähmung ihrer Wildheit kund gibt, wolle der Leſer nicht mißdeuten.

und nennen Sie Ihren Namen, oder ich rufe meinen Gemahl." — „Hrrrnm, Hrrrnm," brummte er ſie an. — „Laſſen ſie doch," ſagte ihre Nachbarin, „es iſt jedenfalls ein Frauenzimmer, ein Herr würde ſich ſo etwas nicht unterſtehen." — „Unmöglich," fiel ihr ein Herr ins Wort, ein Frauenzimmer kann einen ſolchen Baß nicht hervorbringen. Mein Herr," fuhr er fort, ſich an den Bären wendend, „Ihr Betragen iſt ſehr auffallend, Sie ſtoſſen an." — „Hrrrnm, Hrrrnm," war ſeine lakoniſche Antwort. — „Geben Sie Sich zu erkennen; Sie ſind ein dummer Junge; verſtehen Sie mich nicht, oder wollen Sie etwa auf Ihrer feigen Bärenhaut einen dummen Jungen ſizen laſſen? Sie ſind auf Piſtolen gefordert! Jezt müſſen Sie Sich zu erkennen geben, oder Sie ſind ein ehrloſer Menſch." Mittlerweile war der inſpizirende Kommiſſär dazu getreten. „Mein Herr," redete er den Pez an, „die Pflicht meines Amtes nöthigt mich, Sie dringend aufzuforoern, Sich zu demaskiren, um Sich wegen Ihres Benehmens zu rechtfertigen." — „Hrrrnm! Hrrrnm! Hrrrnm!" — „Allen Scherz jezt bei Seite. Sie wollen nicht, ſo muß ich wider Willen einen gebieteriſchen Ton annehmen und Ihnen die Entlarvung anbefehlen." — Hrrrnm!" Der Bärenführer bat dringend, er möge ihn für dießmal entlaſſen, er gebe ihm ſein Ehrenwort, Alles zu entdeken. Am andern Tage klärte ſich die Sache auf, und nachdem ihm ein ſcharfer Verweis ertheilt worden, ließ man dem Menagerie-Beſizer zu Gunſten ſeines originellen Scherzes Gnade für Recht ergehen.

Die beſten Mittel, ſich Kenntniſſe zu erwerben.

A. Welche Mittel ſind wohl die beſten, um ſich Kenntniſſe zu erwerben?

B. Demjenigen, welcher wahrhaftig und eifrig beſorgt iſt, ſeinen Geiſt kenntnißreich zu machen, gewährt jede Minute Zeit und jeder Umſtand Gelegenheit dazu. Die volkreiche Stadt gibt ihm eben ſo, wie das einſame Landhaus, reichlichen Stoff zur Beobachtung, Auseinanderſezung und Vergleichung, — und der prächtige Palaſt iſt eben ſo, wie die mit Lilien umgebene Hütte, an moraliſcher und wiſſenſchaftlicher Belehrung gehaltreich. Jedoch gibt es zwei Hauptmittel, nemlich Leſen und Unterhaltung. —

A. Welches von dieſen iſt wohl nüzlicher?

B. Einen allgemeinen Nuzen gewährt das Leſen, da es den groſſen Vortheil vor der Unterhaltung hat, daß wir dadurch mit den Weiſen der frühern Zeit vertraut werden und uns die Thaten der längſt vergangenen Generationen bekannt machen, und ſo erhalten wir zu gleicher Zeit Belehrung und Beiſpiel. Die Unterhaltung hat jedoch den Vortheil, daß wir über Sachen belehrt werden, die in den Schriften nicht deutlich und klar genug gegeben ſind, oder ihrer Neuheit wegen gar nicht darin gefunden werden.

A. Da nun jedes ſeine beſonderen Vortheile hat, welches iſt wohl empfehlenswerther, Leſen oder Unterhaltung?

B. Wenn jedes ſeinen wirklichen Nuzen gewähren ſoll, ſo muß man ſich beider befleiſſigen.

A. Fleiſſiges Leſen mag wohl wünſchenswerth ſeyn, aber der Unterhaltung befleiſſigt ſich ein Jeder.

B. Das iſt ein groſſer Irrthum, denn es ſind ſehr Wenige, die ſich gut zu unterhalten verſtehen; ja, um ſich gut zu unterhalten, muß man ſich erſt eine Menge Kenntniſſe erworben haben, was nun durch Emſigkeit, Beharrlichkeit und Aufmerkſamkeit erlangt werden kann.

A. Ihre Meinung überraſcht mich ſehr.

B. Es mag Sie noch ſo ſehr überraſchen, ich glaube, dieſe Meinung iſt nicht falſch. Wie Viele unterhalten ſich über Nichtigkeiten, über Zoten! Sieht man nicht täglich Menſchen, die durch ein eigenliebiges, ärgerliches und niedriges Geſchwäz ſogar die Aufmerkſamkeit einer Geſellſchaft auf ſich zu ziehen ſuchen? Sind etwa ſolche Schwäzer fleiſſig und lehrreich in der Unterhaltung? Im Gegentheile, ſie wollen Geräuſch machen und vergeuden die Zeit.

A. Aber das ſind auch ſchlecht erzogene Menſchen, welche die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen ſuchen und Andere ihre Meinung zu ſagen abhalten.

B. Und doch, es thut mir leid, dieß ſagen zu müſſen, gibt es Viele, die in jeder andern Beziehung ſehr wohl erzogen ſind und dennoch allzuſehr dieſe höchſt unfeine Gewohnheit an ſich haben.

A. Wie ſoll man ſich denn nüzlich unterhalten?

B. Daß man einen richtigen Verſtand zeige, ſich anſtändig betrage und begierig ſey, Belehrung zu erhalten. Der geſunde Verſtand wird Sie verhindern, Richtigkeiten und Lächerlichkeiten ins Geſpräch zu bringen; der Anſtand läßt Sie alles Das vermeiden, was Andern Verdruß oder Schmerz machen könnte, und die Lernbegierde wird Sie aufmerkſam zuhören laſſen und Keinen unterbrechen. Die Lernbegierde iſt ſehr wohl mit der geduldigen Aufmerkſamkeit verträglich; denn wenn Sie einen Menſchen nach einem Wege oder Orte, wohin Sie gehen wollen, fragen, quälen Sie ihn da mit Hererzählung Ihrer häuslichen Umſtände oder körperlichen Leiden?

A. Das wäre ja lächerlich.

B. Ja, ſo und noch weit unnüzer iſt das tägliche Geſchwäz von zwei Dritteln unſerer Neben-Menſchen. In welche Geſellſchaft Sie gerathen, leiten Sie Ihr Geſpräch darauf, womit Ihr Geſellſchafter bekannt iſt, und Sie werden Sich ihm gefällig und Sich ſelbſt nüzlich machen. Beſuchen Sie wohlgeſittete Geſellſchaft, Ihre Frage ſey beſcheiden, hören Sie aufmerkſam zu, behalten Sie das Gehörte, vermeiden Sie jedes unnüze Geſchwäz, und Sie werden einen ſolchen Schaz von Kenntniſſen erlangen, daß Sie in ſpätern Jahren der Lehrer Anderer ſeyn können.

Warum bleiben manche Völker ſo lange abergläubiſch?

Friedrich der Groſſe ſagt ſeine Meinung darüber in folgenden Worten: Wir wollen einen Staat von zehn Millionen Menſchen annehmen. Von dieſen zehn Millionen rechnen wir ſogleich ab die Landleute, die Manufakturiſten, die Handwerker, die Soldaten, ſo bleiben ungefähr noch fünfzig tauſend Menſchen ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts; von dieſen wollen wir fünf und zwanzig tauſend für das weibliche Geſchlecht abziehen, ſo wird der Ueberreſt den Adel und den beſſern Theil des Bürgerſtandes ausmachen. Nun laſſen Sie uns einmal unterſuchen, wie viel von dieſen Unthätige, wie viel Einfältige darunter ſind, wie viel Kleinmüthige, wie viel Wollüſtlinge. Aus dieſer Berechnung wird ſich ungefähr ergeben, daß ſich bei einer ſogenannten kultivirten Nation von zehn Millionen Menſchen kaum tauſend Gelehrte befinden: und wie ſehr ſind dieſe noch in Rükſicht ihres Genies verſchieden? Geſezt nun aber, es ſey möglich, daß dieſe tauſend Philoſophen durchgehends gleicher Meinung, und gleich frei von Vorurtheilen wären; was für Wirkungen werden ihre Lehren bei dem Publikum haben? Wenn acht Zehntel der Nation mit dem Lebensunterhalt ſo beſchäftigt ſind, daß ſie nicht leſen, wenn ein andres Zehntheil aus Leichtſinn, aus Liederlichkeit, aus Albernheit ſich nicht anſtrengt; ſo folgt, daß die wenige geſunde Vernunft, deren unſer Geſchlecht fähig iſt, ſich nur bei dem kleinſten Theile der Nation befinden kann, daß der übrige Theil derſelben nicht fähig iſt, und daß daher die wunderbaren Syſteme ſtets bei dem groſſen Haufen den Vorzug haben werden. Dieſe Betrachtungen machen mich daher geneigt zu glauben: daß Leichtgläubigkeit, Aberglauben, und die ängſtliche Furchtſamkeit ſchwacher Seelen, in der Wage des Publikums allzeit das Uebergewicht haben wird, daß in allen Zeitaltern die Anzahl der Philoſophen geringe ſeyn, und daß irgend eine Art des Aberglaubens die Welt beherrſchen wird.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Buchhandel.

(Eingeſendet.)

Die Athenäer ſchon hatten Buchhändler (Bibliopolai), und die alexandriniſchen Griechen hatten einen beſonderen Plaz zu Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Bei den Römern gab es librarii (Bücherverkäufer), welche die Bücher zum Verkaufe abſchrieben oder durch Sklaven abſchreiben lieſſen, dann mit durch Bimsſtein geglätteten Häuten überzogen und ſchon zu Ciceros Zeiten ihr Geſchäft ſehr verbreitet hatten. Horaz gedenkt der Familie der Soſier (Sosii) als eigener Buchhändler. Der erſte Buchhändler in Deutſchland, welcher anno 1472 ſeinen Verlags-Katalog herausgab, war Jahann Bämler in Augsburg. 1516 gab Johann Otto in Nürnberg, 1545 Konrad Geſner Bücher-Kataloge heraus. Lezterer benüzte jedoch dazu ſchan den Verlag anderer Buchhändler. Damals erhielten die Autoren wenig oder gar kein Honorar, ſondern ſchrieben blos um der Ehre willen. Wieland noch ſoll für den Bogen ſeines Oberon nur 2 Thaler erhalten haben. Der erſte Leipziger Meßkatalog erſchien im Jahre 1600. Erſt war Frankfurt am Main der Stappelplaz des deutſchen Buchhandels. Später trat Leipzig als Nebenbuhlerin auf. Der Revolutionskrieg hat die Frankfurter Meſſe ganz vernichtet. Die Zahl der Buchhändler hat ſich übrigens ſtark vermehrt. 1600 kamen nur 19 Auswärtige auf die Leipziger Meſſe, 1780 exiſtirten ſchon 209 und jezt bei 800.

Einer der thätigſten und einſichtsvollſten Buchhändler neueſter Zeit iſt Herr Bernhard Friedrich Vaigt in Weimar. Sein Rieſenkatalog umfaßt 282 enggedrukte Seiten, lauter eigene Verlagswerke, nebſt deren Rezenſionen in verſchiedenen Blättern, enthaltend. Herrn Voigt verdanken wir ein Unternehmen, das der Drang der Zeit ſchon oft gefordert, ſich aber noch nie realiſirt hat. Er iſt der Schöpfer des „Neuen Schauplazes der Künſte und Handwerke". (Mit Berükſichtigung der neueſten Erfindungen. Herausgegeben von einer Geſellſchaft von Künſtlern, Technologen und Profeſſioniſten. Mit vielen Abbildungen. 1817—41.) 121 Bände ſind von dieſem Werke bereits erſchienen. Sie enthalten Monographieen einer groſſen Anzahl van Gewerben, die wir in deutſcher Sprache noch gar nie, oder nicht in ſolcher praktiſchen Darſtellung beſaſſen, und wovon Herrn Voigts Bücherkatalog, welcher in allen Buchhandlungen Deutſchlands gratis zu haben, nähere Nachricht gibt. — Die Herren Fink et Denning zu Pforzheim haben ſich durch die Prachtausgabe der „Tauſend und Eine Nacht" Ehre gemacht.

Der Seeräuber Floke.

Flocco oder Flake war ein kühner normänniſcher Seeräuber. Seine Beſonnenheit in den ſchwierigſten Gefahren war grenzenlos. Nie zeigte er Furcht, und war immer der Erſte im Kampfe, wenn ſeinem Schiffe ſcharf mitgehalten wurde. Er wollte ſich anno 865 nach der Inſel Garbarsholm, die erſt vor Kurzem entdekt worden war, begeben, und nahm, da die Bauſſole noch nicht erfunden war, van den orkadiſchen Inſeln ausreiſend, drei Raben mit. Als er die orkadiſchen Inſeln aus dem Geſichte verloren, ließ er einen der drei Raben fliegen, der ſogleich ſeinen Flug nach jenen Inſeln richtete und nicht mehr zurükkehrte. Einige Tage darauf gab er dem zweiten die Freiheit, der aber, kein Land findend, wieder aufs Schiff kam. Einige Tage ſpäter ließ er auch den dritten fliegen, der nach Norden zuflog, ohne wieder zu kommen. Mit Recht vermuthete daher Floke, in dieſer Richtung eine Inſel zu finden, und ſeine Vermuthung betrog ihn nicht, denn ſchon nach einigen Tagen entdekte er eine groſſe Inſel, auf der er überwinterte, und ihr den Namen: Island gab.

Ein Wort über Cigarren.

Die Cigarren gingen gleichen Gang, wie die chemiſchen Zündhölzchen, welche ſich früher nur die reichen Leute anſchaffen konnten. Ebenſo wurde früher Derjenige beneidet, welcher Mittel hatte, ſich Cigarren zu verſchaffen. Nur wer es recht vornehm geben konnte und wollte, der rauchte ſolche. Nun aber raucht die ganze Welt dürfte man beinahe ſagen, Cigarren. Doch weiß ſelten Einer, woher ſie kommen, viel weniger wie ſie bereitet werden. Und doch könnte Lezteres leicht Jedermann.

Herr L. W. Neſtler, ein Bremer Cigarren-Fabrikant, hat durch die Jm. Tr. Wöller'ſche Buchhandlung in Leipzig ein Verfahren bekannt gemacht, alle Sorten Cigarren zu verfertigen. Seine Schrift heißt:

Praktiſche Anweiſung,
die verſchiedenartigſten Sorten
Cigarren
auf die leichtausführlichſte und wohlfeilſte Weiſe zu verfertigen, ſo daß dieſe Fabrikation von Stadt- und Landbewohnern als ein zeitgemäſſer und gutlohnender Erwerbszweig und von jedem Cigarrenraucher zur Bereitung ſeines eigenen Bedarfs, als eine Neben-Beſchäftigung betrieben werden kann.
Auf langjährige Erfahrung gegründet
und herausgegeben von
L. W. Neſtler,
einem Bremer Cigarren-Fabrikanten.
Leipzig, 1842.
Preis 9 gr. oder 40 kr. rhein.

Die Bremer Cigarren beſonders ſind auſſerordentlich beliebt, und wurden gar oft ſchon nachgepfuſcht. Neſtler gibt uns hier ein getreues Verfahren an die Hand, wie Jedermann ſich in ſeinem eigenen Hauſe mit geringen Koſten dieſe delikaten Tabakröllchen ſelbſt verfertigen kann. — Man braucht dazu nur dieſes Büchlein.

In Cammiſſian der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 10. 8. März 1842.

Inhalt: Ueber Winterfütterung der Schafe. — Kartoffeln früher und kräftiger zum Triebe zu bringen. — Ueber Behandlung der Winterſaaten nach dem Winter. — Mahagonibeize für die Cigarrenkiſten. — Traktations-Käſtlein. — Was wiſſen wir aus der Vorzeit von der Stadt Vilshofen? — Ein zeitgemäſſer Vorſchlag.

Ueber Winterfütterung der Schafe.

Zur zwekmäſſigſten Ernährung der Schafe im Winter muß man kennen lernen:

1. Die denſelben angemeſſenſten Futtermaterialien,
2. Den Bedarf an Winterfutter,
3. Die Futterzeiten, und
4. Den Bedarf an Salz und Tränke.

Zu 1. Von den verſchiedenen Futtermaterialien iſt unter den meiſten Verhältniſſen das Heu von Wieſen und Futterkräutern das Haupt-Futter. Das den Schafen zuſagendſte Heu iſt jedes von trokenen Wieſen. Saures, ſtark beſtaubtes, nicht gut getroknetes oder aufbewahrtes Heu iſt den Schafen nachtheiliger, als jeder andern Viehgattung.

Das Stroh, beſonders von Hülſenfrüchten, iſt den Schafen ſehr zuträglich. Auch jenes von den Sommergetreidefrüchten hat für ſie gröſſeren Futterwerth, als für andere Hausthiergattungen, weil ſie überhaupt alles Strohfutter mehr als jene auszunüzen vermögen, daher ſie in Nothfällen mit Stroh und einem ſaftigen Beifutter auch ohne Heu durchgewintert werden können. Bei hinreichendem Vorrathe an Rauhfutter (Heu und Stroh) wird dieſes ungeſchnitten vorgelegt und nur dann, wenn damit geſpart werden ſoll, daſſelbe zu Häkſel geſchnitten und entweder troken verfüttert oder im Gemenge mit Wurzeln und Knollen oder mit Körnerſchrot, Abfällen von Nebengewerben ꝛc.

Alles Würzelwerk iſt den Schafen beſonders angenehm und es ſoll wenigſtens den Mutter-Schafen während der Saugezeit ihrer Lämmer davon ein Beifutter gereicht werden. Entweder wird daſſelbe, zerkleint, zur Mittagsfütterung mit etwas Salz gemengt vorgelegt und das Rauhfutter Morgens und Abends gegeben, oder noch beſſer, mit Häkſel gemengt verfüttert.

Die Körner kommen als regelmäſſiges Beifutter gewöhnlich zu hoch zu ſtehen. Nur die Lämmer erhalten bei ihrer Entwöhnung von der Muttermilch in den meiſten Schäfereien eine Zulage von Hafer, Bohnenſchrot oder andern Körnern, ſo wie auch kranke, abgemagerte Schafe und vorzüglich auch milcharme Mütter, die ihre ſäugenden Lämmer nicht befriedigen können. Mais-Körner, Oelkuchen-Mehl und Kaſtanien gehören gleichfalls zum vorzüglichſten, milchgebenden Kraft-Futter für die Schafe.

Die Branntweinſchlempe wird beim langen Rauhfutter als Tränke oder im Gemenge mit Häkſel aus Heu und Stroh mit dem beſten Erfolge gegeben, wenn ſie noch nicht ſauer geworden iſt, nicht in zu ſtarkem Maße, nicht zu warm und überhaupt vorſichtig verwendet wird. Mit dem beſten Erfolge wird auch hier, wie beim Rind-Viehe, der Häkſel mit heiſſer Kartoffelbranntwein-Schlempe angebrüht.

Zu 2. Der tägliche Futterbedarf beträgt gegen 3 Pfd. Heuwerth auf je 100 Pfd. lebenden Gewichts bei guter Ernährung. Maſtſchafe, trächtige Mütter und ſolche, an welchen die Lämmer ſaugen, wie auch junge, in ihrem höchſten Wachsthume begriffene Stüke brauchen etwas mehr und zwar gegen 4 Pfd. auf 1 Ztr. lebenden Gewichts.

Zu 3. Man legt den Schafen am Gewöhnlichſten den Futterbedarf in 2 Mahlzeiten vor, zumal dann, wenn die Hauptfütterung aus Heu und Stroh beſteht. Drei Mahlzeiten beſtimmt man in dem Falle, daß mehr leicht verdauliche und weniger voluminöſe oder verſchiedenartige

Futtermittel, wie Wurzelwerk, Abfälle von Neben-Gewerben, Körnerſchrot ꝛc. gegeben werden.

Während dem Einlegen des Futters in die Raufen und Barren werden die Schafe aus dem Stalle und gewöhnlich zur Tränke gelaſſen, zu der man ſie übrigens auch bald nach der Fütterung führt, wenn dieſe zum gröſten Theil aus troke-nen Futtermaterialien, wie aus Heu und Stroh beſteht.

Das Schaf hat ſeiner Natur gemäß groſſe Begierde nach Salz, daher man demſelben hier-von von Zeit zu Zeit in angemeſſenen Quantitä-ten gibt und zwar in der Regel alle Wochen auf das Stük ein bis anderthalb Loth, alſo im Jahre anderthalb bis drithalb Pfund Kochſalz, oder ſtatt deſſen ungefähr das Doppelte vom Viehſalz. Man verwendet auch Steinſalz in hölzernen oder eiſer-nen Körben, welche an Striken hängend ſo weit herabgelaſſen werden, daß die Schafe daran leken können und dann wieder aufgezogen werden.

Mit gutem Erfolge mengt man mit Salz Weizenkleien, grobes Mehl, Wachholderbeeren, Kaſtanien-Schrot ꝛc. und zur Verhütung von Un-terſchleifen auch Ruß und Kohlenpulver.

Profeſſor Veit.

Kartoffeln früher und kräftiger zum Triebe zu bringen.

Wenn man die Kartoffeln im Frühjahre ſe-zen will, ſo ſoll man ſie, nachdem ſie aus dem Keller oder aus der Kammer genommen und gepuzt worden ſind, ein Paar Tage auf dem Bo-den welken und zuſammenſchrumpfen laſſen. Ein Landwirth will die Beobachtung gemacht haben, daß ſolche welke Kartoffeln ſchneller treiben, kräf-tiger wachſen, früher reife Früchte tragen. Die Sache verdient von Landwirthen im Kleinen ver-ſucht zu werden.

Sicher iſt es, daß ein Blumengärtner, bevor er einen abgebrochenen Zweig einer Blumenpflanze als Ableger ſezt, er ihn ebenfalls etwas welken laſſe, und behaupte, daß nach der Erfahrung ein ſolcher welker Zweig, in feuchte Erde geſezt, ſiche-rer Wurzel ſchlage, als ein friſch abgebrochener gepflanzter Zweig.

Ein anderes Mittel, frühzeitig Kartoffeln zu bekommen, iſt: wenn man die Kartoffeln ſchon im März in Blumentöpfe, und zwar in jeden eine pflanzt, und dieſe Pflanzung zwiſchen Dop-pelfenſtern oder im Stalle, kurz, wo die Fröſte nicht eindringen und wo doch Licht und Luft und kein Staub iſt, ſtellt. Dieſe Kartoffeln wachſen im Topfe, während man ſie ins Feld oder in den Garten wegen Froſtwetter nicht ſezen kann. Iſt lezteres nicht mehr zu beſorgen, ſo verſezt man die Kartoffeln aus dem Topfe ins Freie mit dem ganzen Ballen, und zwar ſo, daß man dieſen Ballen mit der Kartoffelpflanze auf die gegrabene Erde obenauf ſtellt, und zu ihr Erde von allen Seiten anhäufelt, damit ſie feſtſtehe. Sodann wird dieſe Pflanzung gut begoſſen. Dieſes Ver-ſezen und Begieſſen muß Morgens, nicht Abends, geſchehen.

Hat die Kartoffel im Blumentopfe mehrere Triebe, was meiſtens der Fall iſt, ſo kann man jeden Trieb einzeln mit ſeinen Wurzeln ausſezen. Aus jedem ſolchen Triebe wird ein Kartoffelſtok. Da dieſe Kartoffeln beim Verſezen ſchon oft acht Zoll hoch ſind, zur Zeit, wo man auſſerdem die Kartoffeln erſt in das Feld legen darf, ſo iſt na-türlich, daß ſie bei guter Pflege um 4—6 Wo-chen früher reife Früchte haben, als die im Felde ausgeſezten. Wählt man zur Pflanzung in die Blumentöpfe die Frühkartoffeln, die man auch Jakobi-Kartoffeln nennt, weil ſie nach ihrer Ei-genſchaft ſchon mit Ende Juli reife Früchte geben, ſo kann man ſchon gar frühzeitige Kartoffeln ha-ben. Am Beſten iſt es, wenn man auf dieſe Art, nemlich mittelſt Verſezen aus Blumentöpfen, Kartoffeln in die Hausgärten pflanzt.

Ueber Behandlung der Winterſaaten nach dem Winter.

Der lange anhaltende ſtrenge Winter, die langſame und abwechſelnd vor ſich gehende Auf-thauung des Bodens mögen wohl auf unſere Win-terſaaten nicht den vortheilhafteſten Einfluß äuſ-

ſern. Zu dieſem Glauben fühlen wir uns um ſo mehr berechtigt, als die Winterſaaten noch ſehr ſchwach in den Winter kamen, den nachtheiligen Einflüſſen der üblen Witterung daher nur noch mehr ausgeſezt waren, das Ausſehen der Saat aber auch im gegenwärtigen Augenblike nicht das Erfreulichſte iſt. Demnach möchte die Frage nicht unzeitig ſcheinen, ob nicht durch ſorgfältige und aufmerkſame Behandlung der Winterſaaten im Frühjahre Vieles gut gemacht werden könne?

Wir wollen den Anſichten unſerer praktiſchen Landwirthe nicht vorgreiſen; glauben übrigens doch, uns dahin ausſprechen zu müſſen.

Wie ſchon oben bemerkt, ſo bringt die Aufthauung des Bodens, wenn ſie wechſelnd und langſam vor ſich geht, vielen Nachtheil. Es friert zur Nachtzeit, die Rinde der Erde hebt ſich in die Höhe, und mit dieſer aber auch die Pflanze. Wenn es nun bei Tage wieder thaut, ſo ſenkt ſich zwar die Erde wieder, allein die kleine Pflanze bleibt hervorſtehend. Dieß geſchieht in den folgenden Nächten wieder, die Wurzeln der Pflanzen, beſonders die von ſpäter Ausſaat, werden endlich ganz herausgehoben, ſind auch wohl ganz abgeriſſen, wenn der Froſt tiefer wird, und ihre Spizen feſthielt. In dieſem Falle wird nun die Walze die weſentlichſten Dienſte leiſten. Die Wurzeln werden durch dieſe an die Erde angedrükt, durch das Zerdrüken der kleinen Erdſchöllchen ihnen wieder friſche Erde zugeführt, mit der Erde in feſten Zuſammenhang gebracht, und dadurch wieder das Wachsthum herbeigeführt und begünſtigt. Nach gemachten Erfahrungen übertraf der Erfolg dieſes Verfahrens alle Erwartungen. Auch verhindert die Walze bei lokerem und leichterem Boden das Austroknen der Erde durch rauhe Frühlingswinde. Jedoch verſteht es ſich, daß, wenn die Walze angewendet werden ſoll, der Boden in dem Zuſtande ſeyn muß, daß er ſich nicht an die Walze anhängt.

Einem ſolchen Nachtheile, wie dem durch abwechſelnden Froſt herbeigeführten, kann auch die kräftigſte Saat nicht leicht widerſtehen; jedoch die frühe im Herbſt geſäete, und kräftig in den Winter kommende beſſer, als eine ſchwache.

Die Winterſaat iſt jedoch auch noch manchen andern Unfällen unterworfen, und beſonders hat das Weizenfeld im Frühjahre oft nach ungünſtigem Winter bis zu Anfang Mai ein trauriges Anſehen, und kaum iſt eine Pflanze zu entdeken. Allein darum darf man nicht ſogleich zu einer Radikalkur ſeine Zuflucht nehmen, und das Feld umbrechen und mit einer andern Frucht beſäen; man gebe vielmehr ſeine Hoffnung noch nicht auf, warte erſt eine warme Witterung ab, bevor man ſich zum Ausakern entſchließt. „Wenn man die Pflänzchen kaum mit den Fingern erreichen kann, oder ſie auf dem Aker mit der Nadel ſuchen muß,“ ſagen unſere Landleute in manchen Orten der Wetterau, „dann habe man bei günſtiger Witterung im Mai immer noch eine reichliche Ernte zu hoffen.“ „Der Mai macht den Weizen.“ Nicht der dichte Stand der Pflanzen entſcheidet über die Stärke, ſondern ein gleichmäſſiges Verbreiten und Ausſchoſſen. Stehen die Pflanzen zu dicht, ſo gehen ſie oft des dichten Standes wegen ſpiz in die Höhe, während da, wo es an Pflanzenbeſtaudung zu fehlen ſchien, die Pflanzen viel kräftiger werden, und vollkommenere Halme und Aehren liefern.

Immer und in allen Fällen — mit Ausnahme derjenigen, wo nach den angeführten Natur-Ergebniſſen die Walze ihre Dienſte verrichten muß — iſt ein kräftiges Aufeggen der Saat nach Abtroknung des Bodens im Frühjahre von groſſem Vortheile; beſonders wenn man nach dieſer Multiplikation, je nach der Lokerheit des Bodens, das Feld noch einmal mit der Walze überfährt. Es iſt dieſes Aufeggen gewiß eine groſſe Wohlthat, die man den jungen Pflanzen zukommen laſſen kann. Die ſich den Winter über bildende Borke wird entfernt, die fruchtbare Erde mit der Luft in Verbindung geſezt, den Pflanzen friſcher Grund zugeführt, und die Pflanzen werden gereizt, ſich ſtärker zu beſtauden. Vielleicht iſt auch eine leichte Verwundung im Stande, die jungen Austriebe der Nebenſproſſen hervorzuloken. Unſer verdienſtvoller Thaer ſagt: „wenn nach kräftigem Eggen der Aker wie ein friſch beſtellter ausſieht, dann iſt die Arbeit gelungen.“ Die Vorſicht möchte jedoch anzuempfehlen ſeyn, das Eggen bei ſcharfen Winden zu unterlaſſen.

Es wäre ſehr zu wünſchen, wenn man die über das Aufeggen der Winterſaaten gemachten, und wie wir nicht zweifeln, günſtigen Erfahrungen in dieſen Blättern niederlegen wollte; um auch dieſem Verfahren bei uns Eingang zu verſchaffen, da es überall, wo es angewendet wurde und wird, mit gutem Erfolge begleitet geweſen ſeyn ſoll.

Um den ſo ſchädlichen Einflüſſen der Witterung zu begegnen, möchte wohl eine frühzeitige Herbſtbeſtellung ein ſicheres Mittel ſeyn. Das Getreide wurzelt dann tiefer, es beſtokt ſich beſſer; die ſtark bewurzelte und beſtokte Pflanze wird nicht ſo leicht durch abwechſelnden Froſt herausgehoben, und wird im Frühjahre ein beſſeres Ausſehen gewähren, wie eine ſpät geſäete und ſchwächliche Pflanze. Auch ſind wir der Meinung, das allzufeine Verarbeiten des Akers zur Winterſaat zu vermeiden, damit der Aker durch die Näſſe weniger zuſammenflieſſen und den Pflanzen durch die kleinen Erdſchollen über Winter einigen Schuz gewährt werden kann.

Troz dem geht man in einigen, nahe an dem Main gelegenen Orten der Provinz Starkenburg von der Anſicht aus, daß man bei früh geſäetem Wintergetreide nur auf eine halbe Ernte rechnen könne, weßhalb der Roggen auch dort ſehr ſpät, ja ſogar noch im Dezember und Anfangs Jäner, wenn es der Zuſtand des Bodens erlaubt, geſäet wird. Es ſteht dieſe den ſo ziemlich allgemein gemachten Erfahrungen über die Vortheile der frühen Saat entgegen: ſehr von Intereſſe wäre es daher, den Grund dieſer Anſicht zu ermitteln, und durch Verſuche zu erproben, ob durch eine frühere Saat, welche wir unſern aufgeſtellten Grundſäzen nach für vortheilhafter halten, dennoch nicht reichlichere Ernten erzielt werden könnten.

A. Groß.

(Aus der Zeitſchrift für die landwirthſchaftlichen Vereine des Großherzogthums Heſſen.)

Mahagonibeize für die Cigarrenkiſten.

1. Man kocht Hobel- oder Sägeſpäne von Mahagoniholz in Regen- oder Flußwaſſer, etwa eine halbe Stunde lang, ſeiht die Flüſſigkeit durch ein Tuch, und reinigt den Keſſel. Dann ſezt man die Farbe wieder aufs Feuer, und kocht ſolche bis auf den achten oder zehnten Theil ein. Ahornholz erhält mit dieſer Beize eine täuſchende Mahagonifarbe, deßgleichen Ulmenholz. Lauge verändert die Farbe in dunkelgelb.

2. Man beſtreicht das Holz mit einer Miſchung von 1 Theil Scheidewaſſer auf 4—6 Theile Flußwaſſer. Noch beſſer iſt Weingeiſt mit Scheidewaſſer gemiſcht. Dann übergießt man in einer Glasflaſche 1 Loth beſtes Drachenblut und 8 Loth Soda mit 2 Pfd. Spiritus; dieſe Miſchung läßt man an einem warmen Orte einige Tage ſtehen, ſeiht ſie durch Löſchpapier und bewahrt ſie zum Gebrauche auf. Zum Färben des Holzes, nachdem es mit der Säure vorbereitet worden, iſt ein mehrmaliges Beſtreichen mit der Drachenblutauflöſung erforderlich.

Neſſler.

Traktations-Käſtlein

von
Konſtantin Gernbrod,
emerit. Supplikanten.
(Erſte Dekade.)

Nro. 10.

Was macht das Vaterland theuer?

In unſern Tagen lieſt beinahe die ganze deutſche Welt. In den Büchern aber kommen Beiſpiele von Vaterlandsliebe vor, wie ſie die Geſchichte Roms und Athens nicht ſchöner aufzuweiſen vermögen. Die Vaterlandsliebe oder der Patriotismus iſt übrigens auch eine in unſerer Religion aufgenommene Tugend, und es iſt alſo wohl der Mühe werth, die Gründe, warum uns Allen — Jene, welche ubi bene, ibi patria, d. i., wo gut zu leben, dort iſt mein Vaterland, vorſchüzen, haben ein beſſeres Herz, als die Worte ſind — der Vaterlandsboden ſo theuer iſt und ſeyn ſoll, nachzuweiſen; wenigſtens einige richtigere.

Warum wir am Vaterlande haften, rührt zunächſt von Gewohnheitsgründen her. Die Mutterſprache, ſo wenig in der Regel der Deutſche im Süden ihr zu lieb Richtigkeit ſich aneignet, iſt's wohl zunächſt, welche uns feſſelt. Wenn

dem Deutſchen zugetrunken wird — wir wollen etwas recht Eingefleiſchtes wählen —, ſo wird ihm der Schluk zehnmal beſſer ſchmeken, wenn man ihm ſein „Bring' dir's“ vorangehen läßt, als wenn Einer prosit, à santé, alla sanità u. dgl. ihm zuruft. Nicht verſtehen, und nicht verſtanden werden, ſind groſſe Leiden, und Leiden lehren das Gute ſchäzen. Ein anderes Mittel ſind Sitten und Lebensmittel, dann wieder die verſchiedengradigen Bekanntſchaften. Wir wollen dieſe Motive nicht ausſpinnen, aber an die Berg-Völker mahnen, z. B. die Schweizer, welche anderswo, wohl auch aus klimatiſchen Gründen, krank werden, weil ſie keine kahle Berge ſehen und ihre Kuhreigen nicht hören. Ich erinnere mich, zu meinen Univerſitätsjahren in M. einen Schweizerjüngling geſehen zu haben, welcher weinte und ſich zum Abreiſen anſchikte, weil man ihm ein Alpenlied geſellſchaftlich vortrug. Würde man noch die Bilder des Leidens der Auswanderer vorführen, dann möchte die Vaterlandsliebe wohl noch um ein Merkliches ſich heben.

Damit iſt nahe verwandt die Furcht vor Verluſt. Haus, Hof, Geld, Kleider, Freunde, Bücher, Selbſtgepflanztes ꝛc. will Niemand gerne in die Schanze ſchlagen. Sey es durch feindliche Ueberfälle, oder durch freiwilligen Abzug. Dieſes iſt — auſſer der eidlichen Verpflichtung und dem lobenswerthen Gehorſam — wohl ein Hauptgrund, warum der Jüngling im dichteſten Kugelregen, im gefährlichſten Kampfgewühle, aus größter Anſtrengung über Leichenhügel ſich fortbewegend kämpft und ſtreitet für den Ruhm ſeines Landesherrn, für ſeine Bekannten und Verwandten, für Grund und Boden, für Alte und Wehrloſe. Der Fremde ſoll nicht haben, was nicht ſein werden darf, was unter ihm litte und gleichſam entweiht würde. Der fremde Krieger ſoll nicht ernten, wo inländiſcher Fleiß geſäet hat. Daher iſt das dulce pro patria mori kein Hirngeſpinnſt, keine Dichtergrille, ſondern ein dem menſchlichen Herzen ganz und gar entnommenes und wahres Wort. Mich rühren Körners Worte:

„Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!“

immer mächtig und ſie ſind ächtdeutſch gefühlt und geſungen.

Wir haben ein Gleichniß in einer Wohnung und in der Freundſchaft, wie wir uns ans Vaterland ſo ſehr gewöhnen. Das iſt aber nur gewöhnliche Anſicht; der höher gebildete beruft ſich auf die Religion, auf die Pflicht. Iſt auch mit den Rheinliedern nicht ſtets Wahrheit im Geſange geweſen, unabweislich bleiben die Worte: „Der Deutſche namentlich iſt ein treuer Verfechter des Vaterlandes.“

O, laßt uns dieſen Boden ehren,
Den wir betraten viele Zeit!
O, laßt uns Alle tapfer wehren
Gen Den, der je den Krieg erneut!

* * *

Mit dieſer Numer, liebe Leſer! iſt die erſte Dekade — freilich nicht ſo die Bücher des Livius und Anderer, aber doch nicht ganz unnüzlich vielleicht — vollendet. Wir wünſchen, daß wir entſprochen.

Wird es gewünſcht und ſchenkt uns der Herr, in deſſen Dienſte wir ſo gerne ſtehen, Leben und nur einige ſorgenfreie Stunden, ſo ſoll noch eine zweite, dritte, ja vierte Dekade nachfolgen (sine ira et studio). Uebrigens iſt mit jeder Abhandlung, um ſo mehr mit einer Dekade der vollſtändigſte Schluß zu Werke gebracht. Lange und gelehrte Abhandlungen werden nicht gerne im gewöhnlichen Kreiſe geleſen. Dann und wann mußte als Piment auch hier ein fremdes Wort einflieſſen, damit das Ganze wohlſchmeke.

Konſtantin Gernbrod.

Was wiſſen wir aus der Vorzeit von der Stadt Vilshofen?

In einer etwas ältern Topographie Niederbayerns iſt davon Folgendes zu leſen:

An der Mündung der Vils in die Donau liegt das freundliche kleine Städchen Vilshofen am rechten Donauufer, die villa Quintanica der Römer. Das Städtchen iſt alſo nicht ſo neu, als es herſieht; es hatte im Jahre 1794 das Unglük, beinahe gänzlich abzubrennen, und daher

das neue, freundliche Anſehen derſelben. Der Schaden, den der Brand hier anrichtete, ward auf mehr als eine Million berechnet; denn die Einwohner waren ſehr wohlhabend. Das Bier von Vilshofen war ſo berühmt, daß es im vorigen Jahrhunderte nicht nur bis Belgrad, ſondern ſogar bis Rom verfahren wurde. Vilshofen hat durch die innern Fehden und Kriege ſowohl, die Bayern verheerten, als in den Kriegen mit Oeſterreich ſehr viel gelitten. Rapoto Graf von Ortenburg ſoll es im 11. Jahrhunderte zuerſt mit Mauern umgeben und zur Stadt erhoben haben. Anno 1281 kam hier der Vergleich zwiſchen Ludwig dem Strengen und Heinrich von Landshut zu Stand. Im Kriege zwiſchen Friedrich von Oeſterreich und Ludwig dem Bayer ward es bald Dieſem, bald Jenem zu Theil, und Abt Konrad von Kloſter Altersbach ward gezwungen, im Jahre 1330 die Stadt auf ſeine Koſten mit einer Mauer zu umgeben. Herzog Ruprecht belagerte im Jahre 1503 das Städchen, ward aber gezwungen, die Belagerung aufzugeben. Im Jahre 1633 ergab es ſich auf angedrohte Plünderung dem Herzoge von Weimar, und ward im Jahre 1648 neuerdings verheert. Zwei Mal ward es in Einem Jahre, im Succeſſionskriege anno 1703 von den Oeſterreichern geplündert, und anno 1745 von denſelben eingeäſchert.

An die Thaten der Treue der Bauern um Vilshofen im Anfange des 18. Jahrhunderts darf ich eben ſo wenig erinnern, als an den Verrath des . . . . und der . . . . Wie ſehr Vilshofen durch die lezten Kriege litt, läßt ſich berechnen.

Zu dieſen Unfällen kamen noch die Verheerungen der Donau, deren Ueberſchwemmungen dieſer Ort häufig ausgeſezt iſt, obſchon der Waſſer-Bau und die Brüke, die hier über die Donau geht, und die einſt alle Brüken über den Fluß, auſſer jener zu Ulm und Regensburg, zwiſchen ihren Jochen durchſchwimmen ſah, ziemlich gut iſt.

Die Mortalität in Vilshofen ſoll, unter Kindern wenigſtens, ſehr groß ſeyn.

Es iſt ein Collegiat-Stift hier, das eine merkwürdige Entſtehung hat: Heinrich Tuſchl nemlich, Ritter von Saldenau, fand ſeine Frau in den Armen eines Andern; er ließ ſie lebendig einmauern, verbannte Alles, was weiblich war, aus ſeinen Augen, und vermachte den größten Theil ſeines Vermögens anno 1376 zu einem Collegiat-Stifte. Unter ſeinem Stiftbriefe ſteht:

„2 Hund an ain Pain;
ich Tuſchl bleib allain."

Jeder Canonikus hat noch auf ſeiner Inſignie am Kleide und an ſeinem Hauſe die Aufſchrift „allain".

Was aus der Maria vom Birnbaum geworden iſt, die hier in den ältern Zeiten ſo berühmt war, weiß ich eben ſo wenig, als ich weiß, ob das Capuziner-Noviziat für ganz Bayern, das ehemals hier zu Vilshofen war, wieder hieher kommen wird.

Ein zeitgemäſſer Vorſchlag.

Es iſt wohl Niemand unbekannt und jedes Kind weiß, daß es heutigen Tages, wo der Konkurrenten in jedem Geſchäftszweige ſo viele ſind, für einen ehrlichen Mann, der der Welt in einer Zeitungs-Annoce zu verkünden hat, daß er einen Käſekram eröffnet, oder daß friſche Häringe bei ihm angekommen, oder daß ſeine liebe Frau von geſunden Zwillingen entbunden worden, oder was dergleichen Begebenheiten mehr ſind, — daß es, ſage ich, für einen ſolchen Mann keine geringe Anſtrengung der Denkkraft erfordert, um ſein Avertiſſement für das Publikum recht in die Augen ſpringend herzurichten. Da werden hieroglyphenartige Lettern requirirt, die der alte Drukerfinder Gutenberg, wenn er aus ſeinem Grabe aufſtände, wohl nicht zu entziffern vermögend wäre; da gebraucht man als Köder pikante Ueberſchriften, als: „Nicht zu überſehen!" — „Wichtige Anzeige" — „Nur aufmerkſam!" — „Unterm Fabrikpreis" ꝛc.; da wird der publizirende Gegenſtand ſauber in Holz geſchnitten und der Bekanntmachung vor-

gedrukt, und troz aller dieſer Mühſal der Zwek, ſich bemerkbar zu machen, doch nicht immer erreicht. —

Wie wäre es nun — frage ich — wenn das Verfahren, das einzelne groſſe Geiſter, ſchon mit glänzendem Erfolge in Anwendung gebracht, allgemein eingeführt würde und Jeder ſeinen Mitbürgern und Geſchäftsfreunden die ihn betreffenden Bekanntmachungen, ſtatt in langweiliger Proſa, in der Sprache der Götter, in Poeſie, zukommen lieſſe? Die Vortheile eines ſolchen Verfahrens ſind einleuchtend.

Die Poeſie würde dadurch, daß ſie, von ihrer bisherigen unpraktiſchen Richtung ablenkend, ſich nur mit ſoliden reellen Gegenſtänden beſchäftigte, zur Lieblingin Aller werden und, vermittelſt der Gewalt, die ihr über jedes Menſchenherz verliehen iſt, auch dem Minderbedeutenden Anziehungskraft verleihen und es dem Gedächtniſſe des Leſers einprägen. Der Krämer, der Spekulant, der Mäkler, kurz Alle, die gegenwärtig vor Verſen wie nervenſchwache Damen vor Spinnen zurükbeben, werden alsdann die Lektüre in gebundener Sprache derjenigen in Proſe weit vorziehen, ja vielleicht manches wirkliche Gedicht leſen, in der Hoffnung, eine remarquable Geſchäftsnotiz darin aufzufinden.

Gegenwärtige Andeutungen ruhig dem Urtheile des Publikums vorlegend, will ich zum Schluſſe noch einige Formeln beifügen, wie Avertiſſements in Verſen eingerichtet ſeyn müſſen, um den beabſichtigten Effekt auf den Leſer hervorzubringen; die Uebereinſtimmung des Versmaßes mit dem Inhalte bleibt übrigens eine Hauptbedingung, z. B.

Buchhändler-Anzeige.

(Trompetenton.)

Bei Gottlieb Baſſe in Quedlinburg
Iſt erſchienen, bei N. N. zu haben:
„Das Weib, wie es ſeyn ſoll durch und durch
Und ſeine geſchätzten Gaben."
Die nicht ſechs Groſchen bezahlen kann
Für das Buch, kriegt nimmer wohl einen Mann.

Todes-Anzeige.

(Schwermüthig.)

Heute Morgen ſchied ins Land der Geiſter,
An der Schwindſucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Schneidermeiſter
X., im zwölften Jahre unſrer Eh'!
Alle, die den Sel'gen eh'mals kannten,
Wiſſen wohl, was ich an ihm verlor;
Still zu trauern bitt' ich die Verwandten. —
Mein Geſchäft betreib' ich wie zuvor.

Hofmeiſterſtelle-Geſuch.

(Antikes Versmaß.)

Ein Kandidat der Theologie, bewandert in allen
Alten Sprachen der Welt, wär' gern als Lehrer placirt.

Heiraths-Anzeige.

(Luſtig.)

Freunden und fernen Bekannten
Hiermit zur Nachricht man bringt,
Daß uns mit roſigen Banden
Hymen ſeit geſtern umſchlingt.

Vorladung.

(Ernſt.)

Es wird dem N. N. aufgegeben,
Beweiſe bald zu bringen bei,
Daß er bis bald noch am Leben
Und wo ſein Domicil jezt ſey.
Dießfallſige Beweiſe ſollen
Allhier ſeyn, eh' ein Jahr verrinnt,
Sonſt wird erklärt er für verſchollen;
Sein Gut erbt ſeiner Schweſter Kind.

Commiſſions-Bureau-Empfehlung.

(Pathetiſch)

Mein Amt ich rechtlich ſtets verwalte,
Für Herrſchaften und Diener halte
Ich Leut' und Stellen ſtets parat;
Befriedigt geht von mir ein Jeder;
Auch Wichſ' verzapf' ich, die dem Leder
Nicht ſchadet, eigenes Fabrikat.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Saphir ſagt von Eiſenbahnen: Alles Romantiſche des Reiſens iſt dahin! Das Reiſen hat aufgehört, es gibt blos Abfahrende und Ankommende. Wir gehen jezt blos als lebende Koffern, als Felleiſen mit Händen und Füſſen, als unſere eigenen Reiſeranzen. Der Weg iſt gar nichts für uns! Was iſt ein Berg? Ein Thal? Eine Baumgruppe? Ein Waldſchlag? Ein Waſſerſpiegel? Träume! Schäume! Vorübereilende Schatten! Zerfließender Dunſt! Nichts gibts für uns mehr, keine ſchöne Gegend, keinen pitoresken Punkt, keine Waldeskühle, keine Höhe, keine Tiefe, nichts als Flachheit, Flachheit, Flachheit. Wenn einmal die Erde ganz wie ein Knänelfaden in dem groſſen Strikbeutel der Eiſenbahnen liegen wird, dann werden wir an einander vorüberſchwimmen, wie die Stokfiſche im Meere, wird nichts für uns mehr exiſtiren, als der Punkt, wohin wir wollen! Abenteuerluſtige Zufälle, Begegnungen, Ueberraſchungen, in Nachtquartieren, kurz, das ganze Futtermagazin für Novelliſten und Luſtſpieldichter, alle die Begegnungen in Poſthäuſern und auf Landſtraſſen, alle Entführungen und Einholungen zur Poſt, für welche Lafontaine, Clauren, Spindler einige Millionen ausgegeben haben, Alles hört auf! —

Als Se. Majeſtät der König von Preußen auf ſeiner Gevatterreiſe durch die Kreisſtadt Hagen kam, ſtrömte Alles herbei, ihn zu ſehen, ſo daß die Lebensmittel ſtiegen. Am Abende wurde illuminirt, und der Schenkwirth Morgenſtern hing das Transparent über die Thüre:

Zu unſers Königs Ehren Um auf ſein Wohl zu leeren
Kommt, Preußen, kommt herein, Ein volles Gläschen Wein.

Auf einem Fenſter ſtand:

Friedrich Wilhelm Morgenſtern Bewirthet ſeine Gäſte gern.

Groſſe Schaaren folgten der leuchtenden Einladung, krazten ſich aber hinter den Ohren, wenn ſie wieder herauskamen. Nach einer Stunde ſah man an einem Häuschen gegenüber die helle Inſchrift:

„Wie koſtbar leuchtet der Morgenſtern!“

Die Poeten.

Karl Waldau machte in den Lemberger Leſeblättern folgende Marginalien: „Die Poeſie wird in Nimes durch einen Bäker, in Mantua durch einen Perükenmacher, in Padua durch einen Fleiſchſelcher, in Verona durch einen Schuhfliker und in Parma durch einen Laſtträger repräſentirt.“ — Ich finde darin einen Fortſchritt der Poeſie, denn der Perükenmacher iſt ein Mann von Kopf, der Fleiſchſelcher verfeinert den Geſchmak, der Schuhfliker leiſtet was er kann, und der Laſtträger, nun der liefert auch Erträgliches. Offenbar aber iſt der Bäker am Beſten daran, denn ſeine Leiſtungen verrathen Wärme und dabei hat der Mann ſein tägliches Brod.

Verlags-Werke von J. J. Weber in Leipzig.

Zweite vom Verfaſſer durchgeſehene und ſehr verm. Auflage.

BIBLIOTHEKONOMIE
oder
Lehre
von der
Anordnung, Bewahrung und Verwaltung
der
BIBLIOTHEKEN.
Aus dem Franzöſiſchen des
L. A. Constantin.
Mit 6 lithogr. Tafeln. Preis 1½ Rthlr.

P. E. Turnbull.
OESTERREICH.
1. Band:
Oeſterreichs ſociale u. politiſche Zuſtände.
Preis 2½ Thlr.
2. Band:
Reiſe durch die öſterreichiſchen Staaten.
Preis 2½ Thlr.

J. Paget.
UNGARN.
und
Siebenbürgen.
Hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-politiſch beſchrieben.
1 Band.
Preis 2½ Rthlr.

H. Kleinke.

Physiologie
der
ENTZUENDUNG
und
Regeneration
in den organiſchen Geweben.
Preis 1½ Thlr.

Grundriss
der
ANTHROPOLOGIE.
Leitende Ideen zu einer phyſiologiſchen Geſchichte des Menſchenleben.
Preis 1 Thlr.

Entwurf
eines
neuen generiſchen Syſtems der Hiſtologie.
Zugleich als Grundriß
einer philoſophiſchen Anatomie.
Preis 1½ Thlr.

NAPOLEONS TODTENFEIER.
Mit vielen Abbildungen.
2. Auflage.
Preis ¾ Thlr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 11. 15. März 1842.

Inhalt: Der Thürmer von Hela. — Aphorismen über die Aufklärung. — Ueber Kritik. — Alte Sprichwörter.

Der Thürmer von Hela.

Es war in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, als der alte Fiſcher Joſt auf der kleinen Halbinſel Hela, die bei Danzig von der Oſtſee umſpült wird, in einer ärmlichen Hütte ſaß, und ſeine geringe Abendmahlzeit verzehrte. Neben ihm ſaß ſeine Frau, der aber das Eſſen nicht recht munden wollte, denn faſt bei jedem Biſſen hielt ſie inne und blikte ängſtlich durch die innern Fenſter nach der See hin, die unruhig zu werden begann. „Wo nur der Caspar ſo lange bleibt?“ ſagte ſie endlich, „die andern Fiſcher ſind faſt alle zurük, da zünden ſie eben drauſſen vor den Hütten ihre Reiſigfeuer an. Nun, die wird der Wind nicht lange brennen laſſen,“ ſezte ſie hinzu. „Iſt es nicht eine Tollheit in dieſer Jahreszeit, wo noch das Eis nicht ganz weggeſchmolzen iſt, das Abendeſſen im Freien zubereiten? Nein, nein, da lob' ich mir den warmen Siz am Ofen.“ — „Der Fiſcher darf nicht wetterſcheu ſeyn,“ erwiederte Joſt, „Eis und Schnee, Wind und Regen ſind ihm gleichgiltig; und du weißt recht gut, wie manche rauhe Nacht auch ich im Freien auf der See zugebracht habe.“ — „Freilich weiß ich's,“ antwortete die Fiſcherin, „ich habe auch manche Angſt deinetwegen ausgeſtanden, und nun da du in der Hütte bleibſt, fängt es mit dem Caspar eben ſo an. Sieh! es wird ſchon dunkel, der Wind erhebt ſich, und die See geht hoch. Gott! es wäre nicht das erſte Mal, daß ein Schifferboot verunglükte.“ — „Poſſen!“ entgegnete der alte Joſt; „ja wenn ſich die Fiſcher betrinken, und dann nicht wiſſen, was ſie thun; aber wer ſeine Vernunft hat, ſieht ſich wohl vor, und an Vernunft, denke ich, fehlt es dem Caspar nicht.“

Es war in den lezten Tagen des Monats März, als dieß Geſpräch in der Hütte des alten Fiſchers Statt fand. Am Tage warf die höher rükende Sonne ſchon warme, wohlthuende Strahlen auf die Erde, aber ſo wie ſie entſchwand, trat in dieſen Gegenden der Abend rauh und kalt herein, und Schneegeſtöber und Nachtfröſte bereiteten noch einen völligen Winter.

Die alte Fiſcherin ſah bang in die Dämmerung hinaus und horchte ängſtlich auf das Brauſen der See, deren Wellen immer ſtürmiſcher gegen die Ufer ſchlugen. Eben ſchikte ſie ſich an, die Hütte zu verlaſſen und der Stelle zuzueilen, wo ihr Sohn landen mußte, als dieſer plözlich hereintrat. „Gott ſey Dank, daß du zurük biſt!“ rief ihm die Mutter entgegen; „gewöhne dir nicht das lange Ausbleiben auch ſo an, wie einſt dein Vater, ich muß ſonſt den Tod vor Angſt haben.“ Sie wollte noch mehr hinzu ſezen, hielt aber plözlich inne, denn mit ihrem Sohne war ein Fremder eingetreten, den ſie in der Freude überſehen hatte. Dieſer machte ſich aber bald ſelbſt bemerkbar, indem er mit feiner Sitte grüßte, und den Fiſcher und deſſen Frau höflich um ein Nachtlager bat. „Ich komme von Danzig,“ ſagte er, „und bloſſe Neugierde trieb mich, Eure kleine Inſel zu beſuchen; ich wollte nur kurze Zeit hier verweilen und dann wieder zurükkehren, aber der Abend übereilte mich. Es wird ſtürmiſch und fängt an, zu regnen, daher fragte ich Euren Sohn, der mir gerade in den Weg trat, ob hier nicht ein Wirthshaus ſey, wo ich übernachten könne; er verneinte es, zeigte ſich bereit, ein gutes Wort für mich einzulegen, daß Ihr mich dieſe Nacht unter Eurem Dache beherbergen möchtet.“ — „Ein Wirthshaus findet Ihr hier nicht,“ antwortete Joſt, „auch wäre es hier ganz am unrechten

Orte, denn es vergehen manchmal Jahre, ehe ein Fremder bei uns einſpricht. Wollt Ihr mit einer kleinen Kammer vorlieb nehmen, und mit meinem Sohne zuſammen darin ſchlafen, ſo wollen wir Euch gerne hier behalten. Caspar wird Euch für eine Nacht das Bett räumen, und auf Stroh ſchlafen, denn übrige Betten haben wir nicht.“ Caspar zeigte ſich bereit, dem Gaſt den kleinen Dienſt zu erzeigen, aber dieſer bat ihn, nur ein reinliches Strohlager zu bereiten.

Das Geſpräch wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen, und gleich darauf trat ein Mädchen herein, deren Anmuth und Schönheit nicht durch die ärmliche Kleidung, die ſie trug, bedeckt werden konnte. Sie grüßte freundlich, und in ihrem Gruſſe, ſo wie in ihrem ganzen Weſen lag ſo viel Würde und Liebreiz, daß der Unbekannte ſie mit Erſtaunen und Bewunderung betrachtete.

„Was bringt Ihr uns, liebe Regina?“ fragte die Fiſcherin. — „Wie du fragſt, Mutter!“ ſagte Caspar. — „Regina bringt ſich ſelbſt, und das iſt auch das Beſte, was ſie bringen kann.“ — „So iſt's recht, mein Sohn!“ nahm Joſt das Wort; „Ihr ſeht, Regina, daß Euer künftiger Bräutigam gar feine, manierliche Reden zu führen weiß.“ — Das junge Mädchen that, als überhöre ſie des alten Fiſchers Worte, und ſagte raſch: „Ich komme, Euch zu fragen, ob Ihr mir ein Gericht Fiſche für meinen Vater ablaſſen könnt?“ — „Von Herzen gerne,“ antwortete Caspar, ein mit Fiſchen gefülltes Nez in die Höhe haltend, „nehmt, ſo viel Ihr braucht.“ — „Nur zu einem Abendeſſen für den Vater,“ erwiederte Regina, ein Körbchen hinhaltend, welches die Fiſcherin mit den ſchönſten Flundern füllte. Als Regina bezahlen wollte, weigerte ſich Caspar, Geld zu nehmen. — „Nein, nicht alſo,“ ſagte das Mädchen mit ſehr ernſter Miene, „wenn Ihr das Geld nicht nehmt, behalte ich auch die Fiſche nicht.“ Sie wollte dieſelben wirklich wieder ausſchütten. — „Nun behaltet nur, behaltet,“ rief Joſt, „Ihr ſollt Euren Willen haben.“ Er nahm das Geld und fügte hinzu: „Ein ſtolzes Schwiegertöchterchen werde ich bekommen; nun, nun, ein bischen Stolz kann manchmal nicht ſchaden.“ — Regina richtete die Augen auf den Fremden, der die ſchöne Erſcheinung mit ſeinen Bliken verſchlang. Sie erröthete, grüßte die Anweſenden, und eilte hinaus.

„Wer iſt das ſchöne Mädchen?“ fragte der Unbekannte, indem er durch die kleinen Fenſterſcheiben in das Abendgrau blikte, worin ſich die hohe ſchlanke Geſtalt des Mädchens aus ſeinen Augen verlor.“ — „Es iſt die Tochter des blinden Wächters vom Leuchtthurme,“ berichtete Caspar; „eine ſchmuke Dirne, nicht wahr?“ — „Ja wohl,“ erwiederte der Fremde, „und Regina heißt ſie? Regina heißt Königin.“ — „So?“ ſagte Caspar, „das wußte ich nicht. Nun ja, der Name gebührt ihr wohl auch, denn ſie iſt wirklich als die Königin unſerer kleinen Inſel zu betrachten.“ — „Ja, ja,“ ſezte der alte Fiſcher hinzu, „alle unſere jungen Burſche ſind in ſie vernarrt, und am Meiſten mein Caspar; aber Gott weiß, das Mädchen ſcheint doch die Naſe ein bischen höher zu tragen.“ — „Das hätte ſie eben nicht nöthig,“ meinte Frau Joſt, „der Thürmer des Leuchtthurms iſt wohl eben auch nicht vornehmer als wir.“ — „O, laßt das, ſagte Caspar, „Regina iſt ja gar nicht hochmüthig, ſie iſt höflich und freundlich gegen Jedermann, hilfreich gegen die Armen, ob ſie gleich ſelbſt nicht viel hat; kann ſie nicht mit Geld helfen, ſo pflegt ſie die armen Kranken, und iſt mit Rath und That und freundlichen Worten den Armen doch nahe, gerade wie ein Engel, den der liebe Gott ſelbſt ſendet.“ — „Iſt ſie auf dieſer Inſel geboren?“ fragte Hermann, ſo wollen wir den Fremden nennen. — „Ach nein,“ antwortete Joſt, es ſind ungefähr ſechs Jahre, als der alte Claudius — ſo heißt der Thürmer — auf unſere Inſel kam. Er ſah wie ein Bettler aus, und war damals ſchon halb blind. Er hatte gehört, daß der Wächter des Thurmes geſtorben ſey, und bat um dieſen Dienſt. Die Stadtvorgeſezten hatten Anfangs nicht Luſt dazu, aber er bat flehentlich, ſeines armen Kindes wegen Mitleid mit ihm zu haben, und ſo wurde er denn als Thürmer angenommen. Ich glaube aber, daß es hauptſächlich

der lieben zwölfjährigen Regina wegen geſchah, die den alten Vater führte und pflegte, und die ein Jeder beim erſten Anblik liebgewann. Kurz, er ward Thurmwächter, und verwaltete ſein Amt auch gut genug, bis vor drei Jahren, wo er das Unglük hatte, ganz zu erblinden. Seitdem nun iſt es Regina, welche die Lichter oben auf dem Thurme anzündet und unterhält, und ſie macht's ſo gut, wie der beſte Wächter. So erhält ſie ihren Vater im Brode, und iſt ihm noch dazu eine recht treue Pflegerin.“ — „Und was iſt der Thürmer ſonſt für ein Mann?“ fragte Hermann. — „Je nun,“ antwortete Joſt, „es läßt ſich eben nicht viel von ihm ſagen. Er lebt ſtill und zurükgezogen in ſeinem Thurme; unter Menſchen kommt er ſelten, beſonders ſeit er das Augenlicht ganz verloren hat; geſchieht es aber einmal, ſo ſpricht er doch ſehr wenig, und in den ſechs Jahren, wo er unter uns lebt, hat ihn noch kein Menſch das Geſicht zum Lachen verziehen ſehen. Man munkelt hin und wieder, es ſey ein vornehmer Mann, der durch groſſes Unglük ſo herabgekommen ſey; aber ob's wahr iſt, weiß ich nicht, es wird viel geſchwazt, und man kann nicht Alles glauben.“

„So viel iſt gewiß,“ ſagte die Fiſcherin, indem ſie ein helles Feuer im Kamine anzündete, und einen Keſſel mit Fiſchen darüber ſtellte, „ſo viel iſt gewiß, daß es ein unglüklicher Mann iſt, denn einen Blinden kann man gewiß unglüklich nennen.“ — Bei dieſen Worten zukte Hermann zuſammen, als werde er vom Zahne einer Natter berührt, die Muskeln ſeines ſchönen Geſichtes zogen ſich wie in einem Krampfe zuſammen, und ſein Auge nahm einen wild düſtern Ausdruk an, ſo daß ihn die Fiſcher-Familie mit Erſtaunen, ja mit Furcht betrachtete. Hermann bemerkte es, und ſuchte die Ruhe in ſein bewegtes Geſicht zurükzuzwingen, er wendete das Geſpräch raſch auf gleichgiltige Gegenſtände, und bald war der Eindruk, den er hervorgebracht hatte, vergeſſen. Hermann und Caspar lieſſen ſich die Abendmahlzeit, die ihnen die Fiſcherin auftiſchte, trefflich ſchmeken, und der übrige Theil des Abends verging unter mancherlei Geſprächen, bis die Stunde des Schlafengehens kam. — Schon längſt ſchnarchte Caspar in tiefen Athemzügen, als Hermann noch wach auf ſeinem Strohlager lag. Er hörte, wie der Sturm immer wilder tobte, wie die Wellen mit holem Brauſen an das Ufer ſchlugen, und ſeine Gedanken waren düſter, wie die wilde Sturm-Nacht. Unruhig erhob er ſich von ſeinem Lager und trat ans Fenſter; düſter ſah er in die Nacht hinaus. Der Himmel war mit ſchwarzen Wolken bedekt, die der Wind vor ſich hertrieb; kein Stern war ſichtbar, aber als er ſeitwärts blikte, ſtrahlten ihm die Lichter des Leuchtthurms entgegen. Der Anblik dieſes Thurmes ergriff ihn wunderbar; ein Etwas, das er nicht verſtand, zog ihn dorthin, und ſtieß ihn eben ſo mächtig wieder zurük. Lange konnte er die Stelle, wo er ſtand, nicht verlaſſen; endlich warf er ſich wieder auf ſein Lager; aber erſt mit dem beginnenden Morgen ſchloſſen ſich ſeine Augen zum Schlafe.

Durch ein Rütteln fühlte er ſich erwekt. Er ſchlug die Augen auf, und vor ihm ſtand Caspar völlig angekleidet und bereit, wieder an ſein Geſchäft zu gehen. „Lieber Herr,“ ſagte er, „nehmt mir's nicht übel, daß ich Euch wekte, aber es iſt nöthig. Es ſind unlängſt zwei Männer von der Danziger Schaarwache hier angekommen, die ſuchen einen Fremden, den ſie faſt ſo bezeichnen, wie Ihr ausſeht. Ihr müßt am Beſten wiſſen, ob Ihr's ſeyn könnt, oder nicht.“ — Hermann erſchrak, und fuhr von ſeinem Lager empor; er faßte ſich aber ſchnell wieder, und ſagte mit erkünſtelter Ruhe: „Es kann ſeyn, daß ich gemeint bin, denn ich gerieth in dieſen Tagen in einen Zwiſt mit einem Schleichhändler, der in der Trunkenheit mich für ſeines Gleichen anſah. Ich wollte mir ihn vom Halſe ſchaffen, mehrere lokere Burſchen nahmen bei dem Streite Partei, und ſo kam es endlich zu einer ernſten Rauferei. Einige von den lärmenden Geſellen wurden verhaftet, ich entfernte mich unbemerkt, denn ob ich mich gleich nicht zu fürchten brauchte, ſo würde ich doch ungern der Schaarwache in die Hände fallen, weil eine lange Unterſuchung Statt finden würde, und und ich nicht Zeit habe, lange in Danzig zu bleiben.“ — „Nun lieber Herr,“ ſagte Caspar,

„ich habe Euch auch nicht verrathen, daß wäre ja gegen alles Gaſtrecht.“ — „Mein lieber Freund,“ erwiederte Hermann, „da Ihr es ſo gut mit mir meint, ſo verbergt mich nun auch ſo lange, bis die Schaarwächter wieder weg ſind.“ — „Das wollte ich gerne thun,“ antwortete Caspar, „aber hier läßt ſich nicht viel verbergen. Man hat Euch geſtern mit mir gehen geſehen, vielleicht ſogar bemerkt, daß ich Euch mit in unſere Hütte nahm; hier iſt der Raum zu eng, als daß ihr unentdekt bleiben könnt; auch ſind Vater und Mutter zu ängſtlich, ſie würden Euch verrathen, ohne es zu wollen. Aber ich weiß dennoch Rath. Seht dort den Leuchtthurm! dort will ich Euch hinführen; der alte blinde Claudius, ſo mürriſch er auch immer iſt, wird Euch dennoch aufnehmen, und dort gibt es wohl auch einen Schlupfwinkel für Euch, wo ihr Euch verbergen könnt, bis die Schaarwächter wieder weg ſind; ich denke, lange werden ſie ſich hier nicht aufhalten. Kommt nur, ich laſſe Euch durch die Hinterthüre hinaus, da kommen wir über den Hof in eine kleine Gaſſe, die uns von der Seeſeite nach dem Leuchtthurme führt. Aber wartet, erſt müßt Ihr frühſtüken.“ — „Nein, nein!“ ſagte Hermann, „ich kann jezt nichts genieſſen, kommt nur! laßt uns eilen.“ Er hatte ſich während dieſes Geſprächs angekleidet, trat dann in das kleine Stübchen, wo die Fiſcherin eben das dürftige Frühmahl bereitete, und ein Goldſtük auf den Tiſch legend, nahm er Abſchied, ohne auf die Einladung ſeiner Wirthe, mit ihnen zu frühſtüken, zu achten.

Der Morgen war kalt und neblig, aber der Sturm hat ſich etwas gelegt. Unbemerkt gingen beide Jünglinge am Seeufer hinab. Hermann, tief in ſeinen Mantel gehüllt, ſah in den unruhig bewegten Wellen das Bild ſeines Innern und ſeufzte ſchwer. Bald ſtanden ſie vor dem Leuchtthurme; Caspar klopfte an: leichte Fußtritte lieſſen ſich von Innen vernehmen, der Riegel flog zurük, das Schloß raſſelte, und die ſchwere Thüre öffnete ſich knarrend. Herrmann ſchaute in Reginas liebliches Antliz, über welches ſich bei ſeinem Anblike ein helles Roſenroth verbreitete. Ihr Morgenanzug war ärmlich, aber rein und nett. „Liebe Regina,“ redete Caspar nach dem Morgengruſſe ſie an, „thut mir doch den Gefallen, und nehmt dieſen Herrn auf einen Tag bei Euch auf; er iſt in Danzig ohne ſeine Schuld in Händel gerathen, die ihm Verdrießlichkeiten zuziehen können; es ſind dieſen Morgen hier Leute angekommen, die nach ihm ſpioniren, vor dieſen möchte er ſich nicht gerne ſehen laſſen; verbergt ihn doch auf ein Paar Stunden, hört Ihr, liebe Regina, ich bitte Euch darum.“ Regina ſchlug verlegen die Augen nieder, dann aber raſch entſchloſſen antwortete ſie: „Das will ich gerne thun, doch muß ich deßhalb zuvor mit meinem Vater ſprechen.“ Sie wollte die Treppe hinaufeilen, aber Caspar hielt ſie zurük: „einen Augenblik!“ ſagte er, „ſagt Eurem Vater lieber nichts davon, wer weiß, was er thun würde. — Ihr habt oben im Thurme auſſer Eurer Stube und der Kammer noch ein Kämmerchen, ich kenne es, denn als Knabe habe ich mit des vorigen Wächters Enkelſohn dort oft geſpielt; es hat ein ganz kleines Fenſterchen nach der Seeſeite, und die Thüre iſt in einem finſtern Winkel, ſo daß man ſie nicht leicht finden kann; dort bringt den Herrn hin, liebe Regina, und beſorgt ihm ein wenig Frühſtük, denn er hat noch nichts genoſſen.“ Hermann, der über Reginas Anblik faſt ſeine eigene Gefahr vergeſſen hatte, fing nun ſelbſt an, um Aufnahme zu bitten, und das in einem ſo milden weichen Tone, daß Regina verwirrt und befangen in ſein Begehren willigte. Caspar entfernte ſich, indem Hermann ihm nochmals einen herzlichen Dank nachrief. Dieſer folgte Regina die Treppe hinauf, und befand ſich bald in einem finſtern Raume, in deſſen einem Winkel Regina eine Thüre öffnete und ihn hineintreten hieß. Eine enge, durch ein kleines Fenſter ſpärlich erhellte Kammer nahm ihn auf. Etwas hölzernes Hausgeräth ſtand an den rohen grauen Wänden. Regina ordnete es ſchnell ein wenig, rükte einen alten Tiſch aus einer Eke an das Feuſter, zog dann unter dem Gerüll eine Bank hervor, und ging darauf hinaus, um Frühſtük zu holen. Bald kehrte ſie zurük, dekte ein blendend weiſſes Tiſchtuch über den Tiſch, beſezte ihn mit ſchlechtem, aber reinlichem Geſchirre, brachte

dann das Frühmahl, und ließ ihren Schüzling allein. Einige Stunden mochte der arme Flüchtling in der engen, dunklen Kammer zugebracht haben, als an das untere Thor mit ſtarken Schlägen geklopft wurde. Regina eilte hinunter und öffnete. Zwei Schaarwächter begrüßten ſie, und verlangten zu ihrem Vater geführt zu werden. Mit klopfendem Herzen ging Regina ihnen voran. Der alte Claudius ſaß in einem Lehnſtuhle, und hielt eine lange tönerne Pfeife im Munde, aus welcher er dike ſchwarze Rauchwolken emporblies. So wie er Männertritte hörte, ſtand er auf, hielt ſich an dem vor ihm ſtehenden Tiſche, und ging den Eintretenden entgegen. Die Wächter gaben ſich als Verfolger einer Flüchtlings kund, der, wie man vermuthe, zu einer Bande Schleichhändler gehöre, und einen Engländer getödtet habe. Regina erblaßte, und kämpfte mit groſſer Anſtrengung gegen die Bewegung ihres Gemüthes, während einer der Wächter den blinden Mann fragte, ob er nichts von dem Aufenthalte des Entwichenen wiſſe. „Wie ſoll's ich wiſſen?“ antwortete der Thürmer, „wie kommt Ihr darauf, meine Herren, ihn hier im Thurme zu ſuchen?“ — „Weil man uns berichtet hat, der Mörder ſey nach Hela geflohen, und einige der hieſigen Einwohner wollen auch geſtern Abends einen Mann hier geſehen haben, deſſen Perſon, nach der Beſchreibung, mit dem Flüchtlinge Aehnlichkeit hat.“ — „Das kann ſeyn,“ erwiederte der Thürmer mürriſch, „hier im Thurme ſtekt er aber nicht; wenn Ihr nicht glaubt, ſo ſucht; meine Wohnung überſehet Ihr mit einem Blik.“ Regina nahm ſchnell das Wort und ſagte: „Dieſes Stübchen und dieſe Kammer machen unſere Wohnung aus.“ Sie öffnete die Kammerthüre, und man ſah in ein kleines reinliches Gemach, in dem ſich aber unmöglich Jemand konnte verborgen halten.

Claudius befahl Reginen, die Schaarwächter noch höher hinauf in den oberſten Raum zu führen, wo ſich die Lichter befanden. Der Weg hinauf führte an der Thüre des kleinen Gemaches vorbei, in dem ſich Hermann aufhielt; Reginas Athem ſtokte, aber die Düſterheit des Ortes verbarg die Thüre den Bliken der Suchenden. Nachdem ſie überall umhergeſchaut und nichts gefunden, entſchuldigten ſie ihren Beſuch und entfernten ſich. Kaum war das Thor hinter ihnen geſchloſſen, ſo eilte Regina zu ihrem Vater, faßte ſeine Hände, bedekte ſie mit Küſſen und rief: „Vater, Vergebung! ich kann Euch nicht hintergehen, der Flüchtling, den dieſe Männer ſuchen, iſt wirklich in dieſem Thurme.“ — „Regina!“ rief der Thürmer, „der Verfolgte wäre hier? und das hätteſt du mir verſchwiegen!“ — „Ach, Vater, vergebt, und verrathet den Unglüklichen nicht! Erſt vor einigen Stunden führte ihn Caspar, des Fiſchers Joſt Sohn hieher, um ihn bis zur Abenddämmerung zu verbergen; ich konnte ihm einen Zufluchtort nicht verweigern. Vergebt!“ — „Ja,“ ſagte nach einigem Sinnen der Thürmer, „du haſt recht gehandelt, obgleich der Verfolgte ein Mörder iſt. — Ach, meine Tochter, es gibt Verbrechen, die ſchreklicher ſind als Mord, und wenn Gott ſie verzeihen will, ſo müſſen auch wir verzeihen. Ich werde den Unglüklichen nicht verrathen, aber heute Abend, wenn die Dunkelheit hereinbricht, muß er fort, das ſage ich dir; wenn ſein Aufenthalt im Thurme entdekt würde, könnten wir zur Verantwortung gezogen werden.“

Regina begab ſich nun zu ihrem Schüzlinge, und erzählte ihm, was vorgefallen war. „Laßt mich hinaus,“ ſagte Hermann erſchüttert, „ich will Euch nicht mit in mein Verderben reiſſen, aber ehe ich gehe, will ich mich vor Euch rechtfertigen, Regina, denn ich möchte nicht gerne von Euch für ſchlimmer gehalten werden, als ich bin. Ihr ſollt, Ihr müßt mich entſchuldigen.“ — „O gewiß, gewiß,“ ſagte Regina, während der Jüngling ihre Hand ergriff, und ſie mit einem Blike betrachtete, der ihr Inneres durchdrang. — „Wenn Ihr Jemand getödtet habt,“ ſezte ſie mit leiſem Schauder hinzu, „ſo iſt es wohl nicht abſichtlich geſchehen?“ — „Doch, Regina!“ ſprach in dumpfem Tone Hermann, und ſein Blik ſuchte ſcheu und düſter den Boden. „O ſtill,“ entgegnete das erſchütterte Mädchen, „ich will weiter nichts wiſſen.“ — „Nein, Ihr müßt mich anhören, denn ich könnte es nicht ertragen, von Euch verkannt zu ſeyn.“

(Fortſezung folgt.)

Aphoriſmen über die Aufklärung.

1.

Es iſt angenehmer und belohnender am hellen Tage zu wandeln, als bei finſterer Nacht.

2.

Bete den Morgenſtern nicht für die Sonne an! — rufe auch nicht beim Anblike der Morgenröthe — Feuer!

3.

Es ſchmerzt und verderbt das Auge, wenn man aus tiefem Schlafe erwachend — plözlich in die Sonne blikt.

4.

Das Licht gehört auf den Leuchter, damit die Geiſter ſehen; indeſſen bleibt doch der Licht-Schirm für blöde Augen wohlthätig.

5.

Man bedarf mehr Licht, um den philoſophiſchen Hörſaal zu beleuchten, als die niedrige enge Stube des Landmannes.

6.

Der Schlafloſe ſehnt ſich nach dem Tages-Lichte, den Schlaftrunkenen begünſtigt die Nacht.

7.

Die Eule liebt die Finſterniß, der Adler die Sonne.

8.

Das Wetterleuchten macht ſchon im folgenden Moment — die Nacht nur noch ſchwärzer und finſterer.

9.

Der Blizſtrahl, der die Strohhütte deines Nachbars in Flammen ſezt, erleuchtet auch, aber zerſtörend.

10.

Kann die Sonne es hindern, daß an ihrem Strahle nicht auch das Unkraut unter dem goldenen Weizen reife?

11.

Das Sterngeflimmer gibt nur unſichern Schein; der Mond ſtreut zwar ruhiges Licht auf den Pfad des Wanderers, aber er läßt uns kalt. Die Sonne hingegen leuchtet und wärmt; reinigt die Dünſte und erfreut die Sinne, ſie befruchtet und belebt die ganze Natur.

12.

Im trüben Sumpfe kann ſich die Sonne nicht rein abſpiegeln — auch nicht in der ungeſtümen Fluth des empörten Stromes; nur die lautere Welle des ſtillen Baches gibt das ſchöne Bild der Sonne reinverklärt wieder.

13.

Wer wollte die glänzenden Vorzüge, und die wohlthätigen Einflüſſe der Sonne läugnen; weil die Eulen, Fledermäuſe und Konſorten ihre Rechnung im Dunkeln finden.

14.

Was frommt das Licht dem Blinden? erſt heile ſeine Krankheit; gib ihm Augenſalbe, öffne ſeinen Blik, dann bringe ihm Licht.

15.

Vergiß nicht über dem hellen Tag in deiner Studirſtube, oder im Rathsaale — der Sonne, die von Oben herab durch deine Fenſter leuchtet.

16.

Schäme dich der Werke der Finſterniß am hellen Tage der Erkenntniß. M.

Ueber Kritik.

Ehe die heutigen häufigen Kritiken, Rezenſionen, Bemerkungen u. ſ. w. über einen Schriftſteller entweder gerecht, oder luſtig — vielleicht gar beiſſend — cynico dente — herfallen; dürfte vielleicht zu rathen ſeyn, öfters Horazens Brief an die Piſonen, und des tiefdenkenden Popes Essai on Criticism zu wiederkäuen, woraus man hier einige Aphoriſmen — als eben ſo viele Praecipitantia aufſtellet, um wieder nüchtern den Weg zum guten Geſchmake und zur gelehrten Humanität zu finden. Man darf ja bei Fortſchritten der Kultur und Bildung wünſchen, daß die bellenden Zoilen und Momuſſe endlich ihre Eiterzähne verlieren, und der guten Sache (ſo weit ſie wahre Bildung befördert) nichts im Wege legen?! —

1. Was Einer ſade ſchreibt, das tadeln Viele ſchlecht.

2. Hat unſer Urtheil mit Uhren nicht viel gemein? —
Ein Jeder glaubt, die ſeine gehe recht. —

3. Laßt Andern die Kritik, die das Fach verſtehn,
Und ſich durch ihre Schriften adeln! —
* qui scribit artificisse, ab aliis commode scripta facile intelligere poterit. Cic. ad Herenn. L. 4.

4. Folgt der Natur, und ihren Regeln!
Man kann nicht leicht im Urtheil irren. —

5. Viele Stellen, die nicht nach ſtrengen Regeln gehn,
Macht oft mehr ein Zufall ſchön, als alle Sorgfalt.

6. Oft ziert das größte Genie ein Fehler (z. B. Shakespeare).
Das kein Sklav der Regel iſt — ſo kühn, als edel irrt,
Und doch erreichet, troz aller Kunſt, was Beifall, Gunſt und Huld erwirbt. —

7. Homer ſchläft nie; nur der Leſer träumet. —

8. Traut euch ſelber nicht! — Lernet eure Fehler kennen!
Nehmet die Zurechtweiſſung von Feinden und Freunden an! —
Fas est, et ab hoste doceri. Ovid.

9. Ein Klügling dünkt ſich weiſe — zum Schaden. —
Man muß am Muſenquell nicht ſchlürfen, ſondern trinken. —

10. Ein Kritiker iſt an Empfindung reich — und denkt ſich in dem Sinn des Autors ein. —
* Recht drükt ſich Quintilian aus: diligenter legendum est, ac pene ad scribendi sollicitudinem: nec per partes modo scrutanda sunt omnia, sed perlectus Liber utique ex integro resumendus. —

11. Schaut das Ganze durch — und ahndet nicht Fehler; wo Natur und Feuer den Geiſt entflammen —

12. Wer wünſcht, ein fehlerfreies Buch zu leſen, der wünſcht, was nie geweſen, noch iſt, noch ſeyn wird. — Schaut auf den Zwek und Abſicht des Schriftſtellers! —

13. Der Wiz zeigt ſich im höchſten Glanz, wenn er ſich natürlich ſchön zeiget —

14. Die Wörter ſind das Laub, wovon die Bäume grünen — freilich oft mit weniger Frucht. —

15. Man ſey der Erſte nicht, der für das Neue lärmt; aber auch der Lezte nicht, der noch das Alte rühmt. —

16. Der Wohlklang ſey das Echo der Empfindung des Werkes.

17. Oft treibt Neid und Eigenliebe die Skribenten; iſt's Wunder, wenn der Weiſe der Thoren Zank belachet? —

18. Seht zuerſt die eignen Fehler ein — dann laßt den Andern des erſten Richter ſeyn! —

19. Lehrſt du mich — ſo ſchein, als lehrteſt du nicht! —
Erinnere nur, ohn' Unterricht zu geben! —
Gelehrt und höflich ſeyn — macht den Kritiker beliebt allein. —

B. D.

Alte Sprichwörter.

Altes Geld und alter Wein
Pflegen noch beliebt zu ſeyn.

Ein weiſer Herr gar gerne hat
Weite Freunde und engen Rath.

Niemand kann mit Gerten
Kinderzucht behärten.

Reiſen wechſelt das Geſtirn,
Aber weder Kopf noch Hirn.

Es werden wenig Männer ſeyn,
Die Weiber haſſen oder Wein.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

P . . . Die Angabe eines öffentlichen Blattes, als hätten die Franzoſen hauptſächlich die Perlen der Ilz vernichtet, muß dahin berichtigt werden, daß dieſes Produkt auch andererſeits litt. Es haben nemlich — in Ermangelung von Warnungstafeln und Ausſchreibungen — ſchon viele, viele Jahre die Badenden den Perlenmuſcheln Schaden zugefügt; theils aus Muthwillen, theils um Schalen für Farbenkäſtchen zu erhalten. Wohl mögen jene Krieger Manches verderbt haben, aber die Ilz wäre längſt reicher an Perlen, wenn nicht in ſpäterer Zeit derlei ſtrafbare Inländer gleiches Unheil geſtiftet hätten. Man ſah es ſelbſt, daß junge Leute mit Schalen zu Duzenden auf einander warfen und erhielt auf drohende Warnung — eine derbe Antwort. Es war ſchon im Jahre 1818, in meinem Knabenalter. —

Alte probate Witterungsregeln in deutſchen Knittelverſen.

J ä n e r.

Wenn das Gras wächst im Januar,
So wächst es deſto ſchlechter durch's ganze Jahr.

F e b r u a r.

Der Welſche ſieht lieber die Mutter auf der Bahr,
Als ſchönes Wetter im Februar.

M ä r z.

Märzwind und Märzſonn'
Macht Wäſche weiß und Mädchen bron (braun).

A p r i l.

Wenn der April bläst ſein Horn,
So iſt es gut für Heu und Korn.

M a i.

Maimonat kühl und windig
Macht die Scheune voll und findig.
Ein Schwarm Bienen im Mai
Iſt ſo viel werth, als ein Fuder Heu;
Aber ein Schwarm im Juli
Lohnt nicht der Müh'.

'S G e b e t.

A gar kloans Diendl mit der Muatta
Hat in der Kirch' in Sunnta bet't,
Und 's Maderl war ſo voller Andacht,
Als wann ſ' es halt recht nöthi hätt';
Dees hät der Muatta gar gut g'fall'n
Und nach der Kirche ſagt ſ' dazua:
Du biſt amal a rechti Frommi,
Du haſt ſcho bet't in aller Fruh',
Was haſt jez' bet't, dees muaßt ma ſag'n,
Du Schazerl du, ſo brav und nett,
Und 's Maderl ſagt auf ihre Frag'n:
„Daß d' Kirch' bald aus werd, han i bet't."

Franz v. Kobell.

Neues Werk über die Schafzucht.

Daſſelbe iſt bei E. F. Fürſt in Nordhauſen unter folgendem Titel erſchienen:

Handbuch für Schäfereibeſizer.

Enthaltend das Ganze der Zucht, Wartung und Veredlung der Schafe, der Erkenntniß und Heilung ihrer Krankheiten, der vortheilhafteſten Schäferei-Verwaltung und der Verfeinerung und naturgemäſſen Behandlung der Wolle Mit ſteter Berükſichtigung aller neuen Beobachtungen und Fortſchritte, von B. Mirus, Oberamtmann auf Domaine Hechlingsdorn. 1—4. Bändchen. 1840. Broſch. 1 Thlr. 16½ Sgr. — 1 Thlr. 13 gGr. — 2 fl. 46 kr.

Das 1te Bändchen enthält:

Anleitung zu einem rationellen Betriebe der Schafzucht,

hinſichtlich der Wartung und Fütterung der Schafe im Sommer und Winter, im Stalle und auf der Weide, nebſt Anweiſung zur Erzielung und Erziehung kräftiger und edler Lämmer. 11¼ Sgr. — 9 gGr. — 40 kr.

Das 2te Bändchen enthält:

Die Krankheiten der Schafe,

deren Urſachen, Erkenntniß und Heilung, nach allopathiſchen und homöopathiſchen Grundſäzen. 11¼ Sgr. — 9 gGr. — 40 kr.

Das 3te Bändchen enthält:

Grundlinien einer Anatomie und Phyſiologie des Schafes.

12½ Sgr. — 10 gGr. — 44 kr.

Das 4te Bändchen enthält:

Grundzüge der Züchtung und Veredlung des Schafes,

nebſt Anleitung zur Kenntniß der verſchiedenen Raſſen derſelben, und zwei Anhängen von der Errichtung der Stamm-Schäfereien und der Muſterung der Heerden. 12. 1840. Broſch. 11¼ Sgr. — 9 gGr. — 40 kr.

Mit dem immer mehr voranſchreitenden Betriebe der Schafzucht wird dem praktiſchen Züchter nichts willkommener ſeyn, als eine Anleitung über Wart, Pflege und Zucht der Schafe, nebſt deren Veredlung, von der Hand eines erfahrungsreichen Mannes zu erhalten. Herr Oberamtmann Mirus, deſſen Verdienſte um die Landeskultur u. ſ. w. ſchon durch die ehrendſten Auszeichnungen und vielfachen Ordensverleihungen gekrönt wurden, bedarf für ſeine Schrift gewiß keiner weitern Anrühmung. — Der Verleger hat Sorge getragen, daß man jedes Bändchen in allen deutſchen Buchhandlungen auch einzeln bekommen kann. Dieſes Werk verdient wirklich aller Beachtung und Würdigung. Wir machen die Oekonomen darauf aufmerkſam.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 12. 22. März 1842.

Inhalt: Der Thürmer von Hela. (Fortſetzung) — Etwas über Hausknechte. — Gedanken-Spähne. — Wärme und Kälte. — Gleichum.

Der Thürmer von Hela.

(Fortſetzung.)

„Ich bin kein Schleichhändler,“ fing Hermann zu erzählen an, „ich bin der Sohn eines geachteten Danziger Bürgers. Mein Vater war der als geſchikter Uhrmacher bekannte Meiſter Danneberg. Er hatte eine Uhr verfertigt, die ihres Gleichen nicht in Europa oder der ganzen Erde hatte. In der Marienkirche war dieß Meiſterwerk zu ſchauen, und alle Fremden, die nach Danzig kamen, bewunderten es, und ergözten ihr Aug' und Ohr an der kunſtreichen Arbeit, und am wundervollen Klange des Glokenſpieles, welches gar herrliche Weiſen ertönen ließ. Die Bewohner Danzigs waren ſtolz auf den Beſiz der Uhr, und der Ruf meines Vaters verbreitete ſich weit hinaus in die Fremde. Da erſchienen auf Einmal in Danzig Abgeſandte von Hamburg, welche kamen, meinen Vater dahin zu entbieten, um für die dortige Hauptkirche eine ähnliche Uhr anzufertigen. Der Vater willigte ein. Schon waren die Schiffe ſegelfertig, welche die Hamburger nach Danzig gebracht hatten, und die ſie nebſt meinem Vater zurükführen ſollten; da ließ der erſte Stadt-Vogt von Danzig, ein neidiſcher, hochmüthiger Mann, der dem Vater ſeinen Ruhm und die Liebe ſeiner Mitbürger um ſo mehr mißgönnte, weil er ſich nicht geliebt wußte und weil der Vater ſich nicht tief genug vor ihm beugte, den Befehl an ihn ergehen, nicht nach Hamburg zu reiſen, weil Danzig den Vorzug haben ſollte, eine Uhr zu beſizen, wie ſonſt keine Stadt mehr. Der Vater ließ antworten, er ſey frei, ſeine Kunſt zu üben, wie und wo er wolle, und er werde ſie ſtets zur Ehre Gottes gebrauchen, wo er Gelegenheit dazu finde. — Die Vorbereitungen zur Reiſe wurden nun fortgeſezt, und mit dem erſten günſtigen Winde ſollte die Fahrt angetreten werden. Den Tag vor der Abreiſe wurde der Vater aufs Rathhaus entboten. Der Stadtvogt inmitten der verſammelten Rathsherren empfing ihn mit düſtern Blicken, und wiederholte beſcheiden, aber feſt, daß er den Hamburgern ſein Wort gegeben habe, und es halten müſſe und wolle, und daß Niemand das Recht habe, ihn in Ausübung ſeiner Kunſt zu ſtören. — Ihr ſollt ſehen, daß ich es habe, rief, vor Wuth ſchnaubend, der Stadtvogt, und auf ein Zeichen, das er gab, traten vier Henkers-Knechte hervor, die über meinen Vater herfielen und ihn in die Marterkammer ſchleppten. Vergebens wehrte ſich der Vater aus allen Kräften, die Vier überwältigten ihn, und während ihn Drei hielten, ſtieß ihm — o, kaum vermag ich es auszuſprechen — ſtieß ihm der Vierte ein ſpiziges Meſſer in die Augen.“ — Hermann mußte innehalten; ſein Kopf war auf den vor ihm ſtehenden Tiſch geſunken, während Regina bleich und ſtarr, wie ein Marmorbild, neben ihm auf der Bank ſaß. Nach einer ſchauerlichen Pauſe richtete ſich Hermann in die Höhe und erſchrak, als ſein Auge auf die bleiche, regungsloſe Regina fiel. Er faßte ihre Hand und ſah ihr wehmüthig ins Geſicht. „Vergebt,“ ſprach er, „daß ich Euer weiches Herz durch meine gräßliche Erzählung ſo rauh berührte; doch — das Gräßlichſte iſt vorüber.“ —

„Der arme unglükliche Vater,“ fuhr Hermann fort, „wurde nun mit ſeinen blutenden Augenwunden in einen feuchten Kerker geworfen. Meiner Mutter und mir ward kein Zutritt zu ihm geſtattet, und auch, was mit ihm vorgegangen

war, erfuhren wir nicht; Niemand ſollte es erfahren, denn der Stadtvogt fürchtete die Wuth des Volkes. Indeß wurde doch hin und wieder gemunkelt, es ſey dem Vater ein groſſes Leid angethan worden. Die Mutter, halb in Verzweiflung, eilte zu ihrem Beichtvater, einem alten ehrwürdigen Geiſtlichen, und flehte um ſeinen Beiſtand. Der würdige Greis ſann eine Weile und ſagte dann: ich kenne einen unterirdiſchen Gang, der aus der Marienkirche in den Kerker Eures Mannes führt. Durch dieſen Gang will ich zu ihm gelangen und ſehen, was mit ihm vorgegangen iſt. Die Mutter bat ihn, ſie mitzunehmen, aber er verweigerte es feſt. Ich ſtand während dieſes Geſpräches neben der Mutter und hob meine kleinen Hände — ich war kaum 10 Jahre alt — bittend in die Höhe und flehte: Nehmt mich mit, ehrwürdiger Vater! — ach, bringt mich doch zu meinem lieben Vater! Der Geiſtliche willigte ein. Ich begleitete ihn, aber die Mutter mußte zurükbleiben, weil er fürchtete, der Anblik eines groſſen Unglükes könne ihr den Tod geben. So gelangte ich in den Kerker meines Vaters. — Regina! vierzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen — aber — als hätte ich ihn geſtern geſehen, ſo lebendig ſteht das Bild meines Vaters in meiner Erinnerung — wie ich an ſein Lager trat — in ſeine leeren, wunden Augenhöhlen ſtarrte — wie ich ihn beim Namen rief — ihn umſchlang — wie er mich an ſich drükte — o Regina! währte mein Leben tauſend Jahre, ich würde dieſen fürchterlichen Augenblik nicht vergeſſen.“ — Regina hielt die Hände vor's Geſicht und weinte ſtill und ſchmerzlich. „Der Vater hielt mich lange in ſeinen Armen,“ fuhr Hermann fort, „dann faßte er ſich und ſagte: mein Sohn, wenn du groß wirſt, dann räche mich! Dieſe Worte drangen tief in mein Herz, und ich vergaß ſie nicht. Der Geiſtliche, empört über die Grauſamkeit des Stadtvogtes, forderte meinen Vater auf, ihm zu folgen. Er that es, und verließ ſchwankend ſeinen Kerker; der Geiſtliche führte ihn, ich hielt ſeine Hand, und ſo gelangten wir durch den verborgenen Gang in die Marienkirche. Es war an einem Sonntage. Die Gemeinde war zum Gottesdienſte verſammelt. Kaum hatten wir die Kirche betreten, als das Glokenſpiel der Uhr ertönte. Der Vater erbebte vor Freude und Schmerz. Führt mich zu meinem Werke! ſprach er. Ich führte ihn hinauf, während der Geiſtliche uns langſam folgte. Kaum war der Vater bei der Uhr angelangt, ſo griff er mit kräftiger Hand in das Räderwerk, zerriß die Ketten, ſprengte die Federn, ſo daß im Augenblike ein wildes Summen und Sauſen an der Uhr alle Anweſenden in Schreken ſezte. Aller Blike waren in die Höhe gerichtet, da ſah und erkannte man meinen Vater, ſah ihn augenlos, noch mit Blutfleken bedekt, und ein lautes Murren erhob ſich. In dem Augenblike ſtürzte durch einen ſtarken Stoß meines Vaters die Uhr mit ſchreklichem Geraſſel herab in die Kirche, und lag in tauſend Stüken zertrümmert am Boden. Der Stadtvogt, der ebenfalls in der Kirche war, ſah todtenbleich und bebend, was um ihn vorging, ſah die drohenden Mienen Derer, die ihn umgaben, und ſtürzte zur Thüre hinaus. Das Volk ſtürmte ihm nach, und noch begreife ich nicht, wie er den Wüthenden entging, aber er entkam. Unter wildem Geſchrei wälzte ſich die Volksmaſſe nach ſeinem Hauſe, riß es nieder, plünderte und zertrümmerte ſein prächtiges Hausgeräth, ſo daß in wenigen Stunden ein bloſſer Schutthaufen an der Stelle zu ſehen war, wo der Frevler gehauſt hatte. Von ihm ſelbſt habe ich ſeit dieſer Zeit nichts vernommen. — Mein Vater wurde unter tauſend Zeichen der Liebe und Theilnahme nach ſeinem Hauſe gebracht, wo er aber ſchon nach wenigen Stunden in den Armen meiner troſtloſen Mutter den Geiſt aufgab.“

Hier folgte wieder eine lange Pauſe, dann fuhr Hermann fort: „Die Mutter konnte nicht in einer Stadt bleiben, wo ſie ſo glüklich geweſen war, und ſo Schrekliches erlebt hatte. Sie hatte einen Bruder, der Schiffbauherr in Elbing war, zu dieſem begab ſie ſich. Dort vertrauerte ſie ihr übriges Leben, welches nur noch von kurzer Dauer war. Ehe zwei Jahre vergingen, war ich eine vater- und mutterloſe Waiſe. Der Oheim, welcher keine Kinder hatte, nahm mich an Kindesſtatt an, und erzog mich mit väterlicher Sorgfalt.

Ich hätte glüklich ſeyn können, hätte das Schikſal meiner Eltern nicht einen unauslöſchlichen Eindruk auf mein junges Herz gemacht. Des Vaters Worte im Kerker: Wenn du groß ſeyn wirſt, räche mich! waren nicht vergeſſen worden. Ich wuchs heran und der Rachgedanke gewann immer mehr Stärke in mir. Ich hatte bei meinem Oheim die Schiffbaukunſt erlernt, und als meine Lehrjahre vorüber waren, wollte ich hinaus in die Welt. Der Oheim willigte ein. Meine erſte Wanderung war nach Danzig. Ach, Regina! wie war mir da zu Muthe, als ich in der langen Gaſſe das Haus meiner Eltern wieder ſah. Seit des Vaters traurigem Tode ſtand es öde und verſchloſſen. Niemand, hieß es, könne es bewohnen, weil der Geiſt meines Vaters allnächtlich darin umgehe *).“

„Es hatte ein trauriges Anſehen, die Fenſter waren mit Staub und Spinnengeweben bedekt, und Schlöſſer und Riegel waren verroſtet. Aber inwendig, im ehemaligen Zimmer meinnes Vaters, wurde ſein zerſchmettertes Kunſtwerk, die Uhr, aufbewahrt. Viele Meiſter hatten verſucht, das Werk wieder herzuſtellen, aber keinem war es gelungen. — Ich fragte nach dem Mörder meines Vaters, Niemand wußte mir Kunde von ihm zu geben. Endlich ſagte mir ein Danziger Bürger, vor Kurzem ſey ſein Sohn aus England, wohin ihn ein Verwandter mitgenommen hatte, zurükgekehrt, und lebe in einer der Vorſtädte unter einem fremden Namen. Vergebens ſpähte ich nach ihm, ich konnte ihn nicht entdeken. Da begab es ſich, daß ich einſt unweit der Stadt in einer Schenke mit mehreren Männern zuſammentraf, welche luſtig zechten. Ich wußte nicht, daß es Schleichhändler waren, die ſich dort zu verſammeln pflegten, und geſellte mich zu ihnen. Während wir, an einem Tiſche beiſammen ſizend, einen Becher nach dem andern leerten, trat ein junger Mann herein, der ſich den Schleichhändlern nahte, und leiſe mit einigen ſprach. Man warf mißtrauiſche Blike auf mich, und es erfolgte ein drükendes Stillſchweigen. Mittlerweile faßte ich den neuen Ankömmling ins Auge. Ich fuhr zuſammen, denn ſein Geſicht trug die Züge des Stadtvogtes, die nach vierzehn Jahren meinem Gedächtniſſe noch völlig gegenwärtig waren. Das muß ſein Sohn ſeyn! dachte ich, und ohne Säumen trat ich zu ihm hin und fragte nach ſeinem Namen. Was geht Sie mein Name an? fragte er, mich mit feindlichen Bliken meſſend, und in dem Augenblike erhoben ſich alle Schleichhändler, die, wie ich ſpäterhin erfuhr, mich für eine verkappte Gerichtsperſon hielten. Nun begann ein Wortwechſel, in den ſich bald unziemliche Reden, Schimpfworte und Drohungen miſchten. Der Name Joſeph Brinken klang durch den Streit, nun wußte ich, daß ich mich nicht irrte. Mein Blut kochte, ich ergriff ein mir nahe liegendes Meſſer und wehrte mich, indem ich Einige leicht verwundete; aber halb in raſender Wuth, halb mit Abſicht, waren meine Streiche nach Dem gerichtet, den ich für den Sohn des Feindes meines Vaters hielt; und als lenke eine unſichtbare Hand meinen Arm, traf ihn ein Stoß in die Bruſt, der ihn zu Boden ſtrekte. Im Handgemenge entkam ich. Meine Flucht ging hieher. Die Schaarwache hat mich aber auch hier entdekt, und hält mich, wie ich zu meiner Verwunderung höre, ſelbſt für einen Schleichhändler.“

Er ſchwieg und Regina ſaß noch immer tief erſchüttert in Gedanken verſunken. „Und iſt der Mann, denn Ihr getödtet habt,“ fragte ſie endlich, „wirklich der Sohn Eures Feindes?“ — „Ich glaube es,“ erwiederte Hermann, „ein inneres Gefühl ſagt mir, es war Joſeph von Brinken!“ — „Und gereuet Euch die That nicht?“ fragte Regina ſchaudernd. — „Es wäre mir lieber,“ antwortete Hermann, „ich hätte den Vater getroffen.“ — „O, laßt dieſe Gedanken der Rache!“ ſagte Regina tief erregt, „denkt an die Worte: Die Rache iſt mein; ich will vergelten!“ — Hermann ſah ſie lange und bedeutſam an, „ja, Regina,“ ſagte er dann, „wenn ich in Euer Engel-Antliz ſchaue, wenn Euer holder, ſanfter Blik mich trifft, dann fühle ich mein Herz umgewandelt, fühle mich weich und verſöhnlich; aber ſo wie Ihr fern von mir ſeyd, greift der finſtere

*) Noch jezt wird in Danzig dieß Haus gezeigt, und die Sage, es ſpuke darin, hat ſich bis jezt erhalten.

Geiſt der Rache wieder an mein Herz, und ich fühle es, ich kann nicht eher ruhen, bis der Mörder meines Vaters gefallen iſt." — „O Ihr ſeyd ſchreklich!" ſagte Regina das Geſicht von ihm wendend, „Ihr wißt ja nicht einmal, ob der Unglükliche noch lebt, oder welche Strafe ihm ſchon geworden iſt." — —

Hier wurden ſie durch ein dumpfes Stöhnen unterbrochen, das ſich auſſen an der Thür vernehmen ließ; Regina erſchrak, und Hermann einen Wink gebend, ſich in die äuſſerſte Eke des kleinen Behältniſſes zurükzuziehen, eilte ſie, die Thüre zu öffnen. Aber ſie wurde von einem lähmenden Schreken ergriffen, als ſie einen Mann dicht vor der Thür ausgeſtrekt am Boden liegen ſah, und als ſie die Thür weiter öffnete, ſo daß der Lichtſchein vom Fenſter auf ihn fallen konnte, ihren Vater in ihm erkannte. Ein Schrei des Entſezens, den ſie ausſtieß, zog Hermann aus ſeinem Verſteke. Beide hoben den Bewußtlosſcheinenden in die Höhe, und trugen ihn auf Reginas Wink in das kleine Thurmgemach, wo er auf ſein Bett gelegt wurde. Der halb Ohnmächtige ſtieß von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus, und bewegte die Lippen, als wolle er ſprechen, aber die Worte verſagten ihm. Hermann und die geängſtigte Regina waren eifrig bemüht, ihn ins Leben zurükzurufen, und bald gab er auch Zeichen des Bewußtſeyns. „Könnt Ihr nicht ſchnell einen Arzt herbeiſchaffen?" fragte Hermann Reginen. „Ach Gott," war die Antwort, „auſſer einem alten Bader iſt auf unſerer Inſel kein Arzt zu finden, den will ich aber holen; ſeyd ſo gütig, lieber Herr, mittlerweile bei meinem alten Vater zu bleiben." Hermann ſezte ſeine Bemühungen um den Kranken fort, bis Regina, von dem Bader begleitet, zurükkehrte. Der Bader unterſuchte den Puls des Thürmers, und fand einen Aderlaß nöthig, den er ſogleich verrichtete, und der auch wirklich den alten Claudius völlig zur Beſinnung brachte. Sein erſter Laut war Regina, die ſich weinend über ihn beugte. Dann fragte er, wer bei ihm ſey. „Unſer Gaſt," antwortete Regina, „und Meiſter Fabriz, der Bader, und ich."

Der Thürmer ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Ich fühle mich beſſer, Meiſter Fabriz, ich danke Euch für Eure Bemühungen, beſucht mich morgen wieder, für heute brauche ich nur Ruhe." Der Bader verordnete noch einen beruhigenden Trank, und ging darauf von dannen, mit dem Verſprechen, morgen wieder nach ſeinem Kranken zu ſehen. — Kaum hörte der Thürmer das Zumachen der Thüre, als er umhertappte, als ſuche er etwas. „Iſt der Flüchtling, den wir beherbergen, noch hier?" fragte er, und als Regina es bejahte, fuhr er fort: „Iſt es wirklich wahr, junger Mann, daß Ihr den Joſeph von Brinken getödtet habt?" Hermanns Pulſe ſtokten, er ſchwieg. „Antwortet mir, ich beſchwöre Euch!" ſezte der Blinde hinzu. — „Ihr habt mich alſo behorcht," ſagte Hermann. — „Ich wollte," erwiederte Claudius, „meine Tochter ſuchen, und tappte bis zur Thüre Eures Verſteks. — Ihr ſpracht laut — ich ſtand ſtille, — nun Ihr wißt, was ich hören konnte," fügte er in dumpfen Tone hinzu. „Jezt ſprecht mir Wahrheit! War es Joſeph von Brinken, den Ihr mordetet?" — „Ich glaube, er wars," antwortete Hermann. — „Gut!" ſprach der Thürmer in einem ſchreklichen Tone, „ſo kommt her und gebt auch mir ſchnell den Todesſtoß, denn Der, den Ihr erſchlugt, war mein Sohn!"

Ein furchtbares Stillſchweigen folgte, aber es dauerte nur wenige Sekunden. Regina brach es. „Vater!" ſprach ſie, „Ihr ſprecht im Fieberanfall." — „Nein, Tochter," entgegnete der Vater, „du mußt es endlich wiſſen, ich bin der Stadtvogt Brinken." Regina ſank erſtarrt auf den hölzernen Stuhl neben des Vaters Lager, und in Hermanns Seele tobte ein fürchterlicher Sturm. Abſcheu, Rachbegierde und Mitleid kämpften in ihm, er war keines Wortes mächtig. „Nun, was zögert Ihr?" begann der Thürmer wieder, „geht raſch zu Werke! Eure Racheopfer ſind bereit — doch Eines noch bitte ich von Euch, tödtet nicht auch meine arme Regina; ſie ſoll leben, erbarmt Euch Ihrer, ſie iſt ja unſchuldig an ihres Vaters Verbrechen, verſprecht mir, ſie nicht zu tödten, verſprecht!" Regina war auf das Krankenlager geſunken, und ein krampfhaftes Schluchzen erhob

ihre Bruſt. Hermann blikte wild um ſich. „Elender!“ rief er endlich, „es iſt die Hand der rächenden Gottheit, die Euch jezt in meine Hände gibt! Es iſt wahr, ich habe nach Eurem Blute gedürſtet, aber ich ſehe, die ewig vergeltende Gerechtigkeit iſt mir zuvorgekommen. Was Ihr meinem Vater gethan, hat Euch Gott vergolten — — Ihr habt Euer Augenlicht verloren.“ — „Ja!“ ſagte der Thürmer, „Euer Vater iſt gerächt! Vierzehn Jahre habe ich ſeitdem in Armuth und Verachtung bingeſchleppt, die lezten drei, ohne die Sonne mehr zu ſchauen. Oft war ich verſucht, mein Leben zu enden, aber meine arme Regina feſſelte mich hier; und dann — die Furcht vor der ewigen Strafe. Ach, junger Mann! was ich äuſſerlich litt, meine Dürftigkeit, meine Niedrigkeit, meine Blindheit ſelbſt iſt gar nichts gegen die Hölle, die in meinem Innern tobt; gegen die Furcht, daß die Verheiſſung Gottes: „ich will die Schuld der Väter rächen an den Kindern,“ auch an meinen armen Kindern in Erfüllung gehen werde! Nun es iſt geſchehen! Joſeph iſt unter Euren Händen verblutet. Nun ſo zögert denn nicht, junger Mann! tödtet mich, denn ich habe es um Eurem Vater verdient.“ — „Nein, Unglüklicher!“ erwiederte Hermann, „es ſey fern von mir, dem Gott der Gerechtigkeit vorzugreifen! Ihr büßt ja, was Ihr verbrochen.“

„Wohlan!“ ſprach der Thürmer, ſo vergebt mir, wenn Ihrs könnt.“

Er ſtrekte ſeine Hand aus, als erwarte er, Hermann werde die Seinige hineinlegen, aber dieſer regte ſich nicht, und ſchaute mit düſtern Bliken auf den elenden Feind ſeines Vaters. Dieſer, von der erſchütternden Szene erſchöpft, fiel in eine Art von betäubendem Schlummer, der länger als eine Stunde dauerte. Dann erwachte er und ſprach nun ruhiger zu den neben ihm Sizenden. Regina, die noch immer wähnte, ihr Vater habe im Fieberparoxysmus geſprochen, fragte, ob er ſich erinnere, was er geſagt habe. Er wiederholte feſt und ruhig, er ſey der ehemalige Stadt-Vogt Brinken. — „Du kannſt das nicht wiſſen, Regina,“ fuhr er fort, „du warſt kaum vier Jahre alt, als jenes Ereigniß Statt fand. Ich mußte mit deiner Mutter, mit dir und deinem einzigen Bruder flüchtig werden; die Danziger hätten mich zerriſſen, wäre ich in ihre Gewalt gerathen. Mein Vermögen ward eingezogen, mein Haus zerſtört und geplündert; meine Gattin ſtarb aus Gram, meinen ſiebenjährigen Sohn ließ ich in den Händen eines Verwandten, der ihn nach England führte, wo er ihn erzog. Nur ſelten bekam ich Botſchaft von ihm. Lange irrte ich mit dir, meine Regina, unſtät und flüchtig umher, bis ich vor ſechs Jahren hier einen Ruhe-Punkt fand. Ich, der ich einſt in Wohlleben und Ueberfluß mich als den Erſten einer reichen Bürgerſchaft ſah, dankte nun Gott, einen Zufluchtsort auf dieſem Thurme zu finden, und ein geringes Amt zu verwalten, das mir und meinem armen Kinde einen kargen Unterhalt gewährte. Du, meine Regina, wußteſt nicht, was ich geweſen war, was ich gethan hatte; nur eine ſchwache Erinnerung war dir geblieben, woraus du vermuthest, daß ich einſt in einem viel höheren Stande gelebt hätte.“ — Regina bat den Vater ſich ruhig zu verhalten, weil ihn die Erinnerung an die Vergangenheit zu mächtig ergreife. Er ward ſtill und entſchlummerte allmählig.

(Schluß folgt.)

Etwas über Hausknechte.

Cuique suum.

Es iſt in den meiſten unſerer Städte üblich, die Hausknechte in den Gaſthäuſern auf Trinkgeld anzuweiſen, ſtatt ſie ordentlich zu bezahlen, wie jeden andern Dienſtboten. Dieſes iſt zugleich mit Anweiſung auf „Handel“ (oder Gewerbs-Beeinträchtigung) verbunden, was ſchon nach der Dienſtbotenordnung verboten ſeyn ſoll.

Der Schaden, welchen ſolche Kontrakte zwiſchen dem Hausprinzipal und ſogenannten Hausmeiſter hervorrufen, beſteht hauptſächlich in Folgendem:

1) Der Hausknecht bereichert ſich, der Herr wird aber dabei nicht ſelten arm. Der Bauer z. B. zahlt dem Wirthe etwa 6 kr., wobei 1 kr. Profit bleibt, der Hausknecht erhält gewöhnlich 6 kr. (per Pferd ꝛc.) reinen

Profit; darum ſind unſere ſonderbaren Majoresdomus auch prächtigſt gekleidet, trinken Abends gewöhnlich in dem Kellerſtübchen Wein und Kaffee, und nach wenigen Jahren eroberten ſie ſich Häuſer und Höfe. — Wir rathen daher den Wirthen aller Art, ſich dahin zu verbinden, daß dieſe Viceherren beſtimmten Lohn erhalten, Stallgeld dem Herrn verrechnet werde und der Hausknecht einſehen lerne, wie er mit 36 bis 40 fl. Jahreslohn doch noch viel beſſer (Trunk, Koſt ꝛc.!) daran ſey, als der Bauernknecht.

2) Die Hausknechte handeln gewöhnlich mit Getreide, Salz, Sämereien, Limonien, Geiſſel-Stäben und dergl., und beeinträchtigen dadurch die Bürger, welche für ihre Berechtigung Steuren zu bezahlen haben, während der Hausknecht leer ausgeht, aber die Waaren ſteigert oder herabdrükt, den Hauſirhandel unterſtüzt, verſchiedene Unterſchleiſe begünſtiget. Es iſt dieß um ſo trauriger, als manche Polizeibehörden von Einſchreitungen gegen ſolchen Unfug Nichts wiſſen wollen; ja auf geſtellte Klagen ſich ſchon unwillig und mit Beziehung auf ☞ Obſervanz!!! geäuſſert haben ſollen — was wir nicht glauben wollen zur Ehre der Amtsgewiſſenhaftigkeit.

Indem wir dieſes in konkurrenzreichen Tagen öffentlich rathen und erzählen, wünſchen wir, daß die Gaſtgeber im eigenen Intereſſe und aus Liebe zu ihren Mitbürgern (Familienvätern) ſich doch endlich dazu verſtehen mögen, den (ledigen) Haus-Knechten dieſes Handwerk zu legen; denn es wird doch nur unter Mitwirkung der Herren ſelbſt gegen dieß täglich mehr einreiſſende Uebel kräftig eingeſchritten werden können. Die Kunden (Gäſte) werden ſich viel lieber zu einer mäſſigen Vergütung direkte an den Herrn ſelbſt verſtehen, als zu der immer ſteigenden Remuneration an den Hausknecht, der Deſſen ungeachtet öfter fahrläſſig ſich zeigt. Werden in einer Stadt nur 10 Wirthe einmal ſich auf dieſe Hausknechtweſensreformation verſtehen, ſo mag man ſchneller Verbreitung und Nachahmung ganz verſichert ſeyn. Dixi.

Sämmtliche Volksblätter werden um Aufnahme dieſes Artikels erſucht.

Gedanken-Spähne.

Vom Wiz.

1.

Mutterwiz — gleicht dem treffenden Bliz-Strahl, der zündet. — Kunſtwiz — iſt Kunſt-Feuerwerk.

2.

Der wahre Wiz kommt unangemeldet, — oder klopft an fremder Thüre, um den Hausbeſizer zu prüfen — manchmal legt er eine Viſitenkarte ab.

3.

Der Wiz gefällt vorzüglich im leichten eleganten Negligé, Luxus und Flitter verdunkeln ſeine Schönheit.

4.

Aecht komiſcher Wiz iſt der Sohn des lächelnden Augenbliks — nicht das Kind der mit Schmerzen langſam gebärenden Zeit.

5.

Wer gibt der ungeſchliffenen (aber ächten) Juwele nicht den Vorzug vor dem polirten Glas? — und wer kennt nicht den Unterſchied zwiſchen gleiſſendem Afterwiz und rohem Naturwiz?

6.

Stechender Wiz ohne Anmuth gleicht dem Roſenſtrauch im Winter.

7.

Man nennt den Wiz mit richtiger Anſpielung das Salz an der Tafel der Gelehrten. Könnte man die Wizarten nicht auch nach den verſchiedenen Salzarten eintheilen? So z. B. dürften wir den Wiz eines Shakeſpears oder Jean Pauls in die Klaſſe des Meerſalzes ſezen; Beider Wiz iſt unerſchöpflich wie das Meerſalz, aber auch gleich ihm für Mägen unverdaulich. — Das geſunde und reingeläuterte Quellſalz finden wir in Sterne (Jorik) Thümmel, Muſäus ꝛc. — Das Bergſalz gewinnt der Fleiß durch tiefes Nachgraben in den Schriften eines Eduard Jungs, Hamans, Popes ꝛc. Das reinigende Bitterſalz liefern uns Swift, Rabner, Perſius, Juvenal, Horaz ꝛc.

8.

Der Verſtandeswiz iſt der treue Reflexions-Spiegel, — — der Phantaſiewiz der verſchönernde Zauberſpiegel.

9.

Haſche nicht Blumen des Wizes; aber verſchmähe auch nicht den reichen Blütenbaum, den der höhere Genius in deinen Garten pflanzte.

Wärme und Kälte.

Was warm und was kalt iſt, glaubt Jedermann zu wiſſen, und doch läuft bei Manchem ein Irrthum mitunter, da der Körper, den er beim Anfühlen für kälter oder für wärmer hält, es nicht an ſich iſt, ſondern ihm nur ſo erſcheint, je nachdem er dem ihn anfühlenden, berührenden, ſchnell oder langſam die Wärme entzieht oder mittheilt. Wir wollen die Sache gleich deutlich machen. Wenn Jemand des Winters in eine Stube kommt, ſo haben alle darin befindlichen Gegenſtände einerlei Temperatur, d. h., der eiſerne Ofen iſt nicht kälter, als der hölzerne Tiſch und der wollene Teppich. Aber jezt gehe Einer mit bloſſen Füſſen auf den Teppich, und er wird nicht viel von Kälte fühlen. Er trete auf die bloſſen Dielen; dieſe werden ihm ſchon kälter zu ſeyn dünken. Iſt ein Eſtrich da, ſo kältet es noch mehr, und fände ſich eine eiſerne Platte irgendwo vor, ſo würde das Gefühl der Kälte kaum zu ertragen ſeyn; und doch iſt die leztere an ſich nicht kälter, als der Teppich. Aber es iſt ein kleiner Unterſchied, der ſie dem Gefühle am Kälteſten erſcheinen läßt. Der Teppich iſt der ſchlechteſte, das Eiſen der beſte Wärmeleiter. Jener nimmt alſo die Wärme aus dem nakten Fuſſe am Langſamſten auf und läßt ſie am Wenigſten hindurch, dieſes entzieht ſie ihm am Geſchwindeſten, läßt ſie am Schnellſten hindurch und erregt in uns ſo das auffallende Gefühl der Kälte. Mit der Wärme verhält es ſich eben ſo. In einem Siedehauſe, wo die Hize der des menſchlichen Blutes beikommt (30 Grad Reaum.), werden alle darin befindlichen Gegenſtände einen gleichen Grad Wärme erhalten, und wenn wir da den Teppich, die Diele, das Eſtrich, die Eiſen-Platte anfühlen, keinen Unterſchied merken. Aber wir wollen annehmen, daß die Hize über die Blutwärme erhöht ſeyn ſoll. Wenn wir dann den Teppich anfühlen, ſo kommt er uns am Kühlſten vor, denn weil er der ſchlechteſte Wärmeleiter iſt, mithin die ihm abgegebene Wärme unſrer Haut am Langſamſten mittheilt, ſo wird er in dem Maße kühler anzufühlen ſeyn, in welchem er umgekehrten Falls wärmer ſchien. Das Holz wird ſich dann ſchon heiſſer, das Eſtrich noch mehr und das Eiſen bis zum Verbrennen heiß anfühlen laſſen. Geben wir ein Bund Wolle und eine Eiſenplatte einer ſibirſchen Kälte preis, ſo haben beide an ſich einerlei Temperatur. Aber weil ſie in verſchiedenem Grade die Wärme leiten, ſo kann man jene unbedenklich angreifen, die leztere dagegen würde gleich der Hand die Wärme ſo ſchnell entziehen, daß unvermeidlich Zerſtörung erfolgte. Wollen wir beide auf einen Ofen legen, daß beide gleich viel Hize annehmen, ſo iſt jenes beim Angreifen dennoch kühl und dieſe glühend heiß anzufühlen. Was gegen die Kälte ſchüzt, hilft auch gegen die Wärme, ſagt das Sprichwort, und es iſt auch unter gewiſſen Umſtänden vollkommen wahr. Auf welche Weiſe, lehrt dieſe Darſtellung: Kleidungsſtüke wärmen nemlich nicht an ſich, ſondern indem ſie die Wärme des Körpers nicht, oder doch ſehr wenig fortgehen (wollene, Pelzkleidung), oder ſie nicht unmittelbar von auſſen her auf ihn einſtrömen laſſen.

Gleichum.

Von Jerſey aus iſt in dieſen Tagen, wie die Times melden, ein Straſſenräuber, der ſeines Verbrechens vor Gericht überführt war, den Geſezen der Inſel gemäß — nach England transportirt und dort in Freiheit geſezt worden. Wie die Engländer ihre Verbrecher nach Neuſüdwales transportirten, ſo transportirten die guten Bewohner von Jerſey die ihrigen zur Strafe nach England.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Dornen-Krone.

Ave Corona.

Etwas für die hochheilige Charwoche.

Sey gegrüſſet, gnadenreiche Krone!
Diadem des Mittlers, ſey gegrüßt!
Stumme Zeugin von dem Höllenhohne,
Der von deinen Stacheln niederfließt!

Sey gegrüßt! Um Jeſu Schläfe haben
Sie geflochten deinen ſcharfen Dorn.
Heiſſe Wunden haſt du ihm gegraben.
Voller ſtrömte ſeines Lebens Born.

Aber du, o blutbeſprizte Krone, –
Bringſt der Welt die groſſe Lehre bei,
Daß der Chriſten Weg zum Ehrenthrone
Blutig und beſtreut mit Dornen ſey.

Jeſus Chriſtus iſt vorangegangen
Dieſen rauhen Pfad zur Herrlichkeit.
Schweiß und Thränen nezten ſeine Wangen,
Heiß und blutig war des Kämpfers Streit.

Ueberwunden hat er, überwunden,
Hat vollendet ſeinen Leidenlauf.
Und die Krone, von dem Strauch gewunden,
Hing er dort als Siegeszeichen auf.

Eine andre Krone werd' ich ſehen
Auf des Königs Haupte leuchtender,
Als die Sterne, die am Himmel ſtehen,
Nicht beflekt vom Hohn der Erde mehr.

Nun ſo drük' ich dich in meine Schläfe,
Blut'ge Krone, eines Chriſten Zier!
Wenn auch Noth und Leiden mich beträfe,
Dennoch überwinde ich mit dir.

Hat dich nicht mein Jeſus ſelbſt getragen?
Hat er nicht geheiligt jeden Dorn?
Hat er nicht gemildert deine Plagen,
Nicht entlaſtet dich vom Richterzorn?

Im Gehorſam mich, wie er, zu üben,
Soll ich tragen dieſer Krone Schmuk!
Lernen ſoll ich meinen Vater lieben
Unter banger, heiſſer Qualen Druk!

Soll mit dieſer blut'gen Krone eilen
In ſein Reich, wo keine Schmach mehr drängt,
Wo an ſeines Tempels goldnen Säulen
Gott der Chriſten Krone aufgehängt!

O du liebe, bluterſtarrte Krone!
Diadem des Mittlers, ſey gegrüßt,
Weil ein Blik vom nahen Chriſtenlohne
Alle Noth und Schmerzen mir verſüßt!"

Verlagswerke von J. J. Weber in Leipzig.

Wohlfeile Taſchen-Ausgabe.

Boz ſämmtliche Werke.

Aus dem Engliſchen
von H. Roberts und E. A. Moriarty.

Preis eines jeden Bändchens ½ Rthlr. — 30 kr. C.M.

Jedes Werk iſt auch einzeln zu haben.

Die Pickwickier. 6 Bändchen.

Nikolas Nikelby. 7 Bändchen.

Londoner Skizzen. 4 Bändchen.

Oliver Twiſt. 3 Bändchen.

Joſeph Grimaldi. 2 Bändchen.

Maſter Humprey's Wanduhr. 9 Bändchen.

Barnaby Rudge.

Fortſezung von Maſter Humphrey's Wanduhr.
8 Bändchen. Preis 2¼ Thlr.

Bildergallerie zu Boz.

Barnaby Rudge.

Illuſtrirt
von G. Cattermole und H. K. Browne.

8 Hefte. Preis eines jeden Heftes (aus 10—12 Bildern beſtehend) ¼ Thlr. — 15 kr. C. M.

In Folge des freundlichen Entgegenkommens des Herrn Ch. Dickens (Boz) und nach Uebereinkunft mit ſeinen Verlegern Herrn Chapmann und Hall ſind wir in den Stand geſezt, gleichzeitig mit der Londoner Ausgabe die Original-Abbildungen derſelben zu liefern. Im Format reihen ſich dieſe an die vorerwähnte Taſchenausgabe an.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an. Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 13. 29. März 1842.

Inhalt: Der Thürmer von Hela. (Schluß.) — Ein gelehrtes Mädchen zur Frau? — Edle Menſchenrettung. — Vorliebe des Londoner Pöbels für Knauſer-Hinterlaſſenſchaften. — Ueber Schulbeſuch. — Künſtlerweiſe.

Der Thürmer von Hela.
(Schluß.)

Der Abend brach ſtürmiſch und finſter herein. Regina zündete die Lichter oben im Thurme an, und kehrte dann zu dem ſchlummernden Vater zurük: Hermann ſaß ſtumm und düſter an ſeinem Lager. Regina trat zu ihm heran und flüſterte ihm zu: „Haltet mich nicht für ungaſtlich, wenn ich Euch Eurer eignen Sicherheit wegen an den Aufbruch mahne. Ihr wolltet blos das Abend-Dunkel abwarten.“ — Hermann ſah ſie ſchmerzlich an. „Regina!“ ſagte er, „bin ich Euch läſtig, ſo will ich gehen — — aber, Regina, Eines erbitte ich von Euch: haßt mich nicht als den Mörder Eures Bruders!“ — Regina bedekte ihr Geſicht mit dem Schnupftuche und weinte. „Könnt Ihr verzeihen?“ fragte er weiter. — Sie gab ihm einen Wink, ſich zu entfernen. „Ach, Regina!“ ſeufzte Hermann, ihre Hand faſſend, „warum mußten wir uns nicht unter andern Verhältniſſen begegnen. Ihr ſeyd die Erſte, die mir wie ein Engel des Lichtes erſcheint, ach! — und in den finſterſten Stunden meines Lebens. Nur ſeit vier und zwanzig Stunden kenne ich Euch, aber ich fühle, daß ich Euch nie vergeſſen werde.“ Hier regte ſich der Kranke, der nur geſchienen hatte, zu ſchlummern. Er hatte die leiſe flüſternden Worte vernommen, und antwortete: „Hermann von Danneberg, wäret Ihr nicht der Mörder meines Sohnes, ich würde Reginens Hand in die Eure legen, damit die Arme nicht verlaſſen und verwaiſet daſtehe in der weiten Welt; und vielleicht würde ich dadurch den erzürnten Geiſt Eures Vaters verſöhnen; aber ſo, — nein! — Die Schweſter kann dem Mörder ihres Bruders nicht angehören.“ — „Nimmermehr! Nimmermehr!“ rief Regina, indem ſie laut ſchluchzend an des Vaters Lager ſank. — „Entfernt Euch, junger Mann!“ ſagte der Thürmer; „ich könnte Euch der Obrigkeit ausliefern, aber es ſey fern von mir! Ich betrachte Euch als ein Werkzeug Gottes, damit ich noch hier auf Erden die Schuld meines Lebens büſſen ſoll. Geht aber jezt! — geht!“ — Hermann warf noch einen langen ſchmerzlichen Blik auf Regina, die weinend ihr Geſicht in des Vaters Kopfkiſſen verbarg. „Lebt wohl!“ ſprach Hermann, „habt Dank. Regina, haſſe mich nicht! Leb' wohl!“ — Er eilte zur Thüre hinaus. Regina ſprang auf und eilte ans Fenſter, da ſah ſie ihn im Abendſcheine, in ſeinen Mantel gehüllt, die Landſtraſſe hintereilen, und bald war er ihr in Dunkelheit und Sturm verſchwunden.

Wenige Tage darauf ſtand Regina weinend an der Leiche ihres Vaters. Sie hatte ſeine lezten Stunden erleichtert, ihn in ſeinem Reueſchmerz getröſtet, beruhigt, und hatte ſeinen Segen empfangen. Die ganze weite Welt ſchien ihr öde, denn ſie ſtand nun darin einſam und verlaſſen. Im Thurme konnte ſie nicht bleiben, er wurde von einem neuen Wächter bezogen. Mehrere der Ortsbewohner boten ihr mit treuherzigem Wohlwollen ihre Häuſer zum Aufenthalte an; am Theilnehmendſten zeigten ſich Caspar und ſeine Eltern; ſie drangen in Reginen, bei ihnen Wohnung zu nehmen, aber ſie wies freundlich dankend, aber feſt, das Anerbieten von ſich; fürchtend, der Vorzug, den ſie ihnen dadurch gäbe, könne des Jünglings ihr wohlbekannter Neigung neue Nahrung geben, die ſie vermeiden wollte, weil ſie nun einmal dieſe Neigung nie theilen

konnte, und vergebliche Hoffnungen zu erweken, ihr ſtrafbar ſchien. So wählte ſie zur nächſten Zuflucht ihren Aufenthalt bei einer Wittwe, bis ihr tiefer Schmerz ihr geſtatten würde, an ihre fernere Zukunſt zu denken.

Der Frühling hatte ſich nun völlig eingeſtellt. Milde Lüfte und warmer Sonnenſchein hatte Tauſende von Keimen und Blüten ins Leben gerufen, und Alles freute ſich der verjüngten Natur. Nur in das trauernde Herz der verlaſſenen Regina drang kein Gefühl der Freude. Zwar hatte ſie ſich einen neuen Wirkungskreis gebildet, indem ſie einige Kinder des Ortes unterrichtete, denn ehe ſie mit dem Vater nach der Inſel Hela gekommen war, hatten Beide beim Schullehrer eines kleinen Dörfchens gewohnt, welcher Reginen unentgeltlich unterrichtete. Auch manche weibliche Arbeit hatte ſie ſich durch Luſt und Uebung angeeignet, und dieſe Fähigkeiten kamen ihr jezt trefflich zu Statten, und reichten hin, ihr wenigſtens fürs Erſte einen, wenn auch nur ſpärlichen, Unterhalt zu verſchaffen. Nach vollbrachtem Tagwerke pflegte ſie dann einen Spazirgang zu machen, und ſehr häufig lenkte ſie ihre Schritte dem Kirchhofe zu, wo ihr Vater ſeine Ruheſtätte gefunden hatte. — Vier bis ſechs Wochen mochten nach ſeinem Tode verfloſſen ſeyn, als ſie eines Abends in ſtille, tiefe Trauer verſenkt auf ſeinem Grabe ſaß. An das ſchwarze Kreuz gelehnt, dachte ſie nach über ihr Schikſal, ohne jedoch in Muthloſigkeit zu verſinken. Ihre fromme Seele fühlte mehr als je, daß eine höhere ſchüzende Hand nicht ferne von ihr ſey, und ſie leiten werde auf dem ferneren Wege des Lebens. Alſo nicht die Zukunſt beängſtigte ihr Herz, aber der Blik in die Vergangenheit trübte es. Des Vaters Bild, das des kaum gekannten Bruders ſchwebte um ſie, und zu dieſen geſellte ſich Hermanns Bild. Bei dem Gedanken an ihn ſchauderte ſie, und doch konnte ſie ihn nicht aus ihrer Seele verdrängen. Was mag aus dem Unglüklichen geworden ſeyn? dachte ſie, und hob die blauen Augen zum Frühlings-Himmel empor, an deſſen Rand die Sonne eben hinabgeſunken war. Gold und Purpurwolken glänzten im Weſten, aber ein feuchter Nebeldunſt begann ſchon die hellen Farben zu umſchleiern. Die See lag vor ihr wie ein blauer Spiegel, langſam ſchlugen die Wellen an das ſteile Ufer, und eine Schaar von Möven flatterte über die blaue Waſſerfläche hin. Dicht neben Reginen grünten und blühten die Gräber und die Kirchhofbäume. Auch des Thürmers Grab war mit Roſen und Maßlieb bedekt und ein wilder Kaſtanienbaum flüſterte dicht daneben, als antworte er auf Reginas ſtille Klagen.

Da ſah ſie auf Einmal zwei Männer die Straſſe heraufſchreiten; ihr Weg ging dem Kirchhofe zu, und bald ſtanden ſie vor der angelehnten Pforte. Sie wurde geöffnet, die Männer ſahen ſich um, und Regina kannte ſelbſt durch die Abenddämmerung Hermann, der raſchen Schrittes auf ſie zueilte. „Regina!“ rief er, und die innere Bewegung geſtattete ihm nicht mehr, zu ſprechen. Regina glaubte zu träumen. Die Lilienfarbe ihres Geſichtes wurde zur Marmorbläſſe, ihre Pulſe ſtokten, und als Hermann ihre Hand faßte, erſchrak er vor der Eiſeskälte derſelben. „Regina!“ rief er, „wie iſt Euch? mein Gott, Ihr zittert, und von Eurem Geſichte ſind Blut und Leben gewichen. O ſprecht, wenn Ihr es vermögt, ſprecht, daß ich Eure Stimme höre!“ — Regina rang nach Faſſung, aber ſie konnte keine Worte finden. Hermann ſtand vor ihr, hielt ihre Hand in der ſeinigen, und betrachtete ſie mit Bliken der Angſt. Da ſtammelte ſie aus beklommener Bruſt die Worte: „Mörder meines Bruders, verlaßt mich!“ — „Hier ſteht Euer Bruder!“ entgegnete Hermann auf ſeinen Gefährten zeigend. „Gott bewahrte mich vor dem Unglüke, ein Mörder zu ſeyn.“ — Regina ſprang auf und ſtarrte den jungen Unbekannten an, der ihr mit den Worten: „Ich bin wirklich dein Bruder,“ um den Hals fiel. „Mein Bruder!“ wiederholte Regina, „er wäre nicht todt?“ — „Wenn du,“ entgegnete der junge Mann, „wenn du Regina Brinken biſt, ſo bin ich dein Bruder. Ich war verwundet, man zweifelte an meiner Herſtellung, aber dennoch bin ich geneſen.“ — Während er ſprach, hatte ihn Regina feſt ins Auge gefaßt, und ſie erkannte nun in ſeinen Zügen die auffallende Aehnlichkeit mit

ihrem Vater. Die Zweifel waren verſchwunden, und die Geſchwiſter hielten ſich weinend umfangen. Lange war Hermann ein ſtummer Zeuge ihrer ſtummen Herzensergieſſungen, dann fragte er ſehr bewegt: „Regina! haßt Ihr mich noch?“ — „Ich habe Euch ja nie gehaßt,“ antwortete ſie, und eine blaſſe Röthe durchflog ihr Geſicht. „Wohlan!“ ſagte Hermann, „ſo denkt an die Worte Eures Vaters, die er zu mir ſprach: wäret Ihr nicht der Mörder meines Sohnes, ich würde Reginens Hand in die Eurige legen. Nun denn! Joſeph lebt. Als ich Hela verließ, ſchlich ich mich nach Danzig, zog Kunde über ihn ein, und hörte, daß er geneſen könne. Ich drängte mich nun in ſeine Nähe. Er ward geheilt. Wir erkannten, verſtändigten, verziehen einander, und jezt ſiehſt du uns verſöhnt wieder. O, verzeihe auch Du, wie mein Vater dort oben dem deinen verziehen hat, denn in jenem Friedenslande können wohl Haß und Rachſucht nicht mehr wohnen. Vielleicht bliken die verſöhnten Geiſter auf uns nieder.“ — „Ich glaube es,“ ſagte Regina, und ihr feuchtes Auge richtete ſich ſchwärmeriſch zum Himmel. „Regina,“ ſagte Hermann, „kann Euer Herz das meinige verſtehen, könnt Ihr fühlen, wie viel Ihr mir ſeyd, o, ſo laßt uns durch das heiligſte Band einander angehören! Ich liebte Euch vom erſten Augenblike an, wo ich Euch ſah.“ — „O ſtill! ſtill!“ unterbrach ihn Regina, „Ihr dürft mich nicht lieben, wenn Ihr zurükdenkt an unſere Väter.“ Sie wendete ſich von ihm, indem ein Schauder ſie durchrieſelte. — „Mein Haß und mein Rachedurſt war grenzenlos,“ erwiederte Hermann, „aber das iſt vorbei. Gott hat die Rache übernommen, und die Liebe hat mein Herz umgewandelt. Reicht mir Eure Hand, Regina! unſere Väter ſind verſöhnt, warum ſollen wir uns feindlich trennen?“ — „Reiche ihm deine Hand, Schweſter!“ ſagte Joſeph, „ziehe mit ihm nach Elbing, ich folge euch auch dorthin, auch ich will die Schiffsbaukunſt lernen, denn leider bin ich jezt von einem Gewerbe zum andern gegangen. Manches habe ich begonnen, nichts vollendet, denn meine Erziehung war mangelhaft. So geſchah es, daß ich unter die Schleichhändler gerieth und an ihrem Verkehre Theil nahm; aber ich brachte es darin nicht weit, und will fortan nichts wieder mit ihnen gemein haben.“

„Was habe ich zu hoffen, Regina?“ fragte Hermann. Bläſſe und Röthe wechſelten auf Reginens Geſicht; ein heftiger Kampf ſchien in ihrem Innern vorzugehen. Da nahm Joſeph wieder das Wort und bat zu Hermanns Gunſten. — „Laß ab, Bruder!“ antwortete ſie; „du weißt ſo wenig wie ich, was Recht und Unrecht iſt. Hermann Tanneberg,“ fuhr ſie fort, „hätte ich Euch unter andern Verhältniſſen kennen gelernt, — nur Euch, ich fühle es — hätte ich zu meinem Gatten gewählt; aber ſo, bedenkt es — würde mein Anblik, meine Gegenwart Euch nicht unaufhörlich an meines Vaters Unrecht erinnern? Könnten nicht böſe, finſtere Augenblike eintreten, wo Euch der alte Geiſt des Haſſes übermannte! Ja, wer weiß, ob ſelbſt die Seelen unſerer Väter — ob Gott ſelbſt — Wohlgefallen an unſerer Verbindung hätte.“ — „Still, Regina!“ unterbrach ſie Hermann, „Ihr bedenkt nicht, was Ihr jezt ſagt. Könnte Gott mit Mißfallen auf uns ſchauen, wenn wir ſein Gebot, Feindſchaft in Liebe zu verwandeln, erfüllen? Ruht Gottes Fluch auf dem Haſſe, oder auf der verſöhnlichen Liebe? Könnte Eures Vaters Geiſt zürnen, wenn Ihr ſein Vergehen dadurch gut macht, daß Ihr den Sohn Deſſen beglükt, dem er ſo groſſes Leid zufügte?“ — „Aber,“ wendete Regina ein, „ſoll nicht die Sünde der Väter an den Kindern beſtraft werden bis ins dritte und vierte Glied? werde ich demnach nicht die Schuld des Vaters büſſen müſſen? und darf ich dann wohl Euer Schikſal an das meine ketten?“ — „Gott iſt gerecht,“ erwiederte Hermann, „aber auch barmherzig. Sein Gericht iſt über Euren Vater ergangen, laßt uns nun verſuchen, ob wir durch treue, fromme Liebe, durch einen redlichen Wandel den Fluch entkräften können, der die Kinder des Frevels ſelbſt nicht treffen ſoll. Reicht mir Eure Hand, Regina, zu Wohl und Weh fürs ganze Leben!“ — Regina weinte heftig. „Laßt mir Zeit bis morgen; ich will mich mit mir ſelbſt berathen, will an des Vaters Grab Gott bitten,

daß er mir anzeige, was ich thun ſoll. Verlaßt mich jezt! Morgen früh, ſobald die Sonne dieſe Gräber beſcheint, erwarte ich euch hier an der Ruheſtätte meines unglüklichen Vaters. Dann wollen wir ſehen!" Sie umarmte den Bruder, und reichte Hermann die Hand mit einem Blike, in dem ſich das reinſte, vollſte Gefühl der Liebe ausſprach. Lange ruhten des Jünglings ſeelenvolle Augen auf der ſchönen, blaſſen Regina, dann drükte er ihre Hand auf ſeine Lippen, ſeufzte tief, und entfernte ſich mit Joſeph.

Beide fanden in der Hütte des Fiſchers Joſt eine dürftige, aber freundliche Aufnahme. Caspar ſah blaß aus, und hatte ſeine frühere Munterkeit verloren. Die alte Fiſcherin erzählte weinend, daß ihr Sohn faſt vor Herzeleid vergehe, weil Regina ſeine treue Liebe nicht erwiedere. Hermann war gerührt, aber auch zu bewegt von der eigenen Erwartung, um viel der Troſtworte für Andere zu haben. Nur Joſephs Herz war voll Hoffnung.

Die Nacht war verfloſſen. Die Sonne ſtieg empor, in ihrem Lichte funkelten die Wellen der See in goldblauem Glanze, die Lüfte wehten friſch und kühl, und auf dem Raſen und den blühenden Gewächſen lag der Thau in ſilbernen Tropfen. Hermann und Joſeph traten vor die Thüre der Fiſcherhütte, wo ſie die Fiſcherin mit einer bejahrten Frau im Geſpräche begriffen fanden. So wie Frau Joſt ihre Gäſte gewahrte, ſagte ſie: „Dieſe Frau iſt Reginens Wirthin, — und ſie ſucht Reginen, welche die ganze Nacht nicht nach Hauſe gekommen iſt." Die beiden Jünglinge erſchraken. „So wird ſie auf dem Kirchhofe geblieben ſeyn," ſagte Joſeph; „eilen wir zu ihr." Sie verdoppelten ihre Schritte, Reginens Wirthin folgte ihnen keuchend. Sie erreichten den Kirchhof; die Pforte wurde geöffnet. Mit bang klopfendem Herzen trat Hermann in den Bezirk der Gräber und wendete ſich raſch nach des Thürmers Grabſtätte. Da lag Regina das Geſicht in den Raſen gedrükt. „Regina!" rief Hermann, aber ſie regte ſich nicht. „Sie ſchläft wohl noch feſt," ſagte Joſeph, und wollte ſie weken, indem er ihre im Raſen ruhenden Hände berührte; aber mit einer Geberde des Entſezens trat er zurük. Regina lag leblos am Grabe des Vaters. Noch waren ihre Hände wie zum Gebete gefaltet, und ihre Miene war ſanft und lächelnd. Wahrſcheinlich hatte ein Schlag, den die kalte Nachtluft und der feuchte Raſen herbeigeführt, ihr Leben geendet. Alle ärztliche Hülfe, ſie ins Daſeyn zurükzurufen, waren vergebens!

Dem tiefſten Schmerzgefühle hingegeben, ſah Hermann nach wenig Tagen die Geliebte neben ihres Vaters Gruft in die Erde ſenken. Joſeph war tief betrübt, doch fand er noch Worte des Troſtes für den trauernden Freund. Dann nahmen Beide Abſchied von der Fiſcherfamilie, die ſtumm und bleich ihre Hand drükte. Hermann kehrte von Joſeph begleitet nach Elbing zurük. Des Lebens äuſſere Güter wurden ihm zu Theil, aber Jahre lang blieb ſein Herz jedem Gefühle der Freude verſchloſſen.

Ein gelehrtes Mädchen zur Frau?

Mit Erwägungen dieſer intereſſanten Frage eröffnet der Berner Verfaſſungsfreund das Feuilleton ſeines neuen Jahrganges und hüllt ſeine Anſichten in Beiſpiele ein. Der Mann, ſagt er z. B., bemerkt, daß ſeine Auserkorne mit feſter Innigkeit in ſeine Geſichtsſterne ſchaut. Er freut ſich darüber und fragt ſie, was ihr heute in ſeinen Augen abſonderlich gefalle. „Ich ſtudire die Wirkung des Lichtes," antwortet die gelehrte Forſcherin. —

Der Mann kommt nach ermüdenden Geſchäften nach Hauſe und will ſeine Frau umarmen. Da lächelt die gelehrte Dame, führt ihren Mann zu phyſikaliſchen Apparaten und ſpricht: „Kennſt Du, mon cher, die Erſcheinungen der galvaniſchen Säule? Tritt näher, Du ſollſt ſie kennen lernen!" —

Ein ander Bild: Der Mann ſizt zu Tiſch und findet die Speiſen nicht in der Reihe; die Frau hatte mit gelehrten Arbeiten zu thun und verließ ſich auf auf die Jungfer Köchin; hierüber wird der Mann verdrießlich, doch die Frau? „Weißt Du, woher es kommt, daß die Suppe

nach Rauch ſchmekt und der Braten verbrannt iſt?" Und nun bewirthet die gelehrte Frau den geduldigen Mann mit einem Gerichte chemiſcher Erörterungen, indem ſie in breitgliedriger Rede den Prozeß entwikelt, der beim Kochen und Verbrennen Statt findet. —

Brr! ein ander Bild. Der Mann fordert ſeine Frau Abends zum Spazirgange auf. Die Gelehrte bliebe wohl lieber in ihrer Studirſtube zurük; indeſſen überwindet ſie ſich und thut nach dem Wunſche ihres Mannes. Unter Erzählen und kritiſchem Beleuchten der Tagesbegebenheiten erreichen Beide das Freie. Sie betreten eine Wieſe. Beim Anblike der heiteren Blumenwelt fühlt der Mann ſich in ſeinem Innerſten angeregt und bewillkommt ſtill die üppig auftauchenden Bilder aus ſeinen glüklichen Knabenjahren. Die Frau, die während dieſer Aufwallung der Erinnerungen eine Schmalzblume in der Hand behalten, hebt nach den lezten Worten ihres Mannes die Blume empor: „Weißt Du, mein Beſter! in welche Ordnung und in welche Klaſſe dieſe Blume gehört? Gewiß, Du weißt es nicht! nun, es iſt auch kein Unglük, wenn Dir das unbekannt. Dein Weibchen weiß ſchon Beſcheid." Und nun beſtimmt die gelehrte Frau mit eben ſo viel Umſtändlichkeit als Genauigkeit die ſyſtematiſchen Qualitäten der Schmalzblume. —

Sie gehen weiter und kommen in die Nähe eines Waldes. Einige tauſend Schritte vom Walde entfernt hören ſie den Schlag einer Nachtigall. Der Mann denkt an den Traum ſeiner Jugend, an alle die lieblichen Bilder von Liebe und ehelichem Glüke, die zu jener Zeit beim Schlage der Nachtigall in ihm aufgegangen, denkt an den ſchreienden Gegenſaz zwiſchen dem Inhalte ſeiner damaligen Schwärmereien und dem Kerne der ſpäteren Wirklichkeit — und ſeufzt. „Mein Männchen ſeufzt?" bemerkt hierauf ſeine Ehehälfte, „warum? möchteſt Du vielleicht jenen Sproſſer in einem Käfige haben? Dergleichen Gedanken mußt Du nicht aufkommen laſſen. Du weißt ja, mon cher! daß dergleichen Vögel läſtige Lärmmacher ſind. Wo ſo ein Schreier in einer Stube, iſt es mit dem Studiren aus." —

Der fortgeſezte Spazirgang führt die beiden harmoniſchen Seelen in die Tiefe des Waldes. Dieſer iſt dicht und dunkel. Die Dunkelheit gibt der gelehrten Dame Veranlaſſung, von den Banditen zu reden. Sie lobt den Muth, den Scharfſinn und die Verſchlagenheit dieſer Leute und erzählt, wie ſie nach dem Zeugniſſe der Geſchichte zu verſchiedenen Zeiten ſelbſt von den Regirungen gefürchtet ſeyen. „Wie oft," fügt ſie bei, „ſind die italieniſchen Regirungen in förmliche Unterhandlungen mit dieſen Räubern getreten, und mancher ſtarb als wohlangeſehener Mann, der nach ſeinen früheren Thaten den Galgen verdient hätte."

Am Ausgange des Waldes erreichen ſie ein'n Hügel, deſſen Spize eine freie Rundſchau geſtattet. Mit glühendwehmüthigen Abſchiedsbliken ſteht die Sonne über den fernen Gebirgen. Die ganze Natur ſcheint eine ſtille Feier zu begehen, und die auf dem Hügel Stehenden ſcheinen im tiefſten Gemüthe von dem göttlichen Hauche jener ſtillen Feier ergriffen zu ſeyn. Schweigend ſchauen ſie nach der Himmelsſeite, wo das ſcheidende Tages-Geſtirn Goldgluthen als verklärende „Gedenke mein" über die Erde gießt, bis die beobachtende Dame das Schweigen mit den Worten bricht: „Die Sonne geht unter — ſagen die Leute nnd verkündigen mit einrr unrichtigen Phraſe die Verloſungen des Scheines. Aber dergleichen Unrichtigkeiten hört man ſo viele in unſerer und in anderen Sprachen. Wahrlich, es wäre Zeit, an eine Reviſion der Redensarten zu denken!"

Zu Hauſe angekommen, ſezt ſich der Mann mit wehmutherfülltem Herzen in eine Zimmereke. Die Frau, am Schreibtiſche mit Durchblätterung neuer, eben aus der Buchhandlung angekommener Bücher beſchäftigt, wirft zufällig einen Blik nach ihrem Manne. Seine melancholiſchen Mienen bemerkend, näherte ſie ſich mit der Frage: „Was fehlt Dir, mein Beſter?" Die leiſe Antwort, woraus nur ein verhallendes „Ach!" und ein einzig Wort: „Kinderſegen!" ihre Ohren berührt, macht ſie nicht im Geringſten verlegen. Sie tritt ans Fenſter, und bald darauf ladet ſie ihren Mann ein, den aufſteigenden Hesperus zu beobachten. „Da ſieh doch den Hesperus! gewiß nicht das

lezte Glied in der Weltenfamilie, zu der auch unſere Erde gehört. Ein herrlicher Stern, dieſer Hesperus! Später wird auch der neue Komet zu ſehen ſeyn, den man vor 3 Wochen auf der Berner Sternwarte entdekt hat. Kennſt Du die Hypotheſe über die Geburt der Kometen?"

In ſolchen Bildern führt der Verfaſſungs-Freund ſeine Leſer ſpaziren und fordert zum Schluſſe den geneigten Betrachter dieſer Bilder auf, jezt eine Wahl nach Belieben zu treffen.

Edle Menſchenrettung.

Die Goelette „Fruiterer" ſegelte von Neu-York nach der Havanna. Der Wind wehte ſo ſtark, daß ſie binnen drei Tagen eine Streke von fünfhundert engliſchen Seemeilen zurüklegte. Aus Vorſicht hatte der Kapitän einen Theil der Segel einreffen laſſen. Eben als die Mannſchaft beim Abendeſſen ſaß, erhob ſich urplözlich ein furchtbarer Windſtoß, der im Nu beide Maſten zerſplitterte. So kek die Amerikaner ſind, ſo ſorglos ſind ſie auch; — am Bord des Schiffes befand ſich weder Axt noch Säge, womit man die gebrochenen Maſten vollends hätte abtrennen können; auf eine dem Schiffe die höchſte Gefahr drohende Weiſe ſchwankten ſie hin und her. Es war acht Uhr Abends, und ſtokfinſter; die Wellen ſchlugen aufs Verdek, der Raum füllte ſich mehr und mehr mit Waſſer, die Pumpen waren zerbrochen, und die Bemannung verbrachte eine fürchterliche Nacht. Als es Tag wurde, ergab ſich, daß das Schiff ſchon tief im Waſſer ging; der Kapitän verzweifelte an der Rettung, und der Proviantmeiſter lag auf den Knieen und betete. Plözlich erblikte man in der Ferne ein Segel; die Hoffnung lebte wieder auf, aber das Schiff verſchwand. Um 9 Uhr ließ ſich ein zweites bliken; auch dieſes verlor man wieder aus dem Geſicht. Es erſchien bald nachher ein drittes, es kam auf den Fruiterer zu, es gewahrte deſſen gefährliche Lage, aber kehrte um! Endlich, als die Verzweiflung der Unglüklichen aufs Aeuſſerſte geſtiegen war, erſchien ein viertes Segel, — die Brigg „General Marion," — das von Puertorico nach Neu-York ſteuerte. Die Matroſen erklimmten den Maſtbaum und ſchwenkten ihre Tücher und Hüte, während der Kapitän denen auf dem Fruiterer Muth einſprach und Hoffnung auf Errettung gab. Er ließ eine kleine Schaluppe ausſezen, die im furchtbarſten Sturmwetter, bei hochgehenden Wogen, und jeden Augenblik in Gefahr, am Wrack des Fruiterers zerſchellt zu werden, dreimal hin und zurükfuhr. Geſteuert wurde ſie von Lieutenant Foote, der mit einer Art von wilder Wuth mit dem raſenden Elemente kämpfte. Er troff von Schweiß, und der Schaum ſtund ihm vor dem Munde, als er endlich die ganze Bemannung des Fruiterer in Sicherheit gebracht hatte. Und auch dann noch wagte der unverzagte Seemann eine vierte Fahrt, um Sachen zu retten. Aber dießmal war es ihm nicht möglich, an Bord zu ſteigen; die Goelette ſank tiefer und wurde endlich in den Schlund des Ozeans hinab gezogen.

Vorliebe des Londoner Pöbels für Knauſer-Hinterlaſſenſchaften.

Zu den merkwürdigen Paſſionen des Londoner, wie wohl überhaupt des engliſchen Pöbels, gehört folgende weniger bekannte, nemlich eine unbezwingbare Paſſion, irgend etwas von der Hinterlaſſenſchaft eines verſtorbenen ſogenannten „Miser," d. h., Knauſers, zumal von deſſen Effekten, zu erſtehen, vorausgeſezt natürlich, daß derſelbe notoriſch ein groſſes Vermögen hinterlaſſen hat. —

Der Londoner Pöbel geht von der allerdings durch tauſenderlei neue und neueſte Fälle gerechtfertigten Vorausſezung aus, daß in dem oder jenem alten Pantoffel oder in anderen derlei Siebenſachen eine Rolle Sovereigns oder ein Paket Banknoten verſtekt ſeyn mag, und ſo entſpinnt ſich bei dergleichen Verſteigerungen eine förmliche Rauferei um ſolche Dinge, und manche zerlumpte Flanelljake geht zu einem Preiſe ab, wofür man ganz füglich ein Duzend der feinſten haben könnte.

Ein Schauſpiel dieſer Art bot die vor Kurzem zu London Statt gefundene Auktion der Effekten

eines verlebten Filzes, Namens Smith dar. Der Zudrang des Pöbels nach dem elenden Gäßchen, wo derſelbe gewohnt, war ſo groß, daß die Polizei ſich ins Mittel ſchlagen mußte. Einige alte Gebetbücher und Unterhaltungsſchriften, welche zuſammen kaum 8 Pence werth waren, gingen zu überſpannten Preiſen weg, weil die Käufer wohl mit Sicherheit darauf rechneten, Hunderter- oder Tauſender-Pfund Banknoten zwiſchen den Blättern eingeklebt vorzufinden.

Dieſer Filz, welcher eine namhafte Anzahl von Häuſern hinterließ, die er ſelbſt in verſchiedenen Gegenden von London hatte aufführen laſſen, und überdieß ein ungeheures Vermögen in Baarſchaften, fertigte bis kurz vor ſeinem Tode alle kleinen Schloſſerarbeiten, z. B. für Thüren, Fenſter u. dgl., deren ſeine zahlreichen Neubauten benöthigten, mit eigenen Händen, und lebte dabei vom gröbſten Brode, Zwiebeln und ähnlichen nobeln Nahrungsmitteln. Mit den Anekdoten, die von ſeiner entſezlichen Knauſerei in Umlauf waren, könnte man Bände füllen.

Ein berüchtigter Londoner Filz früherer Zeit, welcher Elwes hieß, und von welchem noch jezt viele ſaubere Märchen dort im Umlaufe ſind, ſoll ihm bei Weitem nachgeſtanden haben.

Ueber Schulbeſuch.

Als ich noch Knabe war, hörte ich ſtets vom Schulgehen und ging auch einige tauſend Mal in die Schule. Jezt hört mancher Knabe dieſes gemeine Wort „gehen“ nicht mehr, jezt heißt es „zur Schule fahren.“ Der junge Geburts- oder Geld-Ariſtokrat darf nicht mehr gehen, wie die Kinder derjenigen Eltern, die keine Equipage halten, oder halten können, oder nicht halten wollen. Das junge Zukerſöhnchen oder Mädchen wird in einer ſchönen Kutſche vor die Pforte der Schule hingefahren und mit aller Kutſcher-Feinheit aus dem Wagen gebracht. Natürlich iſt dieß die beſte Art, den Kindern den Hochmuth einzupflanzen, damit ſie ſich weit über ihre Schüler erhaben denken und den Luxus von Jugend auf gewöhnen. — Was muß ſich ein Knabe denken, wenn er ſelbſt ſeinen Lehrer zur Schule gehen ſieht! Es iſt dieß ein Seitenſtük zu den Kinder-Bällen, und überhaupt ein Zeichen, wie weit es unſere überkultivirte Menſchheit in der Erziehungs-Kunde gebracht hat. Wie wird es in 100 Jahren erſt ausſehen!?

Ein Erzieher.

(Aus dem bayeriſchen Eilboten.)

Künſtlerweiſe.

Gluck fand die Begeiſterung inmitten einer ſchönen Wieſe. Ein Inſtrument vor ſich, eine Bouteille Champagner zur Seite, ſchrieb er ſeine beiden Iphigenien, ſeinen Orpheus und die andern Werke, welche ihm einen ſo groſſen Namen ſichern.

Sarti dagegen liebte, in einem weiten, von einer herabhängenden Lampe matt erleuchteten Saale zu ſchreiben. In der tiefen Nachtſtille kam der Genius über ihn.

Mozart komponirte nie mit gröſſerer Begeiſterung, als wenn ihn die Nothwendigkeit drängte, wenn der Augenblik der Darſtellung ſchon vor der Thüre war.

Cimaroſa mochte gern Tumult und Geräuſch um ſich; wenn er arbeitete, war es ihm angenehm, ſeine Freunde um ſich zu ſehen. Oft entwarf er in einer einzigen Nacht 8—10 Arien, die er dann ausarbeitete, wenn er Beſuch hatte.

Grétry brauchte, um zu komponiren, bald ſcherzende Freunde, bald den reizenden Anblik der Haine von Eremitage.

Sacchini konnte nicht zehn Takte ſchreiben, wenn ſeine Frau nicht bei ihm ſaß, und ſeine Kaze, in die er ganz vernarrt war, ſich ſpinnend um ihn ſchmiegte.

Paeſiello komponirte im Bette. Alle Meiſterwerke ſeiner Grazie ſind unter der Nacht-Müze und Bettdeke entſtanden.

Zingarelli pflegte, ehe er an die Arbeit ging, eine Stelle in der Bibel, den Kirchenvätern oder einem klaſſiſchen Autor zu leſen.

Haydn, ein Freund der Einſamkeit, ſtekte den Ring, welchen ihm Friedrich II. geſchikt hatte, an den Finger, ſezte ſich an ſein Fortepiano, und nach einigen Minuten ſchwelgte er in himmliſchen Phantaſien.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gewonnene Wetten.

„Man lege mir einen Gulden auf dieſen Tiſch," ſagt R' in einer Geſellſchaft zu den Nebenſtehenden; „ich werde drei Schritte von ihm entfernt ſtehen, und ihn, ohne dahin zu gehen, dennoch zu mir nehmen."

„Es iſt unmöglich," ſagten die Umſtehenden.

„Ich will es beweiſen, wenn es eine Wette gilt."

Der Vorſchlag wird angenommen. R' gewinnt, indem er ſich zum Tiſche tragen läßt und den Gulden zu ſich nimmt, die anſehnliche Wette.

Oder:

„Ich werde hinter dieſer Thüre ſtehen, und alles, auf jenem entfernten Tiſche Stehende, hinwegnehmen."

„„Hundert Carolins gilt es, das können Sie nicht.""

„Ich nehme Sie beim Wort."

R' hebt die Thüre aus, lehnt ſich, indem er ſie zum Tiſche trägt, mit dem Rüken darauf, nimmt Alles vom Tiſche weg, und die Wette iſt wieder gewonnen.

Johann Baptiſt Jaroſch,
Pfarrer in Rezbenitz.

In einem Wirthshauſe riefen die Gäſte den Kellner mit dem Namen: „Nebucadnezar." Ein Fremder, der das hörte, frug den Wirth, ob der Kellner denn wirklich ſo heiſſe? „I bewahre!" ſagte dieſer, „der Menſch heißt eigentlich Neb, die Herren nennen ihn aber kurzweg Nebucadnezar."

In Pforzheim lebt ein Schauſpieler, Namens Hinein; der arme Mann! der kann nie Heraus gerufen werden.

Der Stee der Weiſe.

'S hot Eener 'n Stee der Weiſe gſucht
Un hot 'n halt nöt gfunne,
A alti Her, die hot 'm gſacht,
Der Stee läg' im a Brunne.
Drum hot er aus alle Brunne ſchier
Viel Steener mitgenumme
Un is doch nor troz aller Müh'
Zu nix als Kieſl kumme.
Jez kehrt er amal im a Werthshaus ei,
Do ſicht er en Dike ſize,
Der Mann, deß war a Juwelier,
Thut wie a Karfunkl blize.
„Ei, ſage Se doch, Herr Juwelier,
Wie is es mi'm Stee der Weiſe,
Ich ſuch' mei halbes Lebe lang,
'S möcht' die Gedult verreiſſe,
Mer hat mer als gewiß verzählt,
Der Stee läg' im a Brunne,
Wo Deubl mag der Brunne ſey,
Ich hab' 'n noch nit gfunne."
Der Juwelier, a braver Mann,
Der nehmt ſein volle Humpe,
Deß is der Brunne, ſacht er, Freund,
Da muß Er fleiſſig pumpe,
Denn ſelln Stee, mer ſicht 'n nit,
Mer kann 'n nor empfinne,
Wer luſchtich is, der hot den Stee,
Drum loß Er 's waker rinne. —
Do ſezt halt unſer Sucher an,
Un fleiſſig rinnt der Brunne,
Un üb'r a Weil, do hot er dann
Den Stee aach richtich gfunne.

Franz v. Kobell.

Zwei höchſt wichtige Schriften

ſind bei Gebrüder Reichenbach in Leipzig erſchienen und durch alle deutſchen Buchhandlungen zu haben. Sie heiſſen:

1.

Fluch und Segen des Kleebaues.

Anleitung

zu einem vernunftgemäſſen Betriebe desſelben;

2.

Populäre Düngerlehre

für

Landwirthe, Gärtner und Weinbauer.

Beide Schriften ſind von dem berühmten William Löbe, deſſen ökonomiſche Anſichten und Erfahrungen über zwei ſo wichtige Gegenſtände zu vernehmen, uns Allen von hohem Intereſſe ſeyn muß.

Die erſte Schrift, vom Kleebau, wiederholt nicht etwa längſt Bekanntes, ſondern bietet ganz neue Data, auf deren Fundamenten die reichſten Klee-Ernten — Jahr für Jahr ruhen mag auch die Witterung ſeyn, welche ſie wolle. Mit Einem Worte: dieſe Schrift verbürgt dieſem ſo wichtigen Zweige des Akerbaues eine durchgängige Reform, und wer das Buch geleſen hat, wird alle Gründe hiezu überzeugend finden.

Was die populäre Düngerlehre der zweiten Schrift betrifft, ſo behandelt ſie dieſen vielbeſprochenen Gegenſtand unter ganz neuen Anſichten mit einer Scharfſicht, die den Leſer bald überzeugt, daß man bisher das „größte Kapital", worauf der höchſtmögliche Umſchwung der Landwirthſchaften und Gärtnereien baſirt iſt, noch immer nicht recht zu benüzen verſtand. Lernen thut uns noch täglich noth, und aus dieſen beiden Schriften lernt man wirklich und lernt viel! — Es iſt alſo nur zu wünſchen, daß dieſe beiden Schriften die ausgedehnteſte Verbreitung erhalten mögen.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 14. 6. April 1842.

Inhalt: Wer hat die Buchdrukerkunſt erfunden? — Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt. — Schulſache. — Grimaldi und ſeine Frau.

Wer hat die Buchdrukerkunſt erfunden?

Ich glaube, darauf weiß jedes Schulkind Antwort. Um ſo mehr jeder Zeitungsleſer. Aber das wann? wie? und wo? — weiß vielleicht doch nicht Jedermann, und die Bürger- und Bauernzeitung erlaubt ſich, hiemit den ganz genauen geſchichtlichen Hergang dieſer Erfindung zu erzählen.

Die Erfindung der Buchdrukerkunſt, ungezweifelt eine der größten und wichtigſten Begebenheiten der Weltgeſchichte, die durch ihren eben ſo umfaſſenden als wohlthätigen Einfluß auf alle Völker und Nationen der Erde, und ihre geiſtigen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe alle andere Ereigniſſe übertrifft, wird, wenn man auch das abenteuerliche Märchen, dem zufolge dieſelbe von den Chineſen auf die Scythen und Moscowiten übergegangen ſeyn ſoll, das ſich ſchon dadurch widerlegt, daß die Chineſen ſich bloſſer in Holz geſchnittener Formen bedienen, übergeht, noch von zwei Nationen in Anſpruch genommen. Die Holländer eignen ſie dem Lorenz Johannſohn Koſter, eigentlich Köſter in Harlem, von der in ſeiner Familie erblichen Küſterſtelle ſo genannt, zu, welcher einzelne Buchſtaben auf Buchenrinde geſchnitten, und ſolche auf Papier abgedrukt haben ſoll, allein theils iſt nach neueren Unterſuchungen es noch ungewiß, ob nur ein Lorenz Johannsſohn oder Jansʒoon in Harlem lebte, wenigſtens ſchweigen die älteren holländiſchen Geſchichtsſchreiber von ihm, theils iſt dem Buch, Speculum humanae salutis, das er gedrukt haben ſoll, ſein Name nicht beigedrukt, ſondern erſt in ſpäterer Zeit einigen Exemplaren beigeſchrieben, auch iſt ſolches nicht mit beweglichen Lettern gedrukt, ſondern in Holz geſchnitten.

Nach einigen Schriftſtellern ſoll Ulricus Gallus, Buchdruker in Rom, nach anderen Nicolaus Jenſon in Venedig, Beide Franzoſen, die Buchdrukerkunſt erfunden haben; beides iſt unrichtig, denn Ulricus Gallus, den man blos wegen dem Worte Gallus zum Franzoſen ſtempelte, hieß eigentlich Ulrich Han und war ein Wiener, auch kommt erſt im Jahre 1468 ein von ihm gedruktes Buch vor, und Jenſon, von dem das erſte Buch in das Jahr 1470 fällt, war nicht einmal der einzige Buchdrüker in Venedig, denn Johannes de Spira, der ſchon im Jahre 1469 ein Buch gedrukt hatte, lebte daſelbſt gleichzeitig mit ihm. Wenn nun alſo gleich die Holländer im Jahre 1823 das Säkularfeſt der Buchdrukerkunſt, die von ihrem Lorenz Koſter erfunden worden ſeyn ſoll, feierten, ſo bleibt doch immer den Deutſchen, denen die Welt ſo mehrfache nüzliche Erfindungen verdankt, auch die Ehre dieſer Erfindung. Johann Gutenberg, eigentlich Johannes Gensfleiſch zum Gutenberg, geboren in den lezten Jahren des 14. Jahrhunderts, ſtammte aus einem ritterlichen Patrizier-Geſchlechte der Stadt Mainz; ſeine Eltern waren Friele zum Gensfleiſch, und Elſe zu Gutenberg; ein Aufſtand der Bürger in Mainz nöthigte ihn, im Jahre 1420 mit ſeiner Familie, die ſich wahrſcheinlich nach Eltville im Rheingau begab, ſeine Vaterſtadt zu verläſſen. Im Jahre 1424 finden wir ihn in Straßburg, wo er ſich mit mechaniſchen Künſten, namentlich auch mit xylographiſchen Arbeiten beſchäftigte; unter dieſe gehörte vorzüglich das Schneiden von hölzernen Formen zu Spielkarten, Heiligenbildern mit eingeſchnittenen Schriftzeilen, und ſelbſt zu ganzen Schriftſeiten. Zu dem Abdruke dieſer Schriftformen, die von ihm nur mittelſt eines Reibers abgedrukt wurden, erfand er zuerſt eine Art von

Buchdrukerpreſſe, und bald führte einen ſo erfinderiſchen, und mit vielfachen mechaniſchen Künſten vertrauten Mann, ſein Scharfſinn auf die Idee, einzelne Buchſtaben auf Holzſtäbchen zu ſchneiden, ſie zeilenweiſe, mittelſt eines in ſelbe eingebohrten Loches, in Bindfäden zu faſſen, und die ſo befeſtigten Zeilen in eine Tafel zuſammen zu ſezen; der mehrfache Gebrauch dieſer erſten Typen mußte ihm aber bald die Ueberzeugung von der ſehr geringen Dauer derſelben gewähren, und er begann nun, die Buchſtaben in Metall, aber nur in Blei, das dem Druke der Preſſe noch weniger als das Holz widerſtehen konnte, zu ſchneiden, und zum Druke zu gebrauchen, wozu er, ſtatt der zuvor benüzten gewöhnlichen Dinte, auch eine Buchdrukerſchwärze erfand. Da Gutenberg nicht vermöglich war, ſo hatte er zur Ausführung dieſer Arbeiten mit Andreas Dritzehn, den er ſchon früher in mechaniſchen Künſten unterrichtete, Johann Riffe und Anton Heilmann einen Geſellſchafts-Vertrag abgeſchloſſen.

Prozeſſe, die in Straßburg gegen ihn anhängig gemacht wurden, das Mißlingen der daſelbſt gemachten Verſuche, denn hier wurde noch kein Buch gedrukt, und Mangel an Vermögen bewogen ihn endlich, wahrſcheinlich im Jahre 1450, in dem Kurfürſt Conrad III. eine Uebereinkunft zwiſchen dem Adel und den Bürgern in Mainz vermittelt hatte, in der namentlich auch ihm das Recht der Rükkehr zugeſtanden wurde, Straßburg zu verlaſſen, und in ſeine Vaterſtadt zurük zu kehren.

Hier vereinigte er ſich, um ſeine Arbeit fortſezen zu können, mit dem reichen Johann Fuſt, deſſen Bruder, Jakob Fuſt, ein Goldſchmied war, und daher durch ſeine Kenntniſſe im Scheiden, Miſchen und Gieſſen der Metalle groſſe Hülfe leiſten konnte. In dieſe Geſellſchaft wurde im Jahre 1452 Peter Schöffer von Gernsheim, auch Opilio genannt, ein Gelehrter, der ſich mit Bücherabſchreiben beſchäftigte, Fuſts nachheriger Schwiegerſohn aufgenommen. Während dieſem Geſellſchafts-Vertrage wurde von ihm wahrſcheinlich die Kunſt, die Buchſtaben in Formen, oder Matrizen zu ſchneiden, und aus einer durch gemachte Proben bewährten Metallmiſchung zu gieſſen, erfunden, und eine förmliche Drukerei eingerichtet, in der nunmehr der Druk der Bibel, Biblia latina vulgata (die ſogenannte 42zeilige Bibel, weil von der 11. Seite an alle Seiten 42 Zeilen enthalten) begonnen, dazwiſchen aber im Jahre 1455 eine: Mahnung der Chriſtenheit wider die Türken; und im Jahre 1457 aber, ein erſt 1803 entdekter Kalender gedrukt. Aber auch hier verfolgte ihn das Unglük, denn Fuſt erhob eine Klage auf Zurükzahlung der auf zwei Mal vorgeſchoſſenen 1600 fl. nebſt 6prozentigen Zinſen auf 5 und 3 Jahre, und Zinſen von Zinſen, zuſammen 2026 fl., und obgleich Gutenberg den größten Theil dieſer Forderung nicht anerkannte, und eine bedeutende Gegenforderung für eine ihm jährlich verſprochene Summe machte, ſo wurde er doch durch das Gericht zur Rechnungsſtellung, zu der Herauszahlung des mehrempfangenen Geldes, und zu der Bezahlung der Zinſen verurtheilt, und als er die Zahlung nicht leiſten konnte, die Preſſe nebſt allen Werkzeugen und Vorräthen, ſogar die ſchon gedrukten Bogen der Bibel, dem Kläger zugeſprochen, und ſo verlor er nun durch Fuſts Undank, und dieſes höchſt parteiiſche Erkenntniß die Früchte ſeines langjährigen Nachdenkens und Fleiſſes. Nach einer kurzen Entfernung von Mainz, zu der ihn ſein Unmuth über dieſe unwürdige Behandlung veranlaßte, kehrte er wieder dahin zurük, und errichtete, durch die Unterſtüzung des Syndikus Dr. Conrad Humery in Stand geſezt, eine neue Drukerei, in der im Jahre 1460 Johannis de Balbis de Janua, Summa quae vocatur Catholicon, eine lateiniſche Grammatik und Wörter-Buch, erſchien, während ſchon im Jahre 1457 in der Fuſt- und Schöffer'ſchen Drukerei das bekannte Psaltarium, ein typographiſches Prachtwerk, von dem erſt kürzlich ein, obgleich mangelhaftes Exemplar für 12,000 Franken in die k. Bibliothek in Paris angekauft wurde, hervorging. Die Mißgunſt über das von Gutenberg gedrukte Catholicon veranlaßte nun Fuſt und Schöffer zu einem weiteren Abdruk der Bibel, Biblia sacra latina vulgatae editionis, der im Jahre 1462 ausgegeben wurde. In demſelben Jahre

aber zerſtreute die Plünderung der Stadt Mainz durch feindliche Truppen die Gehülfen beider Offizinen, durch die nun die Buchdrukerkunſt nach Straßburg, Bamberg, Köln, Augsburg, Nürnberg und andere Städte gebracht wurde, ſo daß im Jahre 1500 ſich in Deutſchland in 60 Orten gegen 200 Offizinen, in auswärtigen Staaten in 150 Orten etwa 800 Offizinen befanden. Gutenberg, der durch dieſes Ereigniß wieder verunglükte, begab ſich nun an den Hof des Kurfürſten Adolf II. nach Eltville, der ihn zu ſeinem Hofcavelier erhob; hier unterrichtete er den Heinrich Bechtermünz, der zu einem Zweige ſeiner Familie, dem der Sorgenloch, genannt Gensfleiſch, gehörte, in der Buchdrukerkunſt, und überließ ihm den Gebrauch ſeiner dahin gezogenen, dem Syndikus Humry verpfändeten Drukerei, aus der im Jahre 1467 ein Auszug aus dem Catholicon, Vocabularium latino teutonicum hervorging, und die Nikolaus Bechtermünz in der Folge von Lezterem erkaufte. Gutenberg ſtarb zwiſchen dem 4. November 1467 und 24. Februar 1468 und wurde in ſeiner Familiengruft in der Minoriten-Kirche in Mainz, die aber ſeit 100 Jahren abgebrochen iſt, beigeſezt.

Dieſes iſt die getreue Geſchichte der Erfindung der Buchdrukerkunſt.

Es ſind ſeithero 400 Jahre verfloſſen; aber ſchon 50 Jahre nach Gutenberg verbreitete ſich die Buchdrukerkunſt faſt in allen Staaten Europas, von Spanien bis Ungarn und Polen, von dem Geſtade der Nordſee bis an die Küſte des mittelländiſchen Meeres, die Wiſſenſchaften, früher, obgleich mit engen Grenzen umſchloſſen, faſt ausſchließlich das Eigenthum der Mönche, in dem Innern der Klöſter begraben, erſtanden nun aus ihrer dunkeln Gruft, und zerriſſen die ſie umgebende Hülle; die heilige Schrift, das Lehrbuch der chriſtlichen Religion, die Klaſſiker, die unerſchöpfliche Quelle der Philoſophie, der Geſchichte, und ſo mancher anderer Wiſſenſchaft, die Geſez- und Rechtsſammlungen, die Annalen der deutſchen Hiſtoriker, die Werke der Gelehrten, wurden nun auch als Gemeingut der Menſchheit den Völkern geöffnet, die Gelehrſamkeit entfaltete ſich in einem freieren Raume, die Morgenröthe der Aufklärung brach an, ſie begann die Nacht des Obſkurantismus zu erhellen und zu zerſtreuen, bis ſie in ſpäterer Zeit ihr Licht in vollem Glanze leuchten ließ über die Völker der Erde, die Ausbildung der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Gewerbe wurde in Stillen vorbereitet, bis ſie ſtufenweiſe zu dem hohen und allumfaſſenden Grade emporſtieg, in dem wir ſie gegenwärtig erbliken.

So wie nun die Buchdrukerkunſt, unſtreitig die wichtigſte unter der zahlreichen Menge der bis jezt zum Vorſcheine gekommenen Erfindungen, ſchon unberechenbar viel Wahrheit, Licht und Aufklärung verbreitete, wird ſie auch fortwährend den mächtigſten und bedeutungsvollſten Einfluß auf die Bildung und Intelligenz der Jezt- und Nachwelt ausüben und künftige Generationen dem Ziele der höchſtmöglichen Vervollkommnung des Menſchen-Geſchlechtes zuführen.

Es iſt deßhalb kein eitler Traum: „ein Paradis wird noch die Welt!“ Wer da immer ſeufzend klagt und finſter prophezeiet, Welt und Menſchen werden täglich ſchlimmer, der kennt nicht den göttlichen Zwek in ſeinen Schöpfungswerken! Er kennt nicht den Entwikelungs- und Bildungsgang des „Wortes“, das da Fleiſch geworden, um nach jenes allmächtig-ſchöpferiſchen Weſens unbegreiflichen Abſichten ſich als „der Gottheit Ebenbild“ geiſtig immer mehr zu vervollkommnen.

Von der Achtung, die man dem gemeinen Manne ſchuldig iſt.

(Aus dem deutſchen Bürgerfreund.)

Alle Menſchen ſind zu einem Endzweke erſchaffen. Als wir den Schooß der Natur verlieſſen; als ein ewiges Weſen uns ſchuf, war die Seligkeit ſeiner Geſchöpfe der groſſe Entwurf der Schöpfung; nakend liefen wir umher, aus dem nemliſchen Stoffe der Gottheit gebildet, kannten wir keine Vorrechte vor unſern Brüdern; der Name des Fürſten, des Gewalthabers war unbekannt; nur wußte man von dem Namen des Menſchen.

Der Hang der Geſellſchaft brachte aber bald Bedürfniſſe hervor; der Trieb der Selbſterhaltung verſammelte Menſchen; es entſtanden Geſellſchaften und endlich Staaten.

Mit der Vermehrung der Menſchen vermehrten ſich die Bedürfniſſe. Der Hunger trieb den Hungrigen zur Verfolgung des Wildes an, aber bald war dieſes nicht mehr erklecklich, die Menge zu nähren, und man baute die Erde, und verlegte ſich auf die Viehzucht; ſo ward der Akersmann und der Hirt.

Fleiß und Arbeitſamkeit geſellten ſich zu dem geſchäftigen Landmanne, und mit Zaubermacht verwandelten ſich verwüſtete Oerter in reizende Gegenden; dankbar lohnte der gepflügte Aker mit zehnfachem Segen, und der Arbeitſame wurde der Schöpfer ſeines eigenen Glükes; Einfalt der Sitten und Unſchuld folgten dem Pfluge, und lagerten ſich in niedrige Hütten.

Da war nun der Mann, der von der Natur gelernt hatte, mit Wenigem zufrieden zu ſeyn; heitere Luft umwehte ſein Haus; keine anſtekende Dämpfe, die nur den Städten gemein ſind, vergifteten ſeine Lunge; der Hunger würzte ſeine ungekünſtelte Speiſen, die er unter dem Geſange der Vögel genoß im Schatten wohlthätiger Bäume.

Dieſes war das Glük des Landmannes, und die ſelige Wonne des Hirten, bis der Menſch, mit ſeinem Glüke unzufrieden, die Schäze der Natur verließ, die Erde durchwühlte, in Abgründe ſtieg, und nahe an den Pforten der Hölle Gold, und mit demſelben ſein Verderben ausgrub.

Eigennuz, Habſucht, Tod und Verwüſtungen traten mit den ſchädlichen Metallen aus ihren Grüften hervor, und Mordſucht in der Geſtalt eines fürchterlichen Geſpenſtes gleitete in nächtlicher Stille durch die bereits verdorbenen Fluren; der ſchwarze Rauch ihrer blosbrennenden Fakel verkündete der Gegend ihr Verderben, und Menſchenblut floß durch die Hand des Menſchen vergoſſen; der Landmann weinte in einſamen Wäldern über die verdorbene Saat, und kriegeriſche Helden prahlten mit ihrer Wuth, und brüſteten ſich, die Urſache ſeiner Thränen zu ſeyn.

So wurde einſt die Menſchheit beleidigt, und Tyrannen zeichneten die Tage, wo Blut floß, als die rühmlichſten ihres Lebens auf, welche die Menſchheit wünſchte auf ewig vergeſſen zu haben. Allein auch unter dem Haufen von Leichen ſchwang ſich noch menſchliches Gefühl wieder empor; es verſammelte der Menſchen rohes Geſchlecht wieder in Hütten, und feſſelte die Hände der Bosheit durch weiſe Geſeze.

Gütige Menſchen beherrſchten die Länder, und man achtete den Mann wieder, der beim Pfluge und bei der Heerde war.

Bald wurden ordentliche Geſeze für den Akerbau und für die Viehzucht gegeben, und man hielt den Stand, der die andern nährte, nicht für erniedrigend. Die Weiſen verfloſſener Jahrhunderte erhoben den Stand des Landmannes durch die prächtigſten Ausdrüke. Weiſes und glükliches Leben ſuchten ſie bei den Bauern, und Aufrichtigkeit in ſeinen Hainen.

Da Schwelgerei, Ungerechtigkeit und Gewalt des Menſchen Seele in Städten verdarb, ſuchte der Dichter die Tugend wieder auf dem Lande, wo das harte und arbeitsvolle Leben die Laſter vertilgte, und wo die Gerechtigkeit ihren Aufenthalt ſuchte, als ſie die Paläſte verließ, in denen kaum mehr ihr Name bekannt iſt. „Glüklicher Landmann!“ ſang Virgil, „bei dir herrſcht ſtiller Friede und Einfalt der Sitten; Ruhe erwartet dich in fruchtbarer Wohnung, und Lohn und Tugend in kühlenden Schatten.“

So ward der Mann wieder geehrt, der durch ſeinen Schweiß Tauſende nährte, und ſo war ſein Glük von Dichtern beſungen; allein ſein glükliches Schikſal war von kurzer Dauer; der Hochmuth in Städten erſann unnüze Künſte; Schwelgerei und Wolluſt entnervten die Männer; es entſtanden faule Weichlinge, und der würdigſte Stand wurde bis zur Verachtung herabgeſezt; Arbeit, die einſt Verdienſt war, war nun eine Beſchäftigung für Sklaven; Nichts thun, den Schweiß des Elenden zu verzehren, mit Undank verzehren, galt für etwas Groſſes, und ſo ſchwangen ſich Müſſiggänger zum unerſättlichen Reichthum hinauf, und zu ihren Füſſen ſchmachteten Die, die

ihn verdienten, in Armuth. Es war Ungerechtigkeit gegen die Menſchen, die die Länder verwüſtete, die den Elenden, wie den Böſewicht zum Pfluge verdammte, ihn der brennenden Sonne preis gab und der ſchneidenden Kälte, und ihm dann Alles wieder raubte, was er erwarb. Weiſe Geſeze bemühten ſich vergebens, den Armen wieder in ſeine Rechte einzuſezen; man ſchrieb, man gebot, aber vergebens: noch in unſern Tagen iſt der gemeine Mann nur von manchem Einzelnen geehrt; der allgemeine Haufen des müſſigen Pöbels verachtet noch immer Den, deſſen Würde er mißkennt.

Ihr, die ihr den Geringen verachtet, haltet mit eurem Hochmuthe zurük, lernet euch ſelbſt ehevor und den Niedrigen kennen, dann erzählet eure Verdienſte; ich will die ſeinigen ſagen, und Unparteilichkeit ſoll das Urtheil über uns ausſprechen, wer Würde, und wer Verachtung verdient! —

Noch dekt Schatten das Land, und die Sonne iſt noch weit von unſerm Geſichtskreiſe entfernt; Ruhe herrſcht in den Städten; Alles ſchläft noch; nur der Landmann wacht ſchon, und harte Arbeit erwartet ihn in den Scheunen und auf dem Felde; Stunden verfloſſen ſchon unter ſeiner geſchäftigen Hand, bis der Schlaf die Städte verließ, und Hammerſtreich in den Gaſſen erſchallt und den wachenden Handwerker verkündigt.

Unbeſchäftigt eilen die Stunden für den Höfling dahin, dem Puz und den Kleidern geweiht, und da der gemeine Mann, von der Sonne geſengt, ermüdet am Pfluge hinſinkt, ſizt der Stuzer an der Seite eines albernen Mädchens in ſchattigen Alleen, und vertändelt die Zeit mit abgeſchmakten Romanen. Endlich hebt er ſich auf und reicht den Arm ſeiner Schönen. Mit ausgemeſſenen Schritten tritt er langſam auf dem Pflaſter dahin, und geht in den Tempel, nicht dort dem Ewigen für ſein Daſeyn zu danken, nein, ſondern ſein ſchimmerndes Kleid zu zeigen, oder der Wolluſt zu fröhnen.

Kaum tönt im Dorfe die ländliche Gloke, ſo verläßt Jeder, wer kann, ſeine Arbeit, und eilt mit verdoppelten Schritten dem Heiligthume zu; da herrſcht heilige Ehrfurcht im Tempel, und unſchuldige Herzen danken der Gottheit für ihre Schöpfung; da wird der Ort der Religion nicht zu Liebesintriguen beſtimmt, und die Stunde des heiligen Gebetes nicht durch Thorheit entheiligt.

Die Sonne iſt nun am Mittag; im Kreiſe ſeiner Kinder ſizt der Landmann am Tiſche, und verzehrt ſchwarzes Brod; zufrieden dankt er dem Himmel für das reine Waſſer, daß ſeine durſtende Kehle erfriſcht, und eilt wieder zur Arbeit.

Lange iſt ſchon die Stunde des Mittags in den Städten vorüber, und noch raucht die Küche von trefflichen Speiſen; was Geſchmak und Wolluſt erſann, iſt auf den Tafeln des Reichen, und Reben aus Cypern ſchäumen in vergoldeten Bechern. Stundenlang ſchmaußt man dahin, und ſchwazet und lärmet, und endlich wird Gefühl und Vernunft unter Speiſen begraben, oder in Bechern verſenkt, bis des Abends erfriſchende Lüfte die vertrunkenen Lebensgeiſter wieder zur neuen Wolluſt erweken.

Endlich ſteigt der Abend von den Wolken herab, und findet den Landmann, wie er mit Staub und Schweiß bedekt in ſeine Hütte zurükkehrt.

Blökende Heerden eilen zum Dorfe, und geſchäftige Mädchen preſſen erfriſchenden Trank aus milchvollen Eutern; der Hirt reinigt ſein Vieh, und der Akersmann beſſert ſeinen Pflug, oder richtet die Senſe wieder zurecht für die Arbeit des künftigen Morgens, dann kömmt die Zeit zum Gebete, und nach verrichteter Andacht ſucht der Ermüdete Ruhe auf ſeinem gewöhnlichen Lager von Stroh.

Es iſt Nacht, und Stille herrſcht im Dorfe; auſſer dem treuen Haushunde iſt kein lebendes Geſchöpf mehr wach; aber in Städten glänzen noch tauſend funkende Lichter beim lärmenden Tanz, und ſpät in die Nacht wird geliebt, geſpielt und getrunken.

Endlich kehrt der Schwärmer vom Schlafe und vom Weine halb berauſcht auf ſein Zimmer zurük, und wirft ſich mürriſch auf ſein Ruhebett hin, und dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich dich erwarte.

Du, der du immer biſt, mein Freund! der du wieder einen Tag des Lebens verſchwendet haſt, ſiehe zurük in die verfloſſenen Stunden, und berechne nun deine Verdienſte mit den Verdienſten des gemeinen Mannes, den du verachteſt. Wie haſt du als Menſch, als Bürger, als Chriſt den Tag verlebt? Sag, was ſind deine Verdienſte! Der Wolluſt, dem Trunke, dem Schlafe und dem Spiele haſt du deine Stunden geweiht, und du nennſt dieß Verdienſte! O, ſchäme dich, vernünftiges Weſen! Lerne deine Pflichten von dem Niedrigen, den du verachteſt; ſiehe da den ruhenden Landmann, wie herrlich iſt ſein Geſicht! wie ſanft ſeine Ruhe! er hat die Pflichten des Menſchen und des Standes erfüllt, in dem er lebte; ich will ihn aufweken; in ſein rauhes Kleid gehüllt will ich ihn an deine Seite ſtellen, und die Vernunft ſoll entſcheiden, ob dieſer Mann nicht ein Gott gegen dir iſt. Der Tugend Bild ſtrahlt in ſeinen Zügen, und des Laſters Spuren ſind in den deinen. O, verlaſſe den Pfad, den du gehſt; er führt zum Verderben, und willſt du ihn nicht verlaſſen, ſo ſey doch gerecht, und bekenne, daß der Niedrige deiner Achtung werth ſey. Seze dich nur einige Augenblike an ſeine Stelle; betrachte die ſchlechte Hütte, die Winde und Stürme durchbrauſen, und die kaum im Stande iſt, ihn vor Kälte zu ſchüzen; verkoſte ſein Brod, gehe mit ihm zu Aker, laß dich von der Sonne brennen, und erſtarre vor Froſt und vor Kälte; lenke den Pflug, und hüte die Heerden, wenn der Plazregen fällt, wenn Blize glühen, Nacht die Dörfer umhüllt, und der Hagel mit Donner herabſtürzt; dann, wenn dein ganzes Kleid von Näſſe durchdrungen iſt, wenn ſchaudernde Kälte bis in die Gedärme drängt, und deine dürſtende Zunge nur moſiges Waſſer zum Labſale hat; dann ſage, ob das Schikſal des gemeinen Mannes gut iſt, und ob er nach allen Mühſeligkeiten, die er erduldet, unſere Verachtung verdient. Wie wenig verlangt der gemeine Mann von dir! nichts, als was ihm gebührt. Gib ihm die Achtung, und er iſt reich in ſeiner Armuth, wie du arm in deinen Schäzen biſt. Du kannſt ihm nichts geben und er gibt dir Alles; nimm dein Gold und deine Edelgeſteine, verſperre dich in Gewölben von Schmuk, und du wirſt mit deinem Reichthume arm ſeyn, wenn der gemeine Mann den Aker verläßt; der hat die Schäze der Natur, das Glük der Menſchen in Händen. Du haſt nichts, als elende Bedürfniſſe, denen die Schwelgerei den unverdienten Namen von Schäzen gab, und die bisher noch zu nichts nüzen, als den Menſchen elend zu machen.

Lerne Menſchlichkeit in niedrigen Hütten, und Güte von Dem, dem du ſie verſageſt. So arm der gemeine Mann iſt, ſo gütig iſt ſeine Seele, Gaſtfreiheit herrſcht noch bei ihm, und Liebe des Nächſten.

Wenn dich je die Nacht übereilt, oder wenn du auf Irrwege durchs Dunkle geführt wirſt, ſo ſuche Hülfe bei dem Landmanne; klopfe an der nächſten Thüre an, der Bauer wird ſein Lager verlaſſen, er wird dich aufnehmen; ſeine Milch und ſein Brod mit dir theilen, und bis am Morgen dir den beſten Ort ſeiner Hütte anweiſen, und dieſes Alles iſt ihm ſo ganz Natur, daß er nicht einmal einen Dank von dir fordert. O, wie beſchämt mußt du daſtehen, wenn du einen Blik auf die Städte zurükwirfſt, wo du ſolche Herzen kaum findeſt, und wo man doch täglich von Gefühl und Menſchenliebe ſpricht und ſchreibt, aber nicht handelt!

Die Ausübung der Tugend ſcheint überhaupt nur für den Gemeinen zu ſeyn; der Reiche lieſt nur den Namen der Tugend im Buche, oder ſieht ſie auf dem Theater ſpielen, und gibt ihr zuweilen den Beifall, wie man prächtigen Bildern den Beifall gibt, die zur Parade da hangen und nicht Reichthum ſind.

Brüder! glaubt mir, ihr ſeyd groß in euern Hütten, wenn ihr edel denkt; o, laßt dem Reichen ſeine Paläſte, beneidet ihn nicht, er iſt ein Sklave ſeines Herzens; ihr ſeyd arm, aber euer Gewiſſen kränkt euch auch nicht mit Schäzen, die durch Waiſenblut und Thränen der Wittwen erkauft ſind. Keine Untreue gegen euern Fürſten, oder Verrath gegen das Vaterland martert in ſanfter Ruhe eure Seele; ihr ſchlummert in Unſchuld, und könnt ohne Furcht ewig fortſchlafen, oder wieder vergnügt am Morgen zu dieſem Leben erwachen.

In deinen Armen, ehrlicher Landmann! fühle ich mein ganzes Glük. Hochmüthiger! kannſt du wohl noch den niedrigen verachten? Da ſieh! lerne die Züge der Ehrlichkeit kennen; betrachte dieſes Geſicht! hier hat Wolluſt und Laſter noch nicht Gottes Ebenbild verdorben; noch ſieht eine unverfälſchte Seele aus dieſen Augen, und Majeſtät der Tugend mit Sanftmuth vereinigt ruhet an dieſer Stirne, die die Sonne geſchwärzt hat; in ſeine Hand hat die Arbeit ſeinen Fleiß in Furchen geſchrieben, und harte Züge zeichnete in ſelbe der Pflug zum Denkmal unſerer Erhaltung.

Stolzer! krieche im Staube vor dieſem herrlichen Bilde. Du haſt nichts als ein Kleid, das dich ziert, und die Achtung, die man dir gibt, iſt die Achtung gegen deine Dukaten. Zerreiſſe dein Kleid, verliere deinen Beutel und du biſt ein elender Bettler.

Schulſache.

Wenn man über Schulunterricht unter Anderm nur bemerkt, daß ſo mancher Lehrer dieſes oder jenes Lehrfaches faſt alle ſeine übrige Zeit auſſer ſeinen Schulſtunden im Nebenunterrichte von Privathäuſern meiſt ſo zubringt, daß er hiedurch ſchon erſchöpft und ganz abgeſpannt dann erſt ſeine Schule betritt, wenn ihm ſchon jener lebendige und eindringliche Vortrag nicht mehr ſo zu Gebote ſteht, ohne dem keine ergiebigen Früchte der Art gedeihen können; denkt man zudem noch hinzu, daß auch ſogar an Sonn- und Feiertagen mancher Lehrer mit ihm zugetheilten Nebenarbeiten oft ſo hingehalten wird, daß er ſehr verſtimmt und für die auf ihn noch wartenden Geſchäfte ſchon mißlaunig iſt, und gewahrt man noch ferner dort und da auch die leidige Kunſt dann, die nur da hinausgeht, um zulezt eine beſtmöglich gleiſſende Endprüfung zu erzwingen, zu deren Bezwekung dann der Prüfling oft noch auf der lezten Neige mit Fragen und Antworten ausſtaffirt wird und Anderes, ſo dürfte aus dieſem Wenigen nicht mehr zweideutig vorliegen, daß in dieſem wichtigen Fache noch ſo Manches zu leiſten und zu reformiren wäre.

Ein Erziehungsfreund.

(Aus dem bayeriſchen Eilboten.)

Grimaldi und ſeine Frau.

Der bekannte Londoner Bajazzo, Grimaldi, lebte mit ſeiner Frau nicht eben in der beſten Ehe. Sie zankten ſich oft mit einander und die Feindſeligkeiten nahmen endlich einen ſo ernſten Charakter an, daß ſie nach einer Berathung über ihre Unverträglichkeit über das einzige Mittel übereinkamen, das ihrem Zuſtande ein Ende machen könnte, und ſich demnach entſchloſſen, ſich das Leben zu nehmen. Grimaldi ging in eine Apotheke in der Nähe und verlangte eine Unze Arſenik, um Ratten zu vergiften. Der Apotheker gab dem ihm wohlbekannten Grimaldi die Doſis, die, wie er glaubte, hinreichen werde, ihn allen Erdenübeln zu befreien. Die beiden Eheleute theilten das Gift ehrlich, nahmen es in einem Glaſe Waſſer ein und umarmten einander. Die Frau legte ſich darauf im Schlafzimmer auf das Bett, der Mann auf das Sofa in der Wohnſtube. Die Thüre zwiſchen beiden lieſſen ſie offen ſtehen. Thränen füllten Beider Augen; es folgte eine lange feierliche Pauſe; man hörte kein Stöhnen, nicht einmal Seufzer der Angſt; Alles war ſtill wie das Grab. Endlich richtete Grimaldi, dem vor langem Warten die Geduld ausging, den Kopf empor und rief im allerleiſeſten Ton ſeiner Stimme: „liebe Frau, biſt Du todt?“ Madame Grimaldi antwortete darauf in dem möglich höchſten Tone: „nein, Grimaldi.“ Der Mann brummte etwas wie „verflucht!“ in den Bart. Es verging wieder eine halbe Stunde, die Neugierde quälte die Frau, da ſie keinen Laut in dem Nebenzimmer hörte, und ſie fragte: „lieber Grimaldi, biſt Du todt?“ Grimaldo antwortete verdrießlich: „nein, Frau.“ So wurde 2 Stunden lang gefragt, bis die Reihe wieder einmal an der Frau war, und ſie ärgerlich laut rief: „Grimaldi, biſt Du denn noch nicht todt?“ „Nein, liebe Frau,“ antwortete Grimaldi, „ich bin noch nicht todt, auch glaube ich nicht, daß ich dieſe Nacht ſterbe, ich müßte denn verhungern; ich habe fürchterlichen Appetit, ſtehe auf und hole etwas zu eſſen.“ So endete die Geſchichte. Der Apotheker, der von den fortwährenden Zänkereien des Ehepaares gehört, hatte klüglicherweiſe Grimaldi ſtatt des Arſeniks Magneſia gegeben, welche die Beiden getheilt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Mode-Brillen und Brillen-Mode.

Sonſt verſchönerten Zierbengel ihre Geſichter mit Schönheits-Pfläſterchen. Jezt iſt es Mode, daß man Brillen trägt, auch wenn man ſie bei gutem Geſichte gar nicht braucht. Solche Leute effektiren Kurzſichtigkeit. Sie wollen andern Menſchen einbilden, daß ſie ihr Geſicht durch das viele Studiren beim Nachtlichte ſchwächten. Die Geken! Billig lacht man über ſie wegen ihrer lächerlichen Mode. Jemand fand die Brillen-Mode abſurd und unſinnig. Oft lachte er darüber. Umſonſt! Einmal kam er auf den Einfall, wie ein Diogenes mit der Laterne auf einer Moskerade zu erſcheinen; aber auf folgende Art: Auf ſeiner Maske hatte er ungeheure Brillen und auf beiden Seiten derſelben noch Laternchen mit Lichtern. Den Brillen kam er, wegen ſeiner Kurzſichtigkeit, noch mit einem Fernglaſe zu Hülfe! So erſchien er in der Geſellſchaft mehrerer Stuzer, ſah Manchen näher an und machte alle andern Anweſenden lachen über jene Thoren!! Aber (ſchon der weiſe Salomon dachte es) Mohren wäſcht man auch mit der ſchärfſten beiſſendſten Lauge nimmermehr weiß!!!

Skolie.

Der Krieger, auf der Heimkehr aus der Gefangenſchaft, an die Geliebte.

Mit der Liebe Glutverlangen,
Holde Braut, dich zu umfangen,
Bald an deinem Aug' zu hangen,
Tändeln mit des Mieders Spangen,
Küſſen deine warmen Wangen,
Wo der Jugend Roſen prangen:
Solche Wünſche täglich drangen
Aus der Bruſt mir, aus der bangen
Als im fernen Land gefangen,
Ich im Haine mich ergangen,
Wo der Heimat Vögel ſangen,
Froh der Freiheit Rehe ſprangen,
Während Feinde hart mich zwangen,
Hochmuthvoll das Panner ſchwangen,
An den goldbeblechten Spangen,
Bis die Unſern Sieg errangen.
Friedenſonnen aufgegangen.
Worte der Erlöſung klangen.

Des Dieners Bitte.

Herr. Ein Hizkopf bin ich, doch kein Prahler;
Vier blanke Thaler zahl' ich Euch,
Hans, für den erſten Bakenſtreich,
Für jeden künftig einen Thaler.
Diener. So bitt' ich Euer Gnaden gleich,
Um eine Wirthshausſchuld zu deken,
Mir einen Bakenſtreich
Großgünſtigſt vorzuſtreken.

Auktions-Anzeigen.

Wegen ſchneller Abreiſe einer Perſon werden verſchiedene Effekten zur Verſteigerung gegen baare Bezahlung an den Meiſtbietenden ausgeboten:

1. Ein in mehrere Stüke zerbrochener eiſener Szepter.
2. Eine ſchlecht ausgebeſſerte Krone, die ſich nicht mehr auf dem Haupte halten will.
3. Eine Hand der Gerechtigkeit, ſo gut wie neu, da ſie noch niemals gebraucht worden iſt.
4. Ein herrliches Paar Piſtolen, mit welchen es unmöglich iſt, ſich zu tödten.
5. Einige von wurmſtichigem Tannenholze gemachte Stufen und einen groſſen, mit Fliegen geſtikten Teppich.
6. Eine Abhandlung über den Vortheil der Dampfwägen für militäriſche Rükzüge.

Warum währt Ehrlich am Längſten?

Ehrlichkeit währet am Längſten; ſo ſagt man. Wißt ihr, warum auch? —
„Weil man nicht viel ſie braucht, nüzt ſie ſich auch nicht viel ab!"

Muth im Leiden.

(Ein Gedicht in Form eines Bechers; — mitgetheilt von Wagenſeil.)

Im
Leide
Die Freude
Wird ſchmerzlich betrübt;
Freude
Nach Leide
Wird herzlich geliebt:
Drum leide das ſchmerzliche Leiden
So folgen hernach die herzlichen Freuden;
Denn Leiden und Freuden verwechſeln ſich oft,
Auch ehe man ſolches vermeinet und hofft.
Drum trage, was eiligſt vergehet,
Und hoffe, was ewig beſtehet,
Auch bleibe verbleibe getreu,
Der Alles macht neu;
Erneuet
Erfreuet
Auch deine Geſtalt,
Er hilfet dir bald,
Und machet durch Sterben
Und Leiden das Leben erwerben.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 15. 13. April 1842.

Inhalt: Ueber die Nahrhaftigkeit verſchiedener Futtergegenſtände. — Die Diſtel im Felde. — Wie kleine Haushaltungen ihr Obſt ohne Dörröfen wohlfeil ausdörren können. — Beſondere Vorſichtsmaßregeln beim Akern und Pflügen. — Hopfenpreſſe. — Prüfung der Biere. — Rarität. — Morgengeſpräch.

Ueber die Nahrhaftigkeit verſchiedener Futtergegenſtände.

Unſere Hausthiere, beſonders die Rinder und Schafe, freſſen verſchiedenes Futter, z. B. Getreide, Kleien, Mehl, Kartoffeln, Rüben, Heu, Kleeheu, alle Gattungen von Stroh, friſches Gras und friſchen Klee u. ſ. w. Aber nicht ein jedes von dieſen verſchiedenen Futterarten hat bei gleichem Gewichte gleiche Nahrhaftigkeit für das Vieh. Jeder wird bemerkt haben, daß, wenn z. B. die Kuh blos mit Stroh gefüttert wird, ſie nicht ſo gut ausſieht, nicht ſo gut melke, als wenn ſie nebſt einer geringen Portion Stroh auch Heu, Schrott, Kartoffeln oder Rüben erhält. Das kömmt nun daher, weil dieſe leztgenannten Futter-Arten der Kuh mehr eigentliche Nahrung als das Stroh geben. Das geſündeſte, und dabei auch angemeſſen nahrhafte Futter iſt allerdings das Heu. Aber nur wenige Landwirthe ſind ſelbſt bei der reichlichſten Heuernte in der glüklichen Lage, ſo viel Heu zu ernten, daß ſie mit demſelben ihr Vieh ſatt füttern könnten; noch ſchlimmer iſt es, wenn das Heu und Grumet, wie das oft geſchieht, nicht geräth. Es befindet ſich daher jeder Landwirth mehr oder weniger in der Nothwendigkeit, dasjenige Heufutter, was ihm zur Sättigung ſeines Viehſtandes mangelt, mit anderem Futter zu erſezen. Nun iſt aber manches von dieſem anderen Futter nahrhafter, manches weniger nahrhaft als das Heu; von dem erſtern braucht er alſo weniger, von dem leztern muß er aber mehr dem Viehe als Heu geben, um ſein Vieh an Fleiſch, Kraft und Geſundheit nicht herabkommen zu laſſen.

Um nun zu wiſſen, wie viel er ſeinem Vieh mehr oder weniger von dieſem andern Futter geben ſoll, muß der Landwirth wiſſen, wie viel Nahrhaftigkeit jedes der verſchiedenen Futter in ſich enthalte, dann kann er mit Wahrſcheinlichkeit beſtimmen, um wie viel von dem nahrhaften Futter weniger, um wie viel von dem weniger nahrhaften Futter er dem Viehe mehr als Heu geben müſſe, um es bei geicher Kraft und Ausſehen zu erhalten.

Es haben wohlunterrichtete Landwirthe durch genaue Unterſuchungen und Erfahrungen herausgebracht, wie viele Nahrungstheile in jedem der verſchiedenen üblichen Futtermittel enthalten iſt; dieß zu wiſſen, iſt für jeden Landwirth von groſſer Wichtigkeit, um zu beſtimmen, wie viel er von der einen oder andern Gattung zu wenig hat. Wir theilen daher folgende Tabelle den Landleuten mit, aus welcher zu erſehen iſt, wie ſich die Nahrhaftigkeit der verſchiedenen Futtergattungen zur Nahrhaftigkeit des Heues verhalte.

Als Grundlage dieſes Verhältniſſes wird angenommen, daß 100 Pfund oder 1 n. ö. Zentn. eines guten Wieſenheues an Nahrungstheilen enthalte . . . . 100 Pfd.

100 Pfd. Heu vom rothen Klee, von Luzern, Eſparſette oder grün aufgetrokneten Wiken enthalten mehr Nahrungstheile als das Heu, ſo daß 90 Pfd. von ſolchem Klee oder Wikenheu gleichkommen	100 Pfd. Heu.
Heu von Gemengfutter, wenn es grün, vor der Kernbildung, aufgetroknet wurde, enthält gleich Heu	100 Theile.
Friſches, nicht zu Heu getroknetes Gras oder Klee, oder Gemengfutter hat nur 1 Fünftel Nahrungstheile gegen trokenes Heu,	

weil das Uebrige in der friſchen Pflanze nur Waſſer iſt. Daher muß man ſtatt 100 Pfd. Heu, um gleich nahrhaft zu füttern, von dieſen friſchen Pflanzen geben . . . . . 500 Pfd.

Aus gleicher Urſache muß man ſtatt 100 Pfd. Heu an Kraut oder Rübenblättern geben . . . . 350 „

An Kartoffeln muß man ſtatt 100 Pfd. Heu geben . . . . 200 „

An Runkelrüben, wegen mehreren Waſſertheilen . . . . 250 „

An Krautrüben, wegen mehr. Waſſerthl. 350 „

An Krautſtrunken „ „ „ 400 „

An Waſſerrüben „ „ „ 500 „

An Erdbienen, auch Topinambur genannt 200 „

Das Stroh hat viel weniger Nahrungs-Theile als Heu; man rechnet

ſtatt 100	Pfd.	Heu	an	Weizenſtroh	300	„
„	„	„	„	Kornſtroh	400	„
„	„	„	„	Gerſtenſtroh	150	„
„	„	„	„	Haberſtroh	190	„
„	„	„	„	Erbſenſtroh	130	„
„	„	„	„	Wikenſtroh	130	„
„	„	„	„	Linſenſtroh	120	„
„	„	„	„	Samenklee	220	„
„	„	„	„	Weizenſpreu	190	„
„	„	„	„	Kornſpreu	220	„
„	„	„	„	Gerſtenſpreu	220	„
„	„	„	„	Haberſpreu	190	„
„	„	„	„	Erbſen-, Linſen-, Wiken-Spreu	190	„
„	„	„	„	Leinſamen	150	„
„	„	„	rechnet man	Biertrebern gleichfalls	100	„
„	„	„	„	Oelkuchen	50	„
„	„	„	„	getrokn. Laub v. Pappeln	60	„
„	„	„	„	von Ahorn oder Eſche	70	„
„	„	„	„	von Linde, Eiche, Buche	80	„
„	„	„	„	von Erle	90	„
„	„	„	„	von Birke	100	„
ſtatt 100	Pfd.	rechnet	man	von Haſelnuß	90	„
„	„	„	„	Weizen	45	„
„	„	„	„	Korn	51	„
„	„	„	„	Gerſte	57	„
„	„	„	„	Haber	65	„
„	„	„	„	Erbſen oder Wiken	50	„

Nach dieſer vorſtehenden Tabelle kann man alſo leicht berechnen, wie viel man ſtatt Heu mehr oder weniger von einem andern Futter nehmen müſſe. Z. B.: Angenommen, daß eine Kuh mit täglichen 15 Pfund guten Heues gehörig ernährt werde, ſo kann man ſie gleich kräftig ernähren, wenn man ihr ſtatt 8 Pfd. Heu 16 Pfd. Kartoffeln, ſtatt den andern 7 Pfd. Heu

4 Mal ſo viel Kornſtroh alſo . . . . . . 28 „
als Häkerling geſchnitten, und mit den verkleinerten Kartoffeln gemiſcht täglich reicht.

Oder man gibt der Kuh täglich Heu . . . . 3 „
Kartoffeln ſtatt 4 Pfd. Heu . . . . . 8 „
ſtatt 8 Pfd. Heu Häkerling . . . . 32 „

Oder man gibt ihr Biertreber 5 „
Heu . . . . . . 2 „
Häkerling ſtatt 8 Pfd. Heu 32 „

Oder aber Oelkuchen ſtatt 6 Pfd. Heu . . . 3 „
Kartoffeln ſtatt 3 Pfd. Heu . . . . . . 6 „
Häkerling ſtatt 6 Pfd. Heu . . . . . . 24 „

Oder aber Kornſchrott ſtatt 8 Pfd. Heu . . . 4 „
Häkerling ſtatt 7 Pfd. Heu . . . . . . 28 „

Oder Birkenlaubheu ſtatt 8 Pfd. Heu . . . . . 8 „
Häkerling ſtatt 7 Pfd. Heu . . . . . . 28 „

Bei der Wahl des Futters ſtatt Heu hat man zu beobachten, daß man bei ſtark nahrhaftem Futter, wie z. B. Getreide iſt, dem Viehe im Ganzen in der Menge nicht zu wenig, bei gar ſchwach nährendem Futter, wie z. B. Stroh, in der Menge nicht zu viel gebe. Im erſtern Falle hätte das Thier den Magen nicht ausgefüllt, und würde darum unzufrieden ſeyn, wenn gleich das Futter ihm genug Nahrungstheile für ſeine Erhaltung gäbe.

Z. B. wenn man der Kuh ſtatt 15 Pfd. an Kornſchrott geben möchte 7½ Pfd., ſo würde ſie ſchreien, weil ſie den Magen nicht voll bekäme. Wollte man aber das Thier blos mit Stroh füttern, ſo müßte das Thier, um eben ſo viele Nahrung, wie von 15 Pfd. Heu zu bekommen, bei Kornſtroh 4 Mal ſo viel freſſen, wozu aber der Raum im Magen, und folglich auch die Freßluſt fehlen möchte. Das Thier würde daher abmagern.

Man nennt daher Heu, und jedes andere Futter, das gleich oder noch mehr nahrhaft iſt, als Heu — Kraftfutter, jenes aber, was viel weniger nahrhaft iſt, Ausfüllungsfutter, und man muß die tägliche Fütterung aus beiden Arten ſo wählen, daß der Magen nicht leer bleibt, und auch nicht überfüllt wird.

Wer gewohnt iſt, ſeine Kuh mit weniger als dem täglichen Werthe von 15 Pfd. Heu zu füttern, kann auch nach den obigen Verhältniſſen eine ſolche Miſchung von verſchiedenen Gattung des Futters wählen, die das Thier eben ſo nährt, wie die ihm vergönnte Portion Heu. Aber ſicher iſt es, daß eine Kuh vom Mittelſchlag, wenn ſie gut bei Fleiſch und im Milchertrag erhalten werden will, zu ſeiner täglichen guten Ernährung 15 Pfd. Heu oder anderes Futter, welches eben ſo viele Nahrungstheile hat, brauche.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß bei manchen Landwirthen die Kuh bei der Winterfütterung begnügen müſſe mit täglichen 3 Pfd. Heu und 20 Pfd. Kornſtroh oder Häkerling, welche nach der Nahrhaftigkeit 5 Pfd. Heu gleich geſtellt werden können. Allein wie magert da das Vieh über den Winter ab, und wie ſieht es mit der Menge und Güte der Milch aus? Darum iſt es beſſer, lieber weniger, aber gut genährtes, als mehr und ſchlecht genährtes Vieh zu halten.

Es kommt aber bei den verſchiedenen Futterarten auch viel auf deſſen Beſchaffenheit an. Heu von guten Wieſen iſt nahrhafter, als jenes, das aus Sumpfgräſern aufgetroknet wurde.

Dünnhalmiges Kornſtroh gibt dem Viehe mehr Nahrung, als dikhalmiges.

Gut eingebrachtes Heu oder Stroh iſt dem Viehe gedeihlicher, als ſolches, das oft naß geworden und durch öfteres Troknen ganz ausgebleicht, oder dumpfig geworden iſt.

Stroh von grasreichen Feldern nährt eben wegen des beigemiſchten Heues beſſer als Stroh, in welchem gar kein Gras iſt.

Der Landwirth berükſichtige daher bei der Bemeſſung der Futterportion auch den Zuſtand und die Beſchaffenheit, in welcher ſich jede Futtergattung befindet.

Ritter K a l i n a v. Jäthenſtein.

Die Diſtel im Felde.

Faſt ſollte man glauben, die Diſtel ſey eine Lieblingsblume unſers Landmannes. Man läßt ſie auf Hutweiden, in Gräben und Aufwürfen, an Feldrändern und ſelbſt in Feldern, meiſtens in Erbſen-, Wiken-, Gerſten- und Häberfeldern ungeſtört wachſen, und nicht ſelten ſieht man in den Stoppelfeldern, nachdem das Getreide abgeſchnitten und abgeräumt iſt, dieſes Unkraut mit ſeinen rothen Blüten ſtolz prangen, als ob man gefliſſentlich das Ausreifen des Samens und deſſen Ausſaat abwarten wollte.

Das iſt aber nicht recht, dadurch vermehren ſich die Diſteln im folgenden Jahre noch mehr nicht blos auf dieſem Plaze, ſondern auch in der ganzen Umgegend, weil der leichte reif gewordene Same vom Winde, ſelbſt in bedeutende Entfernung, getragen wird, und dort aufkeimt. Darum ſoll man die Diſtel ſelbſt auf wüſten Pläzen oder auf Hutweiden nicht aufkommen laſſen, und in Frankreich beſteht die geſezliche Einrichtung, daß die Nachbarn jenen fahrläſſigen Wirth, der die Diſteln auf ſeinem Grunde nicht ausrottet, beim

Amte darum belangen können, weil dadurch auch für ſie der Schaden erwächſt, daß der Same in ihre Grundſtüke ſich zerſtreut. Und doch iſt es nichts Leichteres, als von den Diſteln ſich zu helfen.

Es gibt verſchiedene Diſtelarten, z. B. die *Brach-* und *Haferdiſtel*, welche 3 Fuß hoch wächſt, einen dünnern Stamm mit vielen Aeſten, und an den Aeſten viele hochrothe Blüten-Büſcheln hat. Der reife Same derſelben iſt von auſſen weiß, und wie Baumwolle anzufühlen, weßwegen er auch von Einigen zur Füllung der Pölſter geſammelt wird.

Die *Krebsdiſtel*, die *Frauendiſtel* mit ihren ſtachligen, weißgeflekten breiten Blättern; die *Eberwurz* oder *ſtengelloſe Diſtel*, welche, ohne einen Stengel zu treiben, an der Erde eine roſenartige 2 Zoll breite runde ſtrohartige Blume mit weiſſen Blättern treibt, die *Kardendiſtel*, welche rohrartig in mehrere Stämme treibt, von welchen über 2 Zoll lange und 1 Zoll breite runde Diſteln wachſen; unter dieſen gibt es eine Gattung, an welcher die Spizen der Diſtel umgebogen ſind, und welche die Tuchmacher zum Aufreiben der Wolle an den Tüchern gebrauchen, weßwegen man dieſe Art Tuchmacher-Karden oder *Tuchmacher-Diſteln* nennt.

Gleich den Diſtelarten ſind auch die *Kletten* eine Pflanze, welche man nicht aufkommen laſſen ſoll. Sie haben breite Blätter, und runde bald gröſſere, bald kleine Blüten oder vielmehr Samen-Behältniſſe, welche voll Häkchen ſind, ſo daß ſie ſich an Kleider, in die Haare und Wolle der Thiere ſo feſt machen, daß man ſie mit Mühe und Schmerz losbringt. Muthwillige Knaben pflegen dieſe Kletten wegen dieſer Eigenſchaft auf Menſchen und Thiere zu werfen.

Alle Diſteln und Kletten wachſen gewöhnlich nur in gutem Boden. Nur wenige Diſtelarten kommen auch zwiſchen Steinen empor; die leztern ſoll man vor der Samenreife vertilgen, damit ihr Same nicht auf beſſern Boden vertragen werde, die in gutem Boden wachſenden Diſteln aber deßwegen, weil auf dieſem Plaze etwas Beſſeres, für unſere Hausthiere Genießbares wachſen könnte.

Die Diſteln ſind zweijährige Pflanzen. Im erſten Jahre bildet ſich die Pflanze aus dem Samen, breitet ſich niedrig an der Erde aus, ohne einen Stamm in die Höhe zu treiben, ohne zu blühen und Samen zu tragen. Dieß thut ſie erſt im zweiten Jahre, und nach Verlauf desſelben ſtirbt ſie ab. Wenn man daher im zweiten Lebensjahre die Blütenſtämme der Diſtel, bevor ſie der Same reift, mit der Sichel, oder auch nur mit einem gut beſchlagenen ſchwerern Stoke vertilgt, ſo kann kein Same reifen, und da der Mutterſtok von ſelbſt abſtirbt, ſo wird man die Diſteln los. Die meiſten Diſtelarten fangen im Juli und Auguſt an, zu blühen. Dabei iſt aber zu bemerken, daß auch die abgeſichelten oder abgeſchlagenen Diſteln wieder zu treiben und Blüten zu treiben anfangen. Man muß daher mit der Vertilgung dieſer Blüten bis Ende September fortfahren, wenn man die Erzeugung und Ausreifung des Samens verhindern will. Dieß macht auch wenig Arbeit, und koſtet wenig Zeit. Wie oft gehen der Landmann, ſein Weib, ſeine Mägde und Kinder in der Dorfflur nach ihren verſchiedenen Geſchäften, meiſtens mit Sicheln und Senſen verſehen? Haben ſie dieſe Werkzeuge nicht mit, ſo ſollten ſie doch nie ohne einen tüchtigen Stok ausgehen, den ſie ſo oft auch zur Vertilgung der Feldmäuſe, der Schlangen, zur Abwehrung der Hunde, zur Vertheidigung gegen ſcheue Stiere u. ſ. w. gebrauchen können. Mit der Sichel, Senſe oder Stok kann man beim bloſſen Vorübergehen, ohne allen Zeitverluſt ſehr viele Diſteln und Kletten vertilgen, mögen ſie auf eigenem oder nachbarlichem Grund wachſen; denn auch die Diſtel des Nachbars ſtreut ihren Samen auf unſere Gründe aus.

Wenn Eltern ihre, zur Arbeit noch nicht zu verwendenden Kinder, ſtatt ſie auf dem Dorfplaze Muthwillen treiben zu laſſen, der oft in Schlägereien und Verwundungen ausartet, in die Fluren ſchiken möchten, damit ſie beſonders auf Hut-Weiden, Feldrändern die Diſteln mit einem Meſſer abſchneiden, oder mit einem Stoke zuſammen-

ſchlagen möchten, bevor ſie Samen tragen, ſo würden die Kinder weniger an den Müſſiggang ſich gewöhnen, und die Gegend von Diſteln in ein Paar Jahren befreien. Dabei muß man aber auch zur Zeit des Schnittes die Diſteln in den Feldern nicht, wie es leider zu geſchehen pflegt, ſtehen laſſen, ſondern ſie auch, aber für ſich allein und nicht mit dem Getreide, umſicheln und wegſchaffen.

Die einjährigen Diſtel- und Klettenpflanzen, welche noch keinen Stengel treiben, muß man mit einem Meſſer aus der Erde ſammt der Wurzel heben, oder bei feuchtem Wetter aus der Erde ziehen. Im Frühjahre, wo dieſe Pflanzen noch zart ſind, und nur weiche Stacheln haben, werden ſie vom Rindviehe auch gerne gefreſſen. Man hat aber auch ſolche ſtarke Steken, welche ſtatt des Beſchlages am untern Ende ein Eiſen angemacht haben, welches bis drei Zoll lang, oben anderthalb Zoll breit und unten ſpizig iſt. Mit dieſem Werkzeuge kann man jede Unkrautpflanze aus der Erde wie mit einer kleinen Schaufel herausheben, was man nicht blos bei Diſteln und Kletten, ſondern auch auf Wieſen im Frühjahre thun ſoll, wenn da ungeſunde Gräſer wachſen, auf deren Plaz ſchmakhafte Gräſer wachſen könnten. Das Ausrotten der Diſtel ſammt der Wurzel mit dieſer Art Steken, oder mit einem Meſſer macht freilich mehr Mühe, als das bloſſe Abſicheln oder Abſchlagen mit dem Steken, dafür werden ſie aber ein- für allemal vertilgt, während man die Blütenſtengel wegen dem Wiederausſchlagen öfter im Jahre vertilgen muß.

Ein Gutsbeſizer fand beim Antritte ſeiner Beſizung vor 30 Jahren ſehr viele Diſteln und Kletten daſelbſt. Er machte es ſich zur Gewohnheit, ſo oft er in ſeinem Gebiete herumwanderte, die Diſtel- und Klettenblüten mit ſeinem tüchtigen Stoke zuſammenzuſchlagen. Wenn man ihn von ſeinen Wanderungen nach Hauſe holen, oder ihm nachgehen wollte, um ihn zu ſprechen, verfolgte man nur die Spur nach den friſch niedergeſäbelten Diſteln, und man fand ihn nach dieſen Wegweiſern ſicher. Er beſuchte auch oft die Schule, erklärte den Schulknaben, wie nüzlich die Vertilgung der Diſteln ſey, da auf dieſem Plaze gute Gräſer wachſen können. Er vertheilte unter die geſitteten Knaben von Zeit zu Zeit Taſchenmeſſer unter dem Beding, daß ſie jede Diſtel oder Klette mit der Wurzel ausrotten, welche ihnen unterkommt. Dadurch bewirkte er, daß auch ſeine Unterthanen ſich gewöhnten, gegen dieſe Diſteln und Kletten zu Felde zu ziehen, und wenn man die Felder und Fluren dieſes Gutes mit andern vergleicht, ſo muß man ſich wundern, wie jezt hier ſo wenige Diſteln im Vergleiche mit andern Gegenden wachſen. Man darf aber niemals aufhören, die Diſteln zu verfolgen, da ſie demungeachtet, wenn gleich in geringerer Anzahl als auſſerdem ſich zeigen; denn wie die Schrift ſagt: der Feind ſäet in der Nacht auch in die Felder des fleiſſigen Landwirthes Unkraut; dieſe Feinde ſind unter andern die vom Diſtelſamen lebenden Vögel, z. B. die Stieglize, welche mit ihrem Kothe die oft unverdauten Samenkörner in unſern Fluren anbauen. Eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit und Thätigkeit wird aber dieſe wenigen Diſteln leicht vertilgen und nicht zulaſſen, daß ſie durch das Reifwerden und Ausſtreuen des Samens überhand nehmen.

K—.

(Aus dem Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann Böhmens.)

Wie kleine Haushaltungen ihr Obſt ohne Dörröfen wohlfeil ausdörren können.

Auch der Häusler hat faſt überall bei ſeinem Häuschen ein Gärtchen, und in dieſen gröſſern, bald kleinern Gärtchen Obſtbäume, die oft mehr Obſt liefern, als er mit ſeiner Familie verzehren kann. Es fehlt ihm an einem Dörrhaus, und ſelbſt im ganzen Dorfe gibt es keine ſo kleine Dörrhäuſer, um ſein weniges Obſt darin zu baken. Soll er aber dazu ein groſſes Dörrhaus heizen, ſo würde er faſt ſo viel für Holz ausgeben, als ſein Obſt werth iſt.

Freilich pflegen ſich dieſe Häusler damit zu helfen, daß ſie ihr Obſt in einen Bakofen werfen, wenn ſie das Brod herausgenommen haben. Aber es iſt bekannt, daß dieſe Art, das Obſt zu dör-

ren, wenig tauge, weil dabei ein bedeutender Theil des Obſtes verbrennt, ſich verkohlet, ein anderer Theil aber durch die auf dem Boden des Bakofens verſtreute Aſche, welche an dem Obſt feſt kleben bleibt, verdorben wird.

Herr Medizinalrath Dr. Buddäus hat in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten, Berlin 1837, Lief. 26 S. 84, eine von ihm erfundene, wohlfeile, einfache, für jede kleine Haushaltung anwendbare Vorrichtung bekannt gemacht, mittelſt welcher jede Hausmutter einen kleinen und auch gröſſern Obſtvorrath für die längere Aufbewahrung ohne alle Unkoſten, und mit Benüzung der gewöhnlichen Koch- oder Ofenfeuerung dörren kann.

Dieſe Vorrichtung beſteht aus einem länglicht vierekigen bretternen Kaſten ohne Boden, den ſich jeder Landmann, der, wie es ſeyn ſollte, Säge, Hobel, Bohrer, Stemmeiſen, Hammer ꝛc. beſizt, ſelber machen kann. Dieſer Kaſten iſt 3 Schuh hoch, 3 lang, 2 breit. Auf der einen ſchmalen Seite iſt unten am Boden eine kleine Thüre, 3—4 Zoll hoch. Ober derſelben iſt eine Thüre, ſo groß, als die übrige ſchmale Kaſten-Seite. Durch dieſe gröſſere Thüre werden die Horden in den Kaſten geſchoben. In der Deke dieſes Kaſtens iſt eine Oeffnung 2—3 Zoll im Durchmeſſer, damit der Dunſt abziehen kann. Im Innern des Kaſtens ſind an jeder Seitenwand, mit Ausnahme derjenigen, wo die Thüre iſt, in gleichen Höhen und gleichen Entfernungen 6 Leiſten, auf welche die einzuſchiebenden 6 Horden zu liegen kommen; die unterſten Leiſten ſind 8 Zoll vom Boden.

Die Horden ſind 2 Zoll kürzer, als die Leiſten. Es wird nun abwechſelnd die eine Horde bis an die entgegengeſezte Wand, die andere bis an die Thüre gezogen; dabei bilden ſich, wenn die Thüren geſchloſſen ſind, Züge für die Wärme, damit ſie ſich bis an die oberſten Horden zieht.

Wer in ſeiner Küche einen Sparherd mit einer eiſernen Platte hat, ſtelle dieſen Kaſten auf die Platte. Auch kann man ihn auf den Stuben-Ofen ſtellen, beſonders wenn deſſen Hintertheil flach iſt. Nur muß man den Kaſten nicht unmittelbar auf die heiſſe Herdplatte oder auf ſehr erhizten Ofen ſtellen, weil ſonſt die Bretter Feuer fangen könnten, ſondern man ſtellt den Kaſten auf 4 oder 6 Ziegeln. Mit der Hize der Herdplatte oder des Ofens wird das in den Kaſten eingelegte Obſt, zwar etwas langſamer, aber um ſo ſchöner gedörrt, nur muß man die Horden öfter wechſeln, und die oberſten auch zeitweilig zu unterſt legen. Bei dieſem Dörren müſſen beide Thüren des Kaſtens geſchloſſen ſeyn. Hat man aber nicht die Gelegenheit, den Dörrkaſten auf die Herdplatte oder auf den Zimmerofen zu ſtellen und deren Heizung zu benüzen, ſo ſtellt man ihn auf eine feuerſichere Unterlage, und bedient ſich einer faſt eben ſo langen, am Boden durchlöcherten blechernen Kohlenpfanne, die auf 4 — etwa einen oder anderthalb Zoll hohen Füſſen ſteht. Man legt Kohlen vom harten Holz darauf, macht ſie glühend, und ſtellt den Kaſten darüber. Damit aber die Kohlen in Gluth erhalten werden, muß die kleine Kaſtenthüre offen bleiben, es verſteht ſich, daß Kohlen von Zeit zu Zeit zugelegt werden müſſen, bis das Obſt gedörrt iſt. Die 6 Horden faſſen faſt einen kleinen Korb Zwetſchgen, wenn man dieſe, was ſehr zu rathen iſt, auf die Spize, folglich mit dem Stiele nach oben ſezt. . . . . . a.

Beſondere Vorſichtsmaßregeln beim Akern und Pflügen.

Beim Akern müſſen nur gleiche und ſchmale Furchen gezogen werden, keine umgeakerte Streifen dürfen auf dem Akerfelde bemerkt werden. Felder, die in Furchen liegen, müſſen der Länge nach durchſchnitten, immer in der Mitte gefaßt werden, um gut und leicht darin akern zu können, und gleichen Zug zu bekommen. Unter Pferden, Ochſen oder Kühen, wird immer ſorgfältig Gleiches zu Gleichem angeſpannt, iſt das angeſpannte Zugvieh ungleich, ſo wird der Zug immer ungleich erfolgen.

In zugroſſer Hize wird das Vieh matt, vom Ungeziefer geplagt, die Feuchtigkeit des Feldes

troknet aus, daher zum Akern der Regen zuvor wo möglich abzuwarten iſt; es muß, um die Schollen zu verhüten, die mit harter Mühe ſonſt zu zerſchlagen ſind, nach dem Regen geakert werden, das Unkraut auf den Feldern iſt ſorgfältig zu vertilgen, ſo den Sommer hindurch unter den Samen und Früchten ſich ſammt dem Unkrautſamen eingeſäet haben.

Das ſicherſte Mittel iſt, alle Winterfelder vor dem Winter alle Jahre zu ſtürzen oder umzuakern, hiedurch wird das Unkraut ſammt deſſen Samen vertilgt, der Boden durchfriert alsdann, der aufgeworfene Dung wird unterlegt.

Damit das Unkrautgras und die Stupfeln tief kommen, muß tief geakert werden, ſo kommt die geruhte Erde herauf, die im Frühjahre dem einzuſäenden Fruchtſamen die Fruchtbarkeit bringt. Werden die Furchen ſchmal, nicht breit gezogen, und der Pflug mit ſtarkem Bleche unten überzogen, ſo wird dieſes Akern dem Zugviehe leicht. So oft nach der Ernte, nach dem erſten Akern Unkraut auf dem Felde bemerkt wird, muß dieſes neu umgeakert werden, damit es von Gras, vom Unkraut genugſam gereiniget bleibt. Hiebei iſt ferner wohl zu merken, daß zu naſſe Felder mit Zuggräben, wie zu naſſe Wieſen, ſorgfältig getroknet werden müſſen.

Hopfenpreſſe.

Haben die alten Deutſchen, unſere biedern Vorfahren, ſich auch ſchon jener ſchönen Erfindung der Hopfenpreſſe erfreut? Tacitus erwähnt wenigſtens nichts davon.

Wohl kannten die Alten einen humulus lupulus, ſelbſt Horaz und Plinius erwähnen dieſen; allein von einer Hopfenpreſſe ſchweigt die Vorzeit! — Zwar hatten die alten Germanen nur Eine Art Bier und waren natürlich in Anbetracht ihrer damaligen landwirthſchaftlichen Verhältniſſe und ihrer Kenntniſſe in der Chemie ꝛc. noch nicht ſo hoch geſtiegen, daß ſie den Culminationspunkt, wie wir, in der Bierfabrikation hätten erreichen können. —

Allein, wollte man annehmen, daß unſere Vorfahren eine höhere Stufe in der Bereitung dieſes ſo lieblichen Trankes, des Bieres, erreicht hätten, wahrlich einer Hopfenpreſſe hätten ſie ſich nicht bedient!! — Warum? — Aus Biederkeit!!

Die dem Hopfen abzugewinnende und das Bier konſervirende, wenn auch ad stomachum ſich darſtellende Kraft iſt anerkannt, aber die demſelben zum Zweitenmale durch den Mechanismus einer Preſſe, welche von nun an eine Hopfenpreſſe iſt, abgekapperte Kraft kann der Geſundheit des Bier konſumirenden Publikums nur ſchädlich, jedoch dem pekuniären Intereſſe eines ſpekulativen Bier-Kompoſiteurs nur vortheilhaft ſeyn!

Prüfung der Biere.

Der Gewerbsverein in Karlsruhe hat zur Prüfung der Biere, welche dort verzapft werden, ein Biergericht konſtituirt, welches von Zeit zu Zeit ſich verſammelt und die am Beſten befundenen Biere dem Publikum öffentlich namhaft macht. Privaten, Bier- und Kaffeewirthe haben ſich ſchon mehrfach gegen dieſes Gericht geäuſſert; daſſelbe wird jedoch ſeinen lobenswerthen Zwek, die beſſeren Biere bekannter zu machen und dadurch überhaupt auch allgemeinere Verfertigung beſſeren Bieres zu erzielen, bei fortgeſezter Uebung gewiß erreichen.

Rarität.

Ein Student hatte von ſeinem Vater nichts, als ein Paar alte Pelzſtiefel geerbt. So laß uns denn — rief er, indem er dieſelben anzog — in Gottes Namen unſere Erbſchaft antreten.

Morgengeſpräch.

Der Mann und ſein Weib.

Mann. Wie wachbar ſind die Männer nicht!
Kaum graut der Tag, ſo kräht der Hahn.
Weib. Das heißt: „Sobald der Tag anbricht,
So fangt ihr auch zu ſchreien an.“ —

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Wer iſt der Verfaſſer der Stunden der Andacht?

Der Verfaſſer der Stunden der Andacht war lange Zeit unbekannt. Anfangs hielt man den Freiherrn von Weſſenberg in Conſtanz dafür, Einige nannten Zſchokke als denſelben. Als vor Jahren der Pfarrer Keller im Breisgau ſtarb, erklärten öffentliche Blätter dieſen für den wahren Verfaſſer. Unlängſt berichtete wieder eine Magdeburger Zeitung, Niemand anderer, als Zſchokke, ſey der wirkliche Verfaſſer, derſelbe habe ſich in einem eigenhändig dahin geſchriebenen Briefe dazu bekannt. Dieſe widerſprechenden Nachrichten haben nun folgende öffentliche Berichtigung erhalten:

„Allerdings hat Zſchokke dieſes Buch redigirt und eigenhändig manchen Beitrag dazu geliefert: allein ganz geſchrieben hat er es nicht. Die drei namhafteſten Mitunternehmer, die drei katholiſchen Prieſter, der vor Jahren im Breisgau verſtorbene Pfarrer Keller, der noch in Conſtanz als Biſthumverweſer lebende Frhr. von Weſſenberg, zwei Namen guten Klanges, dann Bock, früher Stadtpfarrer in Aarau, jezt Domherr in Solothurn, dieſe und andere Mitarbeiter überlieſſen an Zſchokke die Redaktion und Oberleitung des Werkes, weil er als gewandter Schriftſteller auch für die möglichſte Conformität des Styls, für die Verſchmelzung des Verſchiedenartigen Gewährſchaft bot, und weil er am Plaze der Verlaghandlung und Drukerei ſeinen bleibenden Wohnſiz hatte.“

Warnung für Gaſtwirthe.

Herr Fürth in Sondershauſen geht damit um, ein „Converſations Lexikon für Gaſtwirthe“ herauszugeben. Darin ſollen alle Wirthe auf der ganzen Erde mit Namen aufgeführt, alle Hôtels beſchrieben, alle ihre Vor- und Nachtheile beleuchtet, und ein förmlicher Tarif beigedrukt werden, wo man am Reinlichſten, Billigſten und Höflichſten bedient wird. Das Alles läßt ſich hören, aber nun kommt das Komiſche: „Wirthe,“ heißt es, „in deren Hôtels ſich — Wanzen — befinden, werden mit einem rothen Sternchen bezeichnet, und wo der Gaſt — geſchnellt — (hier zu Lande geſchnürt) wird, werden mit drei Kreuzchen angedeutet ſeyn, mit Ausnahme der Wirthe in der Schweiz, wo man überall geſchnellt wird, und drei Kreuze viel zu wenig wären.“

Bei einer Jagdtafel wurden verſchiedene Jagd-Anekdoten erzählt; unter Anderm erzählte der Herr vom Hauſe, daß er kürzlich einen Hirſch mit Einem Schuſſe durch den hintern Lauf und durch das Gehör niedergeſchoſſen habe. „Johann! erzähle die Geſchichte, du warſt ja dabei,“ rief er ſeinem Jäger zu, der eben mit Serviren bei der Tafel beſchäftigt war. „Ja,“ ſagte ſein Jäger, „mein gnädiger Herr ſchoß den Sechzehn-Ender gerade, als er ſich am Ohr krazte!“ Als er bei ſeinem Herrn mit der ſervirenden Schüſſel vorüber kam, raunte er ihm heimlich ins Ohr: „Gnädiger Herr! ein anderes Mal lügen mir Euer Gnaden nicht mehr ſo weit aus einander, ich hätte es beinahe nicht mehr zuſammen gebracht.“

Hunds-Verſe
von B. V.

Meine Hausfrau, die alte, fette —
Hält ſieben Hunde — im Bette.

Die ſchlechte Magd muß ich zum Schinder jagen:
Sie hat meinen Liebling — den „Wakerl“ geſchlagen.

Mein Hund, der genießt täglich Confitur,
Doch — für dreiſſig Kreuzer nur.

Sonſt waren die Hunde der Herren Begleiter;
Jezt ſind die Hunde der Herren Leiter.

Täglich wird an der Leine ſpaziren geführt:
Madame Mauz von ihrem Mops, der jeden Fußweg ziert.

Herr Rath und Frau Räthin — ſie weinen gräßlich:
Amor und Diana — ſind unpäßlich! —

Gibt es was Schöneres, als eine ruſſiſche Fuhr,
Wie dort: Frau Schöpschen mit 3 Möpschen an einer Schnur.

Frau Muz wollt' dem Fangknecht die Naſe geben,
Für ihres diken, alten „Mettls“ Leben.

Im Wirthshaus mangelts an Unterhaltung ſehr:
Man findet jezt dort keine Hunde mehr.

Hören Sie, man ſpricht ernſtlich: — wovon?
Von der Hunde — Emanzipation. (M. T.)

Bücher-Anzeige.

In der Franz Wimmer'ſchen Buchhandlung in Wien iſt folgendes, Seelſorgern ſehr wichtige und gewiß auch willkommene Büchlein erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorbereitung
zur
Generalbeicht.
Von
Anton Gundinger,
Weltprieſter.
Preis 36 kr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 16. 20. April 1842.

Inhalt: Das Nothwendigſte über Bodenkenntniß für Landwirthe. — Ueber das Abbrechen der Hörner des Rindviehes und die Heilung dieſer Verletzung. — Auch eine zu kurze Saugzeit der Kälber iſt ein wichtiges Hinderniß einer guten Rindviehzucht.

Das Nothwendigſte über Bodenkenntniß für Landwirthe.

Für den Landwirth kommen nur vier Erdarten in Anſchlag. Sand- oder Kieſelerde, Thonerde, Kalkerde und Gewächs- oder Dammerde.

Die Kieſelerde iſt unfruchtbar, die Feſtigkeit ihrer kleinen kugelförmigen Theile, ihr weniges Zuſammenhängen machen, daß das Waſſer ſie leicht durchdringen kann; auch verurſacht dieſe Feſtigkeit, daß ſich der Sand ſchnell erhizt, und den Wärmeſtoff um ſo ſtärker in ſich zurükhält, je mehr er gefärbt iſt. Witterung und Meteore als die vorzüglichſten Dünger wirken nicht auf den den Sand; Pflanzen wachſen nur dann in ihm, wenn man ihn beſtändig feucht erhält. Sezt man den Sand dem Feuer aus, ſo verglaſet er ſich.

Die Thonerde iſt unfruchtbar. In ihrem reinen Zuſtande iſt ſie weiß, klebt an der Zunge, iſt auſſerordentlich zart und läßt ſich vom Waſſer durchdringen. Die Samen der Pflanzen finden zwar in der Thonerde zur Entwikelung ihrer Keime Feuchtigkeit genug, aber ihre Wurzeln können ſich in einer ſo feſten Erde nicht ausbreiten. Wird er troken, ſo zieht ſich der Thon zuſammen, bekommt Riſſe und Spalten, und viele Pflanzen werden zerſtört; kommt ein Regen, ſo durchdringt er den Thon nur dann, wenn er anhaltend iſt; denn wenn gleich dieſe Erde die Feuchtigkeit lange in ſich behält, ſo nimmt ſie ſie doch nur langſam wieder an, beſonders in Maſſe. Das Regenwaſſer tritt ferner in die Spalten, die eingetrokneten Wurzeln werden aber nicht davon belebt, ſondern ſchimmeln und verderben. Luft und Witterung können nicht auf den Thon wirken.

Die Kalkerde iſt unfruchtbar. Kalzinirt man ſie, ſo gibt es lebendigen Kalk. Kreide, Mergel ꝛc. entſtehen daraus, die Muſchelbänke ſind nichts Anderes. Sie bringt Fruchtbarkeit für ausgemergelte Felder, für ſich allein iſt ſie aber die unfruchtbarſte; die kreidigen Flächen der Champagne beweiſen dieſes. Das Waſſer dringt nur durch, wie durch den Sand, macht ſie ſchwer; ihre weiſſe Farbe wirft die Sonnenſtrahlen zurük und läßt ſie keinen Wärmeſtoff einſaugen. Ihre groſſe Verwandtſchaft zur Kohlenſtoffſäure macht, daß ſie ſich recht bald damit ſättigt, welche Verbindung die Vegetation eben ſo wenig begünſtigt.

Die Gewächs- oder Damm-Erde iſt von auſſerordentlicher Fruchtbarkeit; ſie iſt zu fruchtbar. Es iſt Düngererde, die aus den Ueberreſten von Pflanzen, welche in Fäulniß übergegangen ſind, entſteht.

Sie iſt in der Düngererde mit ſalzigen öligen Theilen und mit Gasarten verbunden, welche ihre Fruchtbarkeit erhöhen. Der Same keimt leicht in derſelben, die Pflanze wächst ſchnell, aber die zu üppige Vegetation hat nicht Zeit, ihren Kreis zu durchlaufen, die Pflanze bringt daher, wenn ſie blüht, keinen Samen. Die andern drei Erden ſind zu unfruchtbar, und dieſe iſt zu fruchtbar.

Jeder urbare Boden beſteht aus den vier erwähnten Erdarten; die Chemie entdekt zwar noch andere, ſie haben aber keinen oder doch geringen Einfluß auf die Vegetation, und ſind nur in geringer Menge vorhanden. Die Miſchung von jenen, welche die Natur ſelbſt bewerkſtelligte, iſt ſehr verſchieden und das Reſultat der Anſchwemmungen, welche dieſe Erdarten anſezten. Glüklich iſt Der, deſſen Grundſtüke von jenen verhältniß-

mäſſigen Theilen der Erde zuſammengeſezt ſind, deren Vermiſchung einen reichen Boden hervorbringt. Dieſe glükliche Miſchung kann man ſich durch Kunſt verſchaffen, wo es die Natur nicht that. —

Ein reicher Boden beſteht aus 2 Theilen Kieſel-, 6 Theilen Thon-, 1 Theil Kalk- und 1 Theil Dammerde.

Ein guter Mittelboden aus 3 Theilen Kieſel-, 4 Theilen Thon-, $2\frac{1}{2}$ Theilen Kalk und $\frac{1}{2}$ Theil Dammerde.

Der ſchlechte Boden aus 4 Theilen Kieſel-, 1 Theil Thon-, 5 Theilen Kalk- und wenigen Atomen Dammerde. Uebrigens muß jeder gute Boden unabhängig von der Zuſammenſezung ſeiner Beſtandtheile eine hinreichende Tiefe haben und die Thonerde im größten Verhältniſſe enthalten.

Die Kieſelerde bildet einen Haufen kugelförmiger unzuſammenhängender Theile, die das Waſſer durchlaſſen; die Thonerde im Gegentheile formt ſich in eine feſte Maſſe, wenn ſie mit Waſſer verbunden wird. Im vorgenannten reichen Boden iſt die Kieſelerde in einem ſolchen Verhältniſſe, daß dadurch der feſte Zuſammenhang der Thonerde vermindert wird, und Luft und Meteore darauf wirken können. Die Kieſelerde nimmt nun hingegen Theil an der Feuchtigkeit der Thonerde, wodurch die Feuchtigkeit in Umlauf geräth, in Dunſtgeſtalt verwandelt und verdünnt wird, die Kieſelerde abkühlt und ſelbſt auf ſie wirkt. Die kalte Eigenſchaft der Thonerde wird durch die erwärmende Kieſelerde im Gleichgewichte erhalten, wodurch eine der Vegetation günſtige Temperatur entſteht. Je feiner die Kieſelerde iſt, deſto ſchlechter; je gröber, deſto beſſer iſt ihre Wirkung. Die Zartheit und auſſerordentliche Feinheit der Kalkerde, das geringe Anhängen derſelben aus Waſſer, ihre Eigenſchaft, durch Gasarten auflösbar zu werden, machen, daß dieſe doppelte Rollen ſpielt. —

Die Dammerde iſt die Seele der Vegetation. — Um die Beſtandtheile eines Bodens kennen zu lernen, muß man ihn zerlegen. Dieß iſt ſehr leicht. Man nehme eine Schaufel voll Erde, reinige ſie von Steinen und Wurzeln, trokne ſie an der Sonne und wäge 20 Loth davon ab. Dieſe thue man in ein Glas, gieſſe 2 Pfd. Waſſer dazu und rühre ſie mit einem Stökchen ſo um, daß die Erde einige Augenblike frei in dem Waſſer in der Höhe erhalten wird; ſodann laſſe man Alles ruhig ſtehen. Die Dammerde, welche ſpezifiſch leichter iſt, wird in der Form einer ſehr feinzertheilten ſchwarzen Erde obenauf ſchwimmen. Schüttet man dieſen Theil der Flüſſigkeit ab, welcher einen ſchwarzen Strahl bildet, ſo iſt die Dammerde von jenen 20 Loth. Nun rühre man die übrige Flüſſigkeit von Neuem um, ſo wird ſich die Kieſelerde auf den Boden niederſchlagen; iſt dieß geſchehen, ſo ſchütte man Alles ab und nehme die Kieſelerde heraus. Die Thon- und Kalkerde bleiben mit dem Waſſer vermiſcht. Um dieſe beiden zu trennen, ſchütte man zu dieſem thonig kalkigen Waſſer ſo lange Kochſalzſäure in kleinen Portionen hinzu, bis die Flüſſigkeit nicht mehr aufbraust, ſo wird die Kalkerde ſehr bald davon aufgelöst. Läßt man nun die Flüſſigkeit ruhig ſtehen, ſo ſchlägt ſich die Thonerde nieder, und was man abſchüttet, iſt aufgelöste Kalkerde. Jezt wägt man die Damm-, Kieſel- und Thonerde, nachdem ſie an der Sonne getroknet ſind, und man wird finden, daß die Dammerde 2, die Kieſelerde 4, die Thonerde 12 Loth wiegt und daß folglich das Gewicht der fehlenden Kalkerde, welche durch die Salzſäure aufgelöst wurde, 2 Loth ſeyn müſſe.

Es lohnt ſich der Mühe, den Boden kennen zu lernen, den man bebaut, dieſe Kenntniß muß aber auf Reſultate führen, welche auf ſeine größte Fruchtbarkeit anwendbar ſind.

Der Beſizer eines groſſen Gutes z. B. führte mich endlich auch in ſeinen Garten. Ich fragte ihn um die Beſchaffenheit des Bodens, er antwortete: der Boden iſt gut; Kohl, Artiſchoken und Kardons gerathen vortrefflich, aber weder weiſſe noch gelbe Rüben, Rettige — alles Wurzelwerk wird faſerig; die Erde iſt ſchwer und kalt und überzieht ſich gleich mit Unkraut. Ihr Boden, ſagte ich, enthält zu viel Thonerde, und nahm ſogleich die Zerlegung vor, woraus ſich ergab, daß ſehr viel Thonerde, wenig Kieſelerde und nur der

zwanzigſte Theil Kalkerde vorhanden war. Zwei Theile des Gartens wurden hiernach durch Miſchungen mit den fehlenden Theilen verbeſſert, der dritte blieb, und der Erfolg war, wie man ihn erwarten mußte.

Es gibt wenig mittelmäſſiges Feld, welches nicht durch Miſchung verbeſſert werden könnte, oft bildet die Erde, welche dazu erforderlich wäre, die Schicht, auf welcher der Boden ruht, man braucht ihn alſo nur tiefer zu graben.

Der Herzog von Gordon in England hat ſeine Güter im Werthe um 22,000 Pfund Sterling durch zwekdienliche Verbeſſerungen erhöhet. —

Nach der Verſchiedenheit der Erdarten nennt man nun auch den Boden nach der Erde, welche in demſelben die Oberhand hat, Thonboden, Kalk-Boden u. ſ. w. Es gibt keinen Boden, in welchem nicht eine dieſer vier Erden die Oberhand hätte. Um nun aber die Natur der Erden, aus welchen jeder Boden zuſammengeſezt iſt, ſo wie das Verhältniß derſelben gegen einander auszudrüken, darf man nur die verſchiedenen Namen verbinden. Beſteht ein Boden z. B. aus Kieſel- und Thonerde, doch ſo, daß jene die Oberhand hätte, ſo nennt man ihn thonigen Kieſelboden; enthält er zugleich Kalkerde, und zwar weniger als Thonerde, ſo heißt er ein kalk-thoniger Kieſel-Boden; wäre mehr Kalk- als Thonerde in ihm, ein thonig-kalkiger Kieſelboden.

Man kann die verſchiedenen Bodenarten in folgende Ordnung bringen:

1. Der Kieſelboden — thoniger Kieſelboden; kalkiger; thon-kalkiger; kalk-thoniger.

2. Der Thonboden — kieſeliger; kalkiger; kieſel-kalkiger; kalkig-kieſeliger.

3. Kalkboden — kieſeliger; thoniger; kieſelig-thoniger; thonig-kieſeliger. Ebenſo Damm-Erdeboden.

(Dammerde bildet für ſich allein keinen Boden, und nur in der aus Stroh oder Blättern entſtandenen Düngererde findet man ſie einzeln und rein.) Jeder urbare Boden läßt ſich unter eine dieſer Abtheilungen bringen, in jedem ſticht eine der vier Erden hervor, welche das Haupt-Unterſcheidungsmerkmal desſelben gibt.

Sollten etwa Ortsverhältniſſe noch mehr Unterabtheilungen nöthig machen, ſo iſt es nicht ſchwer, dieſelben zu bilden. Der Kieſel z. B. erſcheint oft als äuſſerſt feiner oder als Flugſand, als grober oder Flußſand, als Kies, welchen Ströme abſezen, und endlich als Kieſelſtein; ſo kann man denn: kieſeligen Thonboden mit Flug-Sand, Kalkboden mit grobem Flußſande und Dammerde-Boden mit Kies und Kieſelſteinen noch als beſondere Abtheilungen annehmen.

Bei der Güte des Bodens kommt nicht nur die Miſchung der vier Haupterden in Anſchlag, ſondern auch die Tiefe des Bodens, die Unterlage, und ſeine Lage und Richtung. Für ein Akerfeld iſt anderthalb Fuß Tiefe hinreichend, bei Baum-Pflanzungen nicht. Iſt die unterliegende Schicht undurchdringliche Thonerde, ſo wird der Boden kalt und naß, iſt ſie Kieſel- oder Kalkerde, ſo iſt der Boden troken und hizig. Die untern Schichten der Erde ſind oft Urſache des Abſterbens der Bäume und der Früchte.

Der thonige Kieſelboden iſt ein lokerer, leichter, hiziger und treibender Boden, ſchikt ſich wenig für Weizen, aber wohl für Korn, für alle kleine Samen und für Wurzelwerk; bei feuchter Witterung trägt er oft viel.

Der kalkige Kieſelboden iſt geringer wie voriger, und ohne öftere ſtarke Regen ſehr hizig.

Der kalkig-thonige Boden hat die Vorzüge des erſten und mehr Wärme; der thonig-kalkige kommt lezterem an Güte nicht gleich. Alle vier Arten ſind den Bäumen günſtig.

Der kieſelige Thonboden gehört unter die guten. Ein ſandiger Thonboden iſt kalt und ſchlecht. Der kieſelige Thonboden, wenn er Kalk-Kreide enthält, iſt noch beſſer und wird ihm Dammerde zugeſezt, ſo wird er der vortrefflichſte. Der Boden, in welchem die Kalkerde hervorſticht, iſt der geringſte.

Die Dammerde beſteht aus den Ueberreſten der Pflanzen; ſo iſt der Boden der Wälder, auf welchen die Blätter der Bäume herabfallen und da langſam verfaulen, mit einer Schicht Dammerde

bedekt. Der Boden der Moräſte iſt mit Waſſer-Pflanzen bewachſen, welche mit der Zeit eine Damm-Erde abſezen, die man bei ihrer Austroknung findet. Dieſe muß aber erſt eine Zeitlang der Witterung ausgeſezt werden, wenn ſie die Vegetation befördern ſoll.

Ueber das Abbrechen der Hörner des Rind-Viehes und die Heilung dieſer Verlezung.

Eine oft vorkommende Verlezung des Rindviehes iſt das Abbrechen der Hörner. Da ich mich nicht erinnern kann, in irgend einer landwirthſchaftlichen Zeitſchrift oder in einem Buche über Thierarzneikunde etwas über die Behandlung ſolcher Verlezung geleſen zu haben, ſo erlaube ich mir in dieſer Zeitſchrift den Landwirthen das Verfahren bekannt zu machen, welches ich dabei beobachtete und das wegen ſeiner Einfachheit von Jedem leicht nachgeahmt und angewendet werden kann.

Der gewöhnlichſte Bruch der Hörner geſchieht in der ſogenannten Spindel, ſeltener aus der Wurzel ſelbſt.

Bei der erſten Art des Bruches entſteht keine Blutung, und nur die Haut und Fleiſchtheile, welche das abgebrochene Horn umgrenzen, ſind mehr oder weniger mit verwundet. Dieſe Verwundung, die man gewöhnlich und ganz fehlerhaft mit Salbe behandelt, heilet ſehr leicht durch das öftere Auswaſchen mit Seifenwaſſer, und dadurch, daß man den ganzen Umkreis mit gebranntem Alaun beſtreuet, wodurch auch der, vorzüglich im Sommer, entſtandene üble Geruch der Wunde um Vieles gemindert wird, und ſich bei der ſehr bald folgenden Heilung ganz verliert.

Etwas beſchwerlicher und langweiliger iſt die Kur im zweiten Falle, wo nemlich das Horn ſammt der Wurzel ausgeſprengt worden iſt. Hier hat man eine nicht unbedeutende Blutung zu ſtillen, welches wegen der Unruhe des Thieres und wegen Mangel der Mittel, es zum Stillhalten zu zwingen, oft nicht leicht iſt. (Als einen praktiſchen Vortheil hiebei empfehle ich beiläufig das Eingreifen in die Naſenlöcher und das feſte Zuſammendrüken ihrer Scheidewand an, welche bei dem Rindviehe noch beſſere Dienſte leiſtet, als bei den Pferden der Gebrauch der Bremſe.)

Das vorzüglichſte Mittel, die Blutung zu ſtillen, iſt ein angebrachter Druk auf die blutenden Adern. Man ſchlägt nemlich, nachdem man die Wunde ſelbſt mit Spinnengewebe und Werg-Polſtern völlig ausgeſtopft hat (ohne jedoch dieſe Dinge mit Etwas zu befeuchten), ein ſtarkes, etwas langes Tuch um die entblößten Theile, und ſucht es theils unter den Kinnbaken, theils um das noch ſtehende Horn ſo zu befeſtigen, daß es einen ſtarken Druk auf die blutenden Gefäſſe macht. Mit dieſem Verbande läßt man das Thier 24 Stunden ruhig ſtehen, gibt ihm auch kurz nach der Anlegung des Verbandes nichts zu freſſen, damit durch das Kauen die Adern nicht wieder aufgeſprengt werden, und legt es ſo an, daß es ſich durch Reibung an der Wand oder an der Krippe die Bandage nicht losreiſſen kann, worauf man auch während dieſer Zeit ſehr aufmerkſam ſeyn muß.

Iſt, wie es gewöhnlich geſchieht, ſchon vor der Anlegung des Verbandes eine nicht unbedeutende Blutmaſſe verloren, ſo darf man ſich deßhalb nicht beunruhigen; denn in einigen Fällen, wo mit der Ausbrechung des Horns eine ſtarke Erſchütterung des Gehirns verbunden iſt (wie es bei den meiſten Verwundungen dieſer Art, wo das Horn ſammt der Wurzel ausgebrochen wird, der Fall iſt), beugt dieſe Blutung einer Entzündung des Gehirns vor, welche man bei dieſen Verlezungen am Meiſten zu befürchten hat.

Den dritten Tag nach der Verwundung, wo die Eiterung einzutreten pflegt, weicht man mit warmem Waſſer die Spinnengewebe und Wergpolſter in der Wunde los, nimmt ſie heraus, reinigt die Wunde und den ganzen Umkreis derſelben mit Seifenwaſſer und beſtreuet ſie mit etwas gebranntem Alaun. Man wiederholt dieß Morgens und Abends und fährt damit bis zur völligen Heilung fort, welche auf dieſe Art bald erfolgen wird.

Mit dieſem einfachen Verfahren habe ich in meiner ausgebreiteten vieljährigen Praxis eine Menge Verlezungen dieſer Art ſehr ſchnell und vollkommen geheilet, und kann es daher den Landwirthen aus eigener einfacher Erfahrung (der einzigen wahren Quelle der ärztlichen Wiſſenſchaft) als ein ganz zuverläſſiges hülfreiches Verfahren anrathen.

Auch eine zu kurze Saugzeit der Kälber iſt ein wichtiges Hinderniß einer guten Rindviehzucht,

und bringt nicht nur dem Allgemeinen, ſondern auch dem einzelnen Landwirthe Nachtheil.

Es iſt, leider! faſt allgemein, daß die Kälber, ſowohl die zum Verkaufe beſtimmten, als auch jene für die Nachzucht, ſo geſchwind als möglich von der Mutter weggenommen werden, um nur je eher je beſſer die Milch von der abgekalbten Kuh benüzen zu können. Dieſer Gebrauch, der auch noch jezt fortbeſteht, wo das Fleiſch gegen ſonſt bedeutend theurer geworden iſt, hat keinen andern Grund, als die angenommene Meinung: die Kuh gäbe dem Eigenthümer durch ihre Milch viel mehr Nuzen, als er haben würde, wenn er das Kalb länger ſaugen ließ, um ſolches beſſer und gewichtiger heranwachſen zu laſſen.

Dieſer Gebrauch iſt aber auch eine weſentliche Urſache des Zurükbleibens unſeres Rindviehes gegen andere Länder, beſonders bei dem gemeinen Landwirthe, und ein Beitrag zu dem Mangel an hinlänglichen Schlachtvieh, den wir durch die Einführung fremden Viehes zu beſeitigen gezwungen ſind.

Wäre es nun wirklich allgemein wahr, daß die Milch mehr Werth hat, als der Zuwachs an Fleiſch durch eine längere Saugzeit des Kalbes, ſo wäre es dem Landwirthe nicht zu verargen, wenn er die zum Verkaufe beſtimmten Kälber ſo zeitlich als möglich an Mann zu bringen ſuchte; obſchon jedoch auch hier in polizeilichen Rükſichten Beſchränkungen eintreten dürften. Was aber die zur Nachzucht beſtimmten, oder die Abſäzkälber betrifft, ſo verurſacht der Landwirth durch eine zu kurze Saugzeit derſelben nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch dem Allgemeinen Nachtheile.

Es handelt ſich nun hier im Voraus um die Beantwortung der Frage, ob dieſe faſt allgemein herrſchende Meinung: daß die Milch, die das Kalb bei einer längern Saugzeit braucht, dem Landwirthe mehr Nuzen gewährt, als das gröſſere Fleiſchgewicht des Kalbes.

Um dieſe Frage durch die Erfahrung zu beantworten, hat ein ſehr verſtändiger Landwirth ſchon vor 30 Jahren Verſuche unternommen. Er wählte hiezu einen Meierhof, in dem durch ein ganzes Jahr alle zur Welt gekommenen Kälber gleich nach der Geburt, und dann während der ganzen Saugzeit täglich auf einer genauen Wage gewogen wurden. Sobald ein Kalb verkauft, oder zur Nachzucht abgeſezt wurde, wurde auch die Milch von der Mutter durch ſo viele Tage täglich abgemeſſen, als das Kalb geſaugt hatte.

Dieſe Verſuche wurden bei 29 abgekalbten Kühen (wo die erſte am 14. März, und die lezte den 13. Nov. kalbte) angeſtellt, und genau vorgemerkt. Die kürzeſte Saugzeit von 12 und die längſte 69 Tage; die Kühe erhielten Winter und Sommer durchaus gleiches Futter und gleiche Pflege.

Aus dieſen Verſuchen ergab ſich, daß nicht bei allen Kälbern ihr Fleiſchgewicht im Verhältniſſe der verzehrten Milch zunahm; manches Kalb wurde während der Saugzeit ſehr ſchwer, während die Mutter nach dem Abſezen desſelben nur wenig Milch gab; dagegen war bei einem andern Kalbe der umgekehrte Fall; dieſes nahm nur wenig im Gewichte zu, und die Mutter gab nach dem Abſezen viel Milch. Da dieſe Verſchiedenheit weder in der längern oder kürzern Saugzeit, noch in den verſchiedenen Jahreszeiten zu ſuchen iſt, weil ſie in beiden Fällen vorhanden war, noch in der Fütterung der Kühe, die durchaus gleich war, liegt, ſo kann ſie nur in der verſchiedenen Nahrungsfähigkeit der Muttermilch und in dem verſchiedenen Vermögen der Kälber, dieſe Nahrung aufzunehmen und in Fleiſch zu verwandeln, liegen.

Im Durchſchnitte haben dieſe Kälber jedes täglich um 1 Pfd. $18\frac{3}{4}$ Loth an Gewicht zugenommen; und die Mütter eine jede täglich im Durchſchnitte 3 Maß $3\frac{3}{4}$ Seidel Milch gegeben.

Nach den dortigen damals beſtandenen Preiſen hat der, durch eine längere Säugung bewirkte Gewichtzuwachs an Fleiſch um 58 fl. 30 kr. W.W. mehr betragen, als die während derſelben verzehrte Milch. Dadurch iſt die angenommene Meinung: die Milch bringe mehr Nuzen, als der Fleiſchzuwachs des Kalbes, nach dieſen Verſuchen und bei dieſen Preiſen widerlegt, und gezeigt, daß dieſe Annahme der Wahrheit nicht allgemein gemäß iſt.

Freilich kann dieſes bei andern Preiſen, bei einer andern täglichen Gewichtszunahme und verzehrter Milch anders ausfallen.

Wenn wir etwas einfachere Zahlen annehmen, daß immer das Kalb um anderthalb Pfund am Gewichte zunimmt, wenn es drei Maß Milch mehr verzehrt, (welche Zahlen von denen aus den Verſuchen Berechneten nur wenig verſchieden, und noch zu Gunſten der Meinung für den größern Werth der Milch ſind), ſo folgt daraus: daß, wenn der Preis eines Pfund Kalbfleiſches zwei Mal ſo theuer iſt, als der Landwirth das Kalb lang oder nur durch kurze Zeit ſaugen läßt, denn er hat in dieſem Falle weder Nuzen noch Schaden. Iſt z. B. die Maß Milch um 4, und das Pfund Kalbfleiſch um 8 Kreuzer, ſo bekommt er für 3 Maß Milch 12 kr., und eben ſo viel erhält er für anderthalb Pfund Kalbfleiſch. Wäre aber das Pfund Kalbfleiſch nicht zwei Mal ſo theuer als die Milch, ſo würde es für den einzelnen Vortheil des Landwirthes ſchädlich ſeyn, die Saugzeit zu verlängern, und in dieſem Falle wäre die hierüber herrſchende Meinung gegründet. Im Gegentheile, wenn das Pfund Kalbfleiſch mehr als zwei Mal ſo theuer als die Maß Milch iſt, hat der Landwirth mehr Gewinn bei einer längern Saugzeit des Kalbes, weil ihm im Fleiſchgewichte mehr zuwächst, als die verzehrte Milch werth iſt. Dieſes wäre der Fall, wenn die Maß Milch nur um 3, das Pfund Kalbfleiſch aber um 8 kr. wäre; in dieſem Falle hätte man für anderthalb Pfund Fleiſch wie vorhin 12, für 3 Maß Milch aber nur 9 kr., alſo Nuzen bei einer längern Saugzeit.

Dieſer leztere Fall, daß nemlich ein Pfund Kalbfleiſch mehr als zwei Mal ſo theuer iſt, als die Maß Milch, dürfte vielleicht mit Ausnahmen in der nächſten Umgebung der Hauptſtadt, wohl allgemein vorhanden ſeyn, und der Landwirth hätte alſo ſehr unrecht, und verurſacht ſich ſelbſt Schaden, das Kalb zu kurze Zeit ſaugen zu laſſen. Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß das Kalb, wenn es in einem Tage 3 Maß Milch unmittelbar von der Kuh genießt, anderthalb Pfund am Gewichte zunehmen kann. Wir können täglich ſehen, wie ſchnell Saugkälber im Wachsthume zunehmen, wenn ihnen alle Milch ihrer Mütter zur Nahrung gelaſſen, und ihnen dieſe nicht von der Hauswirthin ſelbſt, oder von ungetreuem Geſinde zum Theile entzogen wird, wie dieſes nicht ſelten geſchieht.

Es iſt daher im Allgemeinen als richtig anzunehmen, daß eine längere Saugzeit, bei der das Kalb gehörig auswachſen kann, für den Landwirth vortheilhafter, als der Verkauf der Milch bei der Abkürzung derſelben iſt; beſonders wenn man erwägt, daß das Fleiſch von einem kaum 5 Tage alten Kalbe einen weit geringern Werth hat, als wenn dieſes gehörig ausgewachſen iſt. Was kann der Fleiſcher für ein ſo junges Kalb zahlen, deſſen Fleiſch er in der Stadt nur ſehr wohlfeil anbringen kann, während gutes Kalbfleiſch von ältern Kälbern immer geſucht und theurer bezahlt wird; indem lezteres viel beſſer, genußbarer, nahrhafter und ſelbſt geſünder iſt, als das von zu jungen Kälbern. Der Landwirth ſollte alſo ſelbſt wegen eigenen Vortheil ſeine Saugkälber wenigſtens durch 14 Tage ſaugen laſſen, und ihnen während dieſer Zeit alle Muttermilch gönnen.

Noch weit wichtiger iſt eine längere Saugzeit der Kälber für das allgemeine Wohl.

Bei den gegenwärtig in Böhmen vorhandenen Melkkühen können nach Abſchlag der galten Mütter und der zur Nachzucht nöthigen Abſazkälber, füglich alljährlich 500,000 Saugkälber zum Verkaufe kommen. Nehmen wir nun an, daß das Kalb in jedem Tage der Saugzeit nicht um anderthalb Pfund, ſondern nur um 1 Pfund täglich an Fleiſch zuwächst, und verlängern wir die Saugzeit gegen die jezige nur um 8 Tage, ſo wird dieſes zum Verkaufe gebrachte Kalb um 8 Pfund mehr Fleiſch geben, und dieſes betägt bei der angegebenen Zahl der Saugkälber 40,000 Ztnr.

Kalbfleiſch mehr als gegenwärtig; und das überdieß von weit beſſerer Güte und Nahrhaftigkeit ſeyn würde, als zum größten Theile das jezige. Welche Erſparung an Rindfleiſch würde dadurch nicht erzielt?

Dieſes iſt jedoch nicht der einzige, ja nicht einmal der weſentlichſte Nuzen, den das Vaterland aus einer längern Saugzeit der Kälber ziehen würde. Ein noch weit gröſſerer und dauerhafterer fände ſich recht bald in der Heranziehung eines gröſſern und kräftigern Rindviehſtandes, zu welchem der Grund nur durch ſtarke und gehörig ausgewachſene Abſazkälber gelegt werden kann. Von einem in der Saugzeit vernachläſſigten und verkrüppelten Kalbe kann nie, auch bei der beſten Fütterung in der Folge, ein ſchönes groſſes Thier erwachſen; während durch eine längere Saugzeit gehörig genährte Kälber ſchon in 6 Monaten die Gröſſe und Stärke von Jährlingen erreichen. Alles kommt bei der Viehzucht auf die gute Nahrung und Pflege in der erſten Jugend an; wird dieſe vernachläſſigt, ſo iſt an einen ſchönen groſſen Schlag nicht zu denken. Dafür ſpricht die Erfahrung.

Ein Herrſchaftsbeſizer, der ein groſſer Kenner und Liebhaber der Viehzucht iſt, gibt alljährlich in der beſſern Jahreszeit einige ſchöne Kühe mit ihren Kälbern von einer ausländiſchen Race auf eine gute Weide, wo ſie Tag und Nacht unter gehöriger Aufſicht bleiben. Die Kälber ſaugen ſo lange an ihren Müttern, bis ſie von ſelbſt das Saugen unterlaſſen. Auf dieſe Art iſt nach und nach ſo ſchönes, ſtarkes und groſſes Rindvieh erzielt worden, das an Körpergröſſe ſelbſt jenes des Landes, aus welchem anfänglich die erſten Thiere eingeführt wurden, übertrifft, und von welchem junges Vieh zur Nachzucht ſehr geſucht und gut bezahlt wird.

Dieſes Beiſpiel wird hier nicht zur Nachahmung für den gemeinen Landwirth aufgeſtellt, der die nöthigen Mittel nur ſelten dazu haben dürfte, ſondern es ſoll nur zeigen, was eine längere Saugzeit der Kälber, verbunden mit einer guten Auswahl von Müttern und Kälbern, dann einer reichlichen Fütterung zur Erreichung eines ſchönen und groſſen Viehſchlages beitragen kann. Dieſes leztere, eine längere Saugzeit, gute Auswahl und reichliche Fütterung, ſteht ganz in der Macht eines jeden Landwirthes, weil er durch einen beſſern Futterbau ſich die erforderliche Nahrung für ſein Vieh leicht verſchaffen kann.

Zum Schluſſe wollen wir hier noch ein auffallendes Beiſpiel von der guten Wirkung einer längern Saugzeit anführen, das auf eben dieſer Herrſchaft, auf welcher die oben angeführten Verſuche über den Fleiſchzuwachs der Kälber gemacht worden ſind, vorgekommen iſt.

Auf dieſe Herrſchaft wurde ein zwei- und ein einjähriger Stier aus der Schweiz, wo, wie bekannt, ſehr viele Rindviehracen ſind, gebracht. Eine Melkkuh, die zwar nicht dahin beſtimmt war, aber auf der Reiſe lahm wurde, mußte deßwegen auch dort bleiben. Dieſe Kuh war bei ihrer Ankunft im ſiebenten Monate trächtig, und hatte durch die beſchwerliche Reiſe, und durch die Erlahmung ſo viel gelitten, daß ſie kein ſchöneres Stierkalb zur Welt brachte, als man dort von der eigenen beſſern Nachzucht zu erhalten pflegte; auch gab ſie nicht mehr Milch, als die einheimiſchen Kühe.

Weil aber das Kalb doch von ſchweizer Abſtammung war, ſo wurde deſſen Abſezung, und zugleich die in der Schweiz übliche längere Saugzeit beſchloſſen. Durch 3 Wochen ſah man dieſes Kalb nur wenig zunehmen; dann aber fing die Entwikelung an, und nahm mit jedem Tage faſt ſichtbar zu, ſo daß dieſes, gar nicht von beſonderer Gröſſe zur Welt gekommene Kalb, nach einer dreimonatlichen Saugung, bei ſeiner Abſezung 303 Pfd. wog, welche Abwägung in Gegenwart mehrerer Zeugen vorgenommen wurde. Auch nach der Abſezung hat dieſes Kalb bei gleichem Futter mit den andern Abſazkälbern ſo auffallend zugenommen, daß ſelbes in kurzer Zeit dem um ein ganzes Jahr ältern, aus der Schweiz erhaltenen Stiere an Gröſſe und Stärke gleich kam.

Möchten doch alle Landwirthe dieſe Thatſachen, und überhaupt das in dieſem kurzen Aufſaze Angeführte, um ihres eigenen und des allgemeinen Wohls willen beherzigen, und dieſem Gegenſtande mehr Aufmerkſamkeit als bisher ſchenken.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Moden.

Hat man wohl ſchon Kohlköpfe in einer Parentheſe fahren geſehen? — Nun, ſo eile man nach Paris, um das Wunder anzuſtaunen. Die Kohlköpfe ſind niedliche Damen, die ihre Haare en chou arrangiren, d. i., in 6—8 Loken, die wie Kohlblätter eine aus der andern hervor zu gehen ſcheinen; und Parentheſen nennt man neumodiſche Wagen, wo die Federn doppelt und ſo geſtellt ſind, daß ſie eine Parentheſe ( ) bilden.

Der Richter in der Schweiz.

Ein Franzoſe, der in einem Schweizer Dorfe bei L. von ſeinem Wirthe, der 12 Franken für die Zeche verlangte, ſich für geprellt hielt, lief aufs Gemeindehaus und klagte. Er mußte einige Zeit warten. Endlich erſchien der Richter — es war der Wirth ſelbſt. „Sie klagen, mein Herr,“ fragte er den erſtaunten Franzoſen, „und worüber?“ — „Worüber?“ fragte der Franzoſe; „Sie wiſſen ja am Beſten, daß ich mich über Sie beklage. Hier iſt Ihre Rechnung! Urtheilen Sie ſelbſt.“ — „Sie haben Recht,“ ſagte der Bürgermeiſter, „der Richter verurtheilt den Wirth, nur 6 Fr. zu fordern; es muß Jeder auf dieſer Welt ſein Gewerbe treiben.“

Gedank'n.
(Oberbayeriſch.)

Wenn Alles ſchö ſtaat is und ſtill in der Nacht
Und i aus'n Fenſter die Stern' ſo betracht',
So denk' i mir oft und ſag' ma: ha mei,
Wie werd's wohl da droben in Himmi ſey!

Wohl ſagn ſ', daß dortn a Herrlikeit
Wie's koani herunt auf der Erdn geit,
Und dengerſcht, ſo kimmts do an Jedn hart o,
Wann er halt amal nimmermehr dableibn ko.

Ja ja, es is bſunders dees Lebn dahier,
Daß Oana gern da waar, was kann er dafür,
Und do muß er furt, muß gar gſchwindi dahi, —
Oft wunderts mi, daß i ſo luſti bi!

Franz v. Kobell.

Anakreon ereilt von Amor.

Ich meint', im Traum zu laufen
Mit Flügeln an den Schultern,
Und Amor, ſeht! mit Sohlen
Von Blei an ſeinen Füſſen
Verfolget und ereilt mich.
Wie ſoll den Traum ich deuten?
Ja, ja, ſo manchem Neze,
Das Amor mir geſtellet,
Bin ich noch ſtets entkommen;
In dem nur bleib' ich hangen.

Stuttgart. In Unterzeichneter iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Daniel de Foe's
(Verfaſſer des Robinſon Cruſoe)
geſammelte Romane.
In 36 Bändchen.
Erſtes Bändchen à 12 kr. rhein. oder 3 gGr.
Leben und Abenteuer des Capitäns Singleton.
Aus dem Engliſchen von Dr. Karl Kolb.

Millionen, welche an dem unnachahmlichen Robinſon Cruſoe ſich ergözt haben, ahnen nicht, daß der Verfaſſer dieſes weltberühmten Buches noch andere Erzählungen, und zwar für Erwachſene, hinterlaſſen hat, welche durch dieſelbe Originalität, Friſche und Treue der Zeichnung und durch dieſelbe hinreiſſende Unterhaltungsgabe den Leſer feſſeln. Walter Scott hat eine Geſammtausgabe dieſer Romane veranſtaltet, und wir glauben durch die Herausgabe einer deutſchen Ueberſezung dieſer Erzählungen, deren Verfaſſer einem Jeden ſchon in ſeiner Kindheit bekannt und lieb geworden iſt, der Leſewelt eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten.

De Foe's Romane erſcheinen, in elegantem Taſchenformate, in drei Serien von je zwölf Bändchen und dürfen in keiner gutgewählten Bücherſammlung fehlen. — Alle 14 Tage erſcheint ein Bändchen und der Subſkriptionspreis
eines Bändchens iſt 12 kr. rhein. oder 3 gGr. ſächſ.;
der einer Serie 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gGr.
ſo daß die ganze werthvolle Sammlung, welche unfehlbar in anderthalb Jahren in den Händen der Subſkribenten ſeyn wird, nicht höher als auf 7 fl. 12 kr. rhein. oder 4 Thlr 12 gGr. ſächſ. zu ſtehen kommt.

Die erſte Serie enthält:
Leben u. Abenteuer des Capitäns Singleton, 4 Bändch.
Oberſt Jack, oder Schikſale eines Elternloſen, 4 Bändch.
Molly Flanders, 4 Bändchen.

Alle guten Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz nehmen mit uns Subſkription auf die ganze Sammlung oder auf einzelne Serien an. Subſkribenten-Sammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 10 ein Freiexemplar.

Chr. Belſer'ſche Buchhandlung.

De Foe iſt ein Phänomen, und ſein Genius von ſo eigenthümlicher Art, daß er nicht klaſſifizirt werden kann. Ohne Vorgänger und ohne Nachfolger auf ſeinem originellen Pfade ſpinnt er den Faden ſeiner Erzählungen aus Stoffen, an die ſonſt Niemand denken würde, und iſt er mit ſeiner Schöpfung fertig, ſo ſchneidet er ſeinen Faden gleichſam ab, ſo daß ihn Niemand nachahmend weiter ſpinnen kann. — Wir haben bereits einige Bändchen dieſer Ausgabe vor uns liegen. Papier, Druk und Ausſtattung laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 17. 27. April 1842.

Inhalt: Sonderbare Briefe. — Die Zukunft des Gewerbeſtandes. — Patriot. — Pädagogiſche Winke.

Sonderbare Briefe.
(Als Fortſezung des Traktations-Käſtleins.)
Zweite Dekade.

Nro. 1.

Wahrendorf, 15. Jäner 1842.

Herrn Dotter in Aufing.

Du gabſt mir zu verſtehen, ich ſollte mehr um Protektion mich bemühen! Das wahr wohl, aber nicht redlich gemeint. Mag auch die Welt und Mode im Argen liegen — meine Grundſäze werden nicht wanken. Im Grunde — und ſchon Cicero rieth, dem Pferde jedesmal vor deſſen Ankaufe die Deke abzuziehen; darauf ſprach Chriſtus noch deutlicher über dieſen kleinen Punkt! — im Grunde alſo heißt Dieſes nichts Anderes, als „ſey ein wenig, oder, je nach Bedarf, auch mehr gewiſſenlos und nimm demnach, was nicht Dein iſt!“ Aber dazu kann ein Freund dem andern ſchwerlich rathen. Durch Protektion wird Fatalismus und derlei Unſittlichkeit geprediget. Das Pferd, welches den Haber verdient, ſoll ihn haben und wird ihn in einem Staate, wo Geſez und Moralität obenan ſtehen, auch erhalten. Wir ſtammen verſchieden ab, Jeder gelte, was er werth iſt, dann geht es gut. Oder fühlt der Thätige, Arme, Kranke, Nothleidende, Gewiſſenhafte, Vertrauungsvolle und Aeltere nicht ſo gut Ach und Weh, wie der ſogenannte Vornehme, Bequeme, Begünſtigte, Reiche, Intrikante, Protegirte? Und in welchem Kapitel der Geſchichte, der Zeugin aller Wahrheit, ſteht denn geſchrieben, daß man, die Protektion gelten laſſend, weit an Glük und Ruhme gekommen iſt? Und Dieſes ſollte doch die nächſte oder oberſte Maxime, Tendenz, der Haupt-Zwek ſeyn! Ich kann daher Deiner Ermahnung nicht Folge geben; vielmehr muß ich überall dagegen proteſtiren. Siehe doch auf die heiligen Blutzeugen Chriſti! Sie hätten durch Protektions-Anſprechung ſich Ehren und irdiſches Glük erwerben können — aber ſie zögen, Unrecht haſſend und fliehend, Tod und ſo das Heil der Seele vor. Traurig, wenn in einem Lande nur Protektion zum wohlverdienten Brode (Unterhalt überhaupt) unter der ſo groſſen Klaſſe von Leuten, die direkte dem Staate dienen, zu verhelfen vermögen! Ich will aber hoffen, daß Dein Rath nur eine Anſpielung, ein Scherz war; nur ein Wink auf ſo Viele, die ohne Protektion noch dort wären, wo ſie eigentlich ſeyn ſollten. Ich empfehle mich ergebenſt und verharre als

Dein

Freund
K. G.

Nro. 2.

Man ſollte Meinung haben, als wäre in Bezug auf Religion, worin doch nicht Rede von Mode ſeyn kann, kein Wechſel möglich, das heißt, es ſeyen nach der einmal gewählten Confeſſion keine weſentlichen Aenderungen an Grundſäzen, Ceremonien und Verhalten mehr dem Einzelnen möglich. Dem iſt aber nicht ſo. Es herrſcht in dieſem Gebiete, in dieſer Menſchenaufgabe, mehr Mode, als man glauben und wünſchen ſollte. Heute iſt man orthodox, und Dieſes heißt gewöhnlich nichts Anderes, als Andersdenkende hart beurtheilen und hart halten, und ſiehe da, als der regenverkündende Weſtwind ſich ſpüren ließ und der Hahn über den Hochvogel hinſah, da wurden noch immer wieder alle Jene, welche

ſo gerne für Defensores fidei gegolten hätten, liberal, Dieſes heißt dann mit andern Worten: ſie kümmern ſich weder um gewiſſenhafte Befolgung der Gebote Gottes, noch um Handhabung des äuſſern Cultus. Der Schaden ſolcher wetterwendiſchen Generation iſt weit gröſſer, als wohl auf den erſten Augenblik Jedermann bemerken möchte. Unbeſtändigkeit iſt ſchon an und ür ſich tadelnswerth und häßlich, ganz beſonders aber in ſo vollwichtiger Angelegenheit, in ſo heiliger Sache. Die gewöhnliche Volksmaſſe richtet ſich, wie in Anderm, ſo auch und beſonders in dieſer Beziehung gar gerne nach dem Beiſpiele der Prieſter, Beamteten, Herren und Regenten; auch die Cenſur hat hier ein weites Feld der Charakterbildung, und Konſequenz auf der goldenen Mittelſtraſſe, auf welcher man am Sicherſten von Ort zu Ort auf der oft trüben Berufsbahn vordringt zur groſſen Pforte des Todes und des ewigen Lebens — oder Todes, wird eine erfreuliche Welt erhalten. Man kann ſich aber nicht des Tadels über die farbigen Blätter enthalten, ruft Repreſſalien hervor und ſtört ſo den Frieden, den ſo erhabenen Zuruf unſers allerheiligſten Erlöſers Jeſus. —

Warum haſt Du dieſen weitläufigen Stoff in einem Briefe berührt? Verfolge den Faden in einer Abhandlung, Du, dem die Vorſehung ein ſo edles Herz verliehen und dazu einen geeigneten Schaz von Kenntniſſen gegönnt hat. Nun lebe wohl! Nächſtens folgt wieder etwas Anderes, auch ſonderbar.

K. G.

Nro. 3.

Von Dir zur Darſtellung einer neuen Welt-Konſequenz aufgefordert, will ich eine recht arge kurz anführen, die Inkonſequenz der Grammatiker in Hinſicht auf Orthographie. Du weißt, daß ich hierüber eine Stimme habe. Einmal von den Anfangsbuchſtaben, werde es für wichtig, oder kleinlich gehalten! Mir iſt Willkür und Irrthum keine Kleinigkeit.

Wir könnten viele Fehler meiden, wenn unſere Grammatiker das Geſez aufnähmen und mehr durchführten: „Jedes Wort erhält einen groſſen Buchſtaben, ſo oft ein Hauptwort, z. B. Menſch, Rache, Ding, Ort u. dgl., wegblieb und jenes Erſazwort dafür eintritt.“ Aber während man z. B.

Dieſes; das Beßte; Jene; häſſen; weiß; Pauke; Sage mir, wann der Vater ankam!; öſtreichiſch; der Morgen u. ſ. w. ſchreibt man auch wieder inkonſequentermaſſen und auffallenderweiſe

das heißt (Dieſes); am beßten (an dem Beßten); Alle jene (Jene hat den Ton); heiſſen (nach Dehnung); Brüke (ſollte wenigſtens Brükke heißen); Ich weiß nicht, wann? (iſt eine indirekte Frage, welche vom Einleitungsſaze ganz allein abhängt); Bayriſch (kann nur als Titel B. haben); Sonntag früh' (in der der Frühe) u. ſ. w.

Staunſt Du nicht darüber? Aber widerlege mich! Ich kenne nur Eine Grammatik hierüber, welche ſich empfehlen läßt, es iſt das Lehrbuch von H., das aber doch auch mit nuzloſen Ausnahmen plagt; unter den Zeitungen ſteht vielleicht der „Korreſpondent“ von Nürnberg obenan, und hauptſächlich glänzte in dieſer Beziehung das Blatt „Paſſauer Kirchenzeitung“ von Dr. M.

Es iſt auffallend, daß man nicht blos an jeder Studienanſtalt, ſondern auch in jeder Klaſſe bis in die neueſten Tage höchſt ungleich ſchrieb und zenſirte. Iſt denn daran ſo Weniges gelegen? Ich kann allemal in Harniſch gerathen, wann ich in öffentlichen Blättern, Programmen und Ausſchreibungen, Orthographie-, Geſchlechts-, Interpunktions- und Deklinations-Fehler zu Geſichte bekomme; am Hübſcheſten nimmt es ſich in rezenſirenden Anzeigen aus! Aus ſolcher Nachläſſigkeit aber entſprang die Geringſchäzung der Mutterſprache (der Mangel an Liebe zum Inlande und die Hinneigung zum Franzöſeln waen nächſte Folge) und die Gleichgiltigkeit gegen Rük- oder Fortſchritte. —

Dieſsmal erwarb ich mir wohl wenige Protektoren!! — Ueber den Miſsbrauch des Beiſtriches allein wollte ich Bogen liefern. —

Dein

K. S.

Nro. 4.

Einſt war es löbliche Sitte, die Kinder aus dem bürgerlichen Stande bürgerlich zu erziehen; und beſonders die Mädchen für den häuslichen Stand in Waſchen, Nähen, Striken, Kochen und Reinigen wohl zu unterrichten. Dieſe Quelle häuslichen Anſtandes, Wohlſtandes, zarter Ordnung und keuſcher Ueberwachung ſcheint aber heute zu Tage ganz verworfen zu werden. Man lernt lieber Franzöſiſch, Tanzen, Muſik, Stiken, Friſiren u. dgl., und bedenkt nicht, daſs ſo ein Mädchen ihren bürgerlichen Gemahl zu Grunde richten und ihre Kinder wieder verziehen muſs. Daher kommt es auch, daſs man keinen Kleider-Unterſchied mehr kennt, daſs Zwietracht und Armuth überall — nur nicht an Rok und Haube — zu Hauſe iſt. Die Verordnungen hier aber ſind nicht beachtet, d. h., werden von den Unterbehörden verkannt und nicht vollzogen. Man ſieht Unbärtige rauchen, ſpielen, tanzen, ſtatt in die Feiertagsſchule zu gehen und zu Hauſe im Evangelium zu leſen, die Sachen zu notiren u. dgl.; man ſieht Kinder von Mädchen auf Orten, wo beſchreibene Sitte und Unſchuld nicht gezeigt werden. Alles Dieſs mit Wiſſen der Alten, Freund! — So geht es bei uns zu. Iſt es bei Dir auch ſo? Gewiſs wohl, denn dieſe heilloſe Mode-Zucht hat einmal ſchon durch und durch die Generationen durchdrungen; und manche Mutter, blinde Mutter, würde mir lieber die Augen auskrazen und Dir gewiſs lieber die Haare ausrauſen, als ihr Töchterchen von Verſchwendung, Frühreife und argem Umgange abzuhalten. Es fehlt wohl nicht an Belehrungen in der Schule, auf der Kanzel, im öffentlichen Leben — aber ſie gehen beinahe ſpurlos vorüber. Und gerade, was verboten und miſsrathen wird, Das thut man ſeit Anbeginn am Liebſten. Was würden wir thun, wenn wir um ein Gegenmittel befragt würden? Schweigen, weil ſo viele ſchöne und weiſe Verordnungen, ſo viele Ermahnungen nicht jene Früchte tragen, welche ſie tragen könnten und ſollten. Wir haben gute Volksſchulen, und die Töchter können kaum gut leſen und ſchreiben; wir haben Induſtrieſchulen, und die bürgerlichen Bizefräuleins können gar oft kein rechtes Hemd verfertigen; Lehrer und Lehrerinnen klagen, und die Eltern — lachen ſich gleichſam in die Fauſt. Anders, anders ſoll es in dieſer Beziehung werden, Freund, ſonſt iſt's trauriger, als . . . . . .

Ich werde von Dir wohl dieſen Punkt ſpäter erörtert leſen! Indeſs verharre ich als

Dein

Freund
K. S.

Nro. 5.

Sey nicht ungehalten, mein lieber Freund! wenn die Welt immer verkehrter wird. So iſt Gehorſam in Ungehorſam verwandelt, der Niedrige erhält für viele Arbeit wenig Belohnung, dem Einen wird nichtskoſtender Titel entzogen, dem Andern das Wirken erſchwert; es iſt das Gewiſſen ja gar ſo weit bereits geworden, und wer nicht mitmacht, Der gilt für einen Sonderling, was Vielen mit nichtweltläufig gleichbedeutend iſt. Ich weiſs wohl, was Du damit ſagen willſt; aber Muth! Es wird noch anders, der Vater der Wahrheit im obern Departement wählt wieder geſchwind ein kleines Werkzeug — und es ſieht anders, ſieht dankbarer aus. Zu unſerm Troſte haben wir Unſterblichkeit; und Die ſich hier Himmel erſchlichen oder Teufel waren, werden dort jedenfalls bei Luzifer Dienſte verrichten müſſen. —

In Rükſicht auf den Klagepunkt Nro. 2 weiſs ich kein beſſeres Mittel, als fortzufahren im Guten; denn Ende gut, Alles gut. Die bis ans Ende ausharren, werden ſelig ſeyn. Nicht wie lange, ſagt Cicero, ſondern wie gut man gelebt habe, ſey die Hauptfrage. Ein Troſt iſt die Achtung, die Dir zu Theil wird; Ehre, wahre Ehre, und Gewiſſen fehlen Allen, welche auf Wohlleben, unrechtes Gut, eitlen Rang, unverdiente Zahlung u. dgl. halten, und jeder Tag bringt mit ſeinen

Leiden auch Troſt und Freude mit. Es wäre nicht gut, wenn Alle gleich ſtänden.

Zum Schluſſe mache ich Dich auf die hieherzielenden Fabeln, auf die geſchichtlichen Beiſpiele, auf mein eigenes Geſchik aufmerkſam. Und ſo wollen wir zuſammenſtimmen:

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht."
Wer immer treu und fromm die Pflicht
Des Tages thut und Dem vertraut,
Der liebevoll die Seinen ſchaut,
Und mißt nach weiſem, feſten Willen —
Der wird des Herzens Wünſche ſtillen.
Er rettet, wo die höchſte Noth,
Er gibt dem Armen wieder Brod,
Er ſchüzt die Unſchuld, baut ein Haus,
Und treibt die Böſen plözlich aus;
Er hebt die Bürde heimlich wieder
Von dem gekrümmten Rüken nieder,
Und kauft Dir Wonne, ſchenkt Dir Ehren —
Nur mußt Du ſeinem Thun nicht wehren.

So wollen wir ruhig beſſerer Zukunft entgegenſehen, entgegengehen. Laß uns oft tröſten und ermahnen!

K. G.

Nro. 6.

Hinſichtlich eurer Schulen, techniſch genannt, muß ich Dir Einiges mittheilen, was Du in Deiner mir werthen Zuſchrift nicht genug erwogen zu haben ſcheinſt. — Alle Schulen mußten, mehr oder minder, mit geſezlichen Beſtimmungen, Ausſicht auf einſtige Beförderung u. dgl. gehoben werden. Die Zeit half noch immer dem Guten auf, beſiegte die Vorurtheile. Alles Neue findet auch, wie Widerſtand, ſo Neid. Die Bemühungen der Regirungen, die des Lehrperſonals aller Anſtalten und der Aufſchwung der Induſtrie werden mit Sieg gekrönt werden.

Ja, eine wahre Bücherfluth! Wenn ſie nur zur gründlichen Bildung, zur wahren Beſſerung beitrüge! Zwar gibt jede Vorrede — und die Herren Verleger helfen getreulich mit — das nothwendige Werkeserſcheinen an, auch weiß mancher Autor den Vers recht gut zu benüzen:

„Willſt du werden ein Schriftſteller nach der neueſten Sitte,
So nimm zwei Bücher und mach' daraus das dritte."

Und um ſich nicht zu verrathen — ſchimpft man auf Werke, die man ſelbſt beſtohlen. Ich glaube nicht ganz Unrecht zu haben, wenn ich dieſe Bücherfluth dem Gott Benter und dem Kloſter Maulbronn zum Theile zuſchreibe nach Fiſchart'ſcher Manier. Es iſt wahr, viele Bände kann man heute zu Tage allerdings billiger ſich anſchaffen, als noch vor 10 Jahren; es iſt zugeſtanden, daß der Geiſt der Zeit auch von den Leuten der unanſehnlichſten Stände der menſchlichen Geſellſchaft größere allgemeine Ausbildung verlange; es erleidet keine Abläugnung, daß Bildung in der Regel beſſere und daß gegen das Brüllungeheuer Verführung Klugheit nöthig ſey — aber ich frage nun auch (im Hinblike auf das non multa, sed multum), ob denn eben viele Bücher klug machen; ob man etwa die franzöſiſche Mode zur Zeit der Revolution, da man Alles auf ſchöne Einbände hielt und dabei nicht ſelten, der Gleichheit zu Liebe, den Text verſchnitt, bei uns nachahmen wolle? Gewiß tritt hier auch eine Reaktion der Art ein, daß auf dieſen unbeſchreiblichen Schwindel des Ueberbietens, Ueberpreiſens, Ueberſchwemmens und Uebereilens eine Ohnmacht, eine literariſche Ermattung eintritt; und dann gilt auch der Mann wieder Etwas. Dann werden gute Compendien, gereifte Encyklopädien, einfache Kraftſchriften wieder nüchtern erhalten und dem ſo nothwendigen Nachdenken und Verdauen Zeit gönnen. Dabei wird mancher Autor freilich ſein Anſehen, mancher Verleger ſeinen Wohlſtand einbüſſen müſſen.

Den dritten Punkt werde ich Dir mündlich erörtern, er paßt nicht für Alle, die da unter uns leben; Kind und Greis, Hohe und Niedere — alle Dieſe können nur Gewiſſes lieben und hören. Darum beſuche mich bald! Es iſt einmal an der Zeit, Dein Wort zu erfüllen.

K. G.

(Schluß folgt.)

Die Zukunft des Gewerbeſtandes.

Offenbar herrſcht im Gewerbeweſen ſchon ſeit vielen Jahren ein entſchiedenes Streben, die menſch-

liche Handarbeit immer mehr durch mechaniſche Vorrichtungen zu unterſtüzen und ſelbſt zu verdrängen. Und mögen wir die Maſchinen als ein Glük oder Unglük betrachten, ſie werden ſich vermehren von Jahr zu Jahr, und die Gewerbthätigkeit jedes Landes überwältigen, das ſich ihnen abſichtlich oder abſichtslos verſchließt. Es ſind noch nicht 51 Jahre verfloſſen, als die Engländer und die übrigen handeltreibenden Völker Europas noch aus Oſtindien eine Menge Baumwollenwaaren bezogen, und ſich ſo in ihrer Heimat andersweitig anſtrengen mußten, um den Spinnern und Webern im fernen Oſten dieß Erzeugniß ihres Bodens und Fleiſſes abzukaufen. Und jezt — ſind ſchon mehrere gewerbſame Städte Oſtindiens, z. B. Dekka, verarmt und entvölkert, weil die Europäer, und ganz beſonders die Engländer, in ihren vervollkommneten Spinnmaſchinen nicht nur den Garnbedarf Europas, ſondern zum Theile ſelbſt Oſtindiens befriedigen, und zwar ſo wohlfeil befriedigen, daß ſie die rohe oſtindiſche Baumwolle zu Schiffe nach Europa, und das daraus gefertigte Garn oder Baumwollengewebe wieder nach Oſtindien billiger liefern, als es der emſige Hand-Spinner und der geſchikte Weber im fernern Oſten vermag. Klagen wir deßhalb nicht über die Maſchinen, wie der nach dem Süden ziehende Vogel nicht klagt über den nahenden Winter! Denn nur Dem rauben ſie Nahrung, welcher die Zeiten mißkennt, oder dem Entwikelungsgange der Welt-Ereigniſſe nur ohnmäſſigen Troz und müſſige Klagen entgegenſezt. Sind denn nicht auch unſere Mahl- und Schneidemühlen Maſchinen, und wer wünſchte wohl zurük zu kehren in die Zeiten, wo ein Sklave faſt den ganzen Tag an der Hand-Mühle ſchwere Arbeit hatte, um ein nur mäſſig ausgedehntes Hausweſen mit ſchlechtem, groben Mehle oder Schrot zu verſorgen? Erſezen denn unſere Buchdrukereien nicht auch die Handarbeit der Schreiber, die einſt um hohen Preis und dennoch oft darbend, für die geringe Zahl der Gelehrten, einige wenige Bücher abſchreiben? Aber wer kann zweifeln, ob damals die Schreiberei, oder jezt die Buchdrukerkunſt mehr Arbeitern Unterhalt und Brod gewähre? Und wann war überhaupt Hungersnoth häufiger: im Mittelalter, wo unſer Vaterland vielleicht kaum den zehnten Theil ſeiner dermaligen Bewohner zu ernähren hatte, und jezt — in den oft beklagten Zeiten der Uebervölkerung, der Maſchinen und Fabriken? Oder um die Frage durch die Vergleichung zweier noch weiter aus einander liegender gegenwärtiger Zuſtände ins Licht zu ſezen, — iſt wohl der braune Anführer der rohen Ureinwohner des fruchtbaren Amerikas beſſer, ja ſelbſt auf den Hunger des Leibes beſſer und ſicherer geſtellt, als irgend ein einfacher Handarbeiter im maſchinenreichen Europa?

Ich behaupte nicht, daß das Maſchinen- und Fabrikweſen der Neuzeit nur Heil und Segen gebracht habe; aber davon bin ich überzeugt, daß es neben manchem Uebel auch viel des Guten in ſeiner Begleitung führe, und ganz beſonders, daß es von den übrigen Fortſchritten der neueren Zeit durchaus unzertrennlich ſey.

Darum mögen ſich die Maſchinen noch immer vermehren; ſo lange ſie nicht auch ſehen, hören und denken, werden immer aufmerkſame und denkende Arbeiter nöthig ſeyn, ſie zu bauen und zu leiten, ſo wie ihre zahlreichen Erzeugniſſe zu ordnen, zu verpaken, zu verſenden, und zu einem neuen Ganzen zwekmäſſig zu verbinden. Und je wohlfeiler durch die Maſchinen- und Fabrikarbeit die Waaren, ſeyen es Bücher oder Kleidungsſtoffe, oder Puz und Schmuk, geliefert werden, deſto gröſſer wird die Zahl der Abnehmer, deſto gröſſer der Begehr.

Ich meine, wer die Waſſer- und Windmühle lobt als eine nüzliche, die Menſchenkraft ſparende Erfindung, der kann folgerechter Weiſe nicht die Dampfmaſchinen verwerfen, die nur weniger als jene an den Ort gebunden, ebenfalls ein Beweis ſind, vom Siege des menſchlichen Geiſtes über die rohen Naturkräfte, welche er zwingt, im Dienſte der fortſchreitenden Civiliſation zu arbeiten. Und mag es auch ſeyn, daß mit der ſteigenden Bildung, mit der wohlfeilen Produktion ein gewiſſer Luxus unzertrennlich verbunden iſt, über deſſen Ausartungen und Uebertreibungen wir wohl bisweilen lächelnd oder bedauernd den Kopf ſchütteln; dennoch aber hält es gewiß Niemand unter

uns für wünſchenswerth, daß wir entweder ſelbſt, oder auch nur die ärmſten unſerer Mitbürger, anſtatt in unſeren wohlgebauten, mit Hausgeräth und mancherlei Schmuk reichlich verſehenen Wohnungen, in einer jener elenden und ſchmuzigen Hütten Griechenlands lebten, die keine Tiſche, keine Stühle, und oft keine Glasfenſter haben. Und haben auch nicht alle unſere Arbeiten die erwünſchte, alte Dauerhaftigkeit und Solidität, ſo beſizen ſie doch ein gefälligeres Anſehen, und ſind dabei oft ſo wohlfeil, daß man die unbrauchbar gewordenen Geräthſchaften durch neue geſchmakvollere leicht erſezen kann, ohne viel mehr als die Zinſen der Summe zu verwenden, um welche der ehemalige Erkaufspreis ſolider und geſchmakvoller Arbeit den jezigen übertrifft.

Auch iſt es eine unzertrennliche Folge geſteigerter Bildung, daß in ihren Augen die Schönheit der Form im Vergleiche mit der bloſſen Dauerhaftigkeit des rohen Stoffes immer mehr im Werthe ſteigt. Nicht die Leinwand, ſondern das Gemälde darauf, nicht der Marmorblok, ſondern das Bilderwerk daraus, nicht die rohen Stein- und Holzmaſſen, ſondern das zwekmäſſige und ſchöne Gebäude, nicht die rohen und unverarbeiteten Pflanzen- und Thierfaſern, ſondern das farbenreiche, kunſtvolle Gewebe, nicht die elenden Lumpen, ſondern das Papier, und nicht das Papier, ſondern was darauf gedrukt oder gemalt iſt — haben in den Augen fortgeſchrittener Bildung den höhern Werth. Und ich glaube die Wahrheit nicht zu verfehlen, wenn ich den Saz aufſtelle, daß die Gegenwart und die Zukunft von den Gewerbetreibenden immer mehr vervollkommnete Formen, geſchmakvolle Anordnung der Theile, und überhaupt eine gefällige, den Kunſtſinn befriedigende Auſſenſeite aller ihrer Erzeugniſſe verlange.

Dafür ſprechen unſere Geräthſchaften, unſere Kleider und Schmukſachen, unſere aufgepuzten Kaufläden, und ſelbſt die Spielwaaren bis zu den unbedeutendſten Bilderbüchern herab, ſo deutlich und beſtimmt, daß es wohl am Wenigſten meiner ſchwachen Stimme bedarf, um die ſteigenden Anſprüche der Zeit auf ein gefälliges Aeuſſere aller Erzeugniſſe des Gewerbsfleiſſes zur gehörigen Anerkennung zu bringen.

Und was haben die Gewerbtreibenden zu thun, um beim Wechſel der Zeiten ehrenvoll ihre Stellung zu behaupten? Sie müſſen der wachſenden Gewalt des Maſchinenweſens eine immer höhere Kunſtfertigkeit, einen immer geläutertern Kunſt-Geſchmak entgegenſtellen. Denn indem ſie ſo den Nachtheilen der übermächtigen Mechanik begegnen, befriedigen ſie zugleich die Anſprüche der fortſchreitenden Bildung. Oder iſt es nicht weiſer, durch Kunſtfertigkeit und Geſchmak die einförmige, blos rohe und mechaniſche Leiſtungen erſezende Maſchinenarbeit benüzend zu veredeln und in ihrem Werthe zu ſteigern, als darüber erfolglos zu klagen, daß die anſtrengende Thätigkeit roher Muskelkraft durch dieſe kunſtvollen Erzeugniſſe berechnenden Scharfſinnes überboten, und zum Theil überflüſſig gemacht werde? Der Geiſt iſt es, der durch die Maſchinen die Naturkräfte ſeinen Zweken dienſtbar macht; er iſt es auch, der immer neue Mittel und Wege auffindet, den Anforderungen des geſteigerten Geſchmaks durch die That zu entſprechen, und der ſich wohl vorſieht, ſeine Kräfte nicht in nuzloſem Widerſtande zu vergeuden. Und wenn die Gelehrten, wenn die Landleute in jeglicher Beziehung fortſchritten, wie ſollte da der gewerbetreibende Bürgerſtand ohne Nachtheil auf der alten Stufe der Bildung verharren können? Die Zeit, wo die Form und der Stoff der Kleidung über die Achtung und Aufmerkſamkeit entſchied, die man dem Manne bewies, geht zu Ende, und man lauſcht nur immer mehr auf ſeine Rede, um nach ihr die Stufe der Bildung abzumeſſen, auf welche er ſtehe.

Die Gegenwart — wir verkennen es nicht — hat die Vergangenheit in ihren Leiſtungen und Anforderungen vielfach überboten; ſollte es wohl die Zukunft mit der Gegenwart anders machen? Und wenn heute ein achtbarer Meiſter des vorigen Jahrhunderts, troz aller Redlichkeit und Geſchiklichkeit, mit dem redlichen und geſchikten Meiſter der Neuzeit nicht gut würde konkurriren können, warum ſollten wir uns nicht geſtehen, daß die Zukunft ihre Anforderungen an das heran

wachſende Geſchlecht ebenfalls ſteigern werde? Der Maßſtab des Nothwendigen wird gröſſer, aber auch das Maß der Leiſtungen wird wachſen, wie es bisher gewachſen iſt.

Und wohl den Gewerbtreibenden, wenn ſie es nicht zu fürchten brauchen, dieſen Maßſtab an ſich angelegt zu ſehen! — Wohl ihnen, wenn ſie zuerſt ſelbſt, jezt und in Zukunft, ihren Stand ſo aufrichtig und verſtändig lieben und ehren, daß ſie keine Opfer ſcheuen, ihm das Kleinod zeitgemäſſer Bildung auch für die Zukunft zu erhalten und zu ſichern! Wenn aus ſeiner Mitte immer mehr Männer hervorgehen, welche ſeine Intereſſen klar überbliken, welche dieſelben überzeugend zu vertreten, und ihnen vor der Welt die Achtung zu gewinnen verſtehen, die ihnen gebührt! Dann Heil dem Gewerbweſen! Heil unſerm Vaterlande!

Patriot.

Dieſes ſchöne Wort bezeichnet einen Mann, der die Angelegenheiten des Allgemeinen zur eigenen Angelegenheit macht und ſein Perſönliches allzeit dem Allgemeinen unterordnet, dem kein Opfer für ſein Vaterland zu groß iſt, deſſen Liebe und Anhänglichkeit an ſein Vaterland ſich durch Wort und That bewährt, der ſich nicht minder entſchloſſen und begeiſtert gegen den Feind, der die Volks-Lehre kränkt, wie gegen den Räuber, der in ſein Haus eindringt, erhebt; mit Einem Worte, Denjenigen, der mit vollem Rechte den hohen Namen Mann in Anſpruch nimmt.

Wohl Mancher mag in unſerer Zeit, die an Patrioten ſo reich ſeyn will, die heilige Bedeutung dieſes Wortes verkennen und glauben, zu einem wahren Patrioten gehöre weiter nichts, als ein Band oder eine Kokarde von drei Farben und eine gute Schreiſtimme, nebſt einer ziemlichen Doſis Unverſchämtheit.

Doch zur Ehre unſerer Zeit ſey es geſagt, daß es auch noch biedere Männer gibt, die in der edelſten und heiligſten Bedeutung Das ſind, was von einem Patrioten gefordert wird; die wiſſen, daß Patriotismus auch da beſtehen kann, wo das Volk ſeinem eingebornen Fürſten, als Sachwalter der Gerechtigkeit und Bewahrer der Volks-Ehre und Volksſelbſtſtändigkeit, treu ergeben iſt; denn der Fürſt iſt das Haupt eines Körpers, das eben ſo wenig von demſelben getrennt werden darf, als es berechtigt iſt, die Glieder desſelben zu mißbrauchen.

Pädagogiſche Winke.

Wirke Gutes, du nährſt der Menſchheit göttliche Pflanze.
Bilde Schönes, du ſtreuſt Keime des Göttlichen aus.

Engel ſagt: die Schule iſt die ehrwürdige Werkſtätte der geiſtigen Menſchenbildung, und zwar einer Bildung für Welt und Himmel zugleich.

Säet in die Zeiten der Zukunft guten Samen! Es reift das Gute, das Groſſe langſam; aber es reift gewiß zur herrlichen erquikenden Ernte.

Der Zwek der bürgerlichen Geſellſchaft iſt kein anderer, als — die Wohlfahrt Aller.

Aus einem, in empfänglicher Stunde gefaßten Gedanken, kommt das Streben groſſer Männer folgenreich empor.

Im Menſchen liegt zwar einiger Bildungs-Trieb, allein Gewohnheit und der frühe Eindruk haben auf ihn ſo ſtarke Macht, daß ſie ihn ſein ganzes Leben hindurch beherrſchen.

Der Jugend ſtrengen Gehorſam ohne ſklaviſche Furcht einzuprägen, iſt ein Hauptproblem der Erziehung.

Was,
Vorurtheil bei Kindern? den Stok in die Hände genommen!
Nur durch's Hintertheil treibt ſich das Vorurtheil aus.

Das erſte Jahr der Ehe iſt das lezte der weiblichen Erziehung.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Fragmente aus einem neuen Katechismus über Freundſchaft.

Frage. Was iſt Freundſchaft?

Antwort. Ein artiges Wort, beſtehend aus 11 Buchſtaben und 2 Sylben.

Fr. Wozu dienen dieſe Sylben und Buchſtaben?

A. In der Dichtkunſt auf Feindſchaft ꝛc. zu reimen; — in der Proſa machen ſie gute Wirkung, vorzüglich im Briefſtyl.

Fr. Gibt es keine andere Definition von Freundſchaft?

A. Die Sittenlehrer definiren ſie als ein Gefühl von Wohlwollen, das ſich bei rechtſchaffenen Leuten auf Achtung ꝛc. gründe; dieſe Definition iſt indeß ein einfältiges Geſchwäz, allenfalls gut zur Beluſtigung der Rhetorik und einfältigen Leute.

Fr. Verpflichtet die Freundſchaft wohl Diejenigen zu Etwas, die davon ſprechen oder ſchreiben?

A. Zu gar nichts; ſie hindert ſelbſt nicht, ſich tödtlich zu haſſen und ſeinen Freunden bei Gelegenheit ſchlimme Streiche zu ſpielen.

Fr. Welche Perſonen kann man im Allgemeinen als Freunde behandeln?

A. Etwa den Mann, den man im Spiele zu Grunde richtete, oder dem man Geld zu 30 pCt. lehnte, vorzüglich aber Den, deſſen Frau man verführte; alsdann nimmt die Freundſchaft auch einen Anſtrich an, der ſelbſt den Mann verführt.

Fr. Gibt es ſonſt keine Leute mehr, die man mit dem Namen Freunde belegt?

A. Man darf einen Bettler, einen Sakträger ꝛc. auch Freund nennen, dann heißt es ſo viel, als: Kerl, Schlingel ꝛc.

Fr. Was darf man von der Freundſchaft zweier Frauenzimmer halten?

A. Man darf immer glauben, daß ſie ſich bald in den Haaren liegen, wenn ſie zum Pödel gehören, oder daß ſie in den Geſellſchaften einander verläumden, wenn ſie zu den höhern Ständen gehören ꝛc.

Woher kommt der Name Buchhalter?

Jeder Leſer weiß es wohl beſſer, als Grübel's, des Nürnberger Dichters Hausknecht, was ein Buchhalter ſey, aber nicht Jeder wird wiſſen, woher dieſer Name ſeinen Urſprung habe. Das ſoll nun hier berichtet werden.

Der Urſprung des Namens Buchhalter fällt in das Jahr 1498. Kaiſer Maximilian I. ſagt nemlich in ſeiner Schazkammerordnung ddº. Innsbruck am Erichtage vor St. Valentinstag nach Chriſti Geburt 1498: Item: Wir ordnen auch auf die bemelt unſere Kammer einen Vertrauten und fleiſſigen Schreiber, der das Buch haltet, und ſoll genennet werden Buchhalter, der ſoll jezt ſeyn Criſtoph Stecher, und dazu einen Kammerſchreiber mit Namen Ullrich Moringer, und der ſoll auch bei allen Raitungen und Handeln, und in Abweſenheit des Kammermeiſters (jezt Hofkammerpräſidenten) ſein Verweſer ſeyn.

Die engliſchen Fabrikherren gegen den deutſchen Zollverein.

Friſch auf, Kameraden, zu Schiff! zu Schiff!
    Nach Deutſchland in Eile gezogen!
Laß brauſen die Stürme am Felſenriff!
    Laß drohen Sandbank und Wogen!
Denn ſezt ihr nicht Leben und Waaren ein;
So wird nicht das Leben gewonnen ſeyn.

Heran denn, ihr Freunde, ihr Schaaren, heran!
    Häuft wüthig Ballen auf Ballen;
Laßt ſtehen uns kräftiglich, Mann an Mann!
    Der deutſche Krämer muß fallen!
Denn ſezen wir jezt den Schilling ein;
So werden Guineen gewonnen ſeyn!

Friſch auf denn, nicht Gold und nicht Kniffe geſchont!
    Wir müſſen das Hohe vollbringen:
Denn klingendes, ſtolzes Bewußſeyn belohnt
    Des Meiſterwerkes Gelingen:
Drum ſchwinget die Ellen mit rüſtiger Hand,
Daß Herren ihr werdet im deutſchen Land!!

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

J. van den Hage's Werke.

Der **Schafhirt.** Hiſtoriſcher Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde. Aus dem Holländischen von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. 6 Bde. Preis 8 Thlr.

Schloß **Loeveſtein.** Hiſtoriſcher Roman aus dem 80jährigen Kriege. Aus dem Holländischen von Prof. Dr. O. L. B. Wolff. 3 Bde. Preis 4 Thlr.

Tragödien von B. v. Beskow. Ueberſezt von Adam Oehlenschläger. 8 Theile. 4 Thlr.

Pariſer Briefe. 1840. Von Joseph Mendelssohn. 3 Bde. Preis 4 Thlr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 18. 5. Mai 1842.

Inhalt: Sonderbare Briefe. — Ueber den eigentlichen Urſprung unſerer heutigen Maifeſte ꝛc. — Die drei Räuber und das Bauernmädchen. — Anekdoten.

Sonderbare Briefe.

(Als Fortſetzung des Traktations-Käſtleins.)

Zweite Dekade.

Nro. 7.

Dieſesmal haſt Du mir eine ſchwere Frage geſtellt, ſelbſt post festum. Du weißt, daß bereits an mehren Orten Vereine gegen Thierquälerei entſtanden ſind. Ich kenne ihre Statuten nicht; aber edel ſind ſie gewiß alle. Deſſenungeachtet will ich Dir auch meine Anſichten hierüber mittheilen. Ich will aber gleich diktatoriſch die Plane niederſchreiben und erwarte Dein Urtheil.

Der Verein gegen Thierquälerei hat zum Zweke,

a) durch die Mitglieder ſelbſt,

b) durch Belehrung Anderer,

c) durch geeignete Beſſerung — ſelbſt Strenge, andere Behandlung zur Schonung zunächſt der Hausthiere, dann auch aller andern Geſchöpfe allgemein (bei Jung und Alt und allen Ständen) durchzuführen, was beſonders unter den roheren Menſchenklaſſen nothwendig wird. — Daher von nun an keine Pferderennen mehr, kein ungleiches Geſpann, daher Verminderung der Geiſſeln und Spornen *), beſſere Fütterung neben weniger Belaſtung, Abhaltung und Vermeidung von Schlägen und Hezerei durch Hunde u. dgl. — Blendung vor Vögeln, Hahnenſchlägerei (Spiel) und Aehnliches iſt bereits polizeilich abgeſchafft und ſeltener geworden.

*) Die in Köpfen mögen unangetaſtet bleiben!

Der Verein erlaubt jederzeit den Eintritt (welcher bekannt gemacht wird) von neuen Mitgliedern, nie aber einen andern Austritt, als den durch den Tod.

Die Mittel zur Mitglieder-Erwerbung ſind:

1. Zwang — des geiſtlichen und Lehrerſtandes,
2. Veröffentlichung und Belobung, gegenüber rükſichtsloſem Tadel thierquäleriſcher Handlungen, welches niemals als Injurienſache geklagt werden könne.
3. Publikation dankbarer Thierhandlungen zu Erregung des Mitgefühles, hauptſächlich in populären Schriften.
4. Gründung eines eigenen Blattes, welches alle Mitglieder zu halten haben, um es wieder zu verbreiten. Die Direktion muß zwei Richtungen annehmen, Belehrung (thierärztliche) und Ermunterung.

Die Mitglieder verpflichten ſich bei Mund und Gewiſſen und unterzeichnen hiefür eine einfache Urkunde, daß ſie nach Kräften in dieſer Ehrenſache mitwirken wollen, alles Hinderliche aufdeken werden, geeignete Anzeigen liefern und ſo viel möglich mit Geldbeiträgen dem Vereine zu Hülfe kommen mögen; fahrläſſige Polizeien anzuzeigen, wird erſte Pflicht werden.

Gewerbe, z. B. von Abdekern, Mezgern, Fleiſchern, Fiſchhändlern, Jägern, Boten ꝛc., ſollen nur nach vorangegangener Belehrung über Schonung der Thiere verliehen werden. Die Lehrer ſollen in den Konferenzfragen immer wach gehalten werden! —

Nun haſt Du meine Skizze — ohne Ausführung. Es wäre leicht, 40—50 §§. hierüber zu entwerfen. Ich glaube, die Sache ſo ziemlich richtig aufgefaßt zu haben; genügend wenigſtens.

Wir dürften uns Glük wünſchen, wenn einmal dieſes erfüllt würde.

Haſt Du Gelegenheit, mir Statuten zu verſchoffen, ſo erſuche ich Dich um dieſelben zu meiner Einſicht. Seit mehren Jahren empfahl ich die Sache durch Wort und Schrift und bin nicht ſelten ſchon mit — Grobheiten dafür belohnt worden.

Dein

K. S.

Nro. 8.

Wohl haſt Du recht, wenn Du behaupteſt, alles Unheil gehe von der vernachläſſigten Erziebung aus. Längſt dieſer Meinung, machte ich oft darauf aufmerkſam, wo ich nur konnte; allein Ein Schrei in die Karbathen! Doch kann ich Dir nicht beiſtimmen, der körperlichen Züchtigung in der Schulgeſezgebung wieder einigen Plaz zu gönnen. Mißbräuche würden wieder entſtehen und ſich mit dem gereizten Volkszuſtande mehren. Wort, Ernſt, Beiſpiel, moraliſche Bändigung, Areſt mit Beſchäftigung — Das iſt es, was ich rathe und erlaube. Ich bin ſogar der Meinung, daß zu Hauſe Schläge (in ihren Abſtufungen) höchſt ſelten vorkommen ſollen. Ein gutes Wort vermag Viel bei der Jugend, Ueberzeugungen müſſen aber nicht verbunden ſeyn. Es fehlt zu ſehr an Handhabung des Gehorſams, der muß wieder gehoben und reichlich gepflegt werden. Ungehorſam war Adam's Fall, ſeither der meiſten Menſchen. Von dem trefflichen Buche „die Pädagogik des Hauſes" von Heinſius gefiel mir beſonders der Artikel „Gehorſam" S. 200, worin der berühmte Niemeyr benüzt ward.

Eine tüchtige Erzählung über dieſen Stoff ausſchließlich, in einem Familienleben aufgefaßt, populär 'geſchrieben, verbreitet und als Jugend-Preis vertheilt, würde eine nicht geringe Wirkung thun. Denn der Obrigkeit Finger werden immer kürzer, des Ungehorſams Arm wird immer länger; und ſo kann es an ewigen Beſchwerden über den widerſpenſtigen Geiſt nicht fehlen, wovon Schiller im Kampfe mit dem Drachen ſagt:

Muth zeiget auch der Mameluk,
„Gehorſam" iſt des Chriſten Schmuk; — —
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf ſich mit ſeinem Kreuz nicht ſchmüken.

Du wirſt Dich wohl unſers hökerigen Schulmeiſters noch erinnern, welcher ſtets ſprach: „Buben! folgen müßt ihr, und zwar ſchnell in billigen Dingen; aber wenn ihr nicht folgen thut, könnt ihr in der Welt nicht fort-, in den Himmel nicht hineinkommen." Der Mann war ſchlicht, aber er ſah hell.

Es iſt mißverſtandene Freiheit, dieſe ſo weit anſprechen zu wollen unter dem Vorwande kräftiger Anlagen-Entwikelung, daß dem jungen unbändigen Geſchöpfe gar kein Zaum ſollte angelegt werden; und Viele mögen auf Rad und Galgen geendet haben, weil man es in der erſten Jugend überſehen hat, ihren Willen dem von älteren, verſtändigeren und erfahreneren Leuten ſtrenge unterzuordnen.

Ich könnte hierüber ganz redſelig werden, es iſt mein Thema, überall dem Gehorſam zu opponiren; aber Du wirſt mir ſchon lange ein freundliches Genug zugemeſſen haben, und ich folge, um nicht auch ungehorſam zu werden.

Eines muß ich Dir aber noch ſagen, daß ich, wie bisher, bleiben werde Dein beſter Freund. Ob wir in pädagogiſchen Worten ſtimmen, wie ein ordentlich geführtes Kaſſenbuch eines Kaufmannes, das ändert nichts. Wir meinen es gut mit uns und Andern, wir müſſen alſo auch reden. Lebe wohl!

K. S.

Nro. 9.

Oft habe ich darüber nachgedacht, wie man es anzufangen hätte, das Verſchwenden an Kleidung und Koſt abzuſtellen. Da ſagſt Du in Deinem lezten Briefe von gewiſſen Anſichten hierüber, rükſt aber mit dem neugebornen Plane nicht heraus. Nun höre mich!

Ich rathe — die Punkte mögen unausgeführt bleiben — als Univerſalmittel folgendes Rezept, welches in allen Orten umſonſt zu haben iſt.

1. Geringere Gemeinde-Unterſtüzung, beſonders der noblen Armen; man baut ſonſt darauf.
2. Auszeichnung der Einfachergekleideten und Mäſſigerſpeiſenden in Vorbezugung. Gäbe viele und ſchöne Gelegenheit.
3. Einführung (zunächſt eines Kaſſenbuches, nach 10 Jahren) einer einfachen Buchführung, und zwar erſt bei Pfarrern, Lehrern und Gemeindevorſtehern, unter Vorbehalt von Belobung und Belohnung. Dadurch würden Spekulation und Sparſamkeit unendlich gehoben. Daher verdient die Einführung dieſer Kunſt in manche Schulen die vollſte Anerkennung.
4. Beſchränkung von Märkten und Feſten, — in unſern Tagen iſt dieſes entbehrlicher geworden.
5. Vereinigung jener Gewerbstheile in Ein Gewerbe, welche erſt in neueſter Zeit zerſplittert wurden.
6. Beſchränkung des Hauſirens — durch kleine und groſſe, berittene und wandernde Händler, Beſteller und Aufträgeſucher.
7. Einſtellung ſolcher Fabrikate, Schriften und Anſtalten, welche auf ausgebreitete Mode und Genußſucht hinarbeiten.
8. Noch gröſſere Verminderung der Tanzmuſiken wo mit Geld und Kleidern auch die Unſchuld zu Grunde gerichtet zu werden pflegt.
9. Gehörige Schulbelehrung hierüber, ausdrüklich zur Pflicht gemacht.
10. Eine eigene Zeitſchrift hiefür, d. h., dagegen (gegen dieſe Verſchwendung), geleitet von einem Vereine.

Dieſe ſind meine Rathſchläge; ſind ſie von Vielen genommen, folgt ſicherlich eine radikale Heilung. Wenn ich von Anderm ſchwieg, z. B. vom Luxus bei Hochzeiten, Primizen, Jahresfeſten u. dgl., ſo geſchah es aus beſonderen Gründen. Ich glaube, ſchon mit jenen 10 Numern den Augiasſtall reinigen zu können.

Freilich wird man von Ruin, Unmöglichkeit, Zeitgeiſt, Freiheit, Herkommen u. dgl. ſprechen, meiner ſpotten und mir zürnen. Das wird mich aber ſo wenig ſtören, das Geſagte ferner noch anzurathen, wie die Müke den ruhigen Wanderer.

Deine Meinung wirſt Du mir nun nicht länger mehr vorbehalten. Der Gegenſtand iſt zu intereſſant. Laſſe Dich erbitten!

Wenn wir einſt auch Kleider liebten — nun einmal zu irren, möge verziehen werden; jezt, obwohl in ſchönen Jahren noch, ſind wir keine Kleider- und keine Speiſenhelden. Aber geſund leben wir und zufrieden, was wir nicht wären, wenn wir mit den vielen Gegnern mitmachen würden.

Dein

K. G.

Nro. 10.

Daß ſich manche Krankheiten, z. B. Auszehrung und Waſſerſucht, in unſern Tagen mehren (mehrt ſich ja auch die Population), iſt allerdings wahr; aber ich möchte die Schuld lezterer nicht auf Getränke, wie das Bier, ſchieben. In Bezug auf das Bier mag allerdings nicht überall gewiſſenhaft verfahren werden; auch hängt unſer Geſchmak zu ſehr an der Unbeſtändigkeit, als daß wir wegen Einer Maß Bier ganze Gegenden verſchreien wollten; aber es iſt nicht ſo ſehr die Qualität, als die Quantität hier entſcheidend, und Säufer hatten von jeher das Loos, der Waſſer- und Lungenſucht zu verfallen, weil der Tolle und Volle auch noch mancherlei andere Genüſſe ſich erlaubt. Wenn ich gegen unſer Bier etwas auszuſezen habe, ſo iſt es der hohe Preis; denn wenn es jezt 5 kr. werth iſt, ſo mußte es mathematiſch und hiſtoriſch im Jahre 1817 (traurigen Andenkens!) 30 kr. koſten. Dem war aber nicht ſo. —

Ich verlege das Auftauchen dieſer Krankheiten, mit deren Heilungen es noch immer hinkt, in unſern Zeitgeiſt. Dieſer iſt ein überreizter, ſo viel Gutes auch — denn ich bin ein warmer Verehrer der Gegenwart — dieſe in ſich trägt und verſpricht. Tanz, Trauer, Eſſen und Trinken, Kleiden und Nachahmung, Schrift und Handel, Bildung und Kritik, Liebhaberei und Haß, kurz Alles nahm einen eigenthümlichen, lebhaft-

empfindſamen Charakter an. Dieſes Treiben nun wirkt auf dem Wege der Erziehung ſo ein, daß für Auszehrung und verwandte Krankheiten eine reichere Ernte erſteht; man tadelte das Gefährliche daran vergebens. Die Folgen werden noch trauriger in der kommenden Generation ſich zeigen. Schwache Väter und Mütter, in der Stadt und auf dem Lande gleich zahlreich, wie würden ſie Kinder erzeugen können von Kraft und Fülle? Kann denn ein Strauch zu einem Schiffskiele verwendet werden? Vielleicht ändert es der Herr, der ſo oft, gegen alle unſere Logik und Vermuthung, aus Leiden Freuden ſchafft, plözlich und zu unſerm Beſten. Uebrigens wird, ſo reden Reſolute, am Ende doch Eines ſeyn, durch welche Krankheit man aus dieſem Trauerthale in ein anderes Leben ſpazirt; die Entſcheidungsquelle iſt nur, ob wir gut genug gelebt und uns würdig zum groſſen Exil (wie Horaz in der Ode an Dellius ſich ausdrükt) werden vorbereitet haben. — Nun lebe wohl!

Dein

K. G.

Ein Wort an die P. T. Leſer.

Wir ſtehen am Ende der zweiten Dekade. Sie war kurz, aber, ich wünſche es, nicht ohne weiſe Lehre gegeben. Auf dem Herzen habe ich noch Manches; aber es iſt nicht immer Sonntag. Dem verehrlichen Leſer, welcher mir Brod bot, danke ich; habe ſelbſt welches, aber verkümmertes und unanſehnliches. So Gott will, werden wir daſſelbe in Frieden und Wohlthun noch länger genieſſen. — Zu Oſtern bindet man rothe Eier ein, ich band eine Dekade meinen verehrlichen Leſern. Und wann ich einſt ausgelitten habe, dann möge man denken, der K. G. meinte es doch viel beſſer, als mancher Mobilius Florens.

K. G.

Kurzer Aufſchluß über den eigentlichen Urſprung unſerer heutigen Mai-Feſte, und des Maibäume-Sezens.

Saturnus galt in den Zeiten der heidniſchen Völker und in ihrer Götterlehre als der Gott der Gerechtigkeit und der Zeit, daher ihm auch der Name Crone beigelegt ward. Zu den Zeiten ſeiner heidniſchen Verehrung hielten ihm zu Ehren, beſonders in Egypten, im Monate Februar die Richter ihre öffentlichen Siz- und Gerichtstage. Aus einer Nachahmung dieſes Gebrauches ſprach man vor Alters in Europa in dem ſchönſten unſerer Monate Recht, nemlich im Mai. Noch an unzähligen Orten findet ſich heut zu Tage eine Spur dieſer Gewohnheit in dem Gebrauche der Verwaltee der Gerichte und der Einnahmen groſſer Herren darin vor, indem vor dem Orte, wo die Vollziehung der Befehle geſchieht, oder ſonſt an einem ſchiklichen Plaze, entweder ein Baum gepflanzt, eine grüne Laube angelegt, oder der gewöhnliche Maibaum aufgeſtellt wird. Dieſer Gebrauch ward vor Alters für ein weſentliches Stük gehalten, und er iſt auch in der That eine Erkenntniß des Rechtes und der hohen Gerechtigkeit des Allerhöchſten.

Allein, dieſe Ausſchmükung iſt auf den Umſtand der Zeit gegründet, zu welcher in dem entfernteſten Alterthume Gerichte gehalten wurden. Dieſes geſchah in dem, gewöhnlich allerſchönſten Monate Mai; und der Gerichts-Saal hieß auch Mai, und die Ausdrüke Obrigkeit und Majeſtät ſcheinen von dem Namen dieſes Monates erborgt zu ſeyn, in welchem in Europa ehemals dieſe ehrwürdigen Verſammlungen gehalten wurden. Der Monat Mai hat ſeinen Namen von der Plejade bekommen, die vor Alters Maja hieß. Auch galt in den Tagen der Heiden Saturnus als das Sinnbild der Prieſter, von welchen man nur wahre Gerechtigkeit, und nach der ſpätern Lehre Jeſu und mit vollem Rechte erwartete.

Saturnus wird auch zuweilen vorne und hinten mit Augen vorgeſtellt, davon einige wachen, die andern geſchloſſen ſind; und mit vier Flügeln, davon zwei ausgebreitet und zwei herabhangend

erſcheinen, welches die Zeit und die beſtändige Fortſezung der Arbeit der Richter bedeutet, welche einander Tag und Nacht ablöſen, die Geſchäfte des Volkes und des Staates zu Stande zu bringen, um Niemand über eine verderbliche Verzögerung klagen zu laſſen.

— — — — — — — — —

Man kann bemerken, daß dieſe prächtige, mit ſo vielen Flügeln, und ganz mit Augen bedekte Figur des Saturnus der Hebräer Cherubim iſt. Dieſes war der natürlichſte Ausdruk und das einfachſte Sinnbild der Gottesfurcht; es war nichts geſchikter, die anbetenden Geiſter zu bedeuten, und die Geſchwindigkeit ihrer Dienſte auszudrüken. — Dieſes waren die Lehren, die man ehedem und vor der Ankunft und Lehre Jeſu den Menſchen gab, und daher nennt der Apoſtel Paulus das Aeuſſerliche die Weisheit dieſer Welt.

Die drei Räuber und das Bauernmädchen.

Es war an einem Sonntage, als einer der guten Bauern aus der Gegend von St. Germain, nein, aus dem Thale von Montmorency wollte ſagen — ach, wie liebe ich mein Heimatsland! — mit ſeiner ganzen Familie das Dorf Groslay verließ, um nach St. Leu zu wandern und dort das Feſt des heiligen Schuzpatron zu feiern. Als ich ſagte: mit ſeiner ganzen Familie, ſprach ich die Unwahrheit, denn er hatte zur Bewachung des Hauſes die vierzehnjährige Suſanne zurükgelaſſen.

Seit den lezten acht Tagen waren im Hauſe dieſes Barthelemi die Vorbereitungen zur Feier jenes heiligen Feſtes mit aller Ungeduld gemacht und Aller Herzen durch fortwährendes Gerede davon auf das Aeuſſerſte geſpannt worden. Seufzend hatte Suſannchen alle die blühenden Beſchreibungen und glühenden Wünſche mit angehört, denn ach! an ihr war für jenen Tag die Reihe des Haushaltens, und ſie hatte von ihrem in Vertheilung der Arbeit und der Vergnügungen gleich gerechten Vater keine Befreiung von dieſem Zwang zu erwarten! Wie betrübt war die Arme, trauriger noch, weil ſie kein Recht hatte, ſich zu beklagen!

Vater und Schweſtern verſprachen beim Fortgehen, Alles, was ſie beim Feſte ſehen würden, ihr haarklein zu erzählen, hübſche Bänder und Spizen zu einem neuen Häubchen ihr mitzubringen. Sie wünſchte ihnen dagegen viel Glük auf den Weg und auf den frohen Tag, und half den Kleinen in den offenen Wagen. Vater Barthelemi drehte ſich mit den Zügeln in der Hand auf ſeinen Wagenſiz noch einmal um und rief der Tochter zu:

„Suſannchen, ſey klug und vernünftig und halte das Haus mir rein!“

Dann machte er brr! klatſchte hell auf mit der langen Peitſche und die muntern Braunen griffen weit aus.

Sobald Suſannchen im Hauſe ſich allein ſah, begann ſie ihre kleinen Geſchäfte mit unermüdlicher Emſigkeit. Sie fütterte die Hühner, miſtete den Stall aus, klopfte Betten und Kleider und legte ſie auf das Dach, daß ſie ausgelüftet und geſonnt würden. Dieß Alles war bald gethan und dann begann für ſie die Zeit der Langweile. Sonntag war es, der eigentlichen Arbeit mußte ſie ſich enthalten und damit das Einzige entbehren, was ihr wenigſtens die Stunden der Einſamkeit verkürzt hätte. Denn macht die Arbeit auch nur ſelten Vergnügen, ſo beſchäftigt ſie doch und ſchüzt vor Langeweile!

Genug, Suſanne wußte nicht, was ſie nun anfangen ſollte, ſezte ſich einige Zeit unter die Hausthüre, um vielleicht Jemand vorübergehen zu ſehen und ein Paar Wörtchen plaudern zu können. Als aber keine Seele in die abgelegene Gegend ihres Hauſes kommen wollte, erhob ſie ſich ſeufzend und ging, die Blumen ihres Gärtchens zu begieſſen.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, ein Wind erhob ſich, am Himmel hing ein Gewitter, die Familie kehrte noch immer nicht zurük. Suſanne hatte alle Thüren geſchloſſen, und ſezte die Fleiſchbrühe zu ihrem Abendſüppchen ans Feuer. Sie ſezte ſich daneben, einer groſſen Kiſte gegenüber, auf welcher gewöhnlich die Hauswäſche getroknet wurde, die aber damals beinahe ganz leer war. Sie trällerte ein Liedchen vor ſich hin,

zufällig fiel ihr Auge auf den Dekel der Kiſte und ſah, daß dieſer von Zeit zu Zeit ſich hob und wieder ſachte niederklappte. Das arme Mädchen war darüber auf den Tod erſchroken und ahnte gleich, daß Jemand in der Kiſte verſtekt ſey. Dennoch behielt ſie Faſſung genug, ihren Geſang fortzuſezen und ſich ganz unbefangen zu ſtellen, während ein Entſchluß in ihrer Seele reifte.

Wie wäre es, ſprach ſie endlich laut, wenn ich ein bischen Milch in meine Suppe göſſe? das müßte gar nicht übel ſchmeken! Ja, ja! es iſt ja heute Sonntag, der Vater wird mir's wohl zu gute halten!"

Sie ſprang auf und wollte eilig die Milch herbeiholen, ſah zu ihrer unausſprechlichen Freude den Schlüſſel in der Kiſte ſteken, fuhr im Vorbeigehen wie der Bliz zu ihm herab und drehte ihn haſtig zweimal um.

Wirklich ſtak in der Kiſte ein Dieb, der nun durch Suſanne's Beſonnenheit in ſeiner eigenen Schlinge gefangen lag. Nach manchem fruchtloſen Verſuch den Dekel zu heben, ſchrie er aus ſeinem dumpfen Kerker hervor, daß Suſanne dieſe Kekheit bereuen würde, ſobald die erwarteten zwei Kameraden angekommen und drohte ihr mit ſchreklicher Strafe für ſeine Gefangenſchaft.

Jedes Wort ſchnitt wie ein Dolch in die Seele des armen Kindes, ſie ſah einen gewiſſen Tod vor Augen, ob ſie dem Räuber öffnete oder ob ſie ihn länger eingeſchloſſen hielt. Am Klügſten däuchte es ihr, zu entfliehen, ſo lang ſie es noch konnte und in der fernen Pfarre Hülfe zu ſuchen. Dieſen Gedanken ſchnell ins Werk zu ſezen, eilte ſie die ſchmale Treppe hinab. Horch! da krazte und knatterte es an dem kleinen Flugfenſter neben der Hausthüre und bald öffnete ſich das Fenſterchen. Suſanne erſchrak ſo heftig bei dieſem Anblik, daß der Schlüſſel zu der Kiſte klirrend ihrer Hand entfiel.

Peter! biſt du's? Iſt die Kleine ſchon todt? frug eine leiſe Stimme.

„Sie ſchläft für ewig!" antwortete Suſanne eben ſo leiſe mit möglichſt tiefem Ton.

So öffne mir die Thüre!

„Ich kann den Schlüſſel nicht finden!"

Zünde Licht an!

„Ich habe kein Feuer!"

Aber wie ſoll ich hineinkommen?

„Nun, ſo wie ich hereinkam!"

Du magre Blindſchleiche kamſt wohl durch das enge Loch hinein, aber wir ſind dazu viel zu dik. Du Spizbube willſt uns wohl nicht hineinlaſſen, um die ſchönen Thaler des alten Barthelemi für dich allein zu behalten!

„Nicht doch! das Fenſter iſt weit genug, drükt euch ein bischen zuſammen und es wird ſchon gehen!"

Der weniger Dike von den beiden Räubern verſuchte wirklich dieſen Rath zu befolgen und ſchob endlich nach tüchtigem Drängen ſeinen Kopf und einen Theil der Schulter durch die enge Oeffnung herein. Suſanne hatte in Verzweiflung eine Senſe ergriffen, raſch holte ſie aus, hieb gleich einer Raſenden, und ſein Haupt rollte zu ihren Füſſen!

Der dritte Dieb fühlte wohl das plözliche Zuken ſeines voranſteigenden Kameraden, ſah dann deſſen Unbeweglichkeit, glaubte ihn ohne Zweifel in Gefahr zwiſchen dem Fenſter zu erſtiken und gab ſich daher alle erdenkliche Mühe, ihn zurük zu ziehen. Die blutige Leiche fiel ſtarr über ihn hin. Das junge Mädchen für die Mörderin dieſes Kameraden und des Andern in der Kiſte haltend, beſchloß er, furchtbare Rache zu üben. Weil er aber zu dieſem engen Fenſter ſich nicht hinein getraute und überzeugt war, daß das Mädchen ganz allein in dem Haus ſich befinde, ſo eilte er, durch das Fenſter im obern Stok einzuſteigen.

Um zu ſehen, was auſſerhalb ſich ereigne, war Suſanne ſogleich nach dem Verſchwinden der kopfloſen Leiche wieder die Treppe hinabgeſchlichen und öffnete jezt daſſelbe ohnehin ſchlecht ſchlieſſende Fenſter. Welcher Schreken, als ihrem Geſicht ſchon beinahe gegenüber das gräßliche Geſicht des Räubers auf der Leiter erſchien, als ſeine drohenden Flüche ſo nahe in ihr Ohr donnerten!

Die Senſe hatte ſie ſchaudernd unten fallen laſſen, kein Werkzeug zur Abwehr in der Nähe, jeder Augenblik des Verzugs brachte ihr den frühen Tod, Flucht war nicht möglich — raſch beſonnen ergriff ſie den Topf mit der kochenden Fleiſchbrühe

und ſchüttete dieſe dem Räuber über den Kopf. Vor Schmerz brüllend ſtürzte er hinab in den Hof. Indeſſen machte der in der Kiſte Eingeſperrte tauſend Verſuche, aus ſeiner Haft ſich zu befreien, und endlich hätte es ihm doch gelingen müſſen, das morſche Holzwerk zu durchbrechen. Suſanne's Angſt wuchs mit jedem Augenblike, erlahmt war ihre Kraft, verloren war jeder Gedanke, ſie konnte nichts mehr erſinnen, um dieſer Gefahr vorzubeugen.

Da knallte plözlich die Peitſche, des Vaters Stimme erklang wie ein Ruf des Himmels und die Brüder und Schweſtern ſtürmten jubelnd nach dem Hauſe, die Thüre knarrte in den Angeln, die Tritte polterten auf der Treppe — ſie waren da, ach! ohnmächtig ſank ſie an das Herz des Vaters!

Der mit Fleiſchbrühe begoſſene Räuber lag halb tod am Fuſſe der Leiter und mußte ſich gefallen laſſen, in Geſellſchaft mit dem Kameraden in der Kiſte nach dem Gefängniſſe der nächſten Stadt zu wandern, wo die Gerechtigkeit kurzen Prozeß machte. Suſannen's Muth und Beſonnenheit wurde ein Gegenſtand aller Geſpräche und in Liedern und Geſängen tauſendfach verewigt.

Anekdoten.

„Verliebter Schelm," ſagte eine vornehme und ſtrenge Dame zu ihrem Pagen, „nimm dich in Acht! Wenn ich dich meine Kammerjungfer wieder küſſen ſehe, ſo jage ich euch Beide aus dem Hauſe." — „Ach," ſagte der Page, „das thut doch ja nicht, gnädige Frau, denn wir küſſen uns ſonſt gar zu todt, wenn wir uns nicht mehr vor Ew. Gnaden zu fürchten haben."

In einer engliſchen Geſellſchaft war die Rede von Gas, Luftballon, Montgolfier u. ſ. w. Ein Engländer bemerkte wizig, wie ſehr natürlich es ſey, daß ein Franzoſe zuerſt das Geſez der Flüchtigkeit entdekt habe. Eben ſo natürlich, verſezte ein Franzoſe, der dabei war, als daß ein Engländer (Newton) das Geſez der Schwerfälligkeit entdekte.

Ein Mann, der ſeine Frau verloren hatte, und ein prächtiges Leichenbegängniß anordnete, ſagte in Gedanken, während er ſich ſo grämte, zu einem ſeiner Freunde: „Aber ſage mir doch, wie theuer wird mich der Schmerz nun zu ſtehen kommen." —

Eine Fürſtin befahl einſt einem Leiblakei, der ſich mehr durch guten Willen als durch Verſtand beliebt machte, in dem Vorzimmer zu ſehen, ob der Barometer nicht gefallen ſey. Er vollzog den Befehl, kam zurük und ſagte: „Nein, Ew. Durchlaucht, er hängt noch feſt an dem Nagel."

Der Neffe eines reichen Pächters ſtudirte die Mathematik auf einer benachbarten Lehranſtalt. Einſt beſuchte er ſeinen Oheim auf einige Tage. Weil er aber faſt immerfort auf ſeinem Zimmer blieb, und an den Vergnügungen ſeiner Freunde wenig Antheil nahm, ſo fragte der Pächter den Pfarrer des Ortes, den der Neffe zum Oeftern beſuchte: womit ſich ſein Vetter denn ſtets in ſeiner Einſamkeit beſchäftige? Er gibt ſich mit der Analyſe ab, die er leidenſchaftlich liebt, ſagte Jener. — Was? ſchrie der Pächter, der Schlingel hängt ſich an meine Anna Lieſe, gleich auf der Stelle muß er ſich wieder aus meinem Hauſe paken. Nur mit Mühe konnte der Pächter von ſeinem Irrthume überzeugt werden.

Als Wilhelm Tell in K. zum erſten Male aufgeführt worden war, fragte eine Dame die andere um ihre Meinung über das Stük. Ich habe dem Stüke mit vieler Aufmerkſamkeit zugeſehen, antwortete ſie, und in jedem Akte erwartet, den „Hans auf der Mauer" zu ſehen, aber vergebens. Es iſt doch Unrecht, daß man Perſonen auf den Zettel ſezt, welche im Stüke nicht vorkommen.

Lezthin kam Jemand an eine Theaterkaſſe, und gab ſeine Kontremarke zurük, mit der Aeuſſerung: er langweile ſich ſchreklich und wolle einen andern Tag wieder kommen, um für ſein Geld die andere Hälfte eines Stükes zu ſehen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Woher kommt der Name Hörnerträger?

An den Hof Karls VI. in Frankreich, kam einſt ein ſpaniſcher Ritter, Don Pedro Galda, mit ſeiner ſchönen Gemahlin Maria. Damals waren die Spanier ausſchließ-ſend in dem Beſize einer Mode, die nachher auch in Frankreich und Deutſchland allgemein wurde. Die Ritter trugen auf ihren Baretten zwei emporſtehende Zipfel, wie man ſie häufig auf den Gemälden damaliger Zeit findet. Maria von Galda ward von den Höflingen auserſehen, den König zu leiten. Es gelang ihr ohne viele Mühe. Von der Natur mit vielen Reizen ausgeſtattet, brachte ſie es bei dem Könige bald dahin, daß er Alles, was ſie verlangte, für das Vergnügen einer Nacht unterzeichnete. Ganz Paris lag zu ihren Füſſen. Ihre Verſchwendung überſtieg Alles, was man bis dahin in dieſer wollüſtigen Stadt geſehen hatte. Unter dieſen Umſtanden war es wohl natürlich, daß Jedermann auf Maria aufmerkſam wurde. Jeder Fremde, und Jeder, der in den erſten Tagen, als Maria regirte, mit ihr noch nicht bekannt war, fragte: wer iſt denn die allmächtige Frau am Hofe? — Die Gattin eines ſpaniſchen Ritters, der ſich hier aufhält, war die Antwort. — Eines ſpaniſchen Ritters; wie heißt der? — Don Pedro Galda. — Ich kenne ſo Keinen. — Könnt ihn leicht kennen. Er trägt Hörner auf dem Barett. — Ach! der Hörnerträger? den habe ich ſchon geſehen. So gings von Mund zu Mund, und bald war ganz Paris voll von dem Hörnerträger, deſſen Gemahlin die Maitreſſe des Königs war. Und ſo geſchah es, daß man in der Folge jeden Mann, dem im Ehebette ähnlich mitgeſpielt wurde, einen Hörnerträger nannte.

Das Alphabet der Oele.

Nichts wäre unverzeihlicher, als wenn in der bayeriſchen Bierwelt Einer nicht wüßte, daß der Bierbrauer Zacherl in der Vorſtadt Au bei München alljährlich zu einer beſtimmten Zeit und nur Einmal des Jahres (gewöhnlich im April) ein Bier von ganz beſonderer Art ausſchenkt, dem dann wegen deſſen deliciöſer Güte und Mundigkeit ganz München zuſtrömt, bis nach wenigen Tagen der lezte Tropfen aus dem lezten Faſſe gezapfet iſt. — Zacherl ſelbſt nannte es erſt beſcheiden nur Salvatorbier, das Publikum aber verbeſſerte: „Zacherl-Oel“, und es wäre zu wünſchen, daß ja allezeit das Taufen der Biere dem Publikum überlaſſen bliebe ....

Daß dieſer Göttertrank auch jedesmal in Proſa und in Verſen geziemend beſungen und gefeiert wird, verſteht ſich am Rande, und wir können nicht umhin, dem geneigten Leſer hiemit eine Probe darzubieten — nicht vom Biere wohlverſtanden leider! ſondern nur von ſo einem begeiſterten Lobgedichte auf dasſelbe, welches in heuriger Saiſon der „bayeriſche Eilbote“ lieferte, ein Blatt, das wir bei dieſer Gelegenheit beſtens empfehlen wollen, weil es ſich vor allen andern Blättern dadurch auszeichnet, daß es, indem es unterhaltet, immer auch zugleich belehrt, wie ſchon auch dieſe Probe beweiſet, woraus man auf Einmal alle Oele kennen lernt, die es auf der Welt gibt. Alſo:

„Von Oelen nenn' ich Dir ein Alphabet,
Von A beginnend, bis zum W und Z:
Das Anisöl, das Brennöl, Cajeput,
Das bei Zahnſchmerzen gute Wirkung thut;
Das Datteln, Eichelöl, das Oel van Fischen,
Das wir zur Winterſtiefelſchmier oft miſchen;
Galgantöl, und das Oel von Hirschhorn auch,
Im Ehſtand wohl bisweilen im Gebrauch;
Jasminöl in das Haar; Oel von Kamillen,
Die Krämpfe in dem Unterleib zu ſtillen;
Das Lein-, Mohn-, Nuß-, das Oel von den Oliven,
Wovon die welſchen Faſtenſpeiſen triefen;
Provencer-öl, das lieblichſte von allen
In dem Salat zum Braten, muß gefallen;
Quekſilberöl, das uns die Eile zeigt,
Womit ein Gaſt aus Zacherls Hallen ſteigt;
Ricinusöl; — es trank Napolean
Auf Helena einſt taſſenvoll davon; —
Das Schminköl für die ausgewaſchnen Wangen,
Damit durch Kunſt die Farbe ſie erlangen;
Das Tabak-, Vitriol-, und Oel von Weinstein,
— Ich trink's gern umgekehrt: das Oel von Steinwein,
Und komme nun am Schluß zum Zederöle,
So fleiſſig wohl, als ob man mir's befähle,
Behauptend: „Alle Oele, — Angeſichts
Des Zacherlöles, — ſeyen wahrlich nichts!“
Dieß ſchrieb ich, eingedenk der ſchönen Zeit,
Da ich am Küchenherd, nur ſpannebreit,
Im Zacherlöl-Kunſttempel Plaz gefunden,
In unvergeßlichen Salvatorſtunden.
Nun aber ſiz' ich fern vom Zacherlöle,
Nur Waſſer in der ungeölten Kehle,
Und doch lobpreis ich Dich, als ob ich tränke
Des Oels ſo viel, daß ich vom Stuhle ſänke.
Kann ſchon Erinnerung zuſammenkleiſtern
Dein wohlverdientes Lob aus alten Träumen,
Wie wär's erſt dann, ſäh' ich den Humpen ſchäumen
Voll Zacherlöls vor mir! Jedoch zu meiſtern
Verſuchungen, geziemt den groſſen Geiſtern,
Ein leichtes Spiel, da ſchon in wenig Tagen
Aus Zacherlöl iſt Silbermünz geſchlagen!“ —

Dr. Inkognito.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 19. 12. Mai 1842.

Inhalt: Nächſte Quellen des Antikatholizismus. — Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf die Induſtrie. — Ein Wort über England und Neu-Süd-Wales. — Neue Begriffe.

Nächſte Quellen des Antikatholizismus.

Urtheilet nicht nach dem Scheine, ſondern fället ein gerechtes Urtheil! Joh. VII. 24.

Die katholiſche Kirche hatte von jeher mit Uebeln, mit natürlichen des Völkerzuſtandes und mit erzeugten Einzelnen, zu kämpfen; und ſie kämpfte mit Recht und gleichſam in Nothwehr, um dann als erbarmungsvolle Siegerin — zu beglüken. Die vorzüglichſten Uebel ſind dem Kenner der Geſchichte und dem Freunde der Wahrheit und des beſeligten Glaubens vorzüglich: Verkennung, auch des edelſten Willens und der uneigennützigſten Hingebung und Entſagung des Prieſterthums aus Liebe zu Beruf und Gläubigen — Verfolgung, und dieß gar oft von Seite derjenigen Individuen, welche nicht die geringſte Urſache dazu hatten, wohl aber zu lebhaftem und lebenslänglichem Danke — Haß, das nächſte Werkzeug Solcher, denen man nicht in Allem, nie in Unerlaubtem nachgab, nachgeben konnte — Verleumdung, Verdrehung, Mißkennung, Inkonſequenz, Lüge, Verachtung, Spott, Aufreizung, Abmahnung, Verführung, Raub und ſelbſt Mord.

Dieſe Leiden, den Apoſteln von ihrem göttlichen Lehrmeiſter längſt vorausgeſagt, werden auch noch heute der Kirche oder den Spendern der heil. Sakramente zugefügt; und beinahe ſcheinen manche Europäer ſich aus den jüngſten Grauſamkeiten in Aſien und Amerika, in Spanien und Rußland ein erbauliches Beiſpiel von Grauſamkeit nehmen zu wollen! — Sie ſind ſich in Vielem ſich ſelbſt die Nächſten, nicht aber hinſichtlich ihrer Lebens-Verlängerung; denn ſie handeln in ihren Leidenſchaften ganz gegen Hufelands Vorſchriften (Makr. II. Thl. XIII. S. 174. u. ſ. f.), worin es unter Anderm heißt: „Vor allen Dingen bekämpfe man ſeine Leidenſchaften. Ein Menſch, der durch Leidenſchaften immer hin- und hergetrieben wird, befindet ſich ſtets fort in einem Extrem, in einem exaltirten Zuſtand, und kann nie zur ruhigen Stimmung gelangen, die zur Erhaltung des Lebens ſo nöthig iſt. Er vermehrt dadurch ſeine innere Lebenskonſumtion fürchterlich, und er wird bald aufgerieben ſeyn.“ Und für unſere Abhandlung paßt Cicero's Wahrheit: Nihil est homini tam timendum, quam invidia. Cluent. 3.

Dieſe Leiden ſind uns erſchienen in zweierlei Formen: in Mitgliedern und in den formellen Gegnern. Die Mitglieder nennen ſich nur ſolche, ſind aber in der That ſehr gefährlicher Natur. Die andern ſind uns leichter kenntlich, ſind leichter gemieden; ſelbſt leichter gebeſſert. Ihr Anhang ward zwar mit Kunſt und Schnelligkeit ſtets geſammelt, enthält aber weder Kraft noch Glük. Fragen wir um die nächſten Quellen dieſer Uebel und Leiden von jenen Antagoniſten, ſo erſcheinen uns folgende drei: Neid, ſataniſche Bosheit und Unwiſſenheit.

Es ſoll ein kleiner Beweis hierüber geliefert werden.

Der Neid, ſchon im Paradiſe die Quelle alles Unglüks, war von jeher allem Wahren, Edlen, Schönen und Guten entgegen. Die Kirchen- und Profangeſchichte beweiſet dieß zur Genüge, nur muß man ſuchen und hören.*) Der

*) Aus Neid und Rache wurden Troja zerſtört und Karthago, die verdienſtvollſten Athener exilirt, die erſten Chriſten verfolgt, England reformirt, Johanna d'Arc verbrannt, die Jeſuiten aus Böhmen ꝛc. vertrieben, Orden aufgehoben (ſogar die Hoſpitilen angetaſtet) u. ſ. w.

Neid iſt verleumderiſch und ſchmälert das Verdienſt; der Neidiſche mißt das Gute und Göttliche kurzſichtig, mit eitlem Maßſtabe; der Neid trachtet unabläſſig nach Uebelſtiftung und die Folgen davon ſind Verdammniß der beſſern Klaſſe von Menſchen, vorzugsweiſe der Religioſen. Der Neid erſchweret die Erfüllung der Pflichten, indem er das Zutrauen raubt und dem edelſten Zweke die gemeinſten Abſichten unterbreitet; nicht gerührt durch eigenes Verderben, ſucht der Neidiſche auch Andere zu verführen. Er entzieht dem Erhabenen die Würde, er erhebt Niedrigkeit zu hohem Glanze in glänzender Sprache, in verdrehten*) Beiſpielen, in unhaltbarer Vorſpiegelung, in bodenloſen Beweiſen. Da der Neid ſo wenig erſterben wird, wie das Unkraut in der Pflanzen-Welt, da es immerhin ſeine Angelegenheit iſt, ſich geltend zu machen, jünger und kräftiger zu werden, ſeine Grenzen zu erweitern, den beſſern und hellern Geſichtspunkt zu verrüken, falſche Logik aufzubringen und die Tugenden zu untergraben, ſo kann es in dieſer unſerer Angelegenheit von Verbreitung katholiſcher Wahrheit und edler Tugend-Beiſpiele keine Seele bei der Ruhe und Nachgibigkeit bewenden laſſen, auf ſelbſtſüchtigen Zeitgeiſt bauend, nein er muß unterſcheidend und unterſchieden gerüſtet daſtehen mit den Waffen der Liebe und des Ernſtes ſich und Andere vertheidigen, mit dem Rüſtzeuge des Vertrauens und Gebetes, mit dem Schwerte der Beredtſamkeit, mit dem Schilde der Entſchloſſenheit, mit den Schienen der unermüdlichen Thätigkeit. Denn der Neid ſtürzte Könige, machte Treffen verlieren, hob ehrwürdige Inſtitute auf, untergrub das wahre Staatenwohl und Völkerglük. Gegen dieſes Ungeheuer laßt uns kräftig und einig auftreten!

Die zweite unſerer angeführten traurigen Quellen iſt die *ſataniſche Bosheit*, welche in gänzlichem Verderben ihr größtes Wohlgefallen hätte. Sie erwacht aus verſchiedenen Gründen, z. B. wegen beleidigten Stolzes, wegen nicht erlangten Begehrens, wegen kräftigen Widerſtandes gegen Unrechtes, wegen kräftiger Belehrung auf Kanzel und im Beichtſtuhl, wegen öffentlicher Beſchämung aus Warnung vor gänzlichem Seelen-Verluſte u. ſ. w. Die politiſche Geſchichte iſt voll von kleinlichen Urſachen zu größten Wirkungen, z. B. die Zurükberufungs des Herzogs v. *Malborough*, die Einſezung eines *Soubiſe*, u. dgl. Dagegen enthält die Kirchengeſchichte kein Fünkchen ſolcher parteilichen, geiſtlichen Gemeinheit über einen Kirchenfürſten; aber man will ſolches nicht ſehen. Oder haſt Du, lieber Leſer! noch niemals ſie, die ſataniſche Bosheit, an einem Menſchen abgebildet geſehen? Nun ſo ſiehe her, ich liefere Dir ein kleines und doch ſchrekliches Gemälde davon. Sie, dieſe Bosheit, äuſſert ſich in ſchlechtem Charakter überhaupt, dieſer aber fragt nicht nach Dem, was recht und gut iſt, ſondern nach Dem, was bequem iſt und ſchmeichelt; er, der ſchlechte Charakter, fragt nicht nach Tugenden und Einſicht, ſondern nach Geld und Ehre; nicht nach Anſtrengung, ſondern nach Wohlleben; nicht nach Bruder-Liebe, ſondern nach Bruderhaß. Heute ſchmeichelt, morgen verfolgt ſie, dieſe Bosheit, den Nämlichen und die geringſte Arbeit ſucht ſie zur größten Tugend zu ſtempeln. Vom Urverführer benannt, erſcheint ſie auch in Verführung und Hezungsſucht, und lechzende Rache übt ſie allenthalben, ohne Erbarmen, bis ins zehnte Glied! Schadenfreude iſt ihr Element, politiſche Farbenmiſchung ihr Tagewerk, Reizbarkeit ihr Weſen, Dünkel ihre Hülle, all Das nach äuſſerem Anſehen, innerem Leben und jeglicher Verbindung überhaupt in Dingen, welche die katholiſche Kirche, göttlich nach Gründung, Beruf, Leitung und Leiſtung, nicht erkennt, nicht geſtatten kann, welche Kirche, gleich dem Vorſtande auf Rhodus (im Kampfe mit dem Drachen) ruft: „Menſch, wer Du auch biſt nach allen Beziehungen, Du mußt erſt Dich ſelbſt beſiegen, d. h., die menſchliche Eitelkeit und die ſataniſche Bosheit von Dir legen, ein reines Herz vor dem Altare Gottes niederlegen, das Unrecht, dieſer Cherami des Tages, vergütet haben; dann, dann erſt iſt zwiſchen mir und Dir Friede und

*) Von ſolcher falſchen Ehre ſpricht der Italiener mit Recht: L'onore rassomigglia alla neve, che mai mai più acquista il candor primo, perduto che l'abbia una volta. Wie glänzend dagegen ſtehen noch immer die heiligen Glaubenshelden vor uns, wie unverwelklich!

Freundſchaft!“ Da aber die Bosheit, dieſe verderbende Bosheit, Aehnliches, was ſo gut gemeint wäre, nicht ohne Mühe zu hören und zu befolgen *) vermag, ſo beharrt ſie in ihrem Verderben und Trachten, in ihrem Wirken: Blindheit aus ſündhafter Aufwallung, Unterdrükung Anderer durch den Satansbeiſtand, unrechter Beſiz aus Gewiſſenloſigkeit, Unlauterkeit zur vorgeblichen Erholung; ſtellt man ſich Dieſes vereiniget vor, ſo hat man das vielköpfige Ungeheuer vor ſich mit ſeinen ſo gerne nachwachſenden Köpfen — und man findet es unter allen Zonen, zu allen Zeiten, unter allen Ständen, in beiden Geſchlechtern. In einer kleinen, aber ſehr guten Geſchichte „über die Aufhebung des Jeſuitenordens“ ſind die Motive der Gegner alles Guten und aller Religion öfter zuſammengeſtellt und notirt. S. 17 Anmerkung 3 heißt es z. B. „Rolland war Präſident des Pariſer Parlaments und gehörte zu den fanatiſchen Janſeniſten. Seinem eigenen Geſtändniſſe nach hatte er ſich 60,000 Livres koſten laſſen zur Unterdrükung der Jeſuiten, und erwähnte ſich, daß die Jeſuiten nie würden unterdrükt worden ſeyn, wenn er dieſer Sache nicht ſein Geld, ſeine Zeit und ſeine Geſundheit aufgeopfert hätte.“ Iſt auch die Zahl Solcher zum Glüke der Beſſern gering, welcher dieſer ſataniſchen Bosheit verfallen ſind (obwohl ſie nicht zu gering angeſchlagen werden mag), es iſt die Wahrheit, daß es Deren gebe, ſchon betrübend genug. Denn (an die Römer XV. 2.) es heißt: „Jeder unter uns lebe dem Nächſten zu gefallen, zum Nuzen und zur Erbauung.

Unwiſſenheit endlich iſt die dritte der Quellen alles Antikatholizismus. Die Unkunde in den göttlichen, ſo erhebenden und tröſtenden Wahrheiten iſt es zunächſt. Man urtheilt — vergeſſend, daß ſelbſt ſchon mathematiſche Wahrheiten zu Irrthümern wurden — auf den Grund ſeichten Geſchwäzes und Raiſonnirens über die göttlichen Dinge oberflächlich ab und will doch darin Richter, ja Geſezgeber ſeyn. Man weiß nicht mehr, als ein Kind und einen nakten Schluß, und will als Greis urtheilen und für einen Philoſophen gelten. Man kennt die alte Geſchichte, die Archäologie, die einſtigen politiſche Verhältniſſe, die frühere Sprache, das einſtige geſellſchaftliche Leben nicht, und will rütteln und verwerfen. Es iſt dieß, zwar gefährlich, aber auch eben ſo lächerlich, als ging ein Kandidat der Medizin auf die Hörſaals-Kanzel, verdrängte den in der Wiſſenſchaft ergrauten Hofrath und wollte Neues und Beſſeres lehren und beweiſen. Und doch exiſtirt ſolcher Unſinn in der Kritik über Göttliches ſeit Jahrhunderten, beſonders in unſern glaubensleeren Tagen. Dahin kommt auch Unkenntniß in der Tradition an, denen noch Niemand, ſo ferne er nicht erkennungsunfähig und parteilich war, hohe Weisheit, mächtige Frömmigkeit, Zwekmäſſigkeit, Nüzlichkeit und Gerechtigkeit abgeſprochen hat, und die nur gar zu oft anderer Geſezmacherei, die ſich ſehr originell zu nennen wußte, zum Muſter diente, aber doch nicht Anerkennung finden ſollte. Dieſe ungekannten Inſtitutionen galten Ignoranten für leeres Weſen, Boshaften für Betrug. Man wollte dieſer Legislation unter dem Beiſtande des heiligen Geiſtes, dieſer heilſamen Sprache zu Gunſten des ewigen Heiles, oberflächlich alles Gute entziehen, alles Verdienſtvolle entreiſſen. Auch Unkenntniß der Menſchennatur, der geſchichtlichen Moral, der Gegnerhandlungen befinden ſich im groſſen Bereiche dieſer Unwiſſenheit.

Darum fehlt es nicht an kirchlichen Feinden, an Leiden; darum iſt zu wünſchen, daß die Antipathie der Gegner der katholiſchen Kirche ſich mindere, dagegen der heilige Geiſt die Herzen der Beſſeren zur Vorſicht und Thätigkeit erleuchte, erwärme, ſichere.*) Die Gegner werden nie einen Sieg erringen, aber ſie können das gute Werk erſchweren, verzögern, ſie können den Fortgang

*) Den Vertrauungsloſen ſtelle ich mit Schiller's Worten vor: „Nur bitt' ich eingedenk zu ſeyn, daß dem beängſtigten Gewiſſen die Kirche eine Zuflucht aufgethan, wozu Monarchen keinen Schlüſſel haben.“ (Don Carlos.)

*) Hieher paßt der anderswbezogene Rath des Origenes: Quam aubis, quibus datum est, adde, datum esse iis, qui voluns et assentiuntur. Möchte auch Mancher mit Thomas v. K. (III. 40. 5.) ausrufen können: Tu gloria mea!

der guten Sache ſchmälern und aufhalten. O, dieſe Männer meinen es prächtig mit uns: ſie vertreiben unſere Finſterniß und ſchneiden uns die Augenlieder ab, ſie reinigen uns von Kirchenherrſchaft und nehmen Glaube und Treue, ſie ſuchen den mit Nadelrizung verwundeten Finger zu heilen und ſchneiden den Arm weg; o, dieſer Herrlichen! ſie verſtehen ihr Handwerk, man muß dieſen Tauſendkünſtlern das Doktordiplom ausfertigen!! — Darum haben wir wohlmeinend auf dieſe Quellen aufmerkſam gemacht, und die gute Sache zu vertreten geſucht. Möge hier und da eine gute Seele, eine unverderbte Seele aus dieſem Wenigen Nuzen in Muth und Liebe ſchöpfen, indem ſie ſich belehren und warnen läßt! Vielleicht iſt unter den vielen Worten ihrer Zeit auch dieſes nicht das unnöthigſte Wort zu ſeiner Zeit. Eine weitläufigere Ausführung aber dieſes Stoffes gehört in ein Buch, nicht in ein ſolches Blatt.

Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf die Induſtrie.

Die zweite Hälfte und namentlich der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war die ewig denkwürdige Epoche, wo durch eine Reihe der bedeutendſten Entdekungen und umfaſſendſten Ideen alle Zweige der Naturkenntniß zumal auf den Punkt der Blüte getrieben wurden, daß ſie ſich gegenſeitig kräftig befruchten konnten und den geiſtigen Horizont des Menſchen ſchnell und ſehr anſehnlich erweiterten. Die wichtigſten Eigenſchaften und Geſeze der unwägbaren Agentien der Natur, der Elektrizität, des Magnetismus, der Wärme, des Lichtes, der Sauerſtoff, die Analyſe der Luft und des Waſſers, der Gaſe, der Erden und Alkalien, die Kunde von den ſtreng abgeſtuften Verhältniſſen nach Volumen und Gewicht, in welchen die Elemente der jezigen Chemie zu beſtimmten Naturkörpern zuſammentreten — all dieß, und wie viel mehr, iſt die Errungenſchaft weniger Jahrzehente. — Dieſe Entdekungen, indem ſie die hergebrachten Vorſtellungen vom Weſen der unorganiſchen Natur reformirten und die überraſchendſten Blike in die Oekonomie der Schöpfung öffneten, wurden zugleich äuſſerſt fruchtbar für die Erforſchung der Geſeze der Lebenskraft, welche im Thiere und der Pflanze wenige allgemeine Elemente phantaſtiſch zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gebilden vereinigt und ſie dem Chemismus in der einen Richtung entzieht, in der andern ihm gehorchen läßt. — Alles dieß gab die Grundlage zu einer neuen Naturanſchauung, die, obgleich von verſchiedenen Nationen und Schulen verſchieden aufgefaßt und ausgebildet, jedenfalls gegen die frühere als eine geiſtigere und umfaſſendere erſcheint, indem jezt im Gedanken des Menſchen die ganze Natur ſich belebte und das Band derſelben allgemeinen Begriffe die organiſche und die unorganiſche Welt umſchlang.

Während ſich ſo über die innerſten Bewegungen aller Materie vielfaches Licht verbreitete, machte auch das Studium der äuſſern Verhältniſſe der Naturkörper und ihrer Bildungsgeſeze auf allen Seiten die glüklichſten Fortſchritte. — Am Unmittelbarſten zeigt ſich der Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf die neue Geſtaltung und Ausbildung des Lebens im mächtigen Aufſchwung aller Induſtrie.

Auch die Naturwiſſenſchaften haben ihre Revolution gehabt: auch ſie ſind aus einem Zuſtande, nicht unähnlich dem, wie ihn der weſtphäliſche Frieden für die Staaten geſchaffen, zu friſchem Leben erwacht, und haben ihre beſte Kraft in Dem gefunden, was ſeitdem die Loſung aller Induſtrie geworden, in Theilung der Arbeit und Aſſoziation. Dieſe Wiſſenſchaften mußten ſich erſt untereinander ſelbſt befruchten, ehe ſie jezt das durchdringende Ferment eines ſich ungeheuer ſteigernden Gewerbsfleiſſes wurden. Auch bei lezterer Erſcheinung, wie bei allen eigenthümlichen Entwikelungen dieſer Zeit, wirkte vorzüglich das moraliſche Moment, daß durch die groſſe politiſche Erſchütterung der Glaube und die Anhänglichkeit an die Traditionen geſchwächt oder vernichtet war. Die Sprengung der alten Gewerbsverfaſſung ſchloß ſich konſequent den übrigen Veränderungen an, und wenn fortan die Mehrzahl der Gewerbenden im ſelben Maſſe nach Neuerungen griff, in dem ſie früher am Ueberlieferten gehangen, ſo war dieß nur Nothwehr

in einem Zuſtande, der Unzählige aus einem geſchloſſenen Kreiſe auf die Bahn ſchrankenloſen Wetteifers geworfen hatte. Der Rapport zwiſchen Wiſſenſchaft und Gewerbe, der früher ſo beſchwerlich geweſen war, wie dir Wege zwiſchen Univerſitäts- und Handelsſtädten, wird jezt von allen Seiten ſyſtematiſch hergeſtellt, indem man ſich beiderſeitig hinab und hinauf die Hände entgegen reicht. Die alte Kluft zwiſchen den luftigen Höhen des vornehmen Naturwiſſens und den Tiefen, wo der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichtes der Natur Früchte abringt oder ihre Körper mannigfach geſtaltet und aneinander bindet, füllt ſich immer mehr aus.

Durch den eng geſchloſſenen Bund zwiſchen Gewerben und Wiſſenſchaften iſt der Sieg im Wettſtreit der Produktion vor Allem an eine rege, nach allen Seiten wache Intelligenz gebunden. Schon dadurch, abgeſehen von allen andern Verhältniſſen und Urſachen, mußte ſich, dem einzelnen Gewerb gegenüber, das Fabriksweſen immer mehr ausdehnen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß nur beim Betrieb im Groſſen, und nur dann, wenn die ſicher, aber langſam wirkende Menſchenhand durch irgend einen mechaniſchen Multiplikator erſezt werden wird, alle von der Wiſſenſchaft gebotenen Vortheile vollſtändig genüzt werden können. Vom Gründer und Lenker eines ſolchen, aus Menſchen- und Naturkräften kombinirten Organismus fordert die Zeit mehr und mehr Talent und Bildung. So vergröſſert ſich der Kreis derer, welche ſich dem höhern, rationellen Gewerbsbetrieb widmen, fortwährend von zwei Seiten: zahlreiche Individuen der bisherigen höhern und gelehrten Stände befaſſen ſich damit, ohne daß ſie herabzuſteigen meinen, eben ſo viele aus den arbeitenden Klaſſen bilden ſich dazu hinauf. So werden im Maße, als die flüſſig gewordene Wiſſenſchaft die Stände durchdringt, die Gewerbe wiſſenſchaftlicher, und zahlreiche Zweige des Wiſſens praktiſcher. Die allgemeine Wechſelwirkung zwiſchen dem reinen, uneigennüzigen Forſchungs-Trieb und der praktiſchen Abſichtlichkeit, dieſe Durchdringung von Wiſſenſchaft und Leben, wobei dieſes durch die Reſultate jener ſich erweitert und ſchmükt, während jene durch die Probleme und Bedürfniſſe der Induſtrie befeuert wird — dieß iſt freilich ein Verhältniß, das an ſich naturgemäß von jeher beſtand. Aber die unendliche Steigerung dieſes Prozeſſes durch den Aufſchwung der Forſchung und der Gewerbe, dieß iſt eine noch nicht da geweſene Erſcheinung in der menſchlichen Entwikelung; es kündigt ſich als eine Haupt-Grundlage einer neuen Kultur an, und das allgemeine Bewußtſeyn, womit dieſes Verhältniß jezt als ein naturgeſezliches begriffen, als ein ſolches ſtudirt und ausgebeutet wird, iſt ein Beleg für das, was wir im Bisherigen über den durchgreiſenden geiſtigen Charakter der gegenwärtigen Bewegungen geſagt haben.

(Innerösterreichisches Induſtrie- und Gewerbeblatt)

Ein Wort über England und Neu-Süd-Wales.

(Ein Bruchſtük von Told.)

Unter allen Nationen der Erde hat es wohl keine durch Spekulationen weiter gebracht, als die Brittiſche. Sie hat ſich auf eine Höhe hinaufſpekulirt, von der ſie füglich mit mehr Stolz, als unſere Metaphyſiker, auf alles tiefer Liegende, herabſehen darf. Was dieſen Spekulationen am Meiſten zur Ehre gereicht, iſt, daß alle, die meiſten wenigſtens, eine menſchenfreundliche Tendenz im Auge zu haben ſcheinen. Und geſezt, daß das Gute auch willenlos erzielt würde, ſo iſt es immer viel, daß eine Nation ſo glüklich inſpirirt wird, und das Gute, auch ohne es erzielt zu haben, erreicht.

England hat es wahrſcheinlich nicht vorausgeſehen, zu welchem Glanze ſich Neu-Süd-Wales bisher erhob und noch erheben kann. Von einem augenbliklichen Bedürfniſſe getrieben, bevölkerte es dieſes ſonderbare Land, und hatte wohl nur einen nicht viel weiter ſehenden Nuzen im Auge, als ſich einer Anzahl induſtrieller Menſchen zu entledigen, ſolcher nemlich, die für den Galgen noch zu gut, jedoch zu ſchlecht waren, um in der Heimat zu curſiren. Es erfand die der Todesſtrafe faſt gleich gehaltene Strafe der Deportation, und gab die von den Aſſiſen dazu Verurtheilten nach

den amerikaniſchen Kolonien ab. Dort mochten ſie wohl nicht recht gedeihen, das beweiſt der ſonderbare Einfall eines Staatsmannes, deſſen Name mir nicht beifällt. Er machte nemlich für einen neuen Transport deportirter Verbrecher dem Parlament ein Gegengeſchenk von einer Lieferung Klapperſchlangen, mit der Bitte: dieſe lieben Thierchen in England, ſo wie er die engliſchen Verbrecher in Amerika anſiedeln zu laſſen.

Nach dem Verluſte der amerikaniſchen Kolonien war England in Verlegenheit, wo es ſeine Auswürflinge unterbringen könne? Neuhollands öſtliche Küſte ſollte nach den Beſchreibungen Kooks, das Eldorado der Beutelſchneider und anderer Spizbuben werden, mit denen London im Ueberfluſſe verſehen iſt. Dieſer glükliche Gedanke reuſſirte. Was in der Heimat eine drükende Laſt war, wurde in Auſtralien der Same zu einer der blühendſten Kolonien Englands. Kapitain Philipp führte am 13. Mai 1787 mit ſeiner Fregatte Sirius den erſten Transport von 10 Schiffen nach Neuholland, wo ſie am 15. Jäner 1788 im Port Jakſon landeten. Im Namen des Königs von England nahmen ſie ſogleich von dem ganzen Lande Beſiz und tauften es Neu-Süd-Wales. Man legte alsbald die Stadt Sidney an, und begann den rauhen noch unkultivirten Boden nach europäiſchem Sinn zu veredeln. Es war freilich keine leichte Aufgabe, aus Menſchen, die nie an eine Arbeit gedacht, Akersleute zu machen, allein zwei Umſtände kamen dem Unternehmen zu Hülfe. Zwei äuſſerſt brave Gouverneure, Philipp und Huntner ſtanden an der Spize, und wo ihre Kraft und Umſicht nicht auslangte, da half das Univerſal-Beſſerungsmittel, die Mutter aller Erfindungen, der Sporn zu allem Fleiſſe, die allmächtige Noth.

Zwar ging Alles troz dem nicht ſo leicht, wie es ſich jezt ſchreiben läßt; viele Verbrecher zeigten ſich ſtörriſch und unverbeſſerlich, kleine Aufſtände fielen vor, und die Arbeit behagte den Anfängern um ſo weniger, je ungewohnter und ſchwerer ſie im Anfange war, und je entfernter die Früchte derſelben noch lagen. Die Küſte, die den erſten Aufenthalt gab, bis man ſpäter im Innern beſſeres Land entdekte, war rauh und unfruchtbar, mit der größten Mühe mußte der Boden, der noch keine menſchliche Hand empfunden hatte, umgerodet werden, ehe man ihn beſäen konnte, und zum Unglüke, freilich nur für den Augenblik um ſo mehr empfindlich, verlief ſich das wenige mitgebrachte Hornvieh durch die Nachläſſigkeit der Deportirten in die Wälder; ich ſage zum Unglük in den augenbliklichen Folgen, aber zum Segen für die Zukunft; denn nach ſieben Jahren fand man eine Heerde trefflicher Ochſen, die ſich in den Forſten in unglaublicher Anzahl vermehrt hatten. Mit der Zeit lernt man Alles, beſonders wenn die Noth nachhilft. So lernten auch engliſche Diebe und Beutelſchneider arbeiten, da ſie nachgerade nichts Schlechteres zu thun fanden; endlich wird aber auch die Ehrlichkeit zur Gewohnheit, und die Auswürflinge Londons, der Abſcheu der Heimat verwandelten ſich, je mehr eine geregelte, an wenig Bedürfniſſe gebundene Lebensweiſe, die mit der wachſenden Blüte der Kolonie immer leichter zu führen war, ſie ſelbſt zur Ordnung brachte, in ganz achtbare Bürger. So war ſchon im Jahre 1790 die Kolonie feſt begründet, Nahrungs-Mittel waren im Ueberfluſſe vorhanden, und allmählig begannen die Eingewanderten durch Tauſch-Handel mit den Eingebornen in Verbindung zu treten. Im Jahre 1800, alſo ſchon nach zwölf Jahren, zählte die Anſiedlung 6000 Einwohner, und mit jedem Jahre nahm ſie an Blüte und Wohlſtand zu, die Länder umher waren erforſcht, und zum Theil urbar gemacht, immer neue Kolonien wurden angelegt, und auf ſo vorgreifend ſchnelle Weiſe ein Staat gegründet, dem die Zukunft vielleicht noch Bedeutenheit geben wird. England empfand gar bald die Vortheile, die das gelungene Projekt verſchaffte. Einmal koſtete die Erhaltung der gefangenen Verbrecher dem Staate bei Weitem weniger, denn mit der Ueberfahrt nach Botany-Bay war die Sache ſo ziemlich auf einmal und mithin weit kürzer abgethan, als durch das lange Aufbewahren in Gefängniſſen und Straf-Schiffen, dann wurden, geſezt auch, daß ſich nur der zehnte Theil der deportirten Verbrecher beſſerte, die übrigen Unverbeſſerlichen wenigſtens dadurch

für das Allgemeine nüzlich gemacht, daß ſie ein ſo herrliches Land wie Neu-Süd-Wales für friedliche, arbeiſame Bürger bebauten.

Mit dem ſtets wachſenden Wohlſtand wurden auch freie Koloniſten angelokt, die durch bedeutende Kapitalien den Schritt beſchleunigten, welchen die Kolonie zum Wohlſtande machte.

Der Raum fing allmählig an, enge zu werden, und der Gouverneur Maquarie verſuchte endlich im Jahre 1814 die blauen Berge zu überſteigen.

Seither werden noch allen Seiten hin Entdekungsreiſen unternommen, die blühende Kolonie, wie klein und niedrig ſie begann, gleich dem einſt weltbeherrſchenden Rom, ſteht bereits mit allen kultivirten Ländern in Handelsverbindung, und der Verbrecher-Staat wetteifert ſchon mit dem Mutterlande an Kultur und Civiliſation. Er bildet ein zweites Albion auf der ſüdlichen Hälfte der Erde.

Alljährlich ſendet noch England eine bedeutende Anzahl zur Deportirung verurtheilter Verbrecher dahin ab, die jezt, nachdem der Anbau des Landes in ſo ſchöner Blüte iſt, ein bei Weitem beſſeres Loos zu erwarten haben. Mancher von ihnen, den Arbeit und ein geregeltes Leben gebeſſert, gelangt in der Folge zu einem bedeutenden Wohlſtande, indem es dann leicht wird, ehrlich zu bleiben, und Viele, die nur mit Entſezen den Abſchied von der heimatlichen Erde ertrugen, ſehnten ſich gar nicht mehr nach England zurük, wenn entweder ihre Strafzeit beendet war, oder ſie wegen guter Aufführung vor Ablauf derſelben begnadigt wurden. Sie genieſſen dann, wenn ſie den Aufenthalt in Neu-Süd-Wales der Rükkehr nach England vorziehen, alle Vortheile freier Koloniſten, und erhalten wie dieſe eine beliebige Anzahl von Verbrechern zugetheilt, die gegen Unterhalt für ſie arbeiten müſſen.

Neue Begriffe.

Ein neues amerikaniſches Converſations-Lexikon gibt folgende Erklärungen des Begriffs von verſchiedenen Bezeichnungen: eine Kaze: ein Thier, das alte Jungfern lieben, weil es Funken ſprüht wenn man es reibt. — Tretmühle: ein einſames Pläzchen zur Selbſtbelehrung für Diejenigen, welche dem Sich Aneignen fremder Ideen und fremden Eigenthums ergeben ſind. — Hut (Damenhut): Eine Art umgeſtürzten Kohlenkübels, welchem häufig Damenköpfe verführt werden. — Elend: das Leben eines unbezahlten Buchdrukers. — Sonnenſchirm: Gemeingut. — Unabhängigkeit: der Entſchluß, ſich überall niederzulaſſen, wo man überflüſſig iſt. — Donnerwetter: eine Naturerſcheinung, welche ſich ſtets bei jungen Ehepaaren am Ende des Honigwochen einſtellt. — Verdienſt: ein Ding, das nirgends Geltung hat. — Geld: ein glatter Aal, der unter der Hand entſchwindet. — Grab: Ein Loch im Erdboden, in welches ſie Dichter und Verliebte ſtets hineinwünſchen, jedoch weder Mühe noch Sorge ſparen, um nicht hineinzukommen. — Beſcheidenheit: eine prächtige Blume, die man aber nur an Orten findet, wohin noch kein menſchlicher Fuß gekommen iſt. — Mitgefühl: eine ſchöne Eigenſchaft, welche ihren Beſizer in ſeinem Streben, Anderer Glük zu fördern, um ſein eigenes bringt. — Ein talentvoller junger Mann: ein unverſchämter Spizbube, der ſich überall vordrängt; ein Schriftſteller ohne Wärme und Poeſie; ein Menſch ohne Beſcheidenheit. — Advokat: ein gelehrter Ehrenmann, der uns vor den ungerechten Zumuthungen unſerer Feinde ſchüzt, um uns in höchſteigener Perſon auszuplündern. — Mein Lieber: ein Ausdruk, mit welchen zwei Ehegatten einen Zank einleiten. — — Nachtwächter: ein Mann, der von der Gemeinde beauftragt iſt, unter freiem Himmel mit offenen Augen zu ſchlafen. — Ländliche Vergnügungen: Kartoffeln und Puffbohnen. — Ballſchuhe: ein Artikel, den gebildete Damen im hohen Winter tragen, weil ſie lieber ſterben, als ihren ſchönen Fuß neidiſch verhüllen wollen.

(Bayr. Eilbote.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gräfenberg.

Prieſsnitz in Gräfenberg hat den ganzen Winter hindurch Gäſte gehabt und zwar über 300, aber größtentheils Männer, die Frauen mögen ſich vor dem Waſſer im Winter fürchten. Uebrigens wäre es eine ungeheure Ironie, wenn es wahr iſt, was man jezt von dem reinen Waſſerdoktor erzählt. Er ſoll nemlich mit dem vielen Gelde, welches er ſich durch reines Waſſer erworben, Bier- und Branntweinfabriken angelegt haben, die er auf ſeinen Gütern Weiſſenbach und Hahnenberg mit noch beſſern Erfolgen betreibt als das Waſſerdoktern. Wie geſagt, wenn's wahr iſt! — ſo wär's eine ungeheure Ironie! Man bittet, darüber ſichere Nachrichten zu veröffentlichen. (Bayr. Volksfreund.)

Der Lanks (Lenz.)

Juche! der Lanks is wieder kemma,
Vun Himmi ſinga d' Lercherln 'ra,
Der Muatter Gottes ihri Vögerln,
Die Schwald'n aa ſan wieder da.

Und auf die Berg is's ſchö und aaba
Und wieder geht der Waſſerfall,
Und Kerſchn blüh'n und ſeint Bliemin,
Es is a Gaetn überall.

O ſchöner Lanks, thaatſt no grad bleibn
Und ganaſt ſo gſchwindi nit davo,
Kaam aber kimmſt, ſo gehſt ſcho wieder,
Ha ſag', was habn ſ' dir edda tho?

Gej rupfa thien ſ' di, macha Sträußln,
Und Bliemin nimmt, wer grad oa mag,
I ſag' dees kannſt halt du nit leidn
Und zürnſt di drüber alli Tag'.

Verſteh' mi recht, i nimm koa Bliemi,
I laß dar ſ' gern, bleib' grad bei mir,
Geh' bleib' bei mir a bisl länger,
I dank' dar tauſedmal dafür.

Franz v. Kobell.

Bücher-Anzeigen.

Gumprechts
landwirthſchaftliche Berichte
aus
Mittel-Deutſchland.

Von dieſer rühmlichſt bekannten Zeitſchrift iſt ſo eben das 24ſte Heft im Preiſe zu ½ Rthlr. oder 53 kr. erſchienen. Daſſelbe enthält einige für Freunde und Betreiber der Landwirthſchaft höchſt wichtige ökonomiſche und gemeinnüzige Artikel. Indem wir dieſes zur Anzeige bringen, glauben wir, unſern Leſern diese landwirthſchaftlichen Berichte nicht genug empfehlen zu können.

In der J. A. Schloſſerſchen Buch- und Kunſthandlung in Augsburg iſt erſchienen:

Der Schuzgeiſt, oder Führer und Begleiter der Jugend. Ein Bildungs- und Unterhaltungsbuch in einer auserleſenen Sammlung lehrreicher Fabeln, Gedichte, Lieder Legenden, Parabeln, Denkſprüche, Anekdoten. Mährchen und Erzählungen aus dem Menſchenleben, ſo wie auch aus der Natur- und Völkergeſchichte. Herausgegeben von dem Verfaſſer des „chriſtlichen Familien-Tempels." 2 Bände, jeder in 52 Lieferungen mit mehr als 150 Vignetten. gr. 8. 2te Auflage. (Die erſte zu 3000 Exemplaren hat ſich in einem Jahre vergriffen.) Preis eines Bandes mit illum. fl. 1. 12 kr. oder 18 gr. und mit ſchwarzen Vignetten 52 kr.

Beförderung der Tugend, Bildung des Geiſtes und Veredlung des Herzens ſind der Zwek der Herausgabe des Schuzgeiſtes, welcher der unerfahrnen Jugend als ein treuer Führer im Leben zur Seite ſtehen, ſie vor Gefahren warnen, vor Mißgriffen bewahren, durch edle und erhabene Beiſpiele den Weg der Pflichten vorzeigen und dadurch ihr zeitliches Glük gründen ſoll. Möchte doch dieſe Empfehlung nicht unnüz verhallen, und eine günſtige Verbreitung bezweken.

Diätetiſches
Schazkäſtlein.
Ein
Taſchenbuch
für
Freunde eines geſunden, frohen und langen Lebens.
Mit einer Sammlung von ſittlich-religiöſen Denkſprüchen und einem ausführlichen Sachregiſter
Nördlingen, 1842.
Druk und Verlag der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung.
Preis 1 fl. 24 kr.

Die Meteore der älteren und neueren Diätetik wurden ausgebeutet, um das vollſtändigſte Compendium allgemeiner Lebensregeln der Oeffentlichkeit zu übergeben. Nicht anders, als zu erwarten ſteht, wenn man die Namen Hippocrates, Celſus, Sydenham, Hoffmann, Tiſſot, Tiedemann, Hufeland ꝛc. von vorneherein als Quellen bezeichnet ſieht, aus denen die leitenden Aphorismen geſchöpft wurden, iſt auch das Ziel erreicht. Wir ſind feſt überzeugt, daß dieſe Lehren dem fleiſſigen Befolger nicht nur ſtete Geſundheit und längeren Lebensgenuß zuſichern, ſondern auch chroniſchem Uebelbefinden und jener Unzahl von Krankheiten, welche in einem regelloſen Leben ihren Grund haben, mächtig und wirkſam entgegentreten.

Es dürfte wohl in neueſter Zeit in der populären Literatur kein Buch erſchienen ſeyn, deſſen genaue Achtnahme und praktiſche Benüzung ſo manigfache Früchte bringen könnte.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 20. 19. Mai 1842.

Inhalt: Verdammte Inkonſequenzen. — An Frauen über Mägde. — Gott führt die Seinigen wunderbar. — Oeffentliche Meinuug. — Lohn eines Thierquälers. — Sieben gute Dinge gibt es im Leben. — Die Zahl vier. — Anekdote.

Verdammte Inkonſequenzen.

(Von K. G—d.)

Die Welt iſt ſo voll von Widerſprüchen, daß man ſich oft dagegen wehren möchte, wenn es nur hälfe; aber erzählt ſoll doch davon werden! Alſo avec permission, Messieurs! Sind ja nur fünf Artikel: Brod, Recht, Hülfe, Lob, Titel. Aber es werden deren mehr folgen.

Brod. Man ſtrebt mit Recht darnach; und das Pferd, das den Haber verdient, ſoll ihn auch haben. Aber, Herr Jeſu! wo iſt da die Konſequenz? Der Eine hat für 1000 fl. Mühe, und erhält etwa 100 Thaler proviſoriſche, und Der, welcher gar oft nur für 100 Thaler proviſoriſche Arbeiten verrichtet, erhält 1000 fl. Der Erſtere ſchreit unter verſchiedenen Rubriken, z. B. Beförderung, Anſtellung ꝛc., um Brod, er erhält es nicht „aus Mangel an Mitteln,“ und der Leztere erhält es oft, dieſes Brod, vielmehr Konfekt, „aus Mangel an Arbeit.“ So ſchrieb neulich ein irländiſch Geſinnter, d. h., ein Brodloſer. Alles, was er aber ſchrieb, kann meine Feder nicht brauchen; denn es paßt nicht für alle Bezirke.

Recht. Das Geſez iſt gewiß vernünftig, und es ſollte alſo Recht geben, wem es gebührt. In Deutſchland dürfte es auch größtentheils, beſonders in den konſtitutionellen Staaten der Fall ſeyn; wo nicht, da mag der menſchliche Geiſt aus Beſchränktheit, d. i., weil man nicht allwiſſend iſt, irren. Aber doch gibt es auch Inkonſequenzen „man ſieht oft auf die Perſon.“ Wenn mir aber Einer aus dieſer noblen Rükſicht den Artikel 1 ſtiehlt, ſo iſt dieß eine leidige und unnoble Inkonſequenz. Das Conkubinat z. B. iſt einem gewöhnlichen Menſchen und mit vollem Rechte verboten; einem Exzellenten wird es öfter nachgeſehen. Die andern Belege ſind nicht rar, daher überlaſſen.

Hülfe. Die Hülfe muß ſich nach der Armuth richten, nicht nach dem Stande, da jeder Magen den Hunger, jedes Herz die Schande fühlt. Es iſt alſo von einer Gemeindeverwaltung inkonſequent, einem Individuum täglich 2 kr. Unterhalts und einem andern 48 kr. oder 1 fl. zu reichen; es iſt inkonſequent, bei Vertheilungen ordinären Handwerken 3 fl. und Kaufleuten 40 fl. allgemeiner Entſchädigung zu repartiren; es iſt inkonſequent einen Praktikanten gemeiner Abkunft 15 Jahre und einen adelichen nur 3 Jahre warten zu laſſen; es iſt inkonſequent einen Aſſiſtenten von 2 Dienſtjahren einem von 12 Jahren vorzuziehen ꝛc. ꝛc. Und ſolche Inkonſequenz bringt weder Liebe, noch Dank, noch Achtung. Chriſtus ſprach darüber deutlich, aber nicht Jeder hat Ohren zu hören.

Lob. Jedermann will Lob; wenn er's verdient, ſo erhalte er es. Aber auch hierin erſcheint Inkonſequenz. Ein Dienſt eines Armen, eine Erfindung eines Gemeinen, ein Opfer eines Ordinären, eine Leiſtung eines Unnoblen — ſie bleiben Dienſt, Erfindung, Opfer, Leiſtung des Untergeordneten, und weiter Nichts; laßt aber Daſſelbe von Vorgeſezten, Vornehmen, von menſchlichen Pretioſen verrichten und erfinden, welchen Plaus und Wind haben Dieſe vor einem menſchlichen Zugpferde voraus. Wunder! heißt es in allen Salons, unerhört! erſchallt es in allen Städten und ſogar die armen Dichter und Redakteure krazen durch Lobhudelei ihre Federn zu. Seht den Unterſchied des Was durch das Wen! Barbara

Uthmann hat vielleicht, wenigſtens den ärmeren Sachſen u. dgl., gröſſeren Dank ſich durch Erſindung des Spizenklöppelns erworben, als der Erſinder des Bayonnets — aber Jener und viele andere Jene ernteten gröſſeres Lob.

Titel. Zwar ſagt man: ein Titel ohne Mittel tauge zu Nichts; allein gehörige Hervorhebung tröſtet und befördert Wirkſamkeit, und koſtet in der Regel keinen Sou. Auffallend iſt hier die Inkonſequenz des Volks, beſonders gegen Lehrer, kleinere Diener des Staates und ununiformirte Individuen. Denn während man bei angeſehenen Weltkindern jedes Unter-, Vice-, Funktionirend, Sub- u. dgl. ſorgfältigſt vermeidet und mit Gnädig herumwirft, iſt man bei den Niederen und Unangeſehenen ſo genau nach der Vorſchrift, daß man nicht den geringſten Verſtoß ans Ohr erhält, auſſer etwa den einer Ignoranz überhaupt.

Mit dieſem erſten Fünfer ſey die Bahn einer Art Kritik unſerer Zuſtände eröffnet. Frei und kräftig wird man Recht und Unrecht beſprechen, da die öffentlichen Blätter, den moraliſchen Zwang anſtrebend, zu manchem Wunſche zu verhelfen ſtets geeignet befunden wurden. Der Zwek iſt ein edler, darum erlaubter: „Jedem zur Zufriedenheit zu verhelfen.“ Warum ſollte man auch blos ſchmeicheln? Auch Klagen haben ihr Gutes, und Manches wäre beſſer, wenn es bekannter geweſen wäre. Die Intereſſe des Einzelnen geregelt, das Ganze geordnet. Wohlfahrt der Geringeren erzeugt Blüte des Allgemeinen. Nicht Neid und Feindſchaft ſoll uns leiten, nein; es ſoll uns aber Wahrheit und billige Anregung zur Seite ſtehen! Wenn Alle die Hände in den Schooß legen, wozu ſoll dieß führen? — Alſo wollen wir reden in Furcht Gottes, in Vaterlandsliebe, in Menſchen-Achtung, in Nächſtenſchonung, in Selbſtbeherrſchung. Art und Weiſe werden wechſeln.

Anmerkung.

Leider hat uns der Tod dieſen Mitarbeiter entzogen. Wir verſprachen uns von ſeiner Feder erhebliche Beiträge; wenn wir ſeine Fähigkeiten und ſeinen Willen vorſtellten; die Gottheit aber lenkte es anders, und ſomit beſchlieſſen wir dieſe Einleitung einer vielausſichtigen Arbeit mit dem Wunſche, daß ein Anderer den Faden aufnehmen möge.

Die Redaktion.

An Frauen über Mägde.

Neulich ſprach ich von den Hausknechten; heute habe ich über die Mägde Einiges zu ſagen. Mein Zwek iſt, gegenſeitiges Wohl zu fördern.

Es mag wohl nicht Allen ſchmeken, aber das iſt meine geringſte Sorge. Auch der Arzt gibt bittere Medizin, ſchneidet kranke Glieder ab — Alles zum Wohle der Leidenden. Der Prediger tadelt, der Richter ſtraft, der Erzieher hält ab . . . . des Wohles Anderer willen.

Ich wünſche einen Verein aller bayeriſchen Frauen, bei welchen Mägde in Dienſte ſtehen; ſollten dieſe nicht ziehen wollen, ſo wende ich mich an die Damen, ſie gingen ſchon ſo oft mit gutem Beiſpiele voran, und ohne eine Einigung iſt nicht zu helfen.

Dieſer Verein hat zum Zweke

A. Der Kleiderpracht entgegenzuwirken,
B. den Kaffee (Frühſtük) abzuſchaffen.

Zu A.

Es iſt bekannt, wie die junge Welt Alles auf unpaſſende Kleidung verwende, ſich Nichts für Alter und Unglük zurüklege und nicht ſelten Veruntreuungen und Unſittlichkeiten ſich erlaube — um nur gepuzt und lebensluſtig erſcheinen zu können. Dieſem Uebel, dem Luxusverbote, Belehrung und öffentlicher Tadel nicht abhalfen, ſollen die Frauen abhelfen.

Als Mittel

gegen dieſes bereits übergroſſe Uebel ſtelle ich folgende Statuten hin.

a) Keine Frau zahle den Lohn voraus und auch nicht öfter, als vierteljährig. Trat eine Magd deßwegen und unter Oppoſition (loſes Maul) aus, ſo werde es kurz im Wanderbuche notirt, z. B. „war treu und fleiſſig, aber auch modeſüchtig.“ Dieſe Note ſey das Verhalten für die nächſte Frau. — Schlimme Frauen, welche ſehr

wechſeln aus Laune, können dem Vereine, welcher jährlich eine Plenarverſammlung im Orte ſelbſt, vielleicht unter Vorſiz des Herrn Pfarrers anſtellen ſoll, nicht beitreten.

b) Keine Frau nehme auch ihre Magd ohne die Belehrung, daß man übertriebene Kleiderpracht nie dulde. Die dagegen handelnden Mägde erhalten obiges Atteſt.

c) Keine Frau erlaube — abgeſehen von allen Feiertagen — öfter Ausgang, als alle 14 Tage; und nicht öfter Tanzbeſuch, als jährlich zweimal. Ausgänge und Tanz reizen nur die Gefallſucht, befördern Unglük. Widerſtrebenden Mägden notire man: „Liebte Tanz und Ausgänge; (ſonſt geſchikt, treu u. ſ. w.)

d) Keine Frau unterlaſſe, vom Lohne zurükzuhalten, um ſo für Individuen, welche ihrer nicht mächtig ſind, zu ſparen. Dieß iſt die ſchönſte Sparkaſſe. Man ſchreib' es belohnend in's Wanderbuch, daß die N. N. ſich ſehr einfach kleidete und Manches erſpart habe.

Werden vor der Hand nur dieſe 4 Punkte befolgt, ſo wird ſchon Vieles geleiſtet.

Zu B.

Nehmen wir das Kaffeefrühſtük per Kopf auf 4 kr. an, ſo macht es täglich in Einer Familie von 4 konſumirenden Perſonen 16 kr. und im Jahre 98 fl. im 10 Jahren (ohne Zinſen) 980 fl. alſo eine hübſche Summe!!! Der Magen iſt mit Wenigem zufrieden, ein anderes Frühſtük iſt geſünder und billiger, z. B. Milch, Brodſuppe, Brennſuppe, ſogenannte ſaure Suppe, ein Stük Brod rc., was Studenten, junge Theologen — ſelbſt jungen Lehrern und Prieſtern iſt Kaffee nicht nothwendig zu reichen! — ſtets haben, und der Soldat hat kein Frühſtük und iſt täglich nur Einmal! An eine Noth iſt alſo mit Entziehung dieſes ausländiſchen Getränkes durchaus nicht zu denken. Frauen ſollten ſchon es als Gewiſſensſache betrachten, und die Mägde nicht verderben, da es ſich leicht ereignen kann, daß dieſe einſt ſich den braunen Trank nicht kaufen können. — Als einleitende

Statuten

empfehle ich nachſtehende.

1) Die vereinten Frauen ſollen den Kaffee 4 Jahre nur an Feſttagen, dann gar nie mehr reichen. Tritt eine Magd darum aus, ſo atteſtire man es ihr!
2) Suchen ihre Anhängerinnen an dieſes Geſez zu vermehren, beſonders auch durch belobendes Zeugniß von Genügſamkeit der N. N.
3) Eine als Kaffeerzwingerin bekannte Magd werde nicht in Dienſt genommen. Heute zu Tage iſt kein Mangel an Leuten.
4) Keine Vereinsfrau dulde, daß ſich eine Magd um eigenes Geld Kaffee bereite.
5) Nachgiebigen Mägden kann man kleine Geſchenke machen. Ehrgefühl und Lohn helfen gewaltig.

Möchten dieſe 2 Vereine, zunächſt in Städten, zu Stande kommen! Viele gewinnen; es iſt nur ein Vorurtheil, gepuzt und gekaffeet ſeyn zu wollen.

Uebrigens wünſcht man Gegenbemerkungen, weil ſpäter dieſer Gegenſtand wieder ſollte aufgenommen werden.

Gott führt die Seinigen wunderbar.

Franz Fleury's Eltern waren Landleute im nördlichen Frankreich, ſtarben aber Beide an einer anſtekenden Krankheit, als ihr Sohn erſt vier Jahre alt war. Ein alter Vetter nahm ihn zu ſich, aber auch dieſer ſtarb nach einem halben Jahre. Da es in der Gegend an einem Waiſenhauſe fehlte, ſo wurde der Knabe nunmehr einem Gerichtsdiener übergeben, der ihn auf öffentliche Koſten ernähren ſollte.

Der neue Pflegevater war ein roher Menſch. Kaum hatte der arme Kleine das Haus betreten und ſich ermattet von dem Gange niedergeſezt, als er einige Ohrfeigen bekam, weil er nicht zuvor um Erlaubniß gebeten.

Er hatte ein Jahr bei dieſem Unmenſchen zugebracht, und faſt täglich deſſen Laune und Härte

erfahren müſſen, als er von ihm den Auftrag erhielt, einen Brief in ein benachbartes Dorf zu tragen. Ein ſtarker Gewitterregen nöthigte ihn, in einem Walde Schuz zu ſuchen; als derſelbe nachließ, war es dunkel geworden; er verirrte ſich, und nachdem er lange vergeblich die rechte Straſſe wieder geſucht hatte, kam er am andern Tage zu Mittag an einen Bauernhof, wo die Bewohner im Freien unter einer Linde beim Eſſen ſaſſen. Er war hungrig, und ging auf Denjenigen zu, den er für den Herrn des Hofes hielt. „Gib mir nur ein Stükchen Brod, ſagte er; wenn du zu meinem Vater im Himmel kommſt, gibt er es dir wieder." Der Landmann fühlte ſich gerührt, ließ ihn bei ſich am Tiſche ſizen und behielt ihn darnach in ſeinem Dienſte als Schäferknaben.

Sieben Jahre hatte Fleury bei dem Landmanne zugebracht, und war etwa dreizehn Jahre alt, als er einſt des Abends ſeine kleine Heerde in die Hürden treiben wollte. Ein Reiſender ritt vorbei. Der Knabe ſieht ihm nach, und bemerkt, daß etwas Glänzendes vom Pferde fällt. Er läuft hinzu, und findet eine goldene Uhr. Ein alter Schäfer kommt ebenfalls, und will an dem Funde Theil haben. Aber Fleury behauptet, die Uhr gehöre dem Fremden, reißt ſich los, treibt ſeine Schafe vollends in die Hürde, und eilt nun dem Reiter nach.

Erſt nach mehreren Stunden kam er in eine Stadt, wo er vor einem Wirthshauſe ein geſatteltes Pferd ſtehen ſah, welches er für das des Fremden erkannte. Er trat hinein und fand dieſen; es war Herr Perdin, ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen.

„Herr," ſagte Fleury keuchend, „Sie haben heut Abend dieſe Uhr verloren."

Der Fremde war von einer ſo groſſen Ehrlichkeit überraſcht, und ließ ſich freundlich mit dem Knaben in ein Geſpräch ein. Er erfuhr deſſen Umſtände, faßte einen edelmüthigen Entſchluß, und kehrte am andern Morgen mit ihm auf der Landſtraſſe zu dem Gehöfde ſeines bisherigen Brodherrn zurük. Er bat dieſen ſo lange, ihm den Knaben zu überlaſſen, bis der Bauer endlich einwilligte. Nun nahm er ihn mit ſich nach Dünkirchen, ließ ihn ſofort neu kleiden und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bei welchem Franz in kurzer Zeit ſowohl in guten Sitten, als in nüzlichen Kenntniſſen bewunderswürdige Fortſchritte machte. Es währte nicht lange, ſo konnte er ſeinem edlen Wohlthäter in deſſen groſſem Geſchäfte weſentlichen Beiſtand leiſten, und that es mit eben ſo vielem Geſchik, als treuem Sinne.

Einſt war Herr Perdin nach Bourdeaux gereiſet, als ein unbekannter Bedienter kam und um die Mittheilung eines heilſamen Pulvers wider den Staar bat, welches jener auf Verlangen umſonſt austheilte. Franz gab es ihm, und nach Verlauf mehrerer Tage kam derſelbe Bediente wieder und brachte ein Paket, worin 200 Louisd'or für Herrn Perdin und 50 für Fleury enthalten waren.

Fleury legte zwei von den empfangenen Goldſtüken in eine Lotterie und gewann damit 2000 Louisd'or.

Kurz nach dieſem glüklichen Tage kam Herr Perdin von ſeiner Reiſe zurük und fand mit Verwunderung 2248 Louisd'or auf ſeinem Tiſche liegen. Der treue Fleury hatte geglaubt, ihm Alles überliefern zu müſſen. Dieſes rührte jenen ſo, daß er ihm nicht nur Alles zurükgab, ſondern noch eine gleiche Summe dazu ſchenkte und das ganze Kapital für ihn in einer ſichern Bank auf Zinſen legte. Ueberdem vertraute er ihm jezt in Fällen eigner Abweſenheit unbedingt die Verwaltung ſeines ganzen Geſchäftes und ſeines groſſen Vermögens an, und Fleury fuhr fort, mit der treueſten Gewiſſenhaftigkeit und Uneigennüzigkeit ihm zu dienen.

Ein anderer Vorfall beweiſet faſt noch ſtärker Fleury's hohe Redlichkeit. In Dünkirchen war ein junger Kaufmann durch eigene Schuld in Geldverlegenheit gekommen. Er hatte in Perdin's Hauſe öfter Geſchäfte gemachte, kannte alſo die innere Einrichtung desſelben, und eines Abends, da Fleury allein auf ſeinem Zimmer ſaß, und ſich mit Leſen beſchäftigte, trat er ſchnell herein, ſezte ihm eine Piſtole auf die Bruſt und verlangte von ihm die Unterſchrift eines Wechſels von 5000 Louisd'or in Perdin's Namen.

Fleury blieb, ungeachtet der dringenden Gefahr, gefaßt. „Schieß zu, Unglüklicher, ſprach er; „ich will lieber ſterben, als das Leben mit Schande erkaufen." Dieſer Edelſinn traf den Böſewicht: er ließ das Gewehr zitternd fallen, das nun auf der Erde losging und mit der Kugel Fleury's Bein ſtreifte. Sogleich kam Perdin herzugeeilt, der den Knall gehört hatte, und erſchrak nicht wenig, da er die Todesgefahr ſeines Lieblings bemerkte. Der Verbrecher ſtürzte vor ihm nieder, und umfaßte ſeine Knie: Fleury unterſtüzte ſelbſt ſeine Bitten um Verzeihung und Verſchwiegenheit. Hierdurch beſänftigt, zog Herr Perdin ſeine Schreibtafel aus der Taſche, nahm einen Wechſel von 1000 Thalern heraus, gab ihn dem Unglüklichen und beſchwor ihn, ſich nie wieder von dem Wege zu entfernen. Erſt lange Zeit, nachdem dieſer Dünkirchen verlaſſen hatte, wurde der Vorfall bekannt.

So groſſe Beweiſe von Treue und Rechtſchaffenheit ſeines Pflegeſohnes bewogen Herrn Perdin zu dem Entſchluſſe, denſelben in ſeinem Teſtamente zum künftigen Erben aller ſeiner Güter einzuſezen. Doch verſchwieg er ihm dieſes noch, weil er ihn auf ſeinem nächſten Geburtstage damit zu überraſchen gedachte. Zuvor wollte er noch eine Reiſe nach Liſſabon machen, von der er zeitig genug zurük zu kehren hoffte. Denn ob er gleich ſchon ſiebenzig Jahr alt war, ſo war er doch noch rüſtig und nahm ſich ſeiner Geſchäfte mit Thätigkeit an.

Allein jezt gefiel es Gott, ſchwerere Prüfungen über die beiden trefflichen Männer zu verhängen. Fleury war um die Zeit, wo er ſeinen Wohlthäter zurükerwarten konnte, täglich nach dem Hafen von Wadikeilt hinausgegangen, in der Hoffnung, ihn zu finden. Da trat eines Tages einer der Schiffknechte (Matroſen) ſeines Pflegevaters mit der traurigſten Miene zu ihm und berichtete; daß das Schiff auf der Rükreiſe untergegangen ſey, und nur er mit dem Küchenjungen ſich auf einem Brette gerettet hätten. Fleury's Schmerz bei dieſer Nachricht war unbeſchreiblich und ſtürzte ihn in eine gefährliche Krankheit.

Unterdeß kam das Gerücht von Perdin's Tode auch deſſen einzigem Bruder, der Advokat war, zu Ohren. Dieſer, ſeinem edlen Bruder der am Herzen ganz unähnlich, und eben ſo habſüchtig, als tükiſch, eilte ſogleich zu dem Hauſe, öffnete, ohne daß der kranke Fleury davon erfuhr, den Schreibtiſch mit Gewalt, nahm das Teſtament heraus, nach welchem Fleury der alleinige Erbe ſeyn ſollte und verbrannte es. Die bei dieſem Verfahren gebrauchten Zeugen brachte er durch Beſtechung zum Schweigen, ließ darnach Alles verſiegeln und ſezte ſich ungehindert in den Beſiz der ſämmtlichen Güter ſeines Bruders.

Fleury mußte noch vor ſeiner Geneſung das Haus verlaſſen, wo er ſo viele Liebe erfahren und ſo groſſe Treue bewieſen hatte. Er bezog ein kleines Zimmer in einer abgelegenen Straſſe und war feſt entſchloſſen, nach ſeiner Wiederherſtellung aus der Stadt fortzuziehen.

Da traf es ſich einſt, wie er traurig ſeines Wohlthäters gedachte, daß ihm ein Brief überbracht wurde. Er ſah die Aufſchrift; ſie war von Perdin's Hand. Vor Freude auſſer ſich, riß er ihn auf, und fing an, zu leſen. Perdin war nicht todt, aber ſein Schikſal war nicht viel beſſer als Tod. Er war in Algier in der Sklaverei und nur eine Summe von 6000 Thalern konnte ihm ſeine Freiheit wieder ſchenken.

Fleury durfte es nicht wagen, dem verbrecheriſchen Bruder, welcher Perdin's Vermögen an ſich gezogen hatte, die Nachricht mitzutheilen, daß der Leztere noch lebe. Er machte ſich eilig auf, um das niedergelegte, ihm eigenthümlich zugehörende Kapital ſofort zu erheben, und ſendete dieſes ganz mit den aufgelaufenen Zinſen an ſeinen unglüklichen Wohlthäter ein.

Es währete jedoch nicht lange, ſo traten zwei Gerichtsdiener in ſeine Wohnung, und führten ihn in das Stadtgefängniß, wo er in Ketten gelegt wurde. Denn Perdin's Bruder hatte ihn angeklagt, daß er noch heimlich Kapitale, die nach dem Recht ihm zugehörten, in Händen habe. Er erzählte zu ſeiner Rechtfertigung, daß Perdin noch lebe. Aber der Matroſe, welcher die Nachricht von deſſen Tode mitgebracht hatte, war be-

ſtochen worden und verſicherte nun mit einem Eide den Tod ſeines Herrn. Hierauf wurde der arme Fleury, als überwieſen zum Schwerte verurtheilt; zuvor aber ſollte die Folter angewendet werden, um von ihm die Angabe der noch in ſeinen Händen befindlichen Summen zu erpreſſen.

Da kehrte Herr Perdin noch zu rechter Zeit zurük, um das Leben des Unſchuldigen zu retten. Die Freude des Wiederſehens läßt ſich nicht beſchreiben. Die Bosheit des Bruders ward nun offenbar und er wurde zum Tode verurtheilt, was jedoch auf Perdin's und Fleury's Bitten in lebenslängliche Gefangenſchaft gemildert wurde.

Nach zwei Jahren ſtarb der fromme Perdin, und Fleury ward nun Herr von drei Tonnen Goldes. Den dritten Theil dieſer Summe ſchenkte er ſogleich dem gefangenen Verbrecher. Eine groſſe Summe ließ er den Hausarmen auszahlen und ein anderes Kapital legte er nieder, damit die Zinſen davon an Nothleidende vertheilt würden. Endlich gab er 50,000 Thaler zur Erbauung eines Waiſenhauſes her.

Schon als Jüngling war Fleury bei Allen, die ihn näher kannten, beliebt; jezt aber verehrten ihn alle Einwohner in und um Dünkirchen, und ſein Name wurde nie genannt, ohne geſegnet zu werden. Er ſtarb, ohne die Schreken des Todes gekannt zu haben, an einem Schlagfluſſe in dem hohen Alter von neunzig Jahren. Die Trauer um ihn war allgemein. Ein und dreiſſig Knaben und zwanzig Mädchen, die ſich in dem von ihm geſtifteten Waiſenhauſe befanden, gingen ſämmtlich ſchwarz gekleidet, vor dem Sarge ihres väterlichen Wohlthäters her und ſtreueten Blumen auf den Weg. — Noch blüht ſeine milde Stiftung fort und ſo bleibt das Andenken an ihn unvergeßlich.

Pſalm 119, V. 9. Wie wird ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich gehen? wenn er ſich hält nach deinen Worten.

Pſalm 97, V. 11. Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen.

Oeffentliche Meinung.

Die öffentliche Meinung iſt eine Perſon, die mit der wunderbaren Gabe verſehen worden iſt, einen Einfluß auszuüben, den man nicht allen Perſonen, ſie ſeyen noch ſo hoch geſtellt, wie ſie wollen, beimeſſen kann, und jener Einfluß iſt um ſo bedeutender, als ſie ihm ganz unmerklich, ohne daß Die, welche er berührt, davon etwas gewahr werden, ausübt. Die öffentliche Meinung fordert ſelten, wehe, aber, wenn man ihr etwas verſagt, was ſie anzudeuten ſcheint; denn ſie pflegt ſich furchtbar zu rächen, und iſt, wie man es überhaupt von ihrem Geſchlecht behaupten will — unverſöhnlich! Wer einmal ihre Gunſt verſcherzt hat, kann ſie ſchwer wieder erhalten, und welche Opfer er ihr auch bringen mag, ſie bleibt unerbittlich. Es iſt daher zu rathen, ſich mit ihr immer auf einen guten Fuß zu ſtellen, nur muß man dieß nicht etwa durch Kriecherei zu bewerkſtelligen ſuchen, denn die öffentliche Meinung iſt eine honnette Perſon, und merkt es gar bald, wenn man ſich um ihre Protektion bewirbt, und ſobald dieß erſt erfolgt iſt, kann man ſicher ſeyn, wenig oder gar nichts von ihr zu erlangen. — Eine der vorzüglichſten Eigenſchaften der öffentlichen Meinung iſt ihre Unabhängigkeit. Sie läßt ſich nicht imponiren; Rang, Stand, Titel, Alles Dieß verſchlägt bei ihr nicht; ſie ſchweigt, wenn ſie nicht reden darf, aber ſie bleibt nichts deſto weniger bei ihrer einmal gefaßten Anſicht, und ſpricht ſich bei der erſten beſten Gelegenheit deſto lauter aus. Wenn ſie ſich „auſſerhalb der Grenze" vernehmen laſſen ſollte, ſo muß man das nicht für die öffentliche Meinung annehmen wollen; dergleichen iſt nur Geklätſch, was man ihr abgehorcht hat, und eben ſo falſch und unrichtig, als alles übrige Aufgeſchnappte und Wiedererzählte. Vernünftige Leute halten auch das, was von dieſer pſeudo-öffentlichen Meinung zu Markte gebracht wird, für Geſchwäz, auf Das man nicht weiter zu achten braucht. Geſunder und kräftiger ſpricht ſich die öffentliche Meinung durch den Mund des Volks aus, und zwar in deſſen derber, wohl verſtändlicher Sprache, ſehr oft mit dem beiſſenden

Wiz geſalzen, der der Wahrheit eigen iſt, und der gern beſpöttelt, was beſpöttelnswerth iſt. Wo das Talent der öffentlichen Meinung zur Seite geht, hilft es ihr, ſich anſchaulich zu machen, und läßt ſie dann in Bildern reden, die Das ergänzen, was der Rede abgeht. So zeigt ſich z. B. die öffentliche Meinung in England, und beluſtigt dort, im Gewande der Karrikatur, Groß und Klein, harmloſer als in Frankreich, wo die Karrikatur gern die rothe Müze aufſezt. — In Deutſchland begnügt ſich die öffentliche Meinung in der Regel damit, ſich in Worten zu offenbaren. Im Schreiben verläuft ſie ſich, nach guter deutſcher Art, gern in die Breite und wird dann langweilig. Immer aber bleibt ſie ehrlich, beſonders in rechtgläubigen Händen; nur kann ſie immer nicht von einer gewiſſen Furchtſamkeit ablaſſen, die ihr wohl noch von der Zeit her anklebt, wo man ihr, ſobald ſie die Feder ergriffen, gern auf die Hände ſchlug, oder, wenn ſie einmal ihre Flügel zu weit ausbreiten wollte, die Scheere des Cenſors gleich bei der Hand war, um ſie zu ſtuzen.

Lohn eines Thierquälers.

Eine in das Bereich der Thierquälerei gehörende Begebenheit ergözte vor einigen Tagen auf dem Valentinskamp in Merſeburg eine zahlreiche Gruppe eben Vorübergehender. Einem rohen Fuhrknecht, einem noch jungen Burſchen, glitt eines ſeiner Pferde aus und fiel nieder, worauf Peitſchengeknall und Schläge, zulezt mit dem Peitſchenſtok, vergebens applizirt wurden, das Pferd zum Wiederaufſtehen zu vermögen. Schon erhob ſich ein allgemeines Murren, als ein vierſchrötiger Quartiersmann herantrat, und ſich vom Peiniger die Peitſche erbat, mit dem Verſprechen, dieſelbe erfolgreicher, wie er, anzuwenden. Kaum war aber dieſe in des Quartiermanns Händen, als er den nicht wenig erſchrokenen Burſchen jämmerlich damit zerbläute, und am Schluß die Bemerkung hinzufügte: „Sieh, nun weißt du, wie das ſchmekt; jezt will ich dir Dummkopf zeigen, warum das Pferd nicht aufſteht; — er löſte nun einen Strang und das unſchuldige Thier ſprang im Augenblik raſch auf die Beine. Alle Umſtehende lohnten die Exekution mit ihrem ganzen Beifall. Der Breitſchulterige ging zufrieden von dannen.

Sieben guten Dinge gibt es im Leben.

1. Reiſen, 2. ſchöne Frauen, 3. Pferde, 4. Bücher, 5. Weine, 6. Häuſer und 7. alle dieſe Dinge nicht nöthig zu haben. Dieſes Lezte iſt das Eigenthum groſſer Menſchen, denn es iſt die Kunſt — reich zu ſeyn. Dazu muß man aber ein Philoſoph ſeyn, und ſich an Dingen erfreuen können, die Einem nicht gehören und unter allen guten Dingen des Lebens lernt man dieſe Philoſophie am Beſten bei einer ſchönen Frau, denn dieſe kann Einen nur erfreuen, wenn ſie Einem **nicht** gehört.

Die Zahl vier.

Wir haben 4 Elemente, 4 Himmelsgegenden, 4 Mondsviertel, 4 Jahreszeiten, 4 Fakultäten, 4 Altersſtufen, 4 Tageszeiten, 4 Wochen per Monat, 4 Hauptbücher der Buchhaltung, 4 deutſche Hauptmünzfuſſe, 4 lateiniſche und 4 Gymnaſialklaſſen, 4 Glieder (Hände und Füſſe), 4 Prozeßakte, 4 Hauptwinde, 4 lezte Dinge, 4 Jupiterstrabanten, 4 Parallelkreiſe, 4 Stände, 4 Kategorien ꝛc.

Anekdote.

Ein Graf hatte die üble Gewohnheit, ſeinem Informator, den er ohnehin ſehr gering honorirte, das Monatsdeputat vor die Füſſe zu werfen. „Hm!“ dachte der Informator, „das iſt hundemäſſig gegeben, ich will es auch ſo empfangen.“ Als mit dem Schluſſe des nächſten Monats der Chef wieder auf ſolche Weiſe ſich benahm, fing unſer Lehrer an: „Rrra au, au, au rrra,“ einem Bullenbeiſſer nachahmend, ſchob das Geld ein, entfernte ſich, an der Thüre nochmal ſein tiefes Rrra wiederholend, und die Bezahlung geſchah auf honnetere Weiſe.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.
(Fortſezung.)

Gewiß werden ſich unſere ver-ehrlichen Leſer ſchon manches ſchöne Buch aus unſerer Hausbibliothek angeſchafft haben. Wir liefern hier eine kleine Fortſezung ſolcher neuer Werke, welche zur Erweiterung der Sammlung ganz vorzügliche Würdigung verdienen.

Zunächſt können wir eine neue Schrift von unſerm beliebten Herrn Pfarrer Dörle für den billigen Preis von 36 kr. beſtens empfehlen. Sie führt den Titel:

28) Der Hungerthurm, oder Dagobert und Bertha. Eine Erzählung, der reiferen Jugend gewidmet. 204 Seiten ſtark. Mit 1 Stahlſtich.

Herr Pfarrer Dörle iſt der glüklichſte Nachahmer des berühmten Chriſtoph v. Schmid, das haben wir aus ſeinem „Cornay, Schazkäſtlein, Senn auf der Schweizeralp“ u. ſ. w. geſehen. Daher wird nun auch jeder Leſer die wunderſchöne Geſchichte vom Hungerthurm mit Nuzen und Vergnügen vernehmen. Und Niemand wird unbefriedigt das Buch aus der Hand legen.

Ein weiteres überaus vortreffliches Buch iſt:

29) A. Booſt's Sammlung moraliſcher Erzählungen für Deutſchlands Söhne und Töchter. 8. 136 Seiten ſtark. Mit 1 Stahlſtich. Preis 24 kr.

Booſt's Erzählungen, beantragt für die reifere Jugend, fanden ſolche Theilnahme auch unter dem gebildeten Publikum, daß man ihnen Pläze in öffentlichen Zeitſchriften gerne gönnte. Ein ſicherer Beweis von der Vorzüglichkeit dieſer Sammlung.

30) Die Heiligkeit in der Zelle und der Sieg des Glaubens. Lehrreiche Erzählungen aus der chriſtlichen Vorzeit für die reifere katholiſche Jugend. Von J. G. Waitzmann, Verfaſſer „des doppelten Kapitals, der Morgen in der Wallfahrts-Kirche“ ꝛc. Zweite Ausgabe. Mit 1 prachtvollen Stahlſtich. Preis 21 kr.

Dieſes Buch widmete der ſchriftgewandte Verfaſſer in der Vorrede beſonders der weiblichen Jugend. Er beſchreibt das Leben mehrerer heiligen Frauen auf eine anziehende Art und erhebt das jungendliche Herz zu ſittlich-frommer Gemüthlichkeit.

Ein noch anderes, ausgezeichnetes Werk iſt:

31) Lebensgeſchichte des heiligen Severin, Apoſtel von Bayern und Oeſterreich. Für die reifere Jugend beider Länder, neu erzählt vom Verfaſſer der „Heiligkeit in der Zelle“ Mit 1 Titelkpfr.

Die Wirkungen der Lehre Chriſti aus dem Munde dieſes Apoſtels ſind bekannt. Nicht ſo aber die Mühen und Gefahren, mit welchen Severin kämpfen mußte, um unſere Vorfahren in die Geheimniſſe und Segnungen der chriſtlichen Religion einzuführen. Es iſt dieß Büchlein nicht blos ein ſehr intereſſantes Leſebuch, ſondern auch noch beſonders der Jugend heutiger Generation vorzüglich dazu ſehr zu empfehlen, damit ſie unſerer Voreltern Kämpfe und Gefahren für ein Gut, deſſen Gewinn nun viel leichter gemacht iſt, kennen und über die Lauheit in heilſamer Benüzung deſſelben erröthen lernen.

32) P. Aegidius Jais, ſchöne Geſchichten und lehrreiche Erzählungen zur Sittenlehre für Kinder. Neu herausgegeben von Michael Sinzel. 2 Bändchen. (Jedes à 5 Bogen 12. auf milchweiſſem Drukpapier zu 2 gr. oder 6 kr.) Preis für beide Bändchen 4 ggr. oder 12 kr.

Dieſes Leſebüchlein für Schulen erſcheint hier in der 30ſten Auflage, ein Beweis, daß es für katholiſche Schulen noch immer eines der zwekmäſſigſten Leſebücher iſt und noch lange bleiben wird. Dieſe neue auf ſehr ſchönem weiſſem Papier gedrukte Ausgabe, hat eine ſorgfältige Reviſion erhalten, die veralteten Ausdrüke ſind durchgehends durch ein beſſeres, ſchöneres Deutſch erſezt, dem jezigen Standpunkte und Fortſchritte der Sprache angepaßt und verbeſſert. — Der Anhang — (eine kurze Sittenlehre in Lebensregeln für Kinder), womit der neue Herr Herausgeber dieſelben vermehrt hat, wird gewiß willkommen ſeyn und allgemein Beifall finden. Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben, der Preis iſt ſo billig geſtellt, daß kein wohlfeileres Leſebüchlein exiſtiren wird.

(Fortſezung folgt.)

Nachahmungswürdiges.

In Paris iſt man jezt neues Brod, das durch Maſchinen geknetet, geformt, mittelſt Dampf gebaken und vom König brevetirt iſt. Die Hand des Menſchen berührt daſſelbe nicht, weßhalb es gleich Anfangs ſehr viele Liebhaber erhalten hat. Das neue appetitliche Brod iſt zu haben in der Straſſe Richelieu Nro. 92. in der Wienerbäkerei von Zang, von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, alle halbe Stunde friſche Lieferung. — Der bayeriſche Eilbote meint, wenn er ein Bäker wäre, gleich würde die Maſchine angeſchafft, und in kurzer Zeit wäre er ein gemachter Mann.

Einladung in den Schatten.

In den Schatten hier, Bathyllos,
Lagre dich! Wie ſchön der Baum iſt!
Seine zarte Blätter zittern
Säuſelnd an den weichen Aeſtgen.
Nebenan mit ſanftem Murmeln
Ladet ein der Suada Quelle —
Wer kann ſehen und vorbeigehn,
Wer wohl? ſolch ein Wonnelager?

Anakreon.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

N e u e

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 21. 26. Mai 1842.

Inhalt: Ueber den Einfluß der Waldungen auf die Fruchtbarkeit der Länder. — Kurze Geſchichte des Kleebaues. Bereitung des Kartoffelkäſes. — Mittel, mehr Wolle von den Schafen zu bekommen. — Ameiſeneier zu ſammeln. — Ameiſen aus Gebäuden zu vertreiben. — Ameiſenſtich zu heilen.

Ueber den Einfluß der Waldungen auf die Fruchtbarkeit der Länder.

(Vom Großherzogl. Heſſiſchen Oberforſtrath Freiherrn von Wedekind.)

Der Einfluß der Waldungen auf Klima und Witterung iſt ſchon ſo oft erörtert worden, daß es ſchwer fällt, darüber etwas Neues zu ſagen. Doch ſcheint mir das Wärmeverhältniß der Wälder, ihre Wechſelbeziehung zur Feuchtigkeit von Atmoſphäre und Boden, namentlich aber ihre Eigenſchaft als Sammelbehälter nährenden und fruchtbaren Stoffes für die Gegenden, worin ſie ſich befinden, nicht genug beachtet worden zu ſeyn.

Die Pflanzen beſitzen zwar nicht eine ſolche innere Wärmeentwikelung, wie die Thiere; doch iſt immerhin mit der Lebendigkeit ihres Organismus eigenthümlicher Wärmegehalt verbunden. Wichtiger iſt die bekannte Eigenſchaft des Holzes, ein ſchwacher Wärmeleiter zu ſeyn, vermöge deren es von der Luft und andern Körpern einen höheren Wärmegrad weder ſchnell annimmt, noch ihn ſchnell wieder verliert. Da die Wälder Inbegriffe der größten Holzpflanzen, großartige Anſammlungen von Körpern, welche die Wärme länger feſthalten, ſind, ſo läßt ſich leicht begreifen, wie ſich durch ſie jene Eigenſchaft in einer auf das Klima der Gegend, worin ſie ſich befinden, einwirkenden Ausdehnung geltend macht. Die Wälder tragen hierdurch in ähnlicher Weiſe zur Stetigkeit des Klimas und zu deſſen Milderung bei, wie die Nähe des Meeres. Sie mäſſigen die Kälte nicht minder als die Hize. Aus Lezterem folgt nicht, daß ſie durch ihre Ausdünſtungen ein kühles oder gar ein kaltes Klima veranlaſſen. Weder Thatſachen noch wiſſenſchaftliche Gründe beweiſen die mitunter aufgeſtellte Behauptung, daß das Vorkommen ausgedehnter Wälder das Klima einer Gegend rauher mache. Im Gegentheil, wir finden viele Gegenden, deren Klima nach der Entwaldung oder bedeutender Verminderung der Waldungen rauher geworden iſt. Die Wirthſchaftsordnungen Karl's des Groſſen (das capitulare Caroli Magni) enthalten Vorſchriften, woraus hervorgeht, daß damals, alſo vor 1000 Jahren, Obſtſorten auf des Kaiſers deutſchen Meierhöfen im Freien kultivirt wurden, welche gegenwärtig in den betreffenden Gegenden kaum gedeihen. Auf dem bewaldeten Harzgebirge könnte es nach ſeiner Höhe kälter ſeyn, als z. B. in der Ebene der Lüneburger Heide; doch ſtieg in der leztern, weil ihr Waldungen fehlen, während dieſem Winter die Kälte über 21 Grad, zu gleicher Zeit auf dem Harze nur bis 17 Grad.

Die Ausdünſtung der Wälder mildert allerdings die Sonnenhize in ihrer nächſten Nähe, kühlt aber die Luft weniger ab, als die Ausdünſtung bloſſer Waſſerflächen, weil für leztere die Wärme auf Koſten der äuſſeren Lufttemperatur verbraucht wird, während die Dünſte der Pflanzen in dieſen ſelbſt durch den Lebensprozeß, nicht auf Koſten der Wärme auſſerhalb, entwikelt werden. Die Kühle der Wälder wird mehr durch ihren Schatten und durch die Ausdünſtung der von ihnen beförderten Bodenfeuchtigkeit veranlaßt; dieſer Einfluß iſt aber in fraglicher Beziehung untergeordnet und auf den eigenen Umfang der Wälder beſchränkt.

Auſſerdem, daß die Waldungen im Allgemeinen das Klima mildern und ſeine Stetigkeit befördern, wie ſeine Extreme mindern, verdient noch ihr beſonderer Einfluß auf Klima und Witterung, je nach der Stelle und dem Orte, wo ſie ſich

befinden, beachtet zu werden. Sie ſchüzen vor den Winden und den Nachtheilen der Freilagen. Wir können, je nachdem wir auf der Wind- und Sturmſeite einen Hochwald erziehen oder ausrotten, das örtliche Klima der zunächſt daran grenzenden Fläche weſentlich ändern, ihre Fruchtbarkeit vermehren oder vermindern. Bei Berathung der Frage, ob Wald genug vorhanden ſey, oder ob man ihn ausdehnen oder ausrotten ſolle, reicht es durchaus nicht hin, die allgemeinen Verhältniſſe, wie viel Wald z. B. auf eine Familie kommen, oder der wie vielſte Theil der Landesfläche Wald ſey, zu berechnen, ſondern man muß auch die Orte, wo ſich die Waldungen befinden, concret im Einzelnen ins Auge faſſen.

Daß die Waldungen die Feuchtigkeit und Regenmenge ihrer Gegend vermehren, iſt eine durch Beobachtung und Erfahrung genügend beſtätigte Thatſache. Die Art, wie ſie dieſe Wirkung äuſſern, iſt aber noch nicht genug aufgeklärt. Man hat den Wäldern eine ſtarke Anziehungskraft der Wolken beigemeſſen und dieſe theils durch den Augenſchein, theils durch Gründe der Theorie der Elektrizität zu erläutern geſucht. Hiergegen iſt die Wahrnehmung eingewendet worden, daß Berghöhen ohne Unterſchied, ob bewaldet oder nicht, die Wolken anziehen oder doch vom Weitergehen abhalten. Geſezt, dieſe Einwendung ſey auch gegründet, ſo bleiben noch andere Gründe übrig, aus welchen ſich erklären läßt, wie die Waldungen die Feuchtigkeit der Luft vermehren. Wir können uns bei jeder Pflanze, die wir unter einen Glas-Behälter ſtellen, überzeugen, daß ſie eine Menge Waſſergas ausdünſtet. Schübler fand, daß Blätter des Laubholzes täglich 50 Prozent ihres eigenen Gewichtes Waſſergasmenge an die äuſſere Luft abgeben. Erwägen wir die Gröſſe der Bäume die Menge ihrer Blätter und multipliziren ſie weiter mit den Tauſenden von Stämmen, aus welchen Wald zuſammengeſezt iſt, ſo erhalten wir ein Produkt, das uns auf den großartigen Maßſtab ſchlieſſen läßt, in welchem die Wälder die ſie unmittelbar umgebende Atmoſphäre mit wäſſerigen Dünſten zu ſchwängern vermögen. Das Waſſer, deſſen Dünſte die Blätter mittheilen, iſt aber nicht erſt in den Bäumen entſtanden, ſondern von den Wurzeln aus dem Boden gezogen worden. Die Wälder ſind alſo eben ſo großartige Pump- und Saugwerke der im Boden, ſo tief, als die Wurzeln eindringen, enthaltenen Feuchtigkeit. Indem dieſe durch die Blätter der Luft mitgetheilt wird, kehrt ſie dann als Thau und Regenniederſchlag wieder zum Boden zurük. Auf ſolche Weiſe dienen die Wälder zur Vermittlung des Kreislaufs der Feuchtigkeit oder des Waſſers. Dieſer Kreislauf iſt an ſich höchſt wohlthätig, weil, wie die Natur überall in ſo vielfachen Erſcheinungen zeigt, Bewegung eine Bedingung der Geſundheit oder Unverdorbenheit der Stoffe iſt, weil ſie das Stagniren hindert und die allzeitige Verjüngung, das Wiederauffriſchen möglich macht. Durch die Art, wie die Wälder den Kreislauf der Waſſerfeuchtigkeit vermitteln, erhöhen ſie aber ungemein deſſen Wohlthätigkeit. Sie verwandeln das Waſſer, wie wir geſehen haben, in Dünſte, ohne den hierzu erforderlichen Wärmeſtoff der Atmoſphäre wegzunehmen; ſie theilen die Waſſerdünſte, in Verbindung mit Kohlenſäure und andern Stoffen, welche die Fruchtbarkeit der Atmoſphäre vermehren, dieſer mit — und ſie verbreiten die Feuchtigkeit ſanft und allmählig. Die leztere Wirkungsart erinnert an einen andern ſehr wichtigen Nuzen der Wälder, welche darin beſteht, daß ſie, wenn die Luft ſich heftiger Regengüſſe entladet, das Abſchwemmen des Bodens hindern, eine gleichmäſſige und langſamere Verbreitung des Waſſers vermitteln, hierdurch der Luft und dem Boden den Vortheil des Regens nachhaltig in gröſſerem Maße verſchaffen und den Boden zugleich vor den beſchädigenden Waſſerfluten ſchüzen.

Hierdurch tragen die Waldungen zur Erhaltung der Feuchtigkeit ſehr Vieles und zwar um ſo mehr bei, je mehr der Boden vom Streurechen, Viehweide verſchont, loker und empfänglich geblieben iſt. Die Waldungen an ſich gewähren überdieß dem Boden einen Schuz vor dem Abtroknen, indem ſie die unmittelbare Berührung der äuſſern trokneren Luft mit der Oberfläche des Bodens, ſo wie die ſchnelle Verdrängung der bereits feuchten Luftſchicht durch trokene Winde, hindern.

Dieſe Eigenſchaft, die Feuchtigkeit zu erhalten, macht den Waldboden und ſeine Umgebung minder abhängig von dem Wechſel der Jahreszeit und Witterung in Beziehung auf Feuchtigkeit, weil es von dieſer immerhin einen Reſervevorrath behält und weil ſeine Wurzeln, je trokner Luft und Obergrund ſind, deſto begieriger die Feuchtigkeit aus dem Untergrund hinaufſaugen. Dieſer Fähigkeit verdanken wir die dauernde Friſche unſerer Wälder in der größten Hize und Trokniß des Sommers, überhaupt die gröſſere Stetigkeit in dem Grade der Feuchtigkeit.

In ähnlicher Weiſe, wie der Wald die Extreme von Hize und Kälte hemmt, es weder im Sommer zu dem Sonnenbrand, noch im Winter zu dem Gefriergrad, wie auf ſchuzloſem Felde oder in kahler Freilage, kommen läßt, eben ſo mindert er auch die Extreme der Trokniß und der Näſſe. Wir bedienen uns öfters mit Erfolg der Anpflanzung von Bäumen, um die Entſumpfung zu befördern, während umgekehrt ſich, zumal auf Gebirgsebenen und da, wo das Waſſer ſtagnirt, nach der Abholzung Naßgallen, ſumpfige Stellen, ja ganze Moore bilden. Auf den höheren Gebirgen, auf dem Harze, dem Thüringer Wald, dem Fichtel- und Erzgebirge, zumal auf dem Schwarzwalde fand ich Moore und Sümpfe, welche durch Abholzung platter Bergrüken entſtanden waren. Wir können dieß nicht anders, als durch die vorhin erwähnte Feuchtigkeit zwiſchen Boden und Atmoſphäre, erklären. Sie ſtellen auf ſolche Weiſe das Gleichgewicht zwiſchen jedem Uebermaſſe wieder her.

Nicht minder wichtig, ja vielleicht noch bedeutender iſt die Stellung, welche die Wälder als Vermittler des Kreislaufs des Kohlenſtoffs im groſſen Naturhaushalte einnehmen. Der Kohlenſtoff iſt bekanntlich hauptſächlicher Beſtandtheil des Humus oder der Dammerde und hauptſächliches Nahrungsmittel der Pflanzen. Der Humus verflüchtigt ſich, wenn er der Einwirkung der freien Luft ausgeſezt iſt, indem ſich der Sauerſtoff der Luft mit dem im Humus enthaltenen Kohlenſtoffe verbindet und als Kohlenſäure entweicht. Die Wälder ſchüzen ihren Boden vor dieſer Verflüchtigung und es beſteht bekanntlich hierin einer der Vortheile des geſchloſſenen Waldbeſtandes. Auf den Feldern verarmt der Boden theils dadurch, theils durch Abgabe der Kohlen- und ſonſtiger Nahrungsſtoffe an die darauf erzogenen Gewächſe, wenn man dieſe Erzeugniſſe jährlich erntet, ohne mittelſt Düngung den Verluſt dem Boden zu erſezen. — Durch Verbrauch, vorzüglich durch Verbrennung, geht der mittelſt der Vegetation der Luft und dem Boden entnommene Kohlenſtoff in die Luft über und es müßte am Ende aller genießbare Kohlenſtoff aus der Erde in die Luft verſezt werden, wenn nicht die Natur Organe geſchaffen hätte, wodurch derſelbe wieder in die Erde geleitet wird. Unter dieſen Organen ſind die Waldungen die bedeutendſten, und darum ſagte ich, nehmen ſie auch als Vermittler des Kreislaufs des Kohlenſtoffs eine ſo bedeutende Stellung im groſſen Naturhaushalte ein. Es verlohnt ſich daher wohl, dieſe Verrichtung der Wälder etwas näher ins Auge zu faſſen.

Ein gewiſſer Kohlenſtoffgehalt des Bodens iſt, wie die Erfahrung zeigt, allerdings zum Wachſen der Bäume nöthig. Auf dem Kohlenſtoffgehalt des Humus beruht daher allerdings auch ein groſſer Theil ſeiner Wirkſamkeit für die Baum-Vegetation. Der Humusgehalt des Waldbodens iſt aber auch in anderer Hinſicht ein Mittel für Wachſen und Gedeihen der Bäume. Der Humus hat nemlich eine ſehr groſſe Waſſer-Aufnahmsfähigkeit (bis zu 200 Prozent ſeines Gewichts ſteigend) und beſizt mehr, als alle mineraliſchen Beſtandtheile des Bodens, die Eigenſchaft, das Waſſer aus der Luft und aus dem Untergrunde an ſich zu ziehen. Da nun Feuchtigkeit ein weſentliches Mittel der Pflanzennahrung iſt, ſo wirkt der Humus ſchon auf ſolche Weiſe weſentlich. Er wirkt ferner, nach neueren Unterſuchungen, indem er den Sauerſtoff, welcher die Pflanzen belebend durchſtrömt, mehr in ihrer Wichtigkeit erkannten mineraliſchen Nahrungsſtoffe (theils mittelſt Auflöſung, theils mittelſt Neutraliſation) und das Ammoniak, welches mit ſeinem Stikſtoffe ſo kräftig

die Vegetation befördert, für die Pflanzen genießbar macht; er wirkt überdieß als Mittel der Zertheilung des zu bindenden und zähen Bodens, ſo wie als Mittel der Bindung des zu flüchtigen Bodens. Der Humus iſt daher für die Waldungen ein äuſſerſt wichtiger und nöthiger Beſtand-Theil, ſelbſt wenn er nicht, wie man meiſtens ſeither annahm, durch Abgabe von Kohlenſtoff an die Wurzeln, ein Mittel der Ernährung der Pflanzen iſt. Dieſe, und vor Allem die größten Holz-Pflanzen, die Waldbäume, ziehen vielmehr, wie die neueren Unterſuchungen von Theodor Hartig und Juſtus Liebig ergeben haben, den bei Weitem gröſſeren Theil des ihnen nöthigen Kohlenſtoffs aus der Luft, vorzüglich bei Tage, indem das Licht die von den Blättern eingeſogene Kohlenſäure zerſezt, den Sauerſtoff in Gasform wieder entweichen läßt, während ſich der zurükbleibende Kohlen-Stoff den Blättern und durch deren Vermittlung dem Stamme aſſimilirt. Die Wälder nehmen mindeſtens eben ſo viel Kohlenſtoff aus der Luft auf, als ſie ſich jährlich an Holzmaſſe vergröſſern, da bei pfleglichem Betriebe eine dieſer leztern gleiche Holzernte dem Walde entnommen wird und ſich gleichwohl die Menge von Dammerde und Kohlenſtoff im Waldboden von Jahr zu Jahr vermehrt, ſtatt vermindert. Dieſe Vermehrung und allmählige Anhäufung entſteht hauptſächlich durch den Blätterabfall. Hierin beruht einer der wichtigſten Unterſchiede zwiſchen Wald und Flur. Das Feld nemlich wird jährlich kahl abgeerntet, bedarf daher der Düngung und des Fruchtwechſels (der Kulturrotation), während ein ſolcher Wechſel dem Wald bei Verſchonung mit der Streunüzung entbehrlich bleibt.

Man wird nun leicht einſehen, daß die Waldungen auf ſolche Weiſe die kräftigſten Organe der Zurükleitung des Kohlenſtoffs aus der Luft in die Erde, Humusfabriken und Behälter ſind, aus welchen nicht allein ſie, ſondern auch die Vegetation der Umgegend mit Stetigkeit den Bedarf an Kohlenſtoff bezieht.

Ich nehme die Geduld des achtbaren Leſers noch für einen Augenblik in Anſpruch, um mich über dieſen lezten Punkt, der von vorzüglichem Intereſſe iſt, näher zu erklären.

Die Wälder geben nemlich nicht blos mittelbar in ihrer Holzausbeute, durch deren Verbrennung und ſonſtigen Verbrauch, eine groſſe Menge des ihrer Gegend aus der Luft angeeigneten Kohlenſtoffs wieder dahin zurük, ſondern ſie ſelbſt dünſten ſehr groſſe Quantitäten Kohlenſäure (vorzüglich bei Nacht) aus und geben ſolche unmittelbar an die Luft ihrer Umgebung ab. Sie ſind in Folge deſſen ſtets von einer mit Kohlenſäure reichlich verſehenen Atmoſphäre umringt, welche ſich den Feldern und Wieſen ihrer Gegend befruchtend mittheilt. Die Wälder erhöhen daher auch in der Art, wie ſie den Kreislauf des Kohlenſtoffs vermitteln, deſſen Wohlthätigkeit. Sie ſind allezeit bereite Werkzeuge, um mittelſt ihrer Blätterthätigkeit von allen Luftſtrömen, die in ihre Nähe kommen, die Kohlenſäure aufzunehmen und keinen der Winde, die ihre Gegend durchſtreichen, für Abnahme von Nahrungsſtoffen unbenüzt zu laſſen. Die Wälder, einerſeits dieſe Thätigkeit äuſſernd, groſſe Maſſen Kohlſtoff feſthaltend und aufſparend, ihre Ueberſchüſſe aber an die Umgegend abgebend, verhalten ſich, wie Theodor Hartig richtig bemerkt, auf ähnliche Weiſe zur Fruchtbarkeit der Atmoſphäre, wie die Geſteinsbroken zur Feuchtigkeit der ſie umgebenden Luft, indem dieſe Geſteinsbroken ſich mit Feuchtigkeit ſättigen, ſie vorläufig fixiren und bei trokner Witterung der Luft wiedergeben.

Faſſen wir die verſchiedenen Zonen der Erde in einem Ueberblike zuſammen, und vergleichen wir ſie mit einander, ſo ſtellt ſich uns dar, welches groſſe Uebergewicht die heiſſen Zonen wegen ihrer ununterbrochenen Blätterthätigkeit vor denjenigen haben, wo die Pflanzen einen Winterſchlaf halten. Wir müßten beſorgen, daß ſich auf vorhin angedeutete Weiſe durch Anziehung aus den Luftſtrömen, welche die Erdkugel umkreiſen, nach und nach ein übermäſſiger Reichthum von Kohlenſtoff in der heiſſen Zone anhäufe, dagegen die kalten Zonen daran verarmen. Dieſem Uebergewichte wirken aber unter Anderm die groſſen geſchloſſenen Wald-Maſſen der kalten Zone entgegen, indem ſie den übermäſſigen Abfluß des Kohlenſtoffs nach begün-

ſtigteren Himmelsſtrichen hemmen und den nördlichen ihren Bedarf zuwenden.

Nur kräftig vegetirende, alſo pfleglich behandelte Wälder können die hier angedeuteten verſchiedenen Verrichtungen im groſſen Naturhaushalte vollſtändig erfüllen und ſolchergeſtalt ein Mittel der Fruchtbarkeit für ihre Gegend werden. Je mehr man ihnen mit ſchädlichen Nebennuzungen, namentlich mit Streurechen, zujezt, je mehr man ſie lichtet und unter den nachhaltigen Beſtand herabbringt, deſto weniger können die Wälder ihre Beſtimmung für Kultur und Wohnlichkeit dieſer Erde erfüllen.

(Aus der Zeitſchrift für die landwirthſchaftlichen Vereine des Groſsherzogthums Heſſen.)

Kurze Geſchichte des Kleebaus.

(Von William Löbe.)

Wir haben es hier vorzugsweiſe mit dem ſpaniſchen oder Brabanter Klee zu thun. Inſofern dieſer aber Urſache war, daß nach und nach auch die andern Kleearten eingeführt wurden, die jezt neben erſterem im Groſſen angebaut werden, ſo betrifft das Nachſtehende nicht nur den brabanter Klee allein, ſondern die Kleearten im Allgemeinen.

Die Einführung dieſes vortrefflichen Futter-Gewächſes in unſern Feldbau, hat dieſem eine ganz neue Geſtalt, eine Stüze und ſichere Haltung gegegeben, die ihm vormals fehlte. Den Wohlſtand ganzer Gegenden hat dieſe ſo nuzbare Pflanze begründet, ſtill und geräuſchlos, wie alles wahrhaft Gute, haben ſich ihre ſegensreichen Wirkungen über unſer ganzes Vaterland verbreitet, und kommen jezt dem Bürger wie dem Landmann auf gleiche Weiſe zu gut.

Die Geſchichte ſeiner Einführung iſt höchſt intereſſant und verdient kürzlich beſchrieben zu werden.

Der Anbau der Futterkräuter war ſchon der grauen Vorwelt nicht unbekannt. Bei den alten Römern machte er einen wichtigen Zweig der Landwirthſchaft aus, und ihre auf uns übergegangenen ökonomiſchen Schriftſteller benennen verſchiedene Kräuter und Gewächſe, welche damals zu Viehfutter angebaut wurden. So hat Columella eine ziemlich vollſtändige Anzeige über den Werth der Luzerne und ihren Anbau geliefert.

Es ſcheint aber, daß im mittlern Zeitalter ſich die Kultur der Futtergewächſe aus der Landwirthſchaft verlor. Wahrſcheinlich gaben die Verheerungen der Länder die Veranlaſſung dazu. Denn dieſe erweitern die Viehweiden, indem ſie die Wohnungen der Menſchen vermindern. Nachdem ſich aber die wieder gebildeten Staaten mit Menſchen anfüllten, und die weiten, offenen Weidepläze von Wohnungen und kultivirten Aekern mehr eingenommen wurden, und doch die Viehheerden zum Unterhaltungsbedürfniß einer gröſſern Menſchenmenge nothwendigerweiſe zahlreicher werden mußten, ſo wurde man genöthigt, den Anbau der Futterkräuter wieder aufzunehmen.

Die Niederlande waren es, wo der Kleebau wieder zuerſt eingeführt wurde. Durch einen, den Bewohnern derſelben eigenen Akergewerbfleiß, durch Wohlſtand, Lage und andere gefliſſentlich oder zufällig herbeigeleitete Umſtände begünſtigt, waren die Niederländer ſchon ſeit undenklichen Jahren in der Kenntniß und dem Gebrauch mehrer Futter-Kräuter, namentlich des rothen Klees, und verdankten ihm den Wohlſtand ihres Akerbaus. Des Herzogs von Alba Zerſtörungen hatten wenigſtens für uns das Gute, daß ſie einen Theil der bis zur Zeit der Reformation friedlichen Bewohner dieſer Lande aus ihrer Heimat vertrieben, wobei die Auswandernden ihre Akerbaukenntniſſe und ihren Kleebau zu den Ufern des Rheins übertrugen, und den Grund zur Verbreitung des leztern in Deutſchland legten. Segen dafür dem fleiſſigen, braven niederländiſchen Volke! Indeß wirkte das Beiſpiel, nur von ſo Wenigen gegeben, erſt ſpät und langſam, wie denn überhaupt das Gute, im Gegenſaz zu dem Schlimmen, zu thun gewohnt iſt. Man war in Deutſchland noch nicht in der Geſammtkenntniß der Landwirthſchaft weit vorgerükt, daß man den Klee hätte gehörig würdigen, und die ganze Maſchine war zu lahm, als daß ein wirkſames Rad mit Nachdruk hätte eingreifen können. Dabei war man mit der Aſche gleich den Niederländern zur Belebung des Klees nicht verſehen und die Wirkung des Gypſes war noch

unbekannt. Der Kleebau ging daher ſchon in ſeinem Entſtehen unter, oder wurde nur von wenig Einzelnen betrieben. Endlich trat er vor 70 bis 80 Jahren wieder aus der Vergeſſenheit hervor, und wurde höchſt wahrſcheinlich durch die öſterreichiſchen Truppen, welche die Niederlande gegen Frankreich ſo oft betraten, und, obgleich Krieger, den auffallenden Nuzen der herrlichſten aller Pflanzen bewundern mußten, nach Oeſterreich, Schleſien und andere deutſche Länder gebracht, und für ewige Zeiten auf deutſchen Boden verpflanzt. Mit einem ganz eigenen Eifer faßte ein thätiger, ſich der Landwirthſchaft ganz hingebender Mann in Sachſen den Lichtſtrahl auf, und ſuchte ihn, gegen Schwierigkeiten und Widerſacher rüſtig ankämpfend, durch That, Worte und Schriften zu verbreiten. Dieſer Mann war Schubarth, dem Kaiſer Joſeph II. von Oeſterreich mit Recht den Namen eines Edlen von Kleefeld beilegte, und der ſich ein unſterbliches Verdienſt um Menſchen und Thiere erwarb. Aber nicht gewillig nahm man die Lehren des Wohlthäters der Menſchheit auf, vorzüglich unter dem Bauernſtande hatte er viele Feinde, die ihn überall verfolgten und zu kränken ſuchten, und die edle Kleepflanze noch mehr als ein Unkraut verachteten. Dieſer Troz der Bauern ging ſo weit, daß viele Regierungen die hohe Wichtigkeit und den Nuzen des Kleebaues einſahen und unentgeltlich Kleeſamen an die Bauern vertheilten, dieſe denſelben in ihrem unſeligen Wahn in kochendes Waſſer warfen und keimunfähig machten! Natürlich lief er nun nicht auf, aber man entdekte bald den Betrug der Verblendeten, und eben ſo wie einſt Friedrich der Groſſe den Kartoffelbau in Pommern durch Strafe und Gewalt einführte, ſo geſchah es auch beim Kleebau. Es bedurfte aber immer noch 20 Jahre ehe er recht in Aufnahme kam, wozu der Gyps, deſſen Wirkung auf den Klee damals bekannt wurde, wohl das Meiſte beitrug. Und ſo können wir annehmen, daß der Kleebau erſt ſeit dem Jahre 1780 allgemein und ziemlich ausgebreitet betrieben worden iſt. Solche Kämpfe hat das Gute, wenn es neu iſt, zu beſtehen! Kaum irgendwo kann ſich das Spiel menſchlicher Leidenſchaften lebhafter äuſſern, als es in den Kämpfen über die Nüzlichkeit des Kleebaues geſchehen iſt. Erfreulich und herzerhebend wird indeß hier aufs Neue der Beweis gegeben, daß alles wahrhaft Gute, werde es auch noch mehr angefeindet und unterdrükt, ſich dennoch Bahn bricht, endlich ſiegreich aus allen Kämpfen und Anfechtungen hervorgeht und ſeine Widerſacher beſchämt. Wäre dieß nicht, nie würde der Klee auf unſern Fluren feſten Fuß gefaßt haben, da ſich Alles verſchwor, ſeine Einführung zu verhindern. Feſt eingewurzelte Vorurtheile, ſelbſtgefälliges Feſthalten an dem Herkömmlichen, Liebe zur bequemen Gewohnheit, die beſtändigen Feinde aller guten Neuerungen, wie im Staats, ſo wie im Gewerbs- und bürgerlichen Leben, traten innig verbunden der ſchwachen Pflanze entgegen und machten ihr jeden Schritt ſtreitig, dennoch ſchob ſie nach und nach alle ihre Feinde auf die Seite, und prangt jezt da in Fülle, wo man früher nichts von ihr wiſſen wollte. Und ſo wird ſie fortfahren auch noch ferner unſere Gefilde zu zieren.

Bereitung des Kartoffelkäſes.

(Von L. Börne, Oekonomie-Adminiſtrator.)

Man ſucht die beſten Kartoffeln von der rothen und weiſſen Sorte aus und kocht ſie in einem Keſſel weich, doch ſo, daß ſie nicht berſten, weil ſonſt ihre Kraft vermindert wird. Wenn ſie kühl geworden ſind, ſchält man ſie rein ab und wirft ſie in eine Mulde. Alsdann zerreibt man ſie auf einem Reibeiſen oder zerſtößt ſie mit einer groſſen hölzernen Keule, bis ſie recht weich und klein geworden ſind. Von dieſen Kartoffeln können mit Zuſaz von diker, von den Molken geſchiedener Kuhmilch, wie ſie zu ordinären Käſen nöthig iſt, in Anſehung der Güte drei verſchiedene Arten Käſe verfertigt werden. Doch muß man die Milch nicht zu heiß laben oder dik machen, weil die Käſe ſonſt ſpröde werden und berſten. Man ſchüttet in eine andere Mulde entweder 5 Pfund von den geriebenen Kartoffeln und nur 1 Pfund dike Milch, dazu ſo viel Salz und, nach Belieben, Kümmel, wie zu ordinären Käſen nö-

thig iſt, und knetet Alles wohl durch einander; oder man nimmt 2 Theile Kartoffeln und 2 Theile Milch, welches dann Alles wohl geſalzen und durchgeknetet wird. Die erſte Art iſt vornehmlich für Arme, die zweite läßt ſich von Jedermann genieſſen und die dritte iſt ſelbſt für Lekermäuler. Alle drei Sorten werden gleich behandelt. Man dekt ſie zu und läßt ſie im Winter 3 — 4 Tage ſteben. Nach Verlauf dieſer Zeit knetet man Alles nochmals ſtark unter einander, füllt damit die Käſekörbe und Formen völlig an und läßt durch die darin befindlichen Oeffnungen die überflüſſige Feuchtigkeit ablaufen. Sie bleiben, nach Beſchaffenheit der Witterung, einige Tage in den Körben ſtehen. Hiernach ſchüttet man die Käſe auf ein Brett und läßt ſie in gelinder Wärme vollends austroknen, aber nicht in der Sonne oder am heiſſen Ofen, weil ſie ſonſt zerſpringen. Sollten ſie aber dennoch Riſſe bekommen, ſo darf man ſie nur mit etwas Bier beſprengen oder mit etwas diker Milch, worunter ein wenig Rahm gemengt wird, beſtreichen und ſie ferner abtroknen. Alsdann legt man ſie in Töpfe oder Fäßchen folgendermaſſen ein: auf den Boden ſtreut man etwas grünes Vogelkraut, welches im Sommer häufig in Gärten wächst. Hierauf wird der Käſe eingepakt und darüber wieder ſolches Kraut gelegt, und ſo eine Schicht nach der andern, bis das Gefäß damit angefüllt iſt. So läßt man die Käſe, den Topf umgekehrt auf ein Brett ſtellend, 14 Tage oder noch länger ſtehen, denn je länger ſie ſtehen, deſto beſſer werden ſie. Will man den Kartoffelkäſe recht delikat machen, ſo bereitet man die Maſſe von 1 Theile Kartoffeln und 3 Theilen gelabter Kuh- oder Schafmilch auf die oben erwähnte Art und läßt ſie 3 — 4 Tage in der Mulde ſtehen. Alsdann wird von derſelben eine daumensdike Lage in den Käſekorb gebracht, etwas Fliederblüte oder Kümmel mit Muskatblumen vermengt, darüber geſtreut, und dann friſche Butter, einer welſchen Nuß groß, darüber gedrükt. Hierauf folgt eine neue Lage der Käſemaſſe und auf dieſe die 2 andern Ingredienzien und ſo fort, bis der Käſekorb angefüllt iſt. Zulezt verfährt man eben ſo, wie bei den andern Käſearten. Wenn dieſer Käſe alt wird, ſo übertrifft er den holländiſchen weit, wie denn auch die vorhergehenden Arten ſich von den gemeinen Käſen nicht unterſcheiden laſſen. Sie haben aber alle vor dem gemeinen Käſe noch den Vorzug, daß in denſelben ſich keine Maden erzeugen, daß ſie Jahr und Tag gut bleiben und daß ſie, je älter, deſto beſſer werden. Uebrigens müſſen ſie, wenn ſie aufbewahrt werden an einem troknen Orte ſtehen.

Mittel, mehr Wolle von den Schafen zu bekommen.

Ein engliſcher Pächter erhielt viele Wolle von ſeinen Schafen, weil er dieſe gleich nach der Schur über und über mit Buttermilch wuſch. Nicht nur die Wolle der Schaf, ſondern auch die Haare anderer Thiere ſollen nach Anwendung dieſes Mittels ſtark wachſen. Statt der Buttermilch kann man auch, wenn es daran fehlt, ſüſſe Milch dazu nehmen, die man jedoch mit Salz und Waſſer vermiſchen muß. Beim rechten Gebrauch dieſes Mittels werden zugleich die Schafläuſe mit ihrer Brut vertilgt, auch heilt es die Räude, und die Wolle wächst ſchnell und dik darnach.

Ameiſeneier zu ſammeln.

Seze eine hölzerne Schüſſel in einen Ameiſenhaufen und bedeke ſie mit Laub, ſo werden die Ameiſen ihre Eier hineintragen. Dann nimmt man die Schüſſel heraus, thut das Laub davon und ſchlägt mit einer Ruthe an die Schüſſel, ſo laufen die Ameiſen davon und laſſen ihre Eier zurük.

Ameiſen aus Gebäuden zu vertreiben.

Wenn man ein Gefäß mit Fiſchöl in ein Zimmer ſtellt, ſo verſchwinden bald alle Ameiſen aus demſelben.

Ameiſenſtich zu heilen.

Man reibe die verwundete Stelle mit Baum-Oel ein, bis der Schmerz verſchwunden iſt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Monatliche Verrichtung.

Januar. Ordnet die Ballkleider und Maſkenzüge, richtet die Rennſchlitten her, arrangirt Bälle, trinket Punſch und Glühwein.

Februar. Feiert die Karnevalsfeſte eifrig, trinket und tanzet fleiſſig, bringet die Sommerkleider in ſichern Verwahr, eſſet viele ſaure Suppen und ſchlafet wenig bei der Nacht.

März. Veranſtaltet Geſellſchafts-Theater und Privat-Tanzgeſellſchaften, ſpeiſet Schnepfen und Fröſche, Schinken und Schneken und andere wohlſchmekende Fleiſch- und Faſtenſpeiſen.

April. Entſchädigt euch für die durch die traurige Faſtenzeit unterbrochenen Vergnügungen.

Mai. Feiert die Maifeſte, trinket Ziegenmilch, eſſet Kräuterſuppe, friſche Butter und Maiengänſe, gehet fleiſſig ſpaziren.

Juni. Brauchet Bäder, trinket Sauerwaſſer, eſſet nach löblichen Herkommen bei öffentlichen Feierlichkeiten zur Erbauung des Volkes vor Fenſtern und auf Balkonen Bratwürſte und trinket Wein dazu.

Juli. Sprechet dem Sommerbier in Gärten und Kellern fleiſſig zu, verſorget Mäntel und andere Winterkleider, beſuchet die Volksfeſte und machet Landpartieen.

Auguſt. Fahret und reitet zu den ländlichen Kirchweihfeſten, ſpeiſet Rebhühner, neues Sauerkraut und Spanferkel.

September. Machet Gebirgsreiſen, bewundert die wildromantiſche Natur und ergözt euch an Forellen und Kräuterkäſe.

Oktober. Beſuchet die Oktoberfeſte und Freiſchieſſen ꝛc., verſorget euch mit gutem Sommerbier, ſpeiſet Haſen und Schwarzwildpret.

November. Sorget zeitig für Unterhaltungen in den langen Winterabenden, ſpüret dem lezten Sommerbiere nach und nehmt bei den Gedanken, daß deſſen Ende nahe iſt, ein niederſchlagendes Pulver.

Dezember. Erinnert euch, daß dieß des Jahres lezter Monat iſt, und holet beſonders in der lezten Woche deſſelben die im Verlaufe des Jahres allenfalls verſäumten Freudengenüſſe gewiſſenhaft nach, wie wohlgeſitteten und wohlgebildeten Leuten geziemet, den Sylveſterabend durch geiſtige Genüſſe, durchraſet dieſe lezte Nacht des ſcheidenden Jahres und wünſcht euch Glük zu euren Thorheiten im kommenden Jahre.

Sehr empfehlenswerthes Buch.

Die

hundert Wunder der Welt

und

der drei Naturreiche.

Nach den beſten und neueſten Quellen beſchrieben und durch Abbildungen verſinnlicht

von

C. C. Clarke.

Nach der achten Auflage der engliſchen Urſchrift überſezt

von

Guſtav Heinrich Haumann.

Pfarrer in Großkörner.

Mit 6 fein geſtochenen Kupfertafeln.

Vierte durch L. von Alvensleben vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Weimar 1840.

Verlag und Druk von B. F. Voigt.

Preis ſauber gebunden $2\frac{1}{2}$ Rthl. oder 4 fl. 30 kr.

Dieſe ſchon ſeit mehrern Jahren in groſſer Achtung ſtehende Jugendſchrift erſcheint abermals mit vielen neu hinzugekommenen weſentlichen Vorzügen nicht blos durch noch elegantere äuſſere Ausſtattung und groſſe Verſchönerung, ſondern auch durch ſehr viele ſchäzbare Bereicherungen ihres innern Werthes. Sie iſt in vieler Hinſicht der größten Empfehlung würdig. Erſtens erwekt ſie durch ihr ſchönes Aeuſſere bei jungen Leuten einen guten Geſchmak, denn ihre Kupfer haben wirklich artiſtiſchen Werth, Druk und Papier laſſen nichts zu wünſchen übrig und ſchon der ſchöne Einband ſpricht mit ſeinem intereſſanten Umſchlag freundlich an. Zweitens iſt der Inhalt höchſt belehrend und bildend, da er dem Leſer eine ſo groſſe Menge von Merkwürdigkeiten aus der Geographie, Länder-, Völker- und Naturkunde vorführt, und endlich werden in der anziehenden Beſchreibung der groſsartigſten Kunſtwunder der Welt die Kräfte des Menſchen in ihrer ganzen Gröſſe gezeigt. Um den groſſen Reichthum dieſes Werkes darzulegen, iſt es genug, anzuführen, daß es die Beſchreibung von 304 Natur- und Kunſtwundern enthält, darunter: 24 Bergwunder, 9 Felſenwunder, 58 Waſſerwunder, 43 unterirdiſche Wunder, 18 Meer- und Inſelwunder, 19 Wunder der Atmoſphäre, 37 Wunder des Thierreichs, 10 Pflanzenwunder, 22 Kunſtwunder der alten Zeit, 16 Kunſtwunder neuerer Zeit, 20 Wunder des menſchlichen Scharfſinns und Kunſtfleiſſes ꝛc.

Wie glüklich dem umfaſſenden und groſsartigen Plane dieſes ſchönen Werkes entſprochen worden iſt, kann daraus abgenommen werden, daß es in wenig Jahren 4 Auflagen erlebte, obſchon der Preis der erſten doppelt ſo hoch war, als der obigen, nemlich 5 Rthlr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 22. 3. Juni 1842.

Inhalt: Aufgeſchloſſenes Arkanum des Akerbaues. — Ueber Kartoffelkrankheit der neuern Zeit. — Ueber die Erziehung ſo mancher Bürgertöchter.

Aufgeſchloſſenes Arkanum des Akerbaues.

1) Das eigentliche Arkanum des Akerbaues liegt verſchloſſen

a) in der Kunſt, den Humus ſchnell und viel zu erzeugen,

b) die Akererde ſo vorzubereiten, daß ſie als Standort der Pflanzen alle elementariſchen Einflüſſe für das Pflanzenleben thätigſt benüzen und den Vegetationsprozeß mit aller Kraft zu unterhalten vermöge.

2) Der Humus iſt die eigentliche Nahrung oder der Aſſimilationsſtoff der Pflanzen durch Wurzeln; die Elemente ſind die atmoſphäriſchen Nahrungszuflüſſe durch Blätter und Stengel. Wie die Pflanzenwurzel in die Tiefe und Seitengänge des Bodens dem Humus nachgräbt, wächst Blatt und Stengel dem Lichte zu und dringt ihm ſelbſt im verſchloſſenen Treibhaus durch die Rize der Wände hinaus, entgegen. Ohne Humus und ohne Licht gibt es kein Pflanzenleben, ſelbſt bei künſtlicher Wärme.

3) Dieſen Vorſaz muß jeder, der gemeinſte, wie der gelehrte Akerwirth wiſſen, weil er ſonſt weder den Zwek noch die Folgen ſeiner Arbeit verſteht. Profeſſor Jordan war deßhalb einer der größten theoretiſchen Oekonomen unſerer Zeit. Er war auf der deutſchen Lehrkanzel Wiens der Erſte, der die chemiſchen Grundſäze des Akerbaues lehrend, Bahn gebrochen und obigen Wahrheiten näher gerükt iſt. Selbſt Thaer in Preuſſen bleibt ihm ſchuldig; denn Thaer hat Jordans Lehrſäze interpretirt, aber nicht als Naturforſcher erfunden, nur angewendet. Wir wollen auf dieſer Baſis weiter bauen, indem wir nach den Vorarbeiten eines Ingenhouß die Pflanzen-Phyſiologie ausbilden und mit den rationellen Lehrſäzen eines Profeſſors Burger, der Herren Schwarz, Thaer, Jull, Hume ꝛc. präziſer und reiner darſtellen.

4) Wie ſelbſt unſere Erde viele Revolutionen durchgehen mußte, bis ſie, was ſie iſt, geworden; ſo muß auch der Akerbau, bis er wird, was er ſeyn kann, die verſchiedene Probirſyſteme des Menſchen ausdauern, um endlich mit Hülfe der Wiſſenſchaft auf das obige Prinzip von Licht und Humus zurükgeführt, Regel, Simplizität und Wahrheit zu finden. In der Vorzeit hat der Akerbau blos dem rohen Bedürfniß gedient und was die Weiſen der Völker für ihn wiſſenſchaftlich ausgebeutet, das ging als Nationalſache mit der Nation wieder verloren. Wir wiſſen, daß die Hebräer das Feuer als das wirkſamſte Kulturmittel beim Akerbau gebrauchten und dadurch ihre Akerbauſyſteme auf eine ſeltene Simplizität gebracht hatten. Die Egyptier waren kunſtreicher und ihr auf Nilüberſtrömung und Lokalität fundirter Feldbau beſtehet heute noch. Für das Feſtland hat das Syſtem der Dreifelder-Wirthſchaft die Oberhand erhalten. Griechen und Römer und alle Völker, welche Feldbau durch Sklaven betrieben, zeichneten ſich hier weniger, als der deutſche Feldbau, auf das alte Feudalſyſtem und das bäuerliche Verhältniß zum Herrn geſtiftet, aus. Ariſtoteles, Plinius und Columella ſind über Feldbau voll Gemeinheiten und Fehler, und nur Virgil hatte das Verdienſt, den Feldbau von der Sklaverei zu trennen, und ihn bei höheren Ständen, im Kleide der Poeſie, beliebt zu machen. Galenus verfährte mit ſeinem Syſtem (sal et nitrum est unica vegetatio) ſelbſt in neueſter Zeit das reine Salz als Dünger anzuwenden. Jull mit ſeiner tiefen Akerkultur, Schubart mit

ſeiner Brachbenüzung, Endland und Thier mit Wechſelwirthſchaft, Schwarz mit ſeiner Dungbereitung, Beatſon mit ſeinem Sparſyſtem, Burger mit ſeinen rationellen Geſchichten, Jordan mit ſeinen chemiſchen Grundſäzen des Akerbaues, ſelbſt Linnei philosophia botanica, ſind Alles gebrochene Strahlen vom Brennpunkte der Wahrheit ausgefloſſen, aber nicht der Brennpunkt der Wahrheit ſelbſt. Zwei im Hintergrunde beſcheiden ſtehende kaum bekannte Geiſter- und Naturforſcher, der Chemiker Scopoli und der Pflanzen-Phyſiolog Ingenhouß öffnen uns durch ihre Vorarbeit die Thore, zur Wahrheit einzügehen und den Feldbau definitiv zu reformiren. Sie führen uns auf die Kunſt der Humusbereitung und auf die phyſiologiſchen Bedingungen des Pflanzenslebens.

5) Das Pflanzenreich, nicht die Viehzucht iſt der wichtigſte Gegenſtand der Landwirthſchaft. Selbſt die Oberfläche der Erde früher für Pflanzen als für Thiere und Menſchen da. Die Natur ſelbſt hat auf das Pflanzenreich ihren Ausbau begründet. Ueberall läßt ſie die Pflanzen vorausgehen; an kahle Granitfelſen hängen ſich Schimmel und Mooſe, und wie aus deren Verweſung nur ein Körnchen lokere Erde den Samen höher organiſirter Pflanzen aufnehmen kann und der Blik der Sonne ihn erwärmt, blüht ſchon eine Blumenwelt da, wo noch kein Menſchenfuß verweilet hat. Aus dieſer naturgeſchichtlichen Art, wie Natur ſelbſt kahle Felſen anbaut, kann der Menſch lernen, ſeinen Äker zu befruchten. Durch ihre Elemente zerſezt Natur die härteſten Felſen und gewinnt ihnen ſpärliche Parzellen lokerer Erde ab. Kaum haben ſich wenige Körner derſelben gebildet, ſo hängen ſich ſchon Schimmel und Mooſe daran, den nakten Fels zu beleben. Dieſe Mooſe ſterben einen fruchtbaren Tod, indem ihr Raub in Humusgeſtalt gröſſeren Gewächſen zur Mutterhülle und Nahrung dient. In fortſchreitender Progreſſion werden auf dieſe Art die Berge beblümt und aus fortgeſezter verweßter Pflanzenſchöpfung ſteigt endlich die Ceder Libanons empor. Auch die Moräſte werden ſo durch Zeit und Verweſung zu Blumenwüſten und aus der wilden verweſeten Pflanzenſchöpfung ſchuf, beinahe unter unſern Augen, Natur eine neue Welt in dem tiefgelegenen Amerika. In einer reichen Pflanzenwelt finden ſich endlich Thiere und Menſchen ein. Hätte der Menſch, in ſeinem zuſammengedrängten Staats-Leben, die Arbeit der Natur, zur Auflebung der Pflanzen und Thieren ſtets als Muſter vor Augen gehabt, ſo wäre er auf wenigen durchkreuzten Umwegen zum wahren Syſteme des Feldbaues gekommen; denn einfach ſind die Mittel, deren ſich Natur bedient. Erde mit Humusgeſtalt, Licht mit Sonnenwärme gebraucht ſie, um ihre anweſenden Elemente zum Vegetationsprozeß hervorzurufen. Bleiben wir bei dieſer Naturweiſung und beſchränken uns geradezu auf die Frage: durch welche Mittel erzeugt Natur, durch welche Nachahmung der Menſch den zum Pflanzenleben bedingten Humusreichthum? Haben wir mit dieſer Frage das Geheimniß entſchleiert, wie? Dann erübrigt ja nur noch die zweite Frage: wovon lebt und welche Vorbereitung und Stellung fundirt das Gedeihen der ökonomiſchen Pflanze in ihrem gedrängten Kultur- und Akerſtande?

6) Wir haben ſchon geäuſſert: daß Scopoli und Ingenhouß die beſcheidenen unſcheinbaren Geiſter waren, die noch nach ihrem Tode mit ihren Leiſtungen den Knoten der Frage löſen und das Arkanum des Akerbaues, als Gemeingut, gebähren helfen. — Scopoli verfiel auf die anſpruchloſe Idee, den Koth, der an den Schuhſohlen der Menſchen klebt, zu unterſuchen und zu analyſiren. Er fand in dieſer Erdmaſſe den größten Humus-Gehalt. Das Reſultat oder Ergebniß dieſes Verſuchs ruhte unbenüzt bis heute, wie ſo Vieles, was im Reiche der Wiſſenſchaft oft nur angedeutet, vergraben bleibt. Dem Akerbau bringt dieſe unſcheinbare Arbeit die höchſte Aufklärung. Denn wenn wir erforſcht haben, woher der Humus an Fußſohlen? ſo haben wir auch die Mittel, den Humus künſtlich zu erzeugen und beliebig zu vermehren, gefunden. — Der Sohlenkoth iſt die feinſte Auflöſung von Erde, auf Straſſen und Fußwegen zuſammengeleſen, vom Straſſenkoth ausgeſchieden. Straſſenkoth hat eine heterogene Zuſammenſezung. Sie reſultirt aus den härteſten durch Gewalt zermalmten Stein und Kies, aus

den von Menſchen und Thieren dahin geſchleppten Koth, aus Excrementen und vegetabiliſchen Rükſtänden. Regen, Schnee und Eis, Sommerwärme und Froſt, die atmoſphäriſchen Einflüſſe von Luft Säuren und Winden, und beſonders die durch Menſchen, Thiere und Wägen durchgearbeitete innigſt vollzogene Abknetung der bis zum Fluß gebrachten Kotbmaſſe haben da zuſammen gewirkt und die feinſte Zerſezung der Erde hervorgebracht. Nur theilweiſe hat der Akerbau dieſe Mittel bisher angewendet oder konnte ſie auf dem Aker ſelbſt unmittelbar anwenden. Daß wir unmittelbar die Humuserzeugung bewirken und die Erde als Stand-Ort der Pflanzen zur vollkommenſten Entwikelung vorbereiten können, dafür hatte man noch keine wiſſenſchaftlichen Gründe. **Linnei philosophica botanica** gibt ein klaſſiſches Muſter für eine **philosophia oeconomica**, die zu Tage zu fördern der größten Ermunterung würdig und die höchſte Aufgabe aller wiſſenſchaftlichen Inſtitute und Regirungen bleibt. Sie würde das Geſezbuch des Akerbaues! Wer unter den Groſſen der Erde wird zuerſt dieſer erhabenen Idee huldigen? — Alle Regirungen machten bis heute den Fehler, den Feldbau, dieſe Prinzipalkraft ihrer Bevölkerung, ihrer Stärke und Glükſeligkeit, zu gering zu achten. So wie ſich der Akerbau früher ſelbſt bei Sklavenkoſt erhalten mußte; ſpeist man ſeine Heroen heute noch mit gemeinen Mitteln ab. Obſchon erwieſen iſt, daß Thaer für Preuſſen mehr als Blücher war: ſo konnte, ſelbſt ganz Deutſchland hiezu aufgefordert, die als Dankopfer vorgeſchlagene Gedächtnißſäule nicht zu Stande gebracht werden! Für die wichtigſte Thatſache in der Landwirthſchaft gibt es weder Verdienſt noch Anerkennung, noch Auszeichnung. Faktiſche Leiſtungen in andern Wiſſenſchaften, in Feld- und Kirchendienſt, werden oft hoch belohnt; die größte Aufopferung im Gebiet der Landwirthſchaft, wird wie der Dienſt eines Handwerkers angeſehen! Woher Ermunterung?

Wir wiederholen uns:

7) Das Arkanum des Akerbaues iſt im Humus und in geregelter Förderung des Vegetations-Prozeſſes verſchloſſen. Alle Akerbauſyſteme haben auf dieſe Wahrheit, ſo auch das Beatſonſche losgeſteuert, doch ſie mehr oder weniger umſchifft. Auf Scopoli baſirt: wie erzeugt ſich der Humus ſelbſt auf dem harten Steinpflaſter der Städte?

a) Durch die feinſte Abknetung und Zerſezung der Erde; beim Akerbau daher durch die größtmöglichſte Pulverung der Akerkrume. Dieſe erfolgt durch wiederholte Arbeit und dazu taugliche Inſtrumente; keines iſt fähiger nach vorausgegangener Pflugarbeit als ein Skarifikator mit fünf, nicht mit ſieben Scharen, in Begleitung der Triangelegge, mit vorausgegangener Verbrennung der Stoppeln oder der Egge folgender Anwendung des Feuers. Sieben Schare belaſten das Zugvieh zu sehr und nehmen, was ſie an Breite gewinnen, an Kraft und Zeit. Ueberhaupt läßt ſich nur die Regel zum Bau, aber kein für alle Lokalitäten paſſendes Model eines Skarifikators geben. Jeder muß dieſen nach ſeiner Bodenbeſchaffenheit bauen und modifiziren.

b) Bei der innigen Abarbeitung der Erdmaſſe nach Scopoli werden zugleich alle Keime, ſelbſt die feinſten Samen der Unkräuter unmittelbar oder zur Vegetation bracht, mittelbar zerſtört. Das Unkraut iſt ein Miteſſer an der Erdtafel mit Humus beſezt. Es nimmt der Akerpflanze Plaz, Licht und Raum. Zur vorläufigen Verweſung gebracht wird es ſelbſt Humus. Deſſen Zerſezung iſt daher Bedingung. — Je gepulverter ein Aker wird, deſto mehr werden alle Unkraut-Samen, die oft Jahre lang in den Knoten der Erde ſchlummern, zu Tage und zum Keimen gebracht und die Akerkrumen blos für die ökonomiſche Einſaat iſolirt und vorbereitet. Wo ein unkrautiger Boden ſchnelle Reinigung erfahren ſoll, da vollzieht man ſolche am Schnellſten durch Anwendung des Feuers.

c) Der Humus nach Scopoli erhält Zuſaz von thieriſchen, vegetabiliſchen und mineraliſchen Subſtanzen. In ihrer Wechſelwirkung und unter elementariſchem Einfluß vereinigen ſich die Beſtandtheile in Humusgeſtalt. Wir

haben mit thieriſchen Exkrementen in vegetabiliſcher Einhüllung unſere Aeker gedüngt, wir haben viele Modifikationen und Vorrichtungen zur Verbeſſerung des Viehdungs veranlaßt; wir haben Erdmiſchungen, kaliſche und mineraliſche Subſtanzen in den Boden gebracht; Beatſon hat ſtatt Kalk Erdaſche gebraucht: Alles, um den Aker anzuregen, ſich ſeinen Humusreichthum gleichſam chemiſch, mechaniſch ſelbſt zu bereiten. Warum wählen wir jedoch unſichere Neben- und Umwege, zum Ziele zu gelangen? überlaſſen der Materie, was der Geiſt ſchneller und verläßlicher kann? machen aus unſeren elenden Dung-Gruben nicht Humuserzeuger? verſtärken willkürlich nicht die Mitwirkung der Elemente, Waſſer, Feuer, Luft und atmoſphäriſche Niederlaſſung? und geben ſodann nach Bedarf zur Kraft, nach Zwek zur Frucht dem Aker ſogleich im Präparat, was er jezt erſt ſelbſt präpariren ſoll? nicht ſogleich, ſtatt in der Hülle der Materie, in dem Geiſte der Vegetation? Hier in dieſer Andeutung ruht die aufgehende Sonne über die Reform des Akerbaues.

d) Das Feuer, was früher die Hebräer als die Prinzipalkraft ihres Akerbaues angewendet, verzehrt nicht nur Stoppeln und Unkraut, es lokert den Boden, brennt die Erde zu Aſche und veranlaßt, daß ſie eine gierige Verbindung mit der Atmoſphäre ſucht, wodurch die Bodenkraft durch Fixirung der Luftſäure erhöht wird.

e) Das Waſſer, was vorzüglich in Egypten die Hauptrolle ſpielt, erhöhet ſeine Wirkung nicht nur durch Abſezung des Schlammes, reich an Humusgehalt, ſondern auch durch Zerſezung und Auflöſung der vorfindigen groben Erdtheile und dadurch entbundenen Humus.

f) Die Luft iſt endlich das feinſte, aber wirkſamſte Medium alles Pflanzenlebens. Was wir hier wiſſen und nicht wiſſen; Luft mit mit ihren Säuren und Brennbaren, dem da waltenden magnetiſchen und elektriſchen Strom ꝛc. iſt das Medium aller Wirkung, aller Bildung, das Zeughaus aller Kräfte und Stoffe. Es iſt begreiflich, daß die Elemente zur künſtlichen Erzeugung des Humus eine mehr verſtärkte Anwendung gewähren, als auf offener Akerfläche.

g) Die künſtliche Erzeugung des Humus, wozu Jeder Landwirth die Mittel leichter und wohlfeiler ſchafft, als rohen Dung durch Vieh-Zucht, macht den Akerbau erſt unabhängig und ſelbſtſtändig, ſeinen Reinertrag verläßlicher, die Kultur einfacher. — Mit Pflug, Skarifikator, Egge und Humus verſehen, iſt man, wie der Gärtner, an keine Brache, und blos durch Zeit an eine Art von Frucht-Folge gebunden; man darf die Reſultate des Akerbaues nicht unbedingt der Viehzucht unterordnen und umgekehrt.

8) Was der Akerbau den Ingenhoußſchen Verſuchen mit Pflanzen dankt, vollendet endlich das Syſtem des Feldbaues vollkommen. Ingenhouß hat dargethan, daß Pflanzen mehr von Luft als Erde, aber Pflanzen und Thiere nicht von reiner Luft leben können; daß aber gerade das, was Pflanzen als Nahrungsſtoffe (und zu jener Zeit noch Phlogiſton, das Brennbare der Luft, was Menſchen und Thiere tödtet, benannt wurde) durch Blätter mittelſt des Lichts, was ſie ſelbſt bis auf die kalten Mondesſtrahlen einſaugen, und nicht durch die Sonnenwärme allein den Pflanzen zugeführt wird. Es kommt daher Alles darauf an, durch kräftigen Humusboden die Entwikelung der Pflanzenblätter ſchnell und reich zu beföedern, um die Organe baldigſt herzuſtellen, welche ſomit die eigentliche Pflanzennahrung aus der Luft anziehen können und zu verarbeiten befähigt ſind. Nach dieſem Syſtem ſoll jede Pflanze ihr Bereich und eine Stellung finden, in der ſie durch Wurzeln Aſſimilationsſtoff, durch Blätter Licht und ihre Luftart einzuſaugen vermag. Die Drillkultur, wo Zwiſchenräume dieſes geſtatten, das Licht keinen zu dichten Schatten findet, hat darum bei allen ökonomiſchen Pflanzen, aus dieſem Grunde allein, gegen die breitwürfige Saat augenfällige Vorzüge geoffenbart, und daher iſt erklärbar, warum der Keim eines Weizenkorns, verpflanzt und

iſolirt gezogen, 50 Körner trägt in einem Klima und Boden, wo es breitwürfig kaum 5 Körner produzirt.

Nach dieſen der Wiſſenſchaft ſchuldigen, auf Feldbau angewendeten Wahrheiten ſchließt ſich das Arkanum des Akerbaues, wie folgt, auf:

Die feinſte Pulverung des Akerbodens,
die künſtliche Erzeugung des Humus,
Verpflanzung oder Drillkultur der Gewächſe,
Benüzung der Elemente örtlich,
Waſſer zur Wäſſerung oder Entwäſſerung,
Feuer zur Reinigung und Pulverung,
Luft zur Ablagerung ihrer Säuren, — bedingen die vollendete Vollkommenheit des Akerbaues.

Das iſt das zuſammengedrängte Aggregat, was über Feldbau aus Geſchichte, Syſtemen und Wiſſenſchaft reſulirt.

Lippmann.

Ueber Kartoffelkrankheit der neuern Zeit.

Vielſeitig iſt ſeit einigen Jahren ſchon, ganz beſonders aber in jüngſter Zeit, von Kartoffel-Krankheiten die Rede — im gemeinen Leben, in landwirthſchaftlichen Schriften und öffentlichen Blättern. Nach Einigen iſt die Sache im höchſten Grade bedenklich. Man ſpricht nicht nur von Ausartung der Kartoffelknollen, ſondern von einem allgemeinen Erlöſchen ihrer Keimfähigkeit in Folge erſchöpfter Lebenskräfte der Geſammtpflanze, beſonders aber ihrer Knollen, und ſieht das Schreklichſte nahe: Mangel dieſer, im landwirthſchaftlichen Gewerbe, beſonders im Groſſen in maſſenhafter Erzeugung unentbehrlich gewordenen Feldfrucht; ja Mangel, Hungersnoth und Elend zeigt ſich den Beſorgten als unvermeidliches Ergebniß davon ganz in der Nähe. Dazu kommen zwei beſondere, eigenthümliche Krankheitszuſtände der Kartoffelknollen, unabhängig nach Einigen von jeder Ausartung derſelben, nach Andern die unmittelbare Folge davon. Man nennt ſie die naſſe und die trokene Fäule. Die naſſe Fäule iſt dasjenige Verderbniß der Kartoffeln, wodurch ſie ganz in den bekannten breiig oder wäſſerig faulen Zuſtand übergehen, der ſie zu jeder weitern Benüzung völlig unbrauchbar macht. Die trokene Fäule dagegen zeigt ſich in verſchiedenen Zuſtänden, beſtehend in der gradweiſen Zunahme des Uebels. Unter gewiſſen Umſtänden nemlich erſcheinen die über Winter aufbewahrt geweſenen Kartoffeln äuſſerlich und auch in ihrem ſichtbaren Innern wie gewöhnlich; keine Veränderung ihrer durch die Sinne wahrnehmbaren phyſiſchen Eigenſchaften iſt vorhanden, ſie verhalten ſich im häuslichen Verbrauch ganz wie geſunde; ihr Krankſeyn ſtellt ſich nur erſt dadurch heraus, daß ſie gepflanzt nicht keimen: ſie haben ihre Keimkraft entweder gänzlich eingebüßt, oder, wenn ſich noch ein Reſt dieſer in ihnen erhalten hat, war er doch nicht zureichend zu kräftiger Erzeugung neuer Pflanzen und Knollen: die Kümmerlichkeit des Einen hat die des Andern zur natürlichen Folge; wie der Keim, ſo die Pflanze und ihre Theile, alſo auch die Kartoffelknollen; da jene ſchwach und kümmerlich iſt, ſo können dieſe, abhängig von jener, nicht anders werden. Dieß der erſte Grad des Uebels; der zweite und höchſte iſt noch viel ſchlimmer. Die Kartoffeln haben ihr natürliches, geſundes Anſehen verloren; ſie haben ſtatt deſſen eine gelbbraune Farbe angenommen. Beim Zerſchneiden derſelben wird der ihnen ſonſt eigenthümliche kniſternde Ton nicht wahrgenommen; ihr faſerig-körniges, viel wäſſerige Theile enthaltendes Gewebe iſt in eine ſeifenartige, ſchilfige Maſſe umgewandelt. Sezt man ſie jezt freier Lufteinwirkung aus, ſo gehen ſie nicht etwa in Fäulniß über, ſondern troknen immer mehr aus, ſchrumpfen ein, ihr Mark wird braun und endlich bröklich. Daher der Name Trokenfäule. Es iſt wie der naſſe und trokne Brand lebender thieriſcher Körpertheile. Werden ſolche Kartoffeln, ſelbſt im geringſten Grade des ſich ſo zeigenden Uebels ausgeſezt, ſo keimen ſie gar nicht; ſie gehen vielmehr in der Erde gewöhnlich in die naſſe Fäule über — man findet ſie verfault.

Die Urſache dieſer allerdings höchſt bedenklichen Uebel iſt nach der Anſicht einiger Landwirthe (nicht zu erwähnen der, wonach ſie von gewiſſen Inſekten herrühren ſoll, welche aber nicht Urſache, ſondern Begleiter derſelben und ihre Folge ſind)

jene Erſchöpfung der Lebenskräfte der Saatkartoffeln, herbeigeführt durch die in unzähligen Generationen wiederholte Anwendung. Sie ſind veraltet, und bedürfen der Verjüngung. Das einzige Mittel, dem Uebel zu begegnen, und damit die ſchreklichen Folgen, die in ihrem Gefolge uns drohen, abzuwenden, iſt, dieſer Meinung nach, neue Kartoffelſorten aus Samen zu erziehen, und nur die beſten Knollen der daraus hervorgekommenen Pflanzen, welche ſich in (naturgemäſſer) vollſter Lebenskraft befinden, zur Ausſaat — als Sezkartoffeln — zu wählen.

Daß dieſes Mittel ein ganz zwekmäſſiges zu Erzeugung neuer Kartoffelſorten ſey, unterliegt keinem Zweifel; daß es aber auch ein eben ſo weitſichtiges als unzureichendes, zum Glüke darum aber auch unnöthiges iſt, wird ſich ſogleich einleuchtend herausſtellen, wenn wir genauer zuſehen, wie ſich's eigentlich mit den in Rede ſtehenden Uebeln, mit dieſer Kartoffelnoth und Krankheit verhält.

So ſehen wir erſtens dieſe Uebel keineswegs ſo allgemein, als es nach dem Lärm darüber ſcheinen möchte, und noch mehr nothwendig der Fall ſeyn müßte, wenn die Urſachen derſelben in einer Ausartung, in Entkräftung der Kartoffelknollen begründet wären, dann müßte ja dieſelbe Urſache unfehlbar immer und überall auch die gleiche Folge haben. Dem aber iſt nicht alſo. Wir ſehen dieſe glüklicher Weiſe ſehr häufig gar nicht. Es zeigen ſich die Uebel überall da nicht, weder im Groſſen noch im Kleinen, wo man den Kartoffelbau ſachgemäß betreibt und Aufbewahrungsweiſe der Knollen eben ſo. Darin wird nur zu vielfältig gefehlt, beſonders im Groſſen bei dem maſſenhaften Kartoffelbetrieb zur Branntweinfabrikation und Viehmaſtung. — Man will ſo viel Nuzen ziehen als immer möglich, dabei geſchieht es aber dann auch nicht ſelten, daß blinde Gewinnſucht ſich betrügt, der Gewinn in ſein Gegentheil umſchlägt. So hier hinſichtlich der Verkleinerung der Kartoffeln, um deſto weiter mit wenigern hinzureichen, als wenn, wie es naturgemäſſer iſt, ganze Knollen gelegt werden. Darin ſchon liegt ein heut' zu Tage ſo häufig Statt findender Grund ſchlechterer, kümmerlicherer Kartoffelpflanzen und ſohin auch ihrer Knollen.

Ein zweiter: in dem zu ſpäten Legen und ſo frühen Austhun; denn ſind die Kartoffelknollen nicht vollkommen reif, wie man es nennt, haben ſie nicht ihre vollkommene Ausbildung, ihre feſten und flüſſigen Theile, ihr rechtes Miſchungsverhältniß noch nicht erlangt, ſo entgeht ihnen die Fähigkeit, ſich und ihre Keime gut zu erhalten, die, ſich vollkommen zu reproduziren, Umſtände, die je nach dem Grade, in dem ſie Statt haben, und je nachdem ſie länger oder kürzer gedauert, unvermeidlich früheres oder ſpäteres Ausarten, ja gänzliches Verderben zur Folge haben.

Ein dritter Grund deſſen liegt in der zwekwidrigen Aufbewahrungsweiſe. Werden die Knollen, vielleicht gar — bei anhaltend ungünſtiger Witterung — naß eingeerntet und unabgetroknet, ſey es in Kellern, Gruben oder Mieten, aufbewahrt, ſo geben ſie leicht — nichts iſt erklärlicher, zumal wenn ſie unreif ſind — in naſſe Fäule über; dicht auf einander gepanſt hingegen, geſchüzt gegen Froſt mit Erde, Stroh, wohl gar auch noch mit Miſt bedekt, in Gruben oder Mieten aufbewahrt und unzugänglich dadurch gemacht jeder, auch der geringſten äuſſern Lufteinwirkung, und, was noch mehr iſt, auch jeder Befreiung von den in ihrem Innern ſich unter ſolchen Verhältniſſen, bei beginnender Gährung, erzeugenden Gaſen beraubt, müſſen ſie natürlich eine Umwandlung, ein inneres Verderben erleiden, das ſich, werden ſie endlich noch zeitig dieſem Zuſtande der Einklemmung entzogen, und der äuſſern, trokenen Luft ausgeſezt, als der oben beſchriebene Zuſtand der ſogenannten Trokenfäule darſtellt. Und dieſes iſt der jezt am Häufigſten auf groſſen Gütern ſich zeigende Uebelſtand; überall da, wo nicht anders Rath noch Raum iſt, die groſſen Maſſen von Vorräthen aufzubewahren. Man findet beim Aufbruche ſolcher Mieten die innere Temperatur bedeutend geſteigert, daher dieſelben dampfend wie Feuereſſen und Schornſteine — wie kann es Wunder nehmen, wie nur einen

Augenblik die Vermuthung gehegt werden, daß unter ſolchen Umſtänden nicht Veränderungen in den Knollen vorgegangen ſeyen, wobei im glüklichſten Falle, ſie wohl noch zur Speiſe und Branntweinfabrikation brauchbar, im minder glüklichen, ſelbſt noch ein Reſt der Keimkraft ſich erhalten, dieſer jeden Falls aber doch bedeutend geſchwächt, und in vielen, ja den meiſten oder allen ganz und gar erloſchen ſeyn ſollte.

(Schluß folgt)

Ueber die Erziehung ſo mancher Bürger-Töchter.

Viele um die Bildung ihrer Kinder beſorgten Väter und Mütter glauben einen feſten Grund für das künftige Glük ihrer Töchter zu legen, wenn ſie ſolche, entfernend von den Geſchäften des Hauſes und des Gewerbes an das Klavier ſezen, ihnen Romane in die Hand geben, und ſie mit jungen Stuzern in franzöſiſche oder engliſche Sprach-Unterhaltungen ſchiken. Wüßten die Eltern jedoch, wie ſehr eine ſolche Erziehung dem künftigen Glüke und der wahren Bildung ſchade, — wüßten ſie, daß in einer ſolchen Erziehung die Urſache alles künftigen ehelichen Mißmuths und Unglüks zu ſuchen ſey, ſie würden ihre Tochter gewiß ans Klavier, wo ſie in eitler Selbſtgefälligkeit die Zuhörer zu bezaubern ſucht, ans Nähekiſſen ſezen, und ihr ſtatt Romane, die ihre Sinne nur verwirren, den Kochlöffel in die Hand geben; — denn eine ſo vornehm Erzogene hält ſich für den bürgerlichen Stand und ſeine Beſchäftigungen weit erhaben, glaubt alles Glük und alle Hoheit in einem geſtikten Kragen und in Ordensbändern zu ſehen und ſtürzt endlich ihren Gatten, der nun doch kein Anderer als ein bürgerlicher ſeyn kann, mit ſich ſelbſt ins Unglük, indem ſie weder mit Liebe ſich ihrem Manne anzuſchlieſſen, noch den Pflichten einer künftigen Hausfrau mit Würde vorzuſtehen vermag. — Berechnet man noch überdieß den Aufwand, den eine ſolche, von dem wahren häuslichen Glüke ſchlecht unterrichtete Frau in Anſpruch nimmt, ſo wird man bald die traurigen Folgen erkennen. — Doch könnte man den Einwurf machen: ſoll denn jede wiſſenſchaftliche Erziehung von der Sphäre des bürgerlichen Standes unter dem weiblichen Geſchlechte ausgeſchloſſen ſeyn? Iſt es beſſer, daſſelbe in Rohheit und Unwiſſenheit zu laſſen, als es mit den Grazien des Lebens bekannt zu machen? — — Keineswegs! das Beſtreben, Bildung in allen Ständen zu verbreiten, ſoll nie aufhören, denn wir hegen die volle Ueberzeugung, daß wahre Bildung das Leben, in welchem Verhältniſſe es auch erſcheinen möge, angenehmer, ſchöner und nüzlicher mache; aber die Verbildung iſt gefährlicher als die Rohheit. — Die eigentliche Bildung aber beſteht in der richtigen Anſicht und Erkenntniß von Tugend, Rechtlichkeit und der Beſtimmung des Menſchen, und ſie lehrt die wichtigſte aller Lehren: in jedem Verhältniſſe des Lebens glüklich zu ſeyn! — Doch wie Wenige haben eine richtige Vorſtellung von der wahren Bildung! Man hält den Anſtand und die Beobachtung der vorgeſchriebenen Redeformeln in den Geſellſchaftszirkeln für Bildung; man hält ferner Muſik, Tanz und fremde Sprachen für Bildung. — Weit gefehlt, wenn dieſe allein die Bildung ausmachen ſollen! — Alle feinern Sitten, alle Kenntniſſe und Wiſſenſchaften haben nur die Erreichung jener Bildung zum Zweke, die in den angeführten Prinzipien beruht. — Möge man ſich an der Muſik ergözen, inſoferne auch ſie zur Bildung und Erheiterung des Geiſtes beiträgt; minder nothwendig aber halten wir für Bürgerstöchter die Erlernung fremder Sprachen. Aber höchſt erſprießlich, ja unerläßlich für das innere Glük iſt dem weiblichen Geſchlechte die Kenntniß der Betreibung häuslicher Geſchäfte. Gleich wie der Mann ſich nicht zu ſchämen hat, wenn er durch eigenen Schweiß der Erde die Früchte entlokt, ebenſo wird es dem Weibe, auch im höhern Stande, zum Ruhme gereichen, wenn ſie die Geſchäfte des Hausweſens verſteht. — Dieß iſt ja die Beſtimmung des Weibes! — — —

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gefundener Brief eines ſtudirenden Bauern-Jungen aus der Reſidenzſtadt.

Liebſter Vater!

Seitdem ich Dich und unſere lieben Schafe verlaſſen habe, und ein Herr werden will, thut mir um und um gar nichts wohl, ſondern ich denke immer nach Haus, und mein Sinn wendet ſich zu meinen Ochſen, die ich gerade ſo kommandirte, wie jezt unſer Herr Profeſſor mich. Das iſt Dir auch ein Kreuz, die ganze Woche hab ich nichts zu thun, als das Wort amo, amas, amare zu konjugiren. Da heißt es immer: ich liebe, ich liebte, ich werde lieben, ich werde geliebt werden u. ſ. w. Und bei jedem „Liebe" denke ich an unſere Grethel, denn die ſieht gerade aus, als wenn ſie das leibhaftige amo im Geſicht hätte.

Lieber Vater! Grüſſe mir den Hans, den Jakl und wer von mir wiſſen will. Ich freue mich ſchon wieder nach Haus, wo ich zur Vakanz hinkommen werde, denn da muß mir die Mutter gleich wieder alle meine Leibſpeiſen kochen. Hier iſt ein wahres Hungerleiden, denn in dem Haus, wo ich eſſe, bekommt man immer nur ganz kleine Portionen, und wenn man da Alles zuſammen ißt, heißt es, man iſt ungalant und nicht nobel, und ein Fraß. Da wünſche ich mir immer die rokenen Knödel her, die mir ſo ſehr ſchmekten.

Liebſter Vater! Geſtern verleiteten mich meine Kameraden, ich ſoll mit ihnen in die Komodie und auf den Juhehplaz gehen, es koſte nur 15 kr. Sie ſagten, ich hätte gar keine Erfahrung nicht von der Bienenkunſt. Darauf kamen wir an ein groſſes Haus, welches auf ſteinernen hohen Saulen ſteht, da gingen wir zur Thüre hinein, wo überall Soldaten Schildwache ſtanden, obwohl das Haus gewiß ohnehin Niemand wegtragen könnte. In einem Seitenſtübl loſchirt ein Mann, dem ich die 15 kr. geben mußte, wofür ich aber ein vierekiges Pappendeklein bekam, worauf ein Numer ſtand. Ich wußte gar nicht, was ich damit thun ſoll, und ſtieg meinen Kameraden nach viele Staffeln hinauf. Endlich ging eine Thüre auf, und eine vorgeſtrekte Hand nahm uns die Pappendeklein wieder ab und wies uns auf einen Plaz, wo ich bald den Schwindel kriegt hätte, ſo hoch war er oben, und viele Leute ſtanden um uns, und an allen Eken, unten und oben. Doch war es ziemlich finſter, bis auf einmal ober uns, in der Mitte der Stube die Wand losging, und bei die 1000 Lichter ganz frei in der Luft herabſchwebten. Hernach hat's geheiſſen, der König kommt, und Alles ſchrie aus Leibeskräften: „Vivat hoch." Da ſah ich vorn ein groſſes Tuch, gröſſer als unſer Stadelthor, hinaufziehen, und eiſerne Leute ſtunden auf der Tenne und ſchriee, „Mordjo Mordjo, erſchießt ihn." Wirklich geſchah auch im Augenblik ein Schuß, und Einer fiel todt zu Boden. Ich kehrte mich um, und ſchrie ſo laut ich konnte: Donnerwetter, laßt die Schildwache herein, daß ſie den Mörder paken! Aber meine Kameraden und Alle lachten mich nur aus, und wie ich mich wieder gen die Tenne wende, iſt ein Geiſt da, und die Männer verſchwunden. Der Geiſt ſezte ſich auf einen Stein und weinte. Plözlich donnerte und blizte es fürchterlich, daß man meinte, die Welt gehe zu Grunde. Da kams mir zu dik. Ich konnte nicht mehr aushalten, und lief fort, ſonſt hätte mich gewiß das Wetter noch erſchlagen.

Liebſter Vater! Ach wäre ich wieder zu Hauſe, denn hier thut mir einmal gar nichts wohl, und wenn ich in vier Wochen nicht verhungert bin, ſo will ich nicht mehr heiſſen

M. den 16. Horn. 1842.

Dein

wahrer Sohn

Stöffel.

Nachtwache der barmherzigen Schweſter.

Mitternacht ſchlägt's und ich wache
Bei der Lampe ſtillem Scheine,
Mitten unter meinen Kranken,
In dem groſſen Saal alleine.

Im Vergeſſen ihrer Schmerzen
Hält der Schlummer ſie umfangen,
Und ein ſtiller Friede lächelt
Von den blaſſen, kranken Wangen.

Stiller noch liegt dort ein Todter,
Ganz verſchlafend ſeinen Jammer,
Wo ein düſter brennend Lichtlein
Schimmert aus der Leichenkammer.

O wie viele noch der Armen
Werden bald in ihr auch liegen,
Die ſich jezt in ſüſſem Schlafe,
In Geneſungsträumen wiegen,

Die der weit entfernten Lieben
Theure, freundliche Geſtalten,
Eltern, Gatten, liebe Kinder
Seh'n an ihrem Lager walten.

Doch wenn auch die Lieben ferne,
Wenn ſie auch ſchon geſtorben:
Eine Mutter hat, ihr Armen,
Euer Unglük euch erworben.

Meine Kinder ſeyd ihr Alle
Will euch pflegen in den Leiden,
Mit euch beten und euch tröſten,
Bis der Herr befiehlt zu ſcheiden.

Und du, Vater aller Liebe!
Gib der Schwachen deine Stärke,
Daß ich nimmer müde werde
In dem ſchönen ernſten Werke.

Obo.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 23. 10. Juni 1842.

Inhalt: Merkantiliſches. — Ueber Kartoffelkrankheit der neuern Zeit. (Schluß.) — Warum iſt man kein Pferde-Fleiſch? — Zuſtand der auſtraliſchen Wollzucht. — Einige landwirthſchaftliche Erfahrungen und Winke. — Schilf auf Wieſen zu vernichten. — Alte Sprüche.

Merkantiliſches.

Nicht ſelten trifft es ſich, daß in unſern Tagen Lehrlinge von Kauf-, oder überhaupt Handelsleuten nach zurükgelegter Lehrzeit keine Pläze erhalten, gar oft wegen geringer Qualifikation, daher aus Gefälligkeit in Läden bedienen, ohne Salär, oder Koſt zu verdienen.

Die Urſache zu ſolch unerfreulicher Erſcheinung liegt offenbar in der mangelhaften Vorbildung, weil man gegen die Theorie, das Leben aller Kunſt, ein thörichtes und ſchädliches Vorurtheil hat und die goldene Praxis damit in ſchroffen Widerſpruch ſezt. Bei Schuhmachern, Schneidern, und andern Profeſſioniſten, kommt auch ſolches vor, und die Polizeien warnen die Meiſter, ihre Lehrlinge nicht als Kindmägde ꝛc. zu benüzen, damit ſie dann nicht erſt als Geſellen Das zu lernen oder nachzuholen haben, was dieſen Jungen ſchon früher hätte gelehrt werden ſollen; allein hier iſt der Schaden doch unbedeutender: man arbeitet am Nemlichen, an Bekanntem, guter Wille reicht hin. Ganz anders verhält es ſich mit Handelslehrlingen und im Handelsſtande, welcher jezt zu einem höchſt wichtigen geworden iſt, und in dem man nicht mehr mit Alletagskenntniſſen ausreicht. Ich nenne nur die Buchhändler. Da wird wohl mit Elementarkenntniſſen nicht mehr ausgereicht! Lehrling, bedenke dieß! Wenn dieſer auch durch Copiren den kaufmänniſchen Styl theilweiſe begreift und erlernt, mit ſeinem Werthen zu erwiedern verſteht; ſo kann ſo Einer doch noch nicht fertig die Korreſpondenz und den ſchriftlichen Verkehr überhaupt beſorgen; und welcher Prinzipal dozirt wohl nach Styltheorie in ſeinem Contore? Aber vorausgeſezt wird dieſe Kenntniß vom nächſten Chef. — Wenn ſo Einer auch die Münzen des Inlandes und den Guldenfuß kennt, auch Wechſel zu präſentiren und einzukaſſiren weiß, ſo verſteht er vielleicht doch noch nicht das geſammte Weſen der Papiere von Privaten und Staaten, und vorausgeſezt wird es in unſeren Tagen und vom nächſten Herrn doch. — Wenn ſo Einer auch im Laden herzugeben weiß, verſteht er darum ſchon die Waarenkunde, Arithmetik, die Bücherkunde, das Kräuterlexikon u. ſ. w.? Mit Nichten, und vorausgeſezt wird Dieſes und Jenes vom nächſten Kaufmanne, Apotheker, Buchhändler u. ſ. w.; und es wäre zu wünſchen, daß alle Prinzipale bei Aufnahme von Lehrlingen darauf aufmerkſam machten, darauf Rükſicht nähmen.

Es frägt ſich alſo, wie dieſem Gebrechen der Vorbildung abzuhelfen iſt; und ich antworte kurz: durch Schulen!

Der Apotheker- und der Buchhändler-Lehrling ſollen wenigſtens die vier lateiniſchen Vorbereitungs-Schulen abſolvirt haben. Ihre Herren Lehrer werden dort zwar hauptſächlich auf Kenntniß der alten Sprachen hinarbeiten, nebenbei werden aber doch auch deutſche Sprache, Geſchichte, Geographie, Arithmetik und Religionslehre ertheilt, zur Erlernung neuer fremder Sprachen und zum Zeichnen wird ſich an dieſen Schulen leicht Gelegenheit finden. Es bleibt alſo für dieſe Jünglinge nur noch der Hauptzweig der Buchhaltung übrig. Hier muß nun der Privatunterricht *)

*) Die Herren Wolfrum in Bamberg, Dr. Liederer in Erlangen, Bältl in Paſſau u. A. haben dieß eingeſehen, eigenen Unterricht eingeleitet, und zwar, ſo viel wir von Betheiligten erfuhren, mit dem beſten Erfolge.
Die Redaktion.

angeſprochen werden, ſoll der Lehrling etwas über bloſſe Dreſſur ſich erheben. Denn es iſt nicht genug, daß ein Lehrling eines und das andere Buch zu führen weiß, er muß das Ganze überſchauen können und den Abſchluß vollkommen inne haben. Auch das iſt noch nicht genug, er muß ſelbſt, in einfacher und doppelter Beziehung, andere Methoden kennen und zu Ableitungen qualifizirt ſeyn, weil er nicht immer auf dem nemlichen Poſten bleibt.

Der kürzeſte Weg wäre freilich der Beſuch eines Privatlehrinſtitutes; nur gibt es deren zu wenige und koſtet der Unterricht an allen gar groſſe Summen, daher der beſchränkte Gebrauch, beſonders für Handelsbefliſſene vom platten Lande.

Eine eigene Art Schulen iſt in neuerer Zeit entſtanden, welche dieſen Bedürfniſſen allen abhelfen ſollen, und gewiß auch größtentheils abhelfen — ich meine unſere Gewerbsſchulen. In denſelben wird reichliches und brauchbares Material geboten, und wenn ein Wunſch auch in dieſer Beziehung laut werden ſoll, ſo iſt es der, daß die bürgerliche Arithmetik hinlänglich beſorgt, den Realien namentlich der Mutterſprache die vorgeſchriebenen Lehrſtunden eingeräumt, bei den Styl-Uebungen auf die kaufmänniſche Korreſpondenz geeignete Rükſicht genommen und der theoretiſch-praktiſchen Buchführung mindeſtens zwei Lehrſtunden wochentlich gewidmet werden mögen. Es ſey dieß nicht als Vorwurf ausgeſprochen, wir wiſſen nicht, ob dieſer Wunſch ohnehin nicht an den meiſten techniſchen Gymnaſien beſorgt wird; aber wir wollten freundlich darauf aufmerkſam machen, weil der Schritt zur ſtrengeren Theorie im Lehren gar zu leicht dem wahrhaft Praktiſchen, das gerade an den techniſchen Schulen Haupttendenz iſt, vorgezogen wird. — Dann müßte freilich das Hoſpitiren in der Art fruchtbar gemacht werden, daß die Hoſpitanten in ihren Fächern auch aufgerufen und tozirt würden, mit einerſeits nicht Gleichgiltigkeit und Zerſtreutheit ſchaden, andererſeits die Schulen nicht durch geringe Leiſtungen an den Hoſpitanten in Verruf kämen. Denn es gibt Menſchen, die da glauben, ihre Söhne können durch fünf- und ſechsmonatliches Hoſpitiren eine Menge lernen, was mehrjähriger Schulbeſuch anderer Anſtalten nicht leiſten konnte.

Ueber die übrigen Bildungsſchulen des Vaterlandes, d. h., über ihre Einrichtungen und Beſtimmungen unterlaſſen wir vor der Hand deßwegen zu erörtern, weil es wohl nicht zunächſt im Intereſſe dieſes Blattes liegen kann, Jenes anzuführen, und dieſe Zeilen allerdings nur als eine bloſſe, aber wohlgemeinte Bemerkung für die ſorgſamen Eltern betrachtet werden mögen. —

Ueber Kartoffelkrankheit der neuern Zeit.

(Schluß.)

So ſtellen ſich die Thatſachen in getreuer Beobachtung als vollkommen naturgemäß heraus; Erfahrung und Theorie ſtimmen ganz mit einander überein — ſtets das ſicherſte Zeugniß für die Wahrheit.

Es ergibt ſich dann aber auch eben ſo evident, daß nur mit Entfernung der Urſachen den Folgen begegnet, die Uebel abgewendet oder vielmehr verhütet werden können; denn die Krankheiten ſelbſt, wovon die Rede, ſind unheilbar; es bleibt nichts übrig, kein ander Heil iſt zu finden, als ihrer Entſtehung zuvorzukommen. Daß, thut man das nicht, Samenausſaaten, und würden damit die vortrefflichſten Kartoffeln erzeugt, nichts helfen können, iſt augenfällig; denn von ſolcher trefflichen Beſchaffenheit vermag ſie keine Kunſt hervorzubringen, daß die natürlichen Urſachen nicht auch ihre natürlichen Folgen haben ſollten. Die beſten neuen Kartoffeln werden ſich nicht anders wie die beſten alten eben jezt auch bei der Sache verhalten.

Fragt man nun noch, was zu thun ſey? verlangend ſpezielle Anweiſung für zwekmäſſiges Verfahren beim Kartoffelbau und den Aufbewahrungsweiſen der Kartoffelknollen im Kleinen wie im Groſſen, ſo erhellen die Antworten darauf ja hinlänglich aus dem bereits Geſagten; und nur hinſichtlich der Miethen-Aufbewahrungsweiſe iſt noch anzuführen, was man in dieſer Hinſicht, zwekmäſſig zu thun, vorgeſchlagen hat, nemlich den in

ſolchen Panſen aufbewahrt werdenden Kartoffeln eine Kommunikation mit der äuſſern Atmoſphäre bei vollkommener Geſichertheit gegen von auſſen eindringenden Froſt und Näſſe, zu verſchaffen. Solches geſchieht, wenn man im Innern der Miethe eine Art Schlott anbringt, (wie es ja auch bei andern Vorrichtungen der Art, z. B. den Heumiethen ſchon geſchieht), wodurch eine gleichförmigere Temperatur in denſelben erhalten, Erhizung und Gährung vermieden, und den bei dem nothwendigen Wärmegrade ſich ſtets, wenn auch nur unmerklich, entwikelnden Gaſen der erforderliche Ausweg verſchafft wird.

Herr Hollefreund ſchlägt (im Monatsblatte der k. preuß. märkiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam 1841 S. 131 f.) folgende Vorrichtung vor, wovon ſehr zu wünſchen iſt, daß ſie verſucht, und Erfolge und Bemerkungen darüber, wie über den wichtigen Geſammt-Gegenſtand überhaupt, im Allgemeinen und Beſondern anher mitgetheilt werden möchten.

„Man lege in die Mitte der Kartoffelmiethe der Länge nach einen dreiſeitigen hohlen Kanal, der auf jeder Seite gegen 18″ haben kann, und der an zwei Seiten mit ſtarken Sproſſen verſehen iſt, welche einen Zoll von einander entfernt ſind. Dieſer Kanal kann aus mehreren Theilen von 6 oder 12′ Länge beſtehen, die nach Gröſſe der Miethe an einander gelegt werden, und wenn die Miethe ganz fertig und mit Erde überſchüttet iſt, an beiden Giebeln derſelben etwas hervorreichen. Bei gelinder Witterung bleibt der Kanal zum Durchzuge der Luft geöffnet, und nur beim Eintritte des Froſtes wird er in hinreichendem Maße mit nicht zu ſtrohigem Pferdedünger verdekt.

Oder

2. Man nehme 5zölliges Kreuzholz, ſtelle ſolches, wo die Miethe angefertigt werden ſoll, paarweiſe, gleich einem Sparrwerke, 3 Fuß von einander entfernt, auf, ſchütte dazwiſchen die Kartoffeln in der Art, daß nur die äuſſern Seiten der Sparren ſichtbar, und oben im Forſte ein Raum von anderthalb Fuß Höhe bleibt; bedeke hiernächſt die Sparren mit zölligen Brettern, auf welche nun hinreichend Kartoffelkraut zur Erſparung des Strohes gelegt werden kann, und überziehe dasſelbe endlich mit einer 1 Fuß hohen Erdlage.

Eben ſo wie bei jener Einrichtung, muß zur Zeit der Luftzug geſchaffen und, um denſelben noch mehr zu befördern, die Miethen mit ihren Giebeln von Weſten nach Oſten geſezt werden. — Es ſcheint mir bei einiger Aufſicht ganz unmöglich, daß die Kartoffeln in ſo eingerichteten Miethen auf irgend eine Weiſe leiden können; ebenfalls glaube ich, daß ſolche bei dieſer Einrichtung ohne alle Gefahr ſehr hoch und lang geſchüttet werden können.

Die Anfertigung ad 2 dürfte freilich etwas koſtbar werden, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bretter und Sparren für manches Jahr brauchbar bleiben, wonächſt noch das Gute in Erwägung zu bringen iſt, daß die Kartoffeln nie mit Erde oder Strohabgängen verunreinigt werden können."

Marburg.

(Aus der landwirthſchaftlichen Zeitung für Kurheſſen.)

Warum ißt man kein Pferdefleiſch?

Es gab eine Vorzeit, in der Jedermann das Fleiſch von Pferden ſo gut, wie von andern Thieren aß. Aber die Eroberungsſucht fürchtete am Ende Mangel an Pferden zu Kriegsdienſten. So wurde Pferdefleiſch erſt eine aus Politik verbotene, dann eine aus Vorurtheil nur deßhalb verſchmähte Speiſe, weil die jüngeren Generationen von den älteren den Genuß des Pferdefleiſches nicht mehr zum Beiſpiele vor ſich hatten.

Wer nicht vom Vorurtheile befangen iſt, wird gegen die Appetitlichkeit des Pferdefleiſches gewiß weniger einzuwenden haben, als man gegen das Fleiſch von Schweinen vorbringen könnte. Es handelt ſich ſonach blos um die Schmakhaftigkeit. Dieſe aber kommt nur auf geeignete Zubereitung an, und bei dieſer wird der feinſte Gaumen beim Genuſſe befriedigt ſeyn.

Das Wochenblatt des landwirthſchaftlichen Vereins in Bayern enthielt über dieſen Gegenſtand

bereits vor etwa 15 Jahren einen, wenn wir nicht irren, auf mehrere Bogen ausgedehnten Aufſaz, worin der Genuß des Pferdefleiſches aus allen Rükſichten vortheilhaft beleuchtet und angerathen iſt. Aber dabei blieb's. Denn ein Einmal angenommenes und feſtgewurzeltes Vorurtheil legt ein Volk in mehreren Jahrhunderten nicht wieder ab. Um ſo freudiger überraſchte uns in öffentlichen Blättern folgende Nachricht aus Stuttgart vom 21. April l. Js.:

Vorigen Samstag fand im Burck'ſchen Saale im Königsbade ein Pferdefleiſch-Eſſen von 120 Gedeken Statt, an welchem die Vorſtände und Lehrer der Veterinärſchule, Profeſſoren von Hohenheim, Zöglinge beider Anſtalten, und viele andere Gäſte Theil nahmen. Das Fleiſch von einem geſunden ſiebenjährigen Thiere war ſchmakhaft, auf viererlei Art zubereitet. Die Geſellſchaft war fröhlich.

Hat denn Niemand den Muth, dieſes patriotiſche Beiſpiel wenigſtens in ſolchen Fällen nachzuahmen, wo ein geſundes kräftiges Pferd den Fuß gebrochen? Warum ſoll Hanns Schlendrian mit ſeiner Binde vor den Augen am reinlichen Pferde mehr Grauen, als am ſchmuzigen Schweine ſehen können? Ei, reißt ihm doch endlich die Binde kühn von den Augen; er hat uns lange genug — genarrt!

Zuſtand der auſtraliſchen Wollzucht.

London, 20. April. Der Zuſtand der Kolonie von Neuſüdwales iſt in dieſem Augenblike intereſſanter für Deutſchland, als der irgend einer andern engliſchen Kolonie, weil ſie der größte Konkurrent iſt, den es bei der Ausfuhr ſeiner Wolle findet. Die Kolonie leidet gegenwärtig unter mehreren, zwar temporären, aber ſehr groſſen Uebeln, unter denen das des hohen Arbeits-Lohns, den die plözliche Unterbrechung der Zufuhr von Sträflingen herbeigeführt hat, das dringendſte iſt. Es iſt ſo groß, daß es ſchon jezt angefangen hat, der Vermehrung der Schafheerden ein Ende zu machen, weil Niemand Heerden ankaufen will, da er keine Schäfer für ſie findet.

Die Einwanderungs-Committee von Sidney hat in der Mitte des lezten Jahres eine Unterſuchung über den Zuſtand der Kolonie in allen Zweigen veranſtaltet und dieſe im Oktober druken laſſen. Der Bericht iſt gerade hier angekommen. Ich entlehne daraus die Antworten, welche ein intelligenter Schafzüchter, W. Lawſon, vor der Kommiſſion gab; ſie geben daſſelbe Reſultat, wie die der übrigen Schafzüchter, und ich wähle ſie nur, weil er ſich etwas kürzer faßt; ſie werden von den Bedingungen, unter denen Schafzucht dort getrieben wird, eine beſſere Idee geben, als eine lange Beſchreibung.

Frage. „Welche Art von Leuten nehmen Sie zu Schäfern?

Antw. Früher und bis vor zwei Jahren ließ ich mir Sträflinge anweiſen; ſeit dieſer Zeit iſt dieſe Klaſſe immer ſeltener geworden und ich nehme freie Einwanderer.

Fr. Sind dieſe eben ſo gut?

A. Anfangs verſtehen ſie wenig davon, lernen aber nach und nach; ſie bleiben aber nicht gern und Die, welche es thun, verlangen einen groſſen Zuſchuß von Lohn. Leute, die ich um 22 Pfd. St. jährlich miethete, verlangen jezt 30 und ich muß es geben, und zur Zeit der Schur muß ich mich ſelbſt zu 1 Pfd. wochentlich verſtehen, Rationen nicht eingerechnet; dieſe machen etwa 22 bis 25 Pfd. St. jährlich, ſo daß ein Schäfer auf 50—60 Pfd. kommt.

Fr. Können Sie um dieſen Lohn ſo viele Leute finden, als Sie wollen?

A. Nein; ich ſtoſſe auf ſo groſſe Schwierigkeiten, daß ich leztes Jahr 10,000 Schafe nicht lammen ließ, und doch bin ich nicht im Stande geweſen, alle Lämmer, die ich von dem Reſte meiner Mutterſchafe erhielt, zu entwöhnen. Ich habe leztes Jahr 2000 Pfd. St. an meinen Schafen verloren und werde heuer eben ſo viel verlieren. Meine Heerden haben freilich in dem Jahre an Zahl zugenommen, aber da Schafe gegenwärtig unverkäuflich ſind, ſo bin ich darum nicht beſſer daran. Dieſelben Urſachen bringen in der ganzen Kolonie bei allen Schafzüchtern dieſelben Folgen hervor.

Fr. Welcher Urſache ſchreiben Sie die Schwierigkeit, Käufer für Schafe zu finden, zu?

A. Theils dem niedrigen Preiſe der Wolle, theils dem hohen Miethlohn; wenn man Schäfer um 18 — 20 Pfd. St. und Rationen jährlich miethen könnte, ſo würde die Zahl der Schafzüchter ſich vermehren und Schafe verkäuflich werden.

Fr. Haben Sie je die Schur aus Mangel an Händen verſchieben müſſen?

A. Sehr oft; z. B. leztes Jahr konnte ich im Diſtrikte Wellington durchaus keine Arbeiter erhalten und die Schur wurde daher verſchoben bis der Grasſame reif war und ſich in der Wolle feſtſezte; die Folge war, daß ich nur 1 Sh. per Pfund von Wolle erhielt, die ihrem Stapel nach zu 1 Sh. 8 P. hätte verkauft werden ſollen.

Fr. Halten Sie Ihre Schafe in gröſſeren Heerden, als wünſchenswerth iſt?

A. Allerdings. Ich muß ſie in Heerden von 1500 Stük halten, was in jeder Hinſicht für ihre Geſundheit und ihre Wolle ſchädlich iſt. Ich glaube, meine Wolle hat ſich daher in den lezten Jahren verſchlechtert.

Fr. Haben Sie Verſuche gemacht, Sich Arbeiter zu verſchaffen?

A. Ich habe leztes Jahr durch meinen Agenten auf meine Koſten 50 Arbeiter aus England kommen laſſen, aber wegen eines Fehlers der Uebereinkunft ſind nur zwei in meine Dienſte getreten; ich habe neue verlangt und muß ſie mir verſchaffen oder die Schafzucht aufgeben. Ich bezahle die Ueberfahrt mit 12 Pfd. St. zum Voraus unter der Bedingung, daß ſie drei Jahre bei mir im Dienſte bleiben; da der Lohn, den ich dieſe drei Jahre lang gebe, etwas niedriger iſt, ſo bin ich auf dieſe Art für die Transportkoſten entſchädigt. Ich würde Leute aller Art und Farbe nehmen, wenn ich ſie zu mäſſigem Lohne erhalten könnte, und habe z. B. einen Vertrag gemacht, nach welchem man mir aus Chili 26 Schäfer ſchiken wird, für deren Transport ich zum Voraus je 10 Pfd. St. bezahlt habe und denen ich 20 Pfd. St. und Rationen von Fleiſch und Mehl geben werde. Einmal hatte ich Geld nach Indien geſchikt, um 60 Kulis zu erhalten, aber die neuen Ordonnanzen machten der Einſchiffung ein Ende.“

Die Maßregeln, welche die Colonial-Adminiſtration genommen hatte, dieſem Mangel an Händen durch Einwanderung abzuhelfen, waren ſehr energiſch, ſo ſehr, daß ſie anfing, vor den wahrſcheinlichen Folgen derſelben zu erſchreken. Bis zum November lezten Jahres hatten ſie die Prämien für Einführung von Koloniſten unbedingt und für jede vorgeſchlagene Zahl von Koloniſten verwilligt. Dieſe beſtehen darin, daß ein Rheder, welcher engliſche Auswanderer in die Kolonie bringt, im Falle er gewiſſe Reglements über Alter, Geſchlecht, Moralität u. ſ. w. derſelben Genüge thut, für jede erwachſene Perſon 17 Pfd. St. erhält. Dieſes Geſchäft war lange in den Händen eines einzigen Hauſes, Marſhall und Comp., geblieben und nicht ſehr vortheilhaft geweſen, da man keine hinlängliche Rükfracht fand. Aber ſeitdem die Schiffe von Sidney nach Indien gehen, um dort Zuker zu laden, iſt das Geſchäft ſo gut geworden, daß den 1. Nov. 1840 Erlaubnißſcheine, 65,478 Perſonen einzuführen, ausſtändig waren, deren Ablöſung, im Falle die volle Zahl angekommen wäre, über 900,000 Pfd. St. verlangt hätte. Dieſe Summe ſchikte der Gouverneur, und obgleich er hoffte, daß ein groſſer Theil der Emigranten nicht geliefert werden würde, ſo fing er doch von dieſem Datum an, nur bedingungsweiſe Prämien zu verſprechen, d. h., auf den Fall, daß die Kolonialkaſſe ſie bezahlen könne. Er glaubte, dieß würde den Zudrang der Rheder vermindern, aber dennoch wurde im Jahre 1841 bis zum November Erlaubniß, 56,000 Seelen einzuführen, verlangt, was aufs Neue 760,000 Pfd. St. erfordern würde, ſo daß die Kolonie alſo im Laufe Eines Jahres anderthalb Millionen Pfd. St. für Koloniſten zu bezahlen haben könnte. Dieſes Geld ſollte aus dem Verkaufe der Kronländereien kommen; dieſe hatten im Jahre 1840 die Summe von 320,000 Pfd. ertragen, wovon 237,000 für Einwanderer bezahlt wurden; im Jahre 1841 belief ſich der Ertrag der Ländereien nur auf 80,000 Pfd., ſo daß die Kolonialkaſſe mit den Reſten der lezten Jahre nur 200,000 Pfd. dazu

in Hängen hatte. Der Gouverneur ſchlug daher vor, ein Anlehen in London zu machen.

Für Schäfer iſt alſo künftig in der Kolonie geſorgt, um ſo mehr, als man bemerkt hat, daß Weber in Auſtralien beſſere Schäfer abgeben, als engliſche Schäfer und Landleute. Das indolente Leben eines Schäfers ſcheint den an die ſizende Lebensart gewöhnten Webern ſehr zu gefallen, und da jezt eine groſſe Arbeitsnoth unter ihnen herrſcht, ſo beſteht ein groſſer Theil der Emigranten aus dieſer Klaſſe. Aber die Ausbreitung der Schafzucht findet noch eine zweite Schwierigkeit, welche in dem erhöhten Preiſe des Landes liegt. Früher wurden die Kronländereien zu einem Minimum von 5 Sh. per Morgen verkauft; dieſes iſt aber jezt auf 12 Sh. erhöht worden und ſoll, wie jezt ſchon in Port Philip, in der ganzen Kolonie auf 1 Pf. geſezt werden. Allein zu 12 Sh. iſt es bereits zu theuer für Schafzucht, denn jedes Schaf erfordert in Auſtralien vierthalb Morgen Landes, welche 42 Sh. koſten, alſo 4 Sh. jährlich Zinſen (zu dem Colonialpreiſe der Kapitalien), was allein mehr iſt, als die Wolle einträgt, ſo daß der ganze Schäferlohn, die Schur und der Transport auf den Werth der Lämmer fallen würden. Die Schafzüchter ſchiken daher ihre Heerden mehr und mehr jenſeits der Grenzen der Kolonie, wo ſie nur eine unbedeutende Lizenz bezahlen; aber die Zufuhr der Lebensmittel in den entfernten Stationen und die Fracht der Wolle nach Sidney vermindern die Vortheile dieſes Etabliſſements wieder ſehr. Es iſt daher nicht ſehr wahrſcheinlich, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden die Schafzucht ſich ſo ſchnell als bisher verbreiten werde. (Die Zahl der in der Kolonie befindlichen Schafe beläuft ſich auf etwa 3 Millionen, die gegen 9 Millionen Pfund Wolle liefern.) Da aber die Wolle faſt der einzige Ausfuhrartikel der Kolonie iſt und daher ihre Tendenz nothwendig auf die Vermehrung desſelben geht, ſo wird ſie wahrſcheinlich Mittel finden, dem hohen Preiſe der Ländereien durch Lizenzen innerhalb der Grenzen, wie ſchon jezt in Weſtauſtralien, oder durch irgend eine andere Auskunft abzuhelfen, und die Konkurrenz, welche ſie der deutſchen Wolle macht, wird wohl nicht auf lange Zeit aufgeſchoben ſeyn. (Allg. Z.)

Einige landwirthſchaftliche Erfahrungen und Winke.

1.

Mehrere deutſche und franzöſiſche Landwirthe, die nicht unbedingt an dem Alten hängen, füttern ihre Pferde ſchon ſeit einigen Jahren im Herbſte und im Winter mit rohen Kartoffeln, ohne Nachtheil für die Geſundheit derſelben. Man gibt bei dem Anfange dieſer Fütterung jedem Pferde täglich 1 weimariſche Meze rohe Kartoffeln und 2 Mezen gemahlenen Hafer oder geringen Schrot von anderem Getreide, und läßt dann von Tag zu Tag verhältnißmäſſig die Maſſe des Hafers oder Schrotes abnehmen, die Maſſe der Kartoffeln zunehmen. Schon nach Verlauf der erſten, wenn man aber recht ſchonend und vorſichtig verfahren will, erſt nach der zweiten Woche, erhält jedes Pferd täglich 3 Mezen Kartoffeln und eine halbe Meze Schrot von Hafer oder geringem Getreide, welche mit etwas Hekerling vermiſcht und mit kaltem Waſſer angemengt werden.

Weſentlich iſt es hierbei:

1. daß man die faulenden Kartoffeln ſorgfältig entferne, die guten in einer Waſchmaſchine eben ſo ſorgfältig reinige;
2. daß man die gereinigten Kartoffeln nicht im voraus, ſondern damit ſie ja nicht ſchmierig werden, erſt bei dem jedesmaligen Füttern mit dem Stampfeiſen zertheile;
3. daß man dieſe Zertheilung nur bis zu Stüken von der Gröſſe einer welſchen Nuß, nicht weiter Statt finden laſſe;
4. daß man von Zeit zu Zeit das Futter mit etwas Kochſalz oder gutem Viehſalze anmache. Auch das Heu läßt ſich bei dieſer Fütterung erſparen und durch Weizen-, Gerſten- und Haferſtroh erſezen, ohne nachtheiligen Einfluß auf die Dünger-Erzeugung.

Ein Landwirth, welcher für 12 Pferde bei der gewöhnlichen Fütterung den Hafer von 25

Akern nöthig gehabt hatte, brauchte bei dieſer neuen Fütterung nur die Kartoffeln von 5 Akern.

2.

Sehr genaue Beobachtungen haben gelehrt, daß das Wachsthum der Kartoffeln ganz aufhört, ſobald das Kraut derſelben abgeſchnitten worden iſt. Auf zwei Akern gleicher Gröſſe zu 300 Quadratruthen, gleicher Güte und Behandlung, von denen man den einen 14 Tage vor der Ernte (vor dem 3. Oktober) das Kraut genommen, dem andern das Kraut gelaſſen hatte, ergab jener gegen dieſen einen Verluſt von 43 Dresdner Scheffeln an dem Ertrage. Es liegt klar vor, wie theuer das Abſchneiden und leidige Verfüttern des Kartoffelkrautes vor der Ernte zu ſtehen kommt.

3.

Ein Geſpann Kühe leiſtet in der Regel ein Viertheil mehr Arbeit bei dem Akern, als ein Ochſengeſpann. Wendet man die Kühe nur zu halben Tagen, alſo im Wechſelgeſpann, zu der Arbeit an, ſo gleicht eine Zulage an nahrhaftem Futter den ſonſt entſtehenden Verluſt an Milch ziemlich aus. Und ſelbſt wenn dieſe Zulage genügend nicht möglich wäre, würde der Gewinn an Arbeit durch den Verluſt an Milch nicht aufgehoben werden, beſonders da nicht, wo auch die Beſchleunigung der Arbeit zu dem geeigneten Zeitpunkte mit in Rechnung kommt.

4.

Empfohlen wird eine Anſaat von Roggen in die umgebrochene kräftige Gerſtenſtoppel, um im Frühjahre ein recht zeitiges, grünes Futter für das Rindvieh und die Schafe zu gewinnen. Nach dem Abmähen im Frühjahre laſſen ſich in demſelben Lande, mit Hülfe der ſogleich aufzubringenden Düngung, Kartoffeln oder Runkelrüben bauen. Wo dieß bedenklich, gibt die Roggenſaat ſelbſt noch eine Gründüngung.

5.

Engliſche Landwirthe ſezen bei der Ausſaat dem Samen des rothen Kopfklees zwei Zehntel oder ein Zehntel Peterſilien-Samen zu, alſo acht Zehntel oder neun Zehntel Klee, zwei oder ein Zehntel Peterſilie. Man will bemerkt haben, daß das gemiſcht erwachſende Futter von gutem Einfluſſe auf die Milcherzeugung ſey und die Gefahr des Aufblähens mindere.

Schilf auf Wieſen zu vernichten.

Das Schilfrohr, welches häufig auf feuchten Wieſen vorkommt und das gute Gras benachtheiligt, beſtokt ſich leicht ſo ſtark, daß lezteres davon ganz verdrängt wird. In ſolchen Fällen hat man ſchon mit guter Wirkung das folgende Verfahren angewendet. Man läßt nemlich das Rohr im Frühjahre knapp an der Erde wegbauen, und dann auf die Rohrſtöke Kohlenpulver, Steinkohlenaſche, auch Rükſtände aus Kalk- und Ziegelöfen ſtreuen, worauf ſie vergehen.

Alte Sprüche.

1. Es meint jede Frau,
   Ihr Kleid ſey ein Pfau.
2. Das Kind geſtorben, die Gevatterſchaft ein Ende.
3. Wann der Kaiſer ſtirbt, hebt ſich der König im Sattel.
4. Er bedarf eines Hundes, wie der Bettler einer Goldwage.
5. Kräht die Henne und ſchweigt der Hahn,
   Iſt das Haus gar übel dran.
6. Man wärmt ſich bald bei groſſem Feuer.
7. Beſſer iſt es, zu Frommen,
   Als Gelehrten kommen.
8. Eigenliebe wekt des Haſſes Triebe.
9. Gleiches Gut und gleiche Jahre
   Gibt die beſten Paare.
10. Heb ruhig weiter Fuß und Stab,
    So läßt Klifklaf vom Bellen ab.
11. Ungebrannter Ziegel im Bache zerfließt.
12. Das Werk muß den Meiſter loben,
    Doch der Segen kommt von oben.
13. Waſſerkrug war nie klug.
14. Beſſer iſt umkehren, als irregehen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Beweiſe für die Nothwendigkeit einiger heutigen Tänze.

Polonaiſe. Gäb's keine Polonaiſen, ſo gäb' es keine Küß-Polonaiſen; gäb' es keine Küß-Polonaiſen, ſo könnte man nicht küſſen; gäb's keine Küſſe, ſo gäb's keine Liebe; gäb's keine Liebe, ſo hätte Schiller nicht ſagen können: „Des Lebens Höchſtes iſt die Liebe." Schiller hat aber geſagt: „Des Lebens Höchſtes iſt die Liebe," folglich muß es auch Polonaiſen geben.

Galoppade. Gäb's keine Galoppaden, ſo gäb' es keine Galopp; gäb' es keinen Galopp, ſo gäbe es keine galoppirende Schwindſucht; gäb' es keine galoppirende Schwindſucht, ſo würden manche Mädchen nicht ſo ſchmachtend blaß ausſehen; manche Mädchen wollen aber ſchmachtend blaß ausſehen, darum muß es auch Galoppaden geben.

Cotillon. Gäb's keinen Cotillon, ſo könnte man ſich keine Dame holen, ſo müßte man ſie ſizen laſſen — ſizen bleiben will aber Keine, darum muß es auch Cotillons geben. — (M. Tbl.)

Sonderbares.

	a) Man hat:	b) Man hat nicht:
1.	Viele Hülfsmittel für Klein und Groß, aber	Muſiker von Auszeichnung;
2.	viele Werke über Erziehung und Unterricht, aber	gutgezogen Volk;
3.	viele fromme und Induſtrieſchulen, aber	fürs eigentliche Hauswesen bildende Anſtalten:
4.	viele Natürlichkeit, aber	Beſcheidenheit;
5.	viele Belelehrungen, aber	Hauszucht;
6.	vielen Geſchmak, aber	Sinn für Sparſamkeit;
7.	viele helle Köpfe, aber	herzliche Menſchen;
8.	viele Schriftſteller, aber	groſſe Gelehrte;
9.	viele Gelegenheit zum Reichwerden, aber	wohlhabende u. unternehmende Leute;
10.	viele Aerzte und Juriſten, aber	immer Hülfe und Recht.

Mit dem Haben und Nichthaben
Verſchwinden alſo viele Gaben.

Unfug.

In neueſter Zeit liest man die Ankündigungen, Titel ꝛc. in wahrer Barbarei gedrukt. Petit, Garmond ꝛc. laſſen ſich entſchuldigen; aber Fraktur und Latein durch einander ſtreitet gegen das Sprachgeſez: „Schreibe Alles mit deutſcher Schrift, in ſo ferne es nicht als Explikation, oder Probe dienen ſoll!" Und wir ſehen nicht ein, wie einem Sezer die Umſtoſſung einer ſo alten Regel freiſtehen ſollte. Oder hat man ſeit Jahrhunderten ſo vergeblich gegen Barbariſches gekämpft? — B—l.

Im Programme, welches der Herzog von Belluno, franz. Kriegsminiſter, wegen Aufnahme in die Kriegsſchule von St. Cyr gab, wurde verordnet, „daß kein Jüngling aufgenommen werde, welcher die Anfangsgründe der deutſchen Sprache nicht inne hätte!" — In Deutſchland ſelbſt wird das Deutſche in mancher Schule weniger gewürdiget.

Bücher-Anzeige.

Das Ganze
der
Käſe-Fabrikation,
oder
Anweiſung
zur leichten und vortheilhaften Bereitung des Käſes im Allgemeinen, ſo wie auch insbeſondere des Schweizer, Neufchateler, Limburger, Kräuter, holländiſchen, Parmeſan-, Harz-, Cheſter-, Donlup-, Gloſter-, Norfolk-, Stilton-, Brier-, holſteiniſchen, weſtphäliſchen, Kümmel- und Kartoffel-Käſes,
nebſt
Anleitung zur Verbeſſerung aller Käſearten und Sicherſtellung derſelben gegen Maden und Milben.
Theils nach eigenen Erfahrungen, theils nach den anerkannt beſten Quellen
von
L. Börne,
Oekonomie-Adminiſtrator.
Nordhauſen,
bei Ernſt Friedrich Fürſt.
1841.

So klein dieſes Buch iſt, enthält es doch ſehr viel Nüzliches über die Käſe-Fabrikation und verdient, wohl beachtet zu werden. Der Verfaſſer hat aus eigenen Erfahrungen geſchöpft, und nichts veröffentlichet, was er nicht ſelbſt erprobt befunden hatte.

Höchſt intereſſant iſt ſchon die Einleitung des Werkchens, in welcher die vorzüglichſten Käſearten im Allgemeinen zur Sprache kommen.

Alsdann werden wir im erſten und den folgenden Kapiteln mit der Rükſicht, die bei der Käſebereitung auf die Milch zu nehmen iſt, mit der Käſebereitung hauptſächlich und mit der Fabrikation der verſchiedenen Arten insbeſondere bekannt. Die Darſtellungsweiſe iſt einleuchtend, gründlich und wahr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 24. 17. Juni 1842.

Inhalt: Die erſte Nachtigall. — Marzellin, oder die Werkleute von Sardam. — Der Hausgeiſtliche im Irren-Inſtitute. — Ein Wörtchen über die hie und da zuweilen mangelhaften Brief-Expeditionen auf dem platten Lande. — Ein Wörtchen über eine ganz eigene Aſſekuranz-Anſtalt. — Ueber eine Buttermachungs-Maſchine. — Holz.

Die erſte Nachtigall.

Wir gingen durch den Frühlingshain
In wonnevollem Schweigen,
Thautropfen hingen, demantrein,
An Blumen und an Zweigen.

Der Flieder ſtrömte Balſamhauch
In leichtbewölkte Lüfte,
Es wogt' und wankte Baum und Strauch
Voll Blüten und voll Düfte.

Wir ſtanden an des Hügels Rand,
Verſenkt in ſel'ges Schauen,
Tief unten floß des Stromes Band
Durch morgenhelle Auen.

Dein Auge flog dem Himmel zu
Und dann zu mir herüber,
Und Niemand war, als ich und Du,
Und Gottes Aug' darüber.

Da flötete die Nachtigall
Aus ſchattigen Gehägen,
Sie flötete mit ſüßem Schall
Den erſten Frühlingsſegen.

Wir ſah'n uns an, den feuchten Strahl
Der Wonne in den Bliken,
Wir ſah'n uns an wohl hundertmal
Mit kindlichem Entzüken.

Gott war in uns, und wir in ihm,
Das ſtand im Aug' geſchrieben,
Als Kinder ſtanden wir vor ihm
In ſchuldlos reinem Lieben. —

O ſüßes, hehres Morgenlicht!
O Stunde ſel'ger Freuden!
Wir ſahen Gottes Angeſicht,
Und können ruhig ſcheiden!

Marzellin, oder die Werkleute von Sardam.

Der kaum 16jährige Marzellin ſaß am See-Hafen von Amſterdam, der Hauptſtadt von Holland. Gefangener auf einem franzöſiſchen Schiffe, auf welchem er als Matroſe diente, wartete er von Tag zu Tag auf eine Auswechslung, die ihn ſeinem Vaterlande und den Lieben, die er dort zurükgelaſſen, wiedergeben ſollte. England, Spanien und Deutſchland, verbunden mit Holland gegen Ludwig XIV. waren endlich mit einer Unterhandlung zum Frieden beſchäftigt, der Europa nothwendig geworden. Ludwig XIV. hatte es lange beunruhigt durch ſeine Eroberungsſucht, dieſer unſeligen Leidenſchaft, deren Gefahren er, troz ſeiner glänzenden Siege, einzuſehen begann. Die Geſandten waren ſchon im Schloſſe von Riswik nahe bei Haag verſammelt, aber die Friedensverträge, die man ſo leicht bricht, bilden ſich nur mit unendlicher Langſamkeit und Vorſicht. Jede Redensart, jeder Ausdruk wird ängſtlich dabei gewogen, ſo ſehr mißtrauen ſich die Regenten unter einander.

Doch vor Marzellins Seele trat dieſe Betrachtung nicht; ſein Auge war auf ein Schiff gerichtet, das wenige Schritte von ihm erbaut wurde, er überließ ſich einer ſchmerzlichen Erinnerung, die dieſer Anblik in ihm hervorrief, und ohne es ſelbſt zu bemerken, ſtrömten heiſſe Thränen über ſeine Wangen.

Ein Mann in Matroſenkleidung, von hoher Geſtalt und ſtolzem, erhabenen Ausdruke, bemerkte ihn ſeit einigen Augenbliken. Er wünſchte zu wiſſen, warum der junge Menſch weine und redete ihn holländiſch an. Marzellin verſtand dieſe Sprache nicht; verwundert betrachtete er den Frem-

den und machte ihn durch Zeichen ſein Unvermögen, ihm zu antworten, begreiflich. Der Unbekannte, der mit eben ſo wenig Erfolg ihn auf Deutſch angeſprochen hatte, verſuchte nun auf Engliſch verſtanden zu werden. Da Marzellin mehrmals Gelegenheit gehabt, dieſe lezte Sprache zu üben, bediente er ſich ihrer, dem Fremden mitzutheilen, daß er franzöſiſcher Gefangener ſey, und daß der Anblik dieſes Schiffes, das ihn lebhaft an den Tod ſeines Wohltäters erinnere, ihm Thränen entlokt habe.

Dieſer Wohlthäter, war er Seemann? fragte der Fremde.

Er arbeitete am Baue der Schiffe im Hafen von Breſt, antwortete Marzellin, und ich ſelbſt fing an, mich in ſeinem Gewerbe zu üben, als ich das Unglük hatte, ihn zu verlieren.

Und warum haſt du es nicht fortgeſezt? erwiederte der Fremde.

Ach, mein Herr, Euch dieß zu erzählen, würde zu weitläufig ſeyn. Es iſt Mittag, die Stunde des Zuſammenrufs; erlaubt, daß ich mich wieder an meine Pflicht begebe. Marzellin kehrte wirklich in ſeine Wohnung zurük. Als er aus der Verſammlung kam, begegnete er aufs Neue dem Unbekannten, der mit Wohlwollen ſeine Hand ergriff und ihm den Vorſchlag machte, ihn nach Sardam zu begleiten, wo er wohne, und bei ihm zu arbeiten.

Ich bin auch ein Schiffbauer, fügte er hinzu; wir werden zuſammen arbeiten. Dankbar lächelte Marzellin bei der Güte des Fremden. Doch machte er die Bemerkung, daß Sardam zu weit von der Stadt liege, als daß es ihm möglich wäre, ſich pünktlich zum Verleſen einzuſtellen, welches dreimal des Tages Statt finde.

Dieß darf dich nicht beunruhigen, erwiederte der Fremde; du biſt von jedem Dienſte befreit. Ich habe mit dem Admiral geſprochen, der ſogleich in meiner Gegenwart einem Offizier die erwünſchten Befehle gegeben. Ich habe auch vernommen, daß du fromm biſt und pünktlich in Erfüllung deiner Pflichten. Kurz, ich fühle eine groſſe Neigung, dich zu lieben, in mir, und es wird nur an dir liegen, glüklich bei mir zu ſeyn.

Dieſe Schnelligkeit, und mehr noch die Art, mit welcher der Fremde ſich ausdrükte, ſezten Marzellin in Erſtaunen. Er wollte ſelbſt in ſeine Wohnung zurükkehren, um ſich mit dem Offiziere darüber zu verſtändigen, weil er nicht wußte, ob der Matroſe es aufrichtig mit ihm meine, als dieſer Offizier in ihrer Nähe eben vorüberging. Er konnte nur wenig franzöſiſche Worte, die er anwendete, Marzellin begreiflich zu machen, daß er unbeſchränkt den Händen Michaelofs, dieß war der Name des Fremden, anvertraut ſey.

Marzellin folgte ihm alſo nach Sardam. Dieſes groſſe, reiche, bevölkerte Dorf iſt durch die groſſe Zahl guter Schiffe, die daſelbſt gebaut werden, berühmt. Es iſt nur von Arbeitsleuten bewohnt; ihre Arbeit, ihre Thätigkeit, ihr guter Ruf haben einen freundlichen Wohlſtand unter ihnen verbreitet. Marzellin bewunderte die Reinlichkeit ihrer Häuſer, die Ordnung, die in ihren Werkhöfen, Schmieden, Seilbahnen und dieſer Menge von Mühlen, in welchen man die verſchiedenen nöthigen Holzarten ſägt, andere, in welchen man das Oel läutert, Papier bereitet, und geſchmeidige Metalle ſpinnt, herrſchte.

Die geringſte Verfertigung erfordert die Mitwirkung unermeßlicher Arbeiten. Von der Steknadel bis zum Kriegsſchiffe, beſchäftigt Alles, deſſen wir uns täglich bedienen, Tauſende. Wir vermögen nichts ohne den Beiſtand unſerer Nebenmenſchen. Dieß iſt eine bewunderungswürdige Kette gegenſeitiger Dienſtleiſtungen, die wir mit Aufmerkſamkeit betrachten ſollten, als den unſichtbarſten Beweis der Gefühle, welche die Vorſehung von uns fordert. Durch dieſe Abhängigkeit, in welcher ſie uns hält, ermahnt ſie uns, uns um die Liebe unſerer Mitmenſchen zu bewerben, und ihnen niemals unſere Dienſte zu verſagen, weil wir unaufhörlich der ihrigen bedürfen.

Das Haus Michaelofs war nicht das ſchönſte in Sardam, aber es gab kein bequemeres, und dieß genügte ihm. Was Marzellin ſehr befremdete, war, daß Michaelof, unbewandert in der Kunſt des Schiffbaues, hier war, um zu lernen, da er in dem groſſen moskowitiſchen Reiche geboren, in welchem man dieſe Kunſt durchaus nicht

kannte. Wirklich zählte er noch nicht 25 Jahre, und in dieſem Alter kann man ſich unterrichten. Marzellin glaubte ſogar, er habe eine Familie zu unterſtüzen, und fand ihn darum nur achtungswürdiger.

Er erblikte einen Nachen, an welchem Michaelof einen zerlegbaren Maſt gemacht hatte; dieß war ſeine erſte Arbeit. Jezt arbeitete er in allen Theilen der Schiffbaukunſt, indem er einen nach dem andern durchging, um ſich in Allem zu vervollkommnen. Nach dem frugalen Abendeſſen, während welchem Marzellin mit Bedauern bemerkte, daß Michaelof unmäſſig trank, wünſchte Lezterer die Begebenheiten ſeines jungen Gefährten zu kennen.

Marzellin wurde zwei Monate nach dem Tode ſeines Vaters geboren und verlor ſeine Mutter, indem ſie ihm das Leben gab. Nach Befriedigung der Schuldner blieb der unglüklichen Waiſe nichts, nicht einmal eine Wiege.

Man trug ihn in ein Armenhaus, als Keralio, ein Arbeiter, der vom Seehafen, wo er gearbeitet, kam, ihm begegnete, und bewegt von dem traurigen Looſe des Kindes, es auf ſeine Arme nahm. — Armer Kleiner, ſprach er gerührt, ſo jung ſchon biſt du dem Schmerze des Lebens preisgegeben! Deines Vaters und deiner Mutter beraubt, welcher Arm wird dich empfangen? Wer wird dein Schreien und deine Thränen ertragen? Ach, wenn meine Familie nicht ſchon ſo zahlreich wäre . . . . !

Seufzend gab Keralio den kleinen Marzellin dem Weibe, das ihn ins Spital trug, zurük und ging trauernd nach Hauſe. Er umarmte ſeine Frau und das kleine Mädchen, das an ihrer Bruſt lag. Der Anblik des Kindes erinnerte ihn an die Waiſe; er erzählte nun ſeiner Juſtine von ihr. —

O mein Freund, ſprach das gefühlvolle Weib, warum haſt du ihn mir nicht mitgebracht? Ich habe Milch genug, um beide zu ernähren. Wenn jemals eines unſerer Kinder verlaſſen wäre, wie jenes . . . würde der Himmel ſich mitleidig ſeiner annehmen, nachdem es uns ſelbſt an Mitleid gefehlt? Geh, eile, mein guter Keralio; ich brenne vor Ungeduld, dieſen Unglüklichen in meine Arme zu ſchlieſſen.

Aber, Juſtine, werden wir ihn in der Folge behalten können, ohne unſern eigenen Kindern Abbruch zu thun?

Gott wird uns helfen, mein Freund. Noch nie iſt Jemand arm geworden, weil er den Aermern beigeſtanden. O, verliere keine Zeit, ich bitte dich; er hat vielleicht heute noch keine Nahrung empfangen.

Keralio ließ ſich nicht lange zu einer guten Handlung bewegen. Er lief nach dem Spital. Eben trat dieſelbe Frau mit Marzellin daraus zurük; man hatte ihn nicht aufnehmen können, es mangelte an Ammen. Die einzige, die da war, hatte mehr Säuglinge, als ſie ſtillen konnte. Die Frau war in größter Verlegenheit. Das Kind ſchrie; Keralio nahm es und brachte es Juſtine.

Auf dieſe Weiſe fand der arme Marzellin Beſchüzer. Als er in dem Alter war, ſeine Lage überbliken zu können, wurde ſein Herz von der lebhafteſten Dankbarkeit erfüllt, und dieß Gefühl vereinigte ſich mit der kindlichen Zärtlichkeit, die er ſeit ſeiner Kindheit für ſie empfand. Von nun an war ſein einziges Streben, durch ſeine Tugenden eine ſo edle Wohlthat zu lohnen. Sein ganzer Ehrgeiz beſchränkte ſich dahin, ſich in den Stand zu ſezen, ſeinen Pflegeeltern einſt den größten Theil des Guten, das er empfangen, wieder zu erſezen. Nicht, als hätte er ſich der Bürde der Dankbarkeit, die ihm heilig war, entledigen wollen; er wußte, daß nur Gefühle ſolche Dienſte lohnen; aber er wünſchte dieſe guten Menſchen glüklich zu machen. Zu ſchwach noch, um Keralio bei ſeiner Arbeit zu unterſtüzen, erwies er Juſtinen und ihren Kindern jede mögliche Gefälligkeit. Er wählte ſich die mühſamſten Arbeiten. Er erhob ſich während die andern noch ſchliefen und verrichtete mit Freuden, was ſie bei ihrem Erwachen hätten thun ſollen. Sie auf dieſe Weiſe zu überraſchen, war ſein einziges Vergnügen. Juſtine machte ihm zärtliche Vorwürfe darüber; ſie fürchtete, ſeine Geſundheit möchte darunter leiden.

Liebe Mutter, erwiederte er, indem er ſie umarmte, ich ruhe nur, wenn Ihr ſelbſt ausruht,

und ermatte nur, wenn Ihr bekümmert und mit Sorgen belegt ſeyd.

Aufrichtig wurde Marzellin von ſeinen Brüdern und Schweſtern geliebt. Seine Sanftmuth und Gefälligkeit gewann ihm die empfindlichſten Herzen. Als er ſein zwölftes Jahr erreicht hatte, nahm ihn Keralio mit in den Hafen, wo ſeine Werkſtatt war, und begann von nun an ihn ernſtlich in ſeinem Gewerbe zu unterrichten. Täglich gingen ſie an dem ärmlichen Hauſe vorbei, wo Marzellin geboren wurde; oft blieb dieſer mit thränenden Bliken vor demſelben ſtehen und küßte dann zärtlich die Hand ſeines Pflegevaters.

Eines Tages war Keralio mit mehreren Arbeitern beſchäftigt, einen Maſtbaum auf einem Schiffe aufzurichten. Die Seile verwikelten ſich. Der Maſt fiel auf Keralio und ſtrekte ihn todt auf das Verdek. Vergebens eilte man, ihn in ſeine Werkſtätte zu tragen und Hülfe herbei zu rufen; der Unglükliche bedurfte ihrer nicht mehr. Marzellin erhob ein durchdringendes Geſchrei, als er ſeinen Wohlthäter bleich und blutend erblikte, und warf ſich mit allen Zeichen der Verzweiflung über ihn. Seine Klagen, ſein Schmerz rührten alle Anweſenden.

Nun erſchien auch Juſtine, gefolgt von ihren trauernden Kindern. Mit Seufzen und kläglichem Schluchzen umgaben ſie den zerſchmetterten Leichnam des tugendhaften Keralio.

Sein Erwerb war der ganze Reichthum ſeiner Familie. Er hatte mehr zu thun, als die übrigen Arbeiter, weil man ihm wegen ſeiner Geſchiklichkeit den Vorzug gab. Die zwei Söhne kamen dem Vater nicht gleich und Marzellin war nur noch ein Kind, das nicht im Stande war, ihnen nüzlich zu ſeyn. Dieß ſah er ein, als der Schmerz ihm nachzudenken erlaubte.

Die Vernunft entwikelt ſich immer frühzeitig bei einem gefühlvollen Kinde. Er glaubte nun eine Laſt für die unglükliche Wittwe zu werden und beſchloß, ſein Unterkommen anderwärts, etwa als Zimmermannsgehilfe, zu ſuchen. Seine Jugend und die Schwäche ſeines Körperbaues flößten nicht Zutrauen genug ein. Man rieth ihm, ſich in den Dienſt irgend eines Reichen zu begeben.

Marzellin fühlte Widerwillen gegen dieſen Vorſchlag. Er bedachte mit Recht, daß, wenn er die Arbeit vernachläſſige, er Uebung und Geſchmak daran verliere und dann genöthigt ſey, ſein ganzes Leben in Dienſtbarkeit zu verſeufzen. Während er ſo im Stillen ſich betrübte und quälte, ließ der Zufall ihn einem Schiffsjungen begegnen, der weit jünger war, als er. Dieſer Anblik entſchied ſein Schikſal. Er erſtaunte, nicht früher an dieſen Ausweg gedacht zu haben, und lief ſogleich, ſich zu verdingen, ohne Juſtine ein Wort davon zu ſagen, aus Furcht, ſie möchte nicht einwilligen. Das Schiff, auf welchem er Dienſte genommen, ſollte den folgenden Morgen, bei Anbruch des Tages, abſegeln.

Traurig kehrte Marzellin zurük, verlegen um die Art, mit welcher er ſich benehmen ſollte, um Juſtinen zu entdeken, was er gethan. Sobald Juſtine ihn erblikte, rief ſie ihm mit ſtrenger Miene zu ſich, die ſie nicht gewohnt war, gegen ihn anzunehmen. Er nahte ſich ihr zitternd.

Marzellin, ſprach ſie, ich bin nicht zufrieden mit dir. Seit einiger Zeit bleibſt du beinahe nicht mehr zu Hauſe. Du hilfſt mir bei keiner Arbeit, und theilſt nicht einmal die deiner Brüder. Was bedeutet dieſes Betragen? Du, der bisher ein Muſter des Gehorſams und der Erkenntlichkeit geweſen, willſt du ein Undankbarer werden?

Ich, ein Undankbarer! rief Marzellin, indem er Juſtinens Knie umfaßte; nie, nie, o meine Wohlthäterin.

Nun wohl, mein Freund, erwiederte Juſtine ſanfter; warum verläſſeſt du uns immer? Warum gehſt du unaufhörlich von Wohnung zu Wohnung? Was ſuchſt du?

Ach, erwiederte Marzellin weinend, ich ſuche ein Unterkommen!

Was ſagſt du, Marzellin? Verſage ich dir die Nahrung? Sind meine Kinder glüklicher, als du? Siehſt du, daß ich einen Unterſchied zwiſchen euch mache?

Nein, mein gute Mutter; aber wenn Sie großmüthig ſind, ſoll ich unwürdig Ihre Wohlthaten

mißbrauchen? Sehe ich nicht ſeit dem entſezlichen Verluſt, der uns getroffen, die ganze Mühe, die es Sie koſter, uns zu erziehen?

Grauſames Kind, warum ſiehſt du das? Ich beklage mich nie, und deine Brüder ahnen es nicht einmal. So jung — und ſchon ſo aufmerkſam!

O ja! ich bemerke oft Ihre Sorgen; ich errathe Ihre Gedanken, indem ich Ihre Seufzer vernehme. Jeder Biſſen Brod, den ich eſſe, iſt Ihren Kindern, oder Ihnen ſelbſt geraubt .... Iſt es recht, daß der Fremde auf Koſten der Familie lebe?

Juſtine vermochte nicht zu ſprechen, ihre Stimme erloich in Thränen. Sie legte eine Hand auf Marzellins Mund und begann nach einigen Augenbliken mit Anſtrengung:

Lieber Marzellin, du biſt kein Fremdling in meinem Hauſe; meine Bruſt gab dir die erſte Nahrung. Du biſt noch zu jung, mein Kind, um deinen Unterhalt zu verdienen. Was kannſt du in deinem Alter leiſten?

Sehr wenig, entgegnete Marzellin; indeſſen, wenn Sie Sich nicht widerſezten ....

Ich, mein Sohn, mich einer ſo lobenswürdigen Handlung widerſezen! davor bewahre mich Gott! Er gebietet uns Allen, zu arbeiten, und ſein Segen ruht auf dem Thätigen. Ich liebe dich, Marzellin, und werde dir niemals meinen Beiſtand verſagen; aber immer wird es mir Freude gewähren, wenn du im Stande biſt, ſeiner nicht zu bedürfen.

O meine Mutter! da es ſo iſt, ſo gib mir deinen Segen und empfange mein Lebewohl.

Wie? rief Juſtine beſtürzt.

Ich habe mich als Schiffsjunge verdingt, das Schiff ſtößt morgen vom Lande.

Juſtine ſtößt einen ſchmerzlichen Schrei aus. Mit der einen Hand bedekte ſie ihr von Thränen überſtrömtes Geſicht, mit der andern wehrt ſie die Liebkoſungen Marzellins ſanft von ſich ab. Die ganze Familie verſammelte ſich um Beide und theilte bald Juſtinens Gefühle. Marzellin hatte ſeinen Akkord nicht feſt gemacht; man drang in ihn, ſein Vorhaben aufzugeben. Die Einen überhäuften ihn mit zärtlichen Vorwürfen, die Andern mit den rührendſten Bitten. Er vermochte ſo viel Liebe nicht zu widerſtehen und verſprach, zu bleiben.

Kaum befand er ſich indeſſen allein, als alle Gründe, die ihn zu ſeinem Entſchluſſe gebracht, ſich lebhaft vor ſeinen Geiſt ſtellten. Marzellin lag ſchon im Bette; er erhob ſich leiſe und trat zu einem der Söhne Juſtinens, der wenige Schritte von ihm ſchlief. Nachdem ihm dieſer Verſchwiegenheit gelobt, geſteht er ihm, daß ſein Entſchluß immer derſelbe ſey und er im Begriffe ſtehe, ihn auszuführen. Der junge Menſch, welcher einſah, daß es fruchtlos war, zu bekämpfen, erhebt ſich nun auch und begleitet Marzellin bis an das Ende der Straſſe. Hier umarmen ſie ſich ſchluchzend; ſie preſſen ſich tauſendmal Einer in die Arme des Andern, ohne ſich trennen zu können.

Bitte deine Mutter, daß ſie mir verzeihe, rief Marzellin mit erſtikter Stimme: bitte ſie, mich zu ſegnen! ich bin nicht mehr gegenwärtig, ihren Segen zu empfangen; aber Gott vernimmt ihn, und er wird mir nicht verloren ſeyn. Vergiß mich nie; ich werde dich ewig lieben .....

Endlich reißt er ſich los aus den Armen ſeines Pflegebruders und enteilt mit fliegendem Schritte. Der Schmerz verwirrte ſeine Sinne, daß er nicht wußte, wohin er ging. Die Sterne ſchimmerten freundlich herab. Der Himmel, von ihrem blendenden Lichte übergoſſen, glich einer reichen Stikerei, oder vielmehr, er glich ſich ſelbſt; denn dieſes hinreiſſende Schauſpiel iſt einzig in der Natur. Die tiefe Stille, die in den Straſſen herrſchte, ward nur durch einzelne Windſtöſſe von der See her und durch das Brauſen der Wogen unterbrochen. Marzellin ſtand einen Augenblik ſtill, um Athem zu ſchöpfen; er weinte lange, dann blikte er um ſich und erkannte das Spital, wo man ihn in ſeiner Kindheit nicht aufgenommen. Hier hatte Keralio ihn auf ſeine Arme genommen, von hier aus in ſeine Wohnung getragen. Von dieſer rührenden Vorſtellung geleitet, folgte er, ohne es zu wiſſen, ſeinen Schritten. Es war ihm ſüß, in den Fußſtapfen ſeines Wohlthäters zu wandeln. Er gelangte aufs Neue an

die Wohnung ſeiner Wittwe; die Thüre war verſchloſſen. Marzellin lauſchte einige Zeit; aber Alles blieb ſtill.

Aus dieſer Thüre, ſprach Marzellin leiſe zu ſich ſelbſt, aus eben dieſer Thüre, durch welche Keralio, mein Vater, mein Wohlthäter, mich zu den Seinigen trug .... ich war ſchwach, verlaſſen von der ganzen Welt, ich war nakt .... Aus dieſer Thüre trete ich nun gut gekleidet, geliebt, zurükgeſehnt, reich an frommen Beiſpielen und lieben Erinnerungen! O, möchte ich doch nur durch ſie zurükkehren, um ihnen all das Gute, das ſie mir erzeigt, wieder zu vergelten!

(Schluß folgt.)

Der Hausgeiſtliche in einem Irreninſtitute.

Wie wichtig, und wie dringend nothwendig die beſtändige Gegenwart eines verſtändig und einträchtig zuſammenwirkenden, und den Irrenarzt daher in ſeinen Funktionen getreulich unterſtüzenden Prieſters in einer Irren-Heilanſtalt iſt; darüber werden Einſichtsvollere abſprechen können, die auch „Kopfhängerei" und „Fanatismus" in der Auſſenwelt verabſcheuen, und daher gewiß mit Vergnügen dasjenige Bild eines Hausgeiſtlichen in einem Irreninſtitute in dieſer Zeitſchrift erbliken werden, welches Bild, und welche Muſter-Idee uns anno 1836 Joſeph B. Hipp ꝛc. in ſeinem Werkchen: „Verſuche im Gebiete der Pſychiatrik" ſo nachahmungswürdig aufſtellte, unter dem Titel S. 35: „Der Haus-Geiſtliche".

Die Wirkſamkeit des geiſtlichen Amtes hingegen für die Irrenanſtalten wird bedingt durch die Art der Ausübung; die Berufstreue, Einſicht und die auf Erfahrung beruhende geſammte Verfahrungsweiſe des Hausgeiſtlichen müſſen möglichſt unbeſchränkt auf dem unermeßlichen Felde der Pſychologie walten, eine dem beſondern Zweke angemeſſene Norm der gottesdienſtlichen Handlungen muß in kräftiger, die Geiſtesthätigkeit erregender Anwendung ſich verlebendigen; die eigentliche Seelenpflege bleibt dabei immer die Hauptſache. Nicht ein ſtolzer Rangſtreit macht den Prieſter zu Dem, was er ſeyn ſoll, ſondern ſein Durchdrungenſeyn von der heiligen Lehre der Chriſtus-Religion, ein wahrer Chriſtus-Sinn, den er in Wort und That zu hegen ſich bemüht, wird ihm Mittel geben, auf das innere Seelenleben der ſeiner Pflege Empfohlenen zu wirken, ihre irrigen Vorſtellungen zu berichtigen, ihre Leidenſchaften zu zähmen, ihre Herzen mit Gottvertrauen zu erfüllen, die mit ſich und der Welt Zerfallenen zum Frieden mit derſelben und ſich ſelbſt zurükzuführen, die Geſunkenen zu heben, die Traurigen und Schwachen zu ermuthigen, die Lebensmüden zu erquiken und aufzurichten, die Geiſtesarmen nach ihren Seelen-Bedürfniſſen und Fähigkeiten zu befriedigen, und in Allen das heilige Feuer wieder anzuzünden, das in ihren verödeten Herzen erloſchen war. Wenn er von der Kraft des Evangelii innig belebt und durchdrungen, und zugleich frei von auflodernder Schwärmerei und die Liebe tödtendem Sektengeiſt iſt, wenn er die religiöſen Ueberzeugungen ſeiner Pfleglinge ſchonend berichtiget und läutert, dann wird ſein Wirken geſegnet ſeyn, und mancher Geneſene die Anſtalt veredelter verlaſſen, und als beſſerer Menſch in ſeine heimatlichen Verbindungen zurükkehren.

Ein Wörtchen über die hie und da zuweilen mangelhaften Brief-Expeditionen auf dem platten Lande.

Gewöhnlich beſorgt auf dem platten Lande irgend ein eben zufällig zur Poſt-Expedition Kommender, oder ein Landmann, der ohnehin gerade zu Amt berufen, dort erſcheint, und allda die für ſeine Gegend eben vorfindlichen, aber wer weiß, wie lange ſchon dort angeſammelten Briefe abholet, dieſelben aber nicht immer ſo ganz richtig, oder wie gewunſchen, ſchleunig genug, (zuweilen aus Vergeſſenheit) gar nicht zu Hauſe abliefert. Wäre es daher nicht beſſer, für die brieflichen, als wie auch für die Geldſendungen, beſonders nach Dörfern, Weilern und Einöden hin, eigene und verpflichtete Steuer-Diſtrikts-

Brief-Sammler und Briefträger, und zwar aus der Klaſſe der Diſtrikts-Armen, die dieſer Funktion entſprechen, zu wählen, und denſelben für dieſe Bemühungen, denen ſie ſich in der Woche wenigſtens ein- bis zweimal zu unterziehen hätten, ein gewiſſes Honorar je nach der Entfernung vom Poſtamte und nach dem Gewichte des Briefes, oder Geld-Paquetes, im Gelde auszumitteln, jedoch (unmaßgeblichſt) in der Art, daß dieſes Briefträger- und Briefſammler-Honorar beim einzelnen einfachen Briefe höchſtens 2 kr., bei Geld-Paqueten aber höchſtens 4 kr. per Stük über das gewöhnliche und von dieſen Sammlern auszulegende amtliche Briefporto erreichen dürfte?

Salvo meliori!

Ein Wörtchen über eine ganz eigene Aſſekuranz-Anſtalt,

welche man das Diebſtähle-Verſicherungs-Inſtitut zu nennen beliebt.

Als bald nach der groſſen Feuersbrunſt in München vom 22. auf den 23. Jäner l. Js. von Seite der Mobiliar-Verſicherungs-Sozietät die ſo beruhende Erklärung von ſich gegeben wurde, auch durch Entwendung abhanden und in Verluſt gekommene Gegenſtände vergüten zu wollen, da keimte in ſo Manchem die Idee und der Wunſch auf, dieſer Deklaration die weitere und ſo wohlthätige Ausdehnung zu geben, in Zukunft wie immer abhanden kommendes Eigenthum, deſſen Rükvergütung wegen, — und ohne eben eine ganz neue dießfallſige Verſicherungs-Anſtalt errichten zu müſſen, — im Voraus aſſekuriren zu können.

Was werden wohl Einſichtsvollere zu dieſer für das Wohl der Reiſenden, der armen Dienſtboten, Handwerksgeſellen u. ſ. A. erwachten Idee, und zu dieſem aufgekeimten Wunſche ſagen, und zwar ſichernd beide Theile zugleich?

Ueber eine Buttermachungs-Maſchine.

(Ein Wort aus der Vorzeit.)

Ein landwirthſchaftlicher Skribent ſchrieb anno 1771 über dieſen Gegenſtand folgenden Einfall nieder:

„Man findet alle Tage gemächlichere und hurtigere Maſchinen, um Dasjenige damit zu thun, was ſonſten viele Hände verrichten müſſen, und daher koſtbarer iſt. Ich wundere mich oft, daß man nicht auf eine ſolche denket, mittelſt welcher man leichter Butter machen könnte. Wenn man nun in der Mechanik Alles durch die Bewegung ausrichten kann, ſo ſtelle ich mir vor, daß eben der Bratſpieß, an dem ſich der Braten wendet, wenn er nur etwas ſtärker wäre, mitten in der Küche das Ausbuttern verrichten könnte, durch Hülfe einer langen eiſernen Ruthe, die vom Hauptrad des Braters ausgehen, und im Laufe des Rades wechſelweiſe zwei Rührſtäbe anfaſſen und aufheben müßte, welche alsdann mit voller Gewalt in das Butterfaß zurükfielen, faſt auf die Art, wie die Stämpfe einer Windmühle. Was für Arbeit würde nicht den Landwirthen damit erſpart in ſolchen Haushaltungen, wo man faſt den ganzen Tag mit dem Buttermachen hinbringen muß?“

Holz

iſt dermal bekanntlich für Arme und Reiche einer der wichtigſten Artikel. Holzerſparungs- und Erſazmittel ſollen der größten Sorge im Allgemeinen und im Beſondern unterworfen werden. Es zeigt daher von der größten Nachläſſigkeit, die Gerber-Lohe nicht als Holz benüzen zu wollen, wie es doch ſo leicht geſchehen könnte. Man ſtampft dieſe Lohe etwas feucht wie in Pflaſter-Ziegelform, etwas kleiner, zuſammen, troknet dieſe Lohfladen 6—8 Wochen lang im Freien, jedoch unter Dach, und ſie geben dann ſehr gutes Feuer und gute Aſche, während ſonſt überall bei den einfältigen Gerbern dieſe Loh unbenüzt, ja ſchädlich herumliegt!

444.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Den 30. April 18—.

Alles iſt hier in koloſſalen Verhältniſſen, ſelbſt mein Schneider, deſſen Werkſtatt einer Manufaktur gleicht. Man kommt hin und fragt, umgeben von hundert Ballen Tuch und Zeug, und eben ſo viel Arbeitern, nach dem Schikſale eines beſtellten Fraks. Ein Sekretär erſcheint mit groſſer Förmlichkeit, and fragt verbindlich nach dem Tage der Beſtellung. Sobald man ihn angegeben, werden auf einen Wink zwei Folianten herbeigebracht, in denen er eine kurze Zeit ſtudirt. Mein Herr, iſt endlich die Antwort, morgen um 11 Uhr 20 Minuten wird Ihr Frak ſo weit fertig ſeyn, um ihn im Ankleidezimmer anprobiren zu können. Dieſer Zimmer ſind mehrere, mit groſſen Wandſpiegeln und Pſychés dekorirt, fortwährend mit Anprobirenden beſezt, wo der Schneider Millionär ſelbſt zehnmal ändert, ohne je Verdrieſslichkeit darüber zu äuſſern.

Nachdem dem Frake ſein Recht angethan worden iſt, ſezte ich meine Promenade fort, und komme an einen Fleiſcherladen, wo nicht nur das rohe Fleiſch die ſchönſten Guirlanden, Pyramiden und andere phantaſiereiche Formen bildet, und zierliche Eisbehälter überall liebliche Kühle verbreiten, ſondern auch hinter jedem Schinken ein Komödie-Zettel hängt, und auf den ſpiegelglatten Tiſchen die beliebteſten Zeitungen liegen.

(Briefe eines Verſtorbenen von Herrmann Fürſt von Pückler-Muskau.)

Berichtigung.

In Nro. 13 dieſes Blattes d. Js. war von dem Kinderfahren die Rede. Das iſt aber noch Kleinigkeit. Ich kannte eine Kaufmannstochter, welche ſich ☞ von einer Magd das Gebetbuch jedesmal mit zur Kirche tragen lieſs! Vielleicht erfindet man noch Roſenkränze, welche ſtatt der reichen Leute ſogar beten. —

Ellis hat einen Geſang einer Frau auf den Sandwichs-Inſeln aufgezeichnet, welcher alſo beginnt:

Ue, ue, ua mate tuu Arii.

Zu Deutſch:

Weh mir, weh mir, todt iſt mein Fürſt.

'S ſchlafadi Diendl.

Es ſchlaft a Diendl untern Baam,
  Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, beim Baam is's kühl,
  Sie ſchlaft ſo ſüeſs, ſo guet.

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
  An alter finſtrer Mon,
Der ſchaugt dees Diendl in ſein Schlaf
  Grad in Vorbeigehn on.

Auf Damal aber kehrt er um,
  Jez ſteht er lang vor ihr,
Auf's Mieder ſchaugt er, g'fallt ihm g'wiſs
  Da dran dees reichi Gſchnür.

Er werd' ja do koa Räuber ſeyn
  Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjungs Diendl no
  Und grau is ſcho der Oan.

Na ſchau, er geht und thuet ihr nix
  Und do hat 'n was drukt.
Er hat ſi hinten Ohrna krazt
  Und 's Hüetl hat er g'rukt.

Franz v. Kobell.

Ihre Wange.

Der Purpurſchein des Morgenroths,
Des Abends ſtille Sonnenglut,
Der Roſe ſchimmerndes Karmin,
Des Veilchens duftend Violett,
Der Tulpe und der Hyazinth'
Jugendliriſche Farbenſpiele;
Kurz, Floras ganzes Blumenreich,
Und Gaeas vollſte Zauberpracht,
Kommt Mädchen deiner Wang' nicht gleich.

C. F.

Bücher-Anzeige.

Vollſtändig iſt nun erſchienen die bereits in Nro 6 dieſer Blätter vom vorigen Jahre empfohlene, in der von Vogel'ſchen Buchhandlung in Landshut verlegte:

Legende der Heiligen
auf
alle Tage des Jahres.

Von

Anton Mätzler,

geiſtl. Rathe und Domkapitular in Augsburg.

Vierte ſtark vermehrte Auflage. Mit 2 prächtigen Stahlſtichen.

Näheres über die Vorzüge und Wahrheiten dieſes Prachtwerkes, welches an Billigkeit gewiſs ſeines Gleichen nicht findet, haben wir ſchon in oben zitirter Numer zur Sprache gebracht. Wer ſich gegenwärtige Legende noch nicht angeſchafft hat, der möge ſie ſich nun gewiſs beſtellen; die auf dieſes Hausbuch verwendeten Koſten werden den Käufer nicht gereuen. Man beſtelle es nur bei der nächſten Buchhandlung, woher man es ſicher erhalten wird.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 25. 24. Juni 1842.

Inhalt: Marzellin, oder die Werkleute von Sardam. (Schluß) — Etwas über das jezige Tanzen. — Sprach-Proben der Azlemuten. — Notiz. — Unannehmlichkeiten der Stahlfedern. — Wichtigkeit des Schweisses in sanitätischer Beziehung. — Gespräche.

Marzellin, oder die Werkleute von Sardam.
(Schluß.)

Bei dieſen Worten, womit er ſeine Geſchichte ſchloß, brach Marzellin von Neuem in Thränen aus. Seine Armuth war noch immer dieſelbe. Seine Reiſen auf dem Meere hatten ihm keinen andern Vortheil erworben, als den, ſich in ſeinem Berufe als Seefahrer zu vervollkommnen, und das Engliſche, von einem Matroſen, der ſich lange Zeit in England aufgehalten, zu erlernen. Dieß war etwas für ihn, aber nichts für ſeine Wohlthäter.

Michaelof, der während dieſer Erzählung mehrmals von inniger Rührung ergriffen worden, faßte Marzellins Hand.

Tröſte dich, mein Kind, ſprach er, du biſt vielleicht deinem Glüke ſo fern nicht als du wähnſt. Deine Phyſiognomie iſt glüklich, ich ſehe voraus, daß dein Geſchik dir nicht lange ungünſtig ſeyn wird. Schreibſt du zuweilen an Juſtinen?

Zweifelt Ihr daran? erwiederte Marzellin; ich ſchreibe ihr ſo oft ich kann. Das Porto der Briefe iſt ſehr theuer. Hier iſt einer, den ich geſonnen bin, ihr zu ſchiken. Ich habe geſtern meine Ration Brod verkauft, nun kann ich ihn frankiren.

Gieb ihn mir, ſprach Michaelof; oder trage ihn vielmehr morgen ſelbſt in die Wohnung der Admiralität zu Amſterdam, zu dem General Lefort, dem Geſandten von Rußland.

Zu einem Geſandten? erwiederte Marzellin erſtaunt.

Ja, fuhr Michaelof mit der größten Kaltblütigkeit fort; er ſendet einen Courier nach Frankreich: dein Brief wird alſo früher dort ankommen.

Marzellin glaubte, der Geiſt des Weins beunruhige den Kopf des guten Matroſen; da er ihm aber in dieſem Augenblik nicht widerſprechen wollte, ſchob er ſchweigend den Brief in die Taſche. Als er ihn des andern Tages auf die Poſt tragen wollte, fragte ihn Michaelof, ob er zum General Lefort gehe?

Aber, mein lieber Meiſter, antwortete Marzellin, was wollt Ihr, daß ich bei dieſem Geſandten thun ſoll? Die erſten Wachen werden über mich ſpotten und mich nicht hinein laſſen.

Man hat ungehinderten Eintritt zu Lefort, antwortete Michaelof. Die Werkleute werden immer gut bei ihm empfangen.

Ich kann die ruſſiſche Sprache nicht, fuhr Marzellin fort; der General wird mich nicht verſtehen.

Glaubſt du, daß es an Dollmetſchern fehle? ſprach Michaelof. Der General Lefort iſt kein geborner Ruſſe, er iſt ein Genfer, er ſpricht franzöſiſch. Zum Ueberfluß will ich dir einige Worte ſchriftlich mitgeben, die jede Schwierigkeit heben werden, und die du dich begnügſt, mit dem Briefe im Bureau zu laſſen.

Marzellin hatte ſo wenig Vertrauen auf das Billet Michaelofs, daß er ſogleich auf die Poſt ging. Er fand ſie verſchloſſen. Nun entſchloß er ſich, Gebrauch von dem Billet zu machen. Er gelangte ſo zu ſagen wider ſeinen Willen in das Bureau des Geſandten, und ſtellte ſich dort in einen Winkel, ohne den Muth zu haben, ſich an Jemand zu wenden. Er erſchrak über ſeine eigne Dreiſtigkeit bei dem Gedanken, daß er hier keine andere Empfehlung habe, als die eines Werkmanns, und war eben im Begriff, ganz leiſe wieder hinauszuſchlüpfen, als man ihm winkte, ſich

zu nahen. Mechaniſch ſtrekte er ſogleich ſeine Hand aus. Ein Sekretär nahm den Brief und das Billet. Kaum hatte er Lezteres geleſen, als er Marzellin ſehr höflich grüßte und ihn ſogar einige Schritte zum Ausgang des Bureaus begleitete.

Voll Erſtaunen kehrte Marzellin zu ſeinem Meiſter nach Sardam zurük. Er konnte nicht begreifen, welcher Zufall dieſem Matroſen ſo viel Anſehen verſchaffe. Beim Eintritt in das Dorf ſah er eine Menge Menſchen um einen Arbeiter verſammelt, den ſo eben ein Schlagfluß befallen. Mit neuem Erſtaunen erblikte Marzellin Michaelof, der dem Kranken ſelbſt zur Ader ließ. Marzellin drängte ſich bis zu ihm hin, und war Zeuge ſeiner Geſchiklichkeit. Als man den Arbeiter in ſein Haus getragen, kehrte auch Michaelof in ſeine Wohnung zurük.

Wie, ſprach Marzellin, Ihr verſteht Euch alſo auch aufs Aderlaſſen?

Mein Freund, antwortete Michaelof, ich gebe mir Mühe von Allem etwas zu wiſſen, weil keine Wiſſenſchaft unnöthig im Leben iſt. Ich will dich mit zu dem berühmten Ruyſch führen, der mich in der Anatomie unterrichtet. Du wirſt ſehen, aus wie vielen Theilen der menſchliche Körper beſteht, und durch welche herrliche Harmonie dieſe unzählbaren Theile ſich unter einander vereinen, um ein einziges Ganzes zu bilden.

Wirklich führte er Marzellin zu dem gelehrten Holländer. Hier hörte und ſah der junge Menſch Dinge, die anfänglich ſeinen Widerwillen, am Ende aber ſeine Bewunderung erregten. Ruyſch, der ſehr gut engliſch ſprach, hatte die Gefälligkeit, ſich in dieſer Sprache auszudrüken, damit Marzellin ihn verſtehen konnte. Dieſer Lezte erfuhr durch ihn, daß der Arzt Xenophyle von Chalcedonien in Bithynien, und Eraſiſtrat, der Arzt des Antiochus, der Eine unter dem Schuze Alexanders, der Andere ein Schüler von Chryſippus, die Erſten waren, welche es wagten, die Natur auch im menſchlichen Körper zu beobachten. Hypokrates, welcher vor ihnen gelebt, hatte ihr nur bei den Thieren nachgeforſcht. Man theilte Marzellin das Geheimniß der Cirkulation des Blutes mit, welches der Engländer Harvey, Arzt Jakob des Erſten und Karl des Erſten, entdekte. Er lernte mit Bewunderung wie, dem Herzen entſtrömend, das Blut durch Kanäle, die man Puls-Adern nennt, im ganzen Körper Wärme und Leben verbreitet, und langſamer durch die Adern bis in dieſes Herz zurükkehrt, dem es wieder entquillt, ſo lange der Menſch athmet. Ueberall ſah er Schönheit und Geſchmeidigkeit der Formen mit Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit verbunden. Man bewies ihm den Nuzen der zarteſten Fiebern, ohne ihn jedoch mit dem Gebrauch von Allem bekannt zu machen; denn die Natur birgt immer noch Geheimniſſe in ihrem Schooß und entzieht ſie dem Blike des Gelehrten, der ſie verfolgt.

Als ſie aus dieſer Unterrichtsſtunde zurükkehrten ſprach Marzellin zu Michaelof: Wie! ich trage ſo große Wunder in mir, und wußte es nicht bis heute? Kaum wage ich mich zu betrachten oder zu berühren! Ich bin ein lebendiges Wunder der Allmacht Gottes! ich vermag weder mich zu bewegen noch zu athmen, ohne die bewunderungswürdigſten Getriebe in Thätigkeit zu ſezen. Und dieſe Schäze beſize ich ohne ſie zu beſizen! Mein Blut kreiſt, wie man mich lehrte, ohne daß ich auf irgend eine Weiſe Theil daran nehme. Wie viel Gründe, uns vor Gott zu demüthigen!

Marzellin, antwortete Michaelof ernſt, nie habe ich dieſe lezte Betrachtung gemacht, und finde ſie doch ſehr natürlich. Du haſt recht; nichts beweiſt uns ſo ſtark, als die Anatomie, wie wenig wir vor Demjenigen ſind, der uns erſchaffen. Dieſer Gedanke ſtellt uns ſehr tief!

O, mein theurer Meiſter, erwiederte Marzellin mit Gefühl, wir müſſen dennoch groſſen Werth in ſeinen Augen haben, weil er ſich würdigte, uns mit ſo vieler Sorgfalt zu bilden.

Glaubſt du denn, entgegnete Michaelof, der Körper eines kleinen Vogels ſey weniger bewunderungswürdig als der unſrige? Wir haben in dieſer Hinſicht keinen Vorzug vor den Thieren, auf den wir ſtolz ſeyn könnten: Gott hat gleiche Sorgfalt allen ſeinen Werken geſchenkt.

Er hat die Vernunft uns vorbehalten, unterbrach ihn Marzellin; er behandelt uns wie Freunde nach den Worten der Schrift:

„Ich nenne euch nicht Knechte: denn der Knecht weiß nicht, was ſein Herr thut! ſondern Freunde nenne ich euch, weil ich Alles, was mein Vater thut, euch bekannt gemacht.“

Wohl, Marzellin, ſprach Michaelof: die beſte Wiſſenſchaft trägſt du in der Tiefe deines Herzens.

Michaelof feſſelte ſich mehr und mehr an Marzellin, und der junge Franzoſe lohnte ſeine Güte durch aufrichtige Zuneigung; aber je mehr dieſe Zuneigung an Stärke gewann, je gröſſer ward ſein Kummer: Zorn und Trunkenheit, dieſe beſchimpfenden Laſter ſich mit ſo vielen guten Eigenheiten vermengen zu ſehen. Michaelof berauſchte ſich oft mit ſtarken Liqueurs und überließ ſich in dieſem Zuſtande ſträflichen Ausſchweifungen. Marzellin konnte, troz ſeiner Jugend, ſich nicht enthalten, ihm einige Vorwürfe darüber zu machen. Eines Tages hatten einige ruſſiſche Offiziere bei ihm geſpeiſt. Er betrank ſich mehr als gewöhnlich. In der Hize des Geſpräches ergriff er den Degen eines der Gäſte und zog ihn gegen Denjenigen, den er vor dem Eſſen am Meiſten zu lieben ſchien. Marzellin verſtand nicht, was ſie ſprachen; aber an dem flammenden Geſichte Michaelofs ſah er wohl, daß nicht geſcherzt wurde. Alle Offiziere, obgleich bewaffnet, blieben, von Furcht ergriffen, unbeweglich auf ihren Pläzen, und Michaelof würde ohne Zweifel ſeinen unglüklichen Gaſt durchbohrt haben, wenn nicht Marzellin ſich auf den Degen geſtürzt und ihn Michaelof entrungen hätte. Dieſer Lezte, wüthender als je, ſchlug den armen Marzellin ſo fürchterlich, daß er ihm eine Schulter verrenkte. Marzellin ſank in Ohnmacht. Als er die Augen aufſchlug fand er ſich auf ſeinem Bette, neben ihm ſtanden der Wundarzt und Michaelof. Marzellin litt ſehr. Er warf einen Blik auf den Matroſen; er ſchien ihm traurig und gedemüthigt. Der Eindruk, den Marzellins Ohnmacht auf ihn gemacht, hatte ſeinen Rauſch völlig zerſtreut. Als der erſte Verband gelegt war, entfernte ſich der Wundarzt. Michaelof, der allein bei Marzellin geblieben, fragte dieſen, ob er heftige Schmerzen empfinde?

Den grauſamſten fühle ich hier, erwiederte Marzellin, auf ſein Herz deutend; ich zittere, die Folgen Eurer Raſerei zu vernehmen; jener unglükliche Offizier . . . .

Befindet ſich beſſer als du, antwortete Michaelof; du biſt ein Unkluger: weißt du nicht, daß der Menſch in der Trunkenheit nach dem Leben ſeines beſten Freundes trachten kann?

Ach, wenn dem ſo iſt, rief Marzellin, wie kann man einer ſo ſchreklichen Untugend ſich hingeben? Man iſt vielleicht zu entſchuldigen, wenn man einmal ſich von ihr überraſchen läßt; aber ihre traurigen Folgen kennen und ſich ihnen aufs Neue ausſezen, heißt das nicht ſich freiwillig einem Verbrechen in die Hand werfen?

Marzellin, was willſt du? es iſt eine Sitte in Moskau.

O nein, geliebter Meiſter, rief Marzellin, Ihr ſeyd ſo edel, ſo großmüthig! Ihr liebt ſo innig Alles, was ſchön und nüzlich iſt: werdet Ihr nicht ablegen, was Euere Seele ſo grauſam verunziert? Ich bin nur ein Kind, aber ich liebe Euch, und der Erkenntlichkeit iſt Alles erlaubt. Verſprecht mir, dieſe unglükliche Gewohnheit zu beſiegen!

Ich will mir alle Mühe geben, Marzellin! erwiederte Michaelof ſehr weich. Ich werde ſuchen, mich immer an das Unrecht zu erinnern, das ich dir zugefügt. Ich hoffe, daß dieſe Erinnerung nicht ohne Nuzen für mich ſeyn wird.

Marzellin fing an, ſich ſeines Armes wieder zu bedienen, als eines Tages Michaelof, der damals an einem groſſen Schiff von 73 Kanonen arbeitete, voll Freude nach Hauſe kam und mit vergnügter Miene rief:

Marzellin, hier kommt Geſellſchaft für dich;

Zugleich ſieht Marzellin eine Frau herein treten, der eine zahlreiche Familie folgt. Er fühlt ſich von ihren Armen umſchlungen und glaubt zu träumen — Juſtine und ihre Kinder ſtehen vor ihm. Konnte Marzellin es glauben? Unbeweglich, bald lachend, bald weinend betrachtet er Michaelof, der von ganzem Herzen lacht, und ſeine Mutter, ſeine

Brüder und Schweſtern, die ihn umarmen und vor Freude weinen. Endlich ſchwindet jeder Zweifel, ſie ſind es: ſie ſind in Holland, in Sardam, bei Michaelof . . . . Aber warum ſind ſie hier? Was ſoll hier aus ihnen werden? Die Freude muß ſich beruhigen, wie der Schmerz.

Juſtine, über ſeine Fragen, ſeine Ueberraſchung erſtaunt, zeigt ihm einen Brief, den ſie zu gleicher Zeit mit dem Seinigen erhalten hatte, und der folgende Zeilen enthielt: „Peter I., Zaar von Rußland, wünſcht die Sitten des ſüdlichen Europa in ſeinen Staaten einzuführen, und verſpricht allen Arbeitern, die ſich darin niederlaſſen wollen, ein angenehmes Auskommen. Er ladet euch alſo ein, von ſeiner Güte Gebrauch zu machen, und mit eurer ganzen Familie nach Holland, und von da nach Rußland zu kommen, wo Se. Majeſtät euch ſelbſt anweiſen werden. Marzellin wird euch dahin begleiten, ſein Schikſal und das eurige ſind dem Zaar bekannt. Ihr findet dieſem Schreiben ein Geſchenk Sr. Majeſtät beigefügt, das euch in den Stand ſezen wird, euere Reiſe anzutreten. Unterzeichnet, Lefort, Geſandter von Rußland bei den Staaten von Holland.“

Wirklich fuhr Juſtine fort, ich fand es höchſt ſonderbar, daß du ein ſolches Glük gar nicht erwähnteſt, und konnte gar nicht begreifen, wie dieſer große Monarch ſich bis zu uns herabgelaſſen habe; aber du wirſt mir ohne Zweifel ſagen . . . .

Ich, meine Mutter! unterbrach ſie Marzellin; und was kann ich Euch ſagen? Ich kenne hier Niemand, als dieſen Seemann, Namens Michaelof, deſſen Adreſſe ich Euch beigeſchloſſen und der mich mit Güte überhäuft. Es iſt wahr, daß ich meinen Brief auf das Bureau des Geſandten getragen, und daß man ihn auf ſeine Empfehlung angenommen; aber nie ſah ich den Zaar, und weiß nicht einmal, wo er iſt.

Ach, rief Juſtine, ſollte man unſerer Leichtgläubigkeit haben ſpotten wollen? Indeſſen das reiche Geſchenk, das den Brief begleitete . . . .

O, liebe Mutter, was das Geſchenk betrifft, ſo halte ich Michaelof für den großmüthigen Geber; er iſt reich, ſehr reich, ich habe alle Urſache es zu glauben.

Du hältſt ihn für reich, Marzellin; und doch arbeitete er im Hafen, als wir ankamen. Ich fragte nach der Wohnung Michaelofs. Als er ſeinen Namen hörte, kam er ſelbſt, und hatte ſeine Werkzeuge noch in der Hand. Würde ein reicher Mann ſo eifrig arbeiten?

Dieſer, liebe Mutter, thut nichts, wie andere Menſchen, erwiederte Marzellin; leidenſchaftlich liebt er alle Arten von Arbeit, übt ſich in allen, unterſucht Alles, und lebt nur, um ſich zu unterrichten. Mein lieber Meiſter, fuhr er, ſich zu dem Seemann wendend, fort; Ihr allein könnt uns von unſerer Ungewißheit befreien; ich bitte Euch, ſagt uns, welches Loos uns aufbehalten iſt?

Michaelof ſchloß Marzellin in ſeine Arme und ſprach mit gerührter Stimme: Mein Sohn, du haſt nur Urſache, dich zu freuen; Alles, was man deiner Mutter verſprochen, wird man erfüllen. Schon hat der Zaar Befehle gegeben, euch eine bequeme Wohnung zu bereiten. Ihr werdet zu Archangel wohnen, bis die Stadt Petersburg, welche Peter geſonnen iſt, an der Mündung der Newa in den Meerbuſen von Finnland zu erbauen, vollendet ſeyn wird. Dann werdet ihr ſie bewohnen und mit eurer Arbeit die Seinige unterſtüzen.

Aber, rief Marzellin, mit noch nicht ganz gehobener Unruhe, Ihr ſprecht mir immer vom Zaar, wie kann er uns ſo viel Gutes erzeigen wollen?

Er wohnt in Holland, er weiß, daß ihr unglüklich ſeyd, und will euer Elend in Freude verwandeln.

O, mein geliebter Meiſter, ſo führt uns denn zu ſeinen Füßen . . . .

Marzellin! Marzellin! rief Michaelof, ſiehſt du nicht an der Freude, die er empfindet, daß er dich ſchon in ſeinen Armen hält?

Marzellin ſinkt zu ſeinen Füſſen, indem er ihn der Familie nennt. Alle ſtreken ihre zitternden Arme nach dem groſſen Manne, deſſen Auge in Thränen ſchwimmt.

Wenige Tage darauf verlieſſen ſie Holland und begaben ſich nach Archangel auf dem nemlichen Schiffe von 75 Kanonen, welches Peter ſelbſt erbaut hatte. Sie waren von einer Menge

Arbeiter aller Gewerbe begleitet, welche der Zaar in ſeine Staaten ſendete, um ihre Induſtrie und ihre Arbeiten darin zu verbreiten. Marzellin und ſeine Brüder, lieſſen ſich in ihrem neuen Vaterlande nieder und arbeiteten mit Muth, ſich in ihrem erſten Gewerbe zu vervollkommnen, um durch ihre Dienſte ſich dem großmüthigen Meiſter dankbar zu beweiſen, der der Urheber ihres Glükes war.

Etwas über das jezige Tanzen.

Es ſcheint, daß es den Mädchen doch endlich klar geworden, welchen Endzwek die Schöpfung mit ihnen hat; ſie ſind geboren, um der Welt ein philoſophiſches Beiſpiel zu geben, wie man in das Grab hinein *tanzt*. — Da die Mädchen nicht in den Krieg ziehen, ſo hat die Natur, um ihre Ueberzahl zu verringern, das Tanzen erfunden. Und wenn man einen Ballabend hindurch unſere Mädchen tanzen geſehen, ſo muß man wirklich jener Frage geiſtiger Philoſophie beiſtimmen, nemlich; „Ob ſolche Frauenzimmer auch Menſchen ſind?“ — Man ſollte meinen, ſo ein Mädchen würde ſplendit bezahlt für die Stunde, denn es iſt nicht mehr ein Tanz, es iſt ein Raſen, eine Arbeit; ein Frohndienſt, ein Gliederzappeln, eine ſyſtematiſche Epilepſie, eine St. Veits=Wuth, eine muſikaliſch=galvaniſche Verzukung! — Die Mädchen hören auf, Mädchen zu ſeyn, alle Schönheit erliſcht, alle Grazie entflieht, alle Anmuth entſchwindet, alle Natur entweicht; und vor uns ſtehen Bloksberg=Candidatinnen in modernen Kleidern, mit triefenden Loken, mit rothgekochten Baken, mit ſchweißübergoſſenen Naken, mit keuchendem Odem, mit irrſinnigen Bliken, unvermögend, ein Wort zu ſprechen; und *dieſe Weſen bilden ſich ein, ſie gehören zum zarten, zum ſchwachen, zum lieblichen, zum ſchönen Geſchlechte!* — Man hat früher auch getanzt, aber man hat mit Mäſſigung getanzt; die Frauenzimmer blieben immer in den Schranken der Grazie der weiblichen Decenz und des feinen, geſelligen Anſtandes; kurz, es waren immer Frauenzimmer, die es wußten, daß der Tanz erfunden worden zu ihrem Vergnügen, zur Abwechslung. Jezt aber hört das Mädchen auf, zum ſchönen Geſchlechte zu gehören, wie es anfängt zu tanzen; es glaubt, für den Tanz erfunden worden zu ſeyn; kein Augenblik der Zwiſchenruhe! Engagement über Engagement. Austanzen, nebenbei toben, wirbeln wie Windhoſen, doppeln wie eine Grasmüke, ſpringen wie eine Heuſchreke, galoppiren wie die Meklenburger Renner, ſchleifen wie die Wettſchlitten! — Wozu ſo viel Arbeit zum Selbſtmorde? Da kann man es viel bequemer haben, wenn man in's Waſſer ſpringt, und das kann man noch mit einer Grazie thun. Aber, meine guten Tänzerinnen, wenn Ihr Euch nur mit fremden Augen betrachten könntet, während Ihr ſo tanzt, als hätte Euch der Gott=ſey=bei uns dazu verdammt, Ihr würdet vor Euch ſelbſt zurükſchaudern, und Euch als die Mörderin aller Weiblichkeit anklagen. — Nur ſo zu! pflanzt Euch himmelhohe Schanzkörbe auf den Kopf, rüttelt Euch zuſammen, wie die ſchlanken Aufrufszeichen, hängt Euch Puffen und Schleifen an, wie um Maibäume, rafft vier Monate vor dem Ball alle Tänzer zuſammen, und haltet die doppelte Buchhaltung Eures Tagbüchleins höher, als Euer Gebetbuch; tanzt die ganze Nacht durch bis Sonnen=Aufgang, daß ihr dampfet, wie Dampfſchiffe; zertretet Eure Schönheit im raſenden Walzer, knikt die Blume Eurer Geſundheit im Toben des Cotillons, entblättert die Blüten der weiblichen Sitte in der ſinnloſen Galopade, tanzt Euch wie die Sternſchnäuzen planlos zu Boden; thut Alles, dann geht nach Hauſe mit Kopfweh, Huſten, Schwindſucht, Gliederreiſſen, Seitenſtechen, Wadenkrampf, ſteifen Naken, mit heiſerem Halſe, rothen Augen; vergeßt, daß Nervenfieber und Lungenentzündung wüthen — und Ihr habt noch obendrein das Bewußtſeyn, Euch doch keinen *Ehemann* zuſammengetanzt zu haben! Denn, glaubt es ſicherlich, man kann ſich einen Mann erſprechen, erſingen, erſeufzen, erſchmachten, erklagen — aber man kann ſich keinen *ertanzen!* — Der Mann, mit dem Ihr am Wüthendſten in die Reihen hineintanzt, der Euch in der Galopade wie einen Mehlſak am Feurigſten von einem Arm in den andern ſchleudert,

der beſinnt ſich am Allermeiſten, Euch zu der langen Menuette des Eheſtandes aufzufordern. Sagt ſelbſt, wie ſoll ein Mann, der ernſt denkt, der das Leben höher nimmt, als einen Ball, dem die Liebe mehr iſt, als eine Ekoſſaiſe, dem die Ehe heiliger iſt, als ein Affentanz, und die Beſtimmung des weiblichen Geſchlechtes bedeutſamer, als eine Tour im Cotillon — wie ſoll ein geiſtreicher, feinfühlender, gebildeter Mann ſich Euch mit Liebe und Achtung nahen, wenn er ſieht, daß die Frivolität Euch umſtrikt hält mit ihren fliegenden Sommerfäden; daß Euch ein gewandter Fuß mehr gilt, als ein gewandter Kopf, ein leichter Leib Euch mehr iſt, als ein treues Herz; daß der eitle Fant und Gek Euch entzükt, daß Ihr alle Würde Eueres Geſchlechts mit Füſſen tretet?! Und Ihr, nachgiebige Väter und Mütter! Die Ihr Euere Töchter mit Euch herumſchleppet, wie abzuſchneidende Coupons, die Ihr ſie ſendet auf Meſſen, auf Carnevals und andere Bälle, die Ihr immer nebenbei einherſteiget mit dem Auctions-Hammer in der Hand und nach dem Meiſtbietenden Euch umſchaut; die Ihr im Herzen pumpet vor Freude, wenn ſich um Euere Liebröschen verſammelt das Heer der hirnloſen Courmacher, und ſie überzukern mit eklem Geſüſſel, und dann forthüpfen, um zu erzählen, wie ſie dem Gänschen heiß gemacht haben! — bedenkt dieß! — Bedenkt, Ihr thörichten Mütter, daß Ihr verantwortlich für das Herz, das Glük, für die Zukunft Euerer Töchter vor dem groſſen Richter, der Euch dieſe Kleinodien anvertraut hat! Bedenkt, daß die Blume der Liebe und des häuslichen Glükes nur unter dem Glasſturze der Häuslichkeit und Eingezogenheit ihre Blätter treibt, aber nicht auf dem groſſen Geſchirr-Markte der Welt! Bedenkt, daß der Mann ein Weib für ſich ſucht, nicht für die Welt; daß er eine Gattin ſucht, und keine Tänzerin; eine Gehilfin, und nicht einen Mode-Waaren-Auslegekaſten; eine Gefährtin durch die lange Roſen- und Dornenbahn des Lebens, und nicht eine leichtfüſſige, leichtſinnige Luftſpringerin zu einem zehnſtündigen Ballabend! — Dann, wenn Euere Töchter über den verfehlten Zwek ihrer Jugend in ihren herbſtlichen Tagen zurükweinen in ihre durchhüpfte Roſenzeit, dann fallen ihre Thränen, wie heiſſes Blei auf Euere Seelen, Ihr thörichten Mütter! —

Sprache-Proben der Aglemuten.

Die Aglemuten in Nordamerika ſagen ſtatt Mond Ijalak, ſt. Gras Ihiit, ſt. Eis Tschiku, ſt. Tod Tukan, ſt. Mann Nagaspiach etc. So ſind Sitten, Sprache, Religion und Lebensweiſe verſchieden; aber unverzeihlich iſt es, wenn in Einem Lande, wie z. B. in Teuſchland, auſſer den Stammdialekten, auch gar manche Nebenſprachen gehört werden, weil man zu indifferent iſt, und auch mitunter zu bequem, die Mutterſprache rein zu ſprechen und zu empfehlen. Sogar in den Lehrplanen wird hier und da dieſe Sünde begangen und derſelben ein nur ſehr untergeordnetes Verhältniß angewieſen, was der Letargie der Jugend eben ſehr zuſagt. —

Notiz.

Das Journalheft 1842 der Annalen der Verbreitung des Glaubens, Einſiedeln 1842, enthält Folgendes:

Schreiben des H. Dupuch, Biſchofs von Algier, an Se. Heiligkeit. (Höchſt intereſſant.)

Detto des H. Retord, Biſchofs v. Akanth, aus Macao dd. Okt. 1840. —

Deßgleichen v. P. Smet, Miſſionär, St. Louis 7. Horn. 1841. —

Dann v. H. Bertrand, an Se. Eminenz Banald in Lyon, Su-Tſchuen 10. Auguſt 1840.

Wir wiſſen nicht, ſollen wir mehr die Standhaftigkeit, oder die Weisheit, oder den Glauben, oder die Wunderthätigkeit dieſer Männer in Bekehrung von Heiden mehr bewundern. Eine wahre Andacht beſeelt den Leſer jedesmal unfehlbar. —

*l.

Unannehmlichkeiten der Stahlfedern.

Sie ſtechen gerne in's Papier, erlauben nicht Schwung und Zierrath, ſind nach Einerlei Geſez für verſchiedene Hände gefertiget, erlauben keine Verbeſſerung, erfordern groſſe Vorſicht und brauchen demnach weit gröſſern Zeitaufwand, taugen nicht für Anfänger (Kinder) und auf jedes Papier, veranlaſſen eine ſchwere Hand, ſind auch nicht billiger als Federkiele.

Rup. Expertus.

Was hier Herr Expertus ſagt, iſt allerdings wahr in Hinſicht ſchlechter Waare. Allein ich kann genannten Herrn verſichern, daß ich ſtets mit Stahlfedern ſchreibe, die weder in's Papier ſtechen, noch keinen Schwung ꝛc. in der Schrift erlauben, und zudem keine ſchwere Hand machen, vielmehr mit Leichtigkeit zu führen und ſehr wohlfeil ſind. Die Stahlfedern haben das Gute, daß ſie an eine gleiche Schrift gewöhnen, keinen Zeitaufwand betreffend des Schneidens wie bei den Kielen verurſachen, und eine ſchöne Handſchrift bilden. Freilich ſind ſie nicht billiger, wie die Federkiele, aber ausdauernder. Gute Stahlfedern hat G. W. Niemayer, wie bekannt.

Ein Unparteiiſcher.

Wichtigkeit des Schweiſſes in ſanitätiſcher Beziehung.

Die Natur iſt voll Wunder; der menſchliche Körper ſagt dieß dem Menſchen zunächſt. Unter des Leibes-Erhaltungsmitteln ſteht der Schweiß oben an. Die Aerzte haben dieß auch ſtets beobachtet, nicht ſo die andern Menſchen oder die Laien. Zu viele, oder zu geringe Schweiß-Abſonderung, Unterbrechung desſelben durch Temperaturwechſel, dieſe 3 Fälle entſcheiden über Leben und Tod. Gar Mancher gukte blos zum Fenſter hinaus, oder ſezte ſich in Zugluft oder in einen Keller, und ſiehe da, er ſtarb an Halsentzündung, Auszehrung u. dgl.; denn die Erwekung des Schweiſſes iſt zum Beweiſe, daß das Künſtliche dem Natürlichen ſtets weit nachzuſtehen hat, viel härter, aber gar leicht iſt die Tranſpiration unterbrochen. Die neuern Pädagogen reden hierüber und rathen leichte Kleidung, die Prediger eifern gegen ſolche Todesabkühlung beim Tanze, die Hydropathen rathen kalte Waſchungen zum Nuzen der Porenerhaltung; aber noch immer leiden Tauſende an Krankheiten blos wegen Vernachläſſigung der regelmäſſigen Schweißabſonderung. Wir ermahnen daher Jedermann, vor plözlicher Abkühlung (durch Luft und Getränke), und groſſer Ausdünſtung (Einmummung, Flaumbetten, Zimmer-Ofen-Hize), Hutweglegung wann der Kopf ſchwizt, Rokablegung bei erhiztem Leibe, nächtliches und frühmorgens Hinausſehen auf die kühleren Gaſſen und Fluren ſo lange beſonders der Hals nicht eingebunden iſt, vor kalten Bädern nach längerer Bewegung u. dgl. ſich wohl zu hüten; denn es wären durch ſolche naturwidrige Handlungen groſſe körperliche Nachtheile zu erwarten. Ganz beſonders unſinnig handeln hierin die kräftigen jungen Leute, und das iſt oft eine Urſache ihres frühern Todes. —

Ein Laie.

Geſpräche.

A. Warum, mein Freund! thuſt Du denn gar ſo fromm?
B. Ich thue es, damit ich weiter komm'.
A. Wie kann man denn der Gönner finden?
B. Am Erſten durch Verdienſt und — Sünden.
A. Wodurch erhält man Geld und Gut?
B. Durch Sparſamkeit und blinde Wuth.
A. Wann wird Jedem doch ſein Recht?
B. Wann die „nach Z." iſt ſchlecht.
A. Welche ſind die größten Männer Dir?
B. Die am Wenigſten oft gelten hier,
Und die noch oft ein Wort uns ſagen,
Die ruhig Laſt und Schmach ertragen.
A. Wie lange wird der Schein betrügen?
B. Bis wir der Männer mehre kriegen.

(Aus dem Manuſkripte: „Erheiterungen eines verfolgten Mannes, worin ſich Mancher noch wird porträtirt finden.")

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Bok-Fälle.

Wie berühmt der Bok in allen Welttheilen iſt, beweiſet wohl der Umſtand, daß der Kaiſer von China ſeinem erſten Mandarin, dem Hochwohlgeborn Sutſch-ki-u-ſu zwei Zentner feinſten Perlthee geſendet, mit dem Auftrage, dafür 2 Eimer Münchner-Bok einzutauſchen. Bis Seine Chinä'ſche Majeſtät den Bok erhalten, dürften ihm wohl die Engländer geſalzenen Rettig dazu bringen.

In Folge ſchlechter Geſchäfte in der heurigen Bok-Saiſon haben zwei unſerer erſten Radiweiber fallirt. Wie hoch das Deffizit ſich beläuft, wiſſen wir noch nicht anzugeben, ſo viel iſt aber gewiß, daß mehrere groſſe Handlungshäuſer im Luegin'sland und Mariengäßchen bedeutend darunter gelitten haben.

Die berühmte Tänzerin Taglioni hat während ihres Aufenthalts dahier die Gnade gehabt, den Bokkeller zu beſuchen, hat aber dort nicht getanzt, obwohl ſie durch den Bok-Walzer, welcher vortrefflich geſpielt wurde, ſchon heftige Bewegungen in den Füſſen verſpürte. —

Die Zahl der Kranken in unſerer Stadt hat ſich, ſeit der Bok geſchenkt wird, ſehr bedeutend vermindert, und es iſt anzunehmen, daß, wenn der Bok ſo beſchaffen wäre, wie er beſchaffen ſeyn ſollte, gegenwärtig gar kein Kranker in München wäre.

Mehrere junge Leute ſind aus Amerika und Aſien dahier angelangt, einzig nur, um Bokwurſterei zu ſtudiren. Seyd willkommen Ihr Kandidaten der Bokwurſtmacherkunde! —

(Münch. Tagblatt.)

Kurz und bündig.

Zwei Engländer, beide Quäker, von denen der eine in London, der andere in Philadelphia wohnt, führen einen Briefwechſel, deſſen Lakonismus der ächteſte Spartaner beneiden würde. Jener am Delaware will z. B. den an der Themſe fragen, ob bei ihm etwas Neues von Belang vorgefallen ſey. Er ſchreibt ihm alſo folgenden Brief:

Phil., 2. Jan. 1835.

Freund.

?

Joh. K . . .

Das Fragezeichen war Alles, was er zu ſagen hatte.

Nun antwortete der Londoner, welcher nichts von Bedeutung zu melden hatte, in folgender Weiſe:

London, Februar 26. 1835.

Freund.

0

Thom. Wol . . .

Dieſen Leuten wird es wohl einerlei ſeyn, ob das Briefgeheimniß geachtet wird, oder nicht.

Dintenfaß.

Ueber meines Sohnes Fleiß geht doch nichts — ſagte eine zärtliche Mutter — ein ganzes Faß Dinte hat er in 4 Wochen verſchrieben — mögen auch ein Paar Kannen vielleicht eingetroknet ſeyn, es iſt aber doch immer noch ungeheuer, ſo ein Schreibefleiß —

Einladung.

Wegen zu vereinzelter Anmeldungen konnte ſämmtlichen Nachfragen der verehrlichen Eltern in Betreff der v. Js. angekündigten kontorwiſſenſchaftlichen Unterrichtszweige nach dem Stande der neuern kaufmänniſchen, buchhändleriſchen und landwirthſchaftlichen Literatur,

zunächſt Arithmetik, Correſpondenz und Buchführung, leztere nach einfachen und doppelten Methoden und mit Bezugnahme auf den jedesmaligen Jünglingsberuf,

nicht entſprochen, ſondern es mußte einigen hinſichtlich der Unterweiſungs-Uebernahme für das laufende Schuljahr abſchlägige Antwort bedauerlich ertheilt werden. Da meines Wiſſens in Niederbayern keine derartige Gelegenheit auſſer der von mir gebotenen ſich findet, mit welcher zugleich der Beſuch einer vollſtändigen techniſchen Schulanſtalt ſo bequem verbunden werden könnte, demnach wohl auch für das nächſte Schuljahr wieder mehre Jünglinge ſich anmelden werden: ſo erſucht man die P. T. Eltern, oder Vormünder um rechtzeitige Anträge, damit zu Anfang des Monats November der beantragte Unterricht in möglichſt gemeinſame Lehrſtunden vertheilt und auch auf unbemitteltere Söhne genügende Rükſicht genommen werden könne. Auf Verlangen wird zugleich für Erlernung des Italieniſchen und Franzöſiſchen Gelegenheit verſchafft, und können Einzelne für den Geſammt-Vorbildungsunterricht übernommen, Ausnahmsweiſe kann auch für Lehrlinge ein Abendkurs eröffnet werden.

Paſſau — Wittgaſſe, Nr. 268 —
am 3. Juni 1842.

Johann Költl,
Realien- und Buchhaltungslehrer am techniſchen Gymnaſium.

Die Redaktion verweiſt bei dieſer Gelegenheit auf den Aufſaz „Merkantiliſches" in Nro. 23 der neuen Bürger- und Bauern-Zeitung l. Js.
Fürſt.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 26. 1. Juli 1842.

Inhalt: Hamburg. — Der 1. Mai 1758 der Berg- und Handelsſtadt Suhla, verglichen mit den unſeligen Tagen des Monats Mai 1842 der Stadt Hamburg. — Mein Traum über Muſik. — Ueber Kommunikationswege. — Die Meeresſtille. — Spinnen-Gift.

Hamburg.

Unſere Leſer habe alle von dem ſchreklichen Unglüke gehört, welches in Hamburg das Feuer veranlaßt hat; und Mancher ſchon mag mildthätig Gebet und Gaben gegeben haben.

Wir theilen bei dieſer Gelegenheit Einiges, das merkantiliſche Gebiet betreffend, zum Auffaſſen verſchiedener Nachrichten mit, und hoffen auf Anerkennung. Wir berichten alſo:

A. Vom Gebiete und der Verwaltung der freien Hanſeſtadt Hamburg, einem deutſchen Bundesmitgliede. B. Von den Münz-, Maß-, Gewicht- und Zahlungsarten. *)

Zu A. Hamburg liegt an der 18 Stunden unterhalb endenden Elbe, in ſeinem Gebiete münden auch von N. nach S. die Bille und Alſter; Altona iſt die Nachbarſtadt. Das Gebiet beträgt 7⅕ □ M. mit 150,000 meiſt lutheriſche Einwohner, wovon 130,000 auf die Stadt ſelbſt fallen, welche 2 Hafen für Fluß- und Seeſchiffe hat. Es beſizt ein Waiſenhaus für 900 Kinder, ein Krankenhaus für jährlich 5000 Kranke, 2 Zeughäuſer, ſehr viele 7ſtökige Häuſer, worein mittelſt Krahnen die Waaren aus den Kanälen geſchafft werden. Die jährlich an 2000 einlaufenden Schiffe machen es zum erſten Handelsplaze in Europa, wenn man das allmächtige London ausgenommen hat. Die Induſtrie und Handelsthätigkeit iſt ungemejn lebhaft und kann bis zum Kleinen hier gar nicht aufgezählt werden; doch dürfen die 200 Zukerſiedereien, die Wachsbleichen, Fiſchbeinreiſſereien, Thranſiedereien, Korkſchneidereien, Cigarrenfabriken, künſtlichen Blumen, Federſpulen und Fleiſchräucherungen nicht übergangen werden.

Die zu Karl's des Groſſen (800 nach Chriſti Geburt) entſtandene Stadt, im 13. Jahrhunderte Mitſtifterin der blühenden alten Hanſa, wurde 1648 für frei erklärt, von 1803 an aber litt es bedeutend durch franzöſiſche Invaſion (1806 beſezt), beſonders 1813, als die Stadt verbrannt ward und an 40,000 Menſchen vertrieben worden ſind; als Entſchädigung erhielt es eine Rente von nur eine ½ Mill. Franks.

Regirt wird die Stadt von einem Senate aus 4 Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren; 3 Bürgermeiſter und 11 Räthe ſind graduirte Juriſten. Als höchſte Juſtizinſtanz ſpricht das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Lübeck. Hamburg hat die 17. Bundesſtimme, in Pleno eine eigene. Ueber die Staatsſchuld findet ſich im Börſenhandbuche von Friedleben keine Angabe.

Zu B. Hamburg rechnet jezt nach Mark zu 16 Schillingen (den Thaler zu 3 Mark) und in dreierlei Zahlwerthen: Bankovaluta (1 Mark 51 kr. 3 Pf. 1 Hl. rheiniſch), Speziesbankovaluta (etwas beſſer) und Currentvaluta (c. 23 pCt. ſchlechter, als Banko), die Mark zu 42 kr. rheiniſch. Da der Brandſchaden auf 80 Millionen Mark Banko angegeben iſt, ſo betrüge dieß im 24 fl. Fuſſe beiläufig 69 Millionen Gulden! Welch ungeheure Summe! (Bayerns doppelte Jahreseinnahme erſt kommt ihr gleich!

Vom Maße erwähnen wir Folgendes: Die Hamburger Elle hält 253,93 franz. Linien; 64 Ellen ſind gleich 67 ſolchen in Frankfurt. Der Fuß 126 franz. Linien, bei Maßen 127 ſolche. 1 Faden Holz iſt 6 Fuß Länge und Höhe. 1

*) Nach Stein, Friedleben, Richter u. A.

geſtempelter Sak Holzkohlen iſt 52 Zoll lang und 34 breit. 1 Winſpel Getreide hält 10 Scheffel à 2 Faß; 1 Laſt Weizen hat 3 Winſpel, 1 Fuder Wein enthält 6 Ahm, 24 Anker, 30 Eimer.

Hinſichtlich des Gewichtes bemerken wir: 1 Schiffspfund hält 20 Liespfund à 14 Pfund, 1 Ztr. aber 112 Pf.; 1 Stein Flachs 20 Pf., Wolle jedoch 10 Pf.

In Bezug auf andere Uſanzen müſſen wir auf kaufmänniſche Werke verweiſen, z. B. auf Schiebe's treffliches Univerſallexikon der Handelswiſſenſchaften.

Edle Menſchenfreunde!

Wir lieferten dieſe Angaben, um zu Mitgefühl zu erregen. In einer Stadt von ſolcher Bedeutung — jährlich über 5 Mill. Banko franz. Weine, 80 Mill. Rohzuker, 24 Mill. Kaffee u. ſ. w. — mußte eine ſo gewaltige Feuersbrunſt beinahe unermeßlichen Schaden anrichten, mußte manche Familie unglüklich machen. Es brannte kein Dorf nieder, nein, 2000 Häuſer! Dieß iſt mehr, als manche Stadt. Mögen durch Aſſekuranzen (bekannt iſt die 1765 gegründete „Compagnie", die älteſte in Deutſchland) und Hülfsvereine dem nächſten und größten Elende abgeholfen werden!

Mögen die bedauerlichen Brand-Unglüksfälle in Hamburg und auf der Eiſenbahn in Frankreich Bauverſtändige veranlaſſen, ernſtlich darüber nachzudenken, wie Holzwerke vor dem Verbrennen, und neue Gebäude, oder Dampfwägen, oder Dampfſchiffe vor dem Durchbrennen — in Zukunft, und gleichſam ſchon im Voraus — verſichert werden könnten. Wir können auch nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit die „Liebe", von welcher einmal in dieſer Zeitſchrift, und zwar anno 1833, und „als Schuzmittel" Seite 483 die Rede war, in Rükerinnerung zu bringen.

Der 1. Mai 1753 der Berg- und Handelsſtadt Suhla, verglichen mit den unglükſeligen Tagen des Monats Mai 1842 der Stadt Hamburg.

Bald hernach, als den 1. Mai 1753 der größte Theil der eben benannten Stadt Suhla in Zeit von 14 Stunden ein Raub der Flammen geworden war, bald hernach erwekte die gütige Vorſehung, und zwar aus der Mitte der Mitverunglükten — einen Mann, Namens Johann Friedrich Glaſer, Med. Dr. ꝛc. ꝛc., welcher damals folgendes, in den „Leipziger Sammlungen XII. Bd. S. 632 et S. 967 ausführlicher geſchildertes und vortreffliches Werk unter dem Titel herausgab: „Vortheilhafte und in der Erfahrung gegründete Vorſchläge, bei heftigen und geſchwinden Feuersbrüſten Häuſer und Mobilien ſicher zu retten, nebſt einer gründlichen Anweiſung, groſſe und gefährliche Feuersbrünſte zu verhüten ꝛc. ꝛc." — Möge nun auch die gütige Vorſehung und zum Segen der Menſchheit einen ähnlichen, herrlichen, beſonders aber einen ſolchen Mann erweken, der uns zum Heile der nun ſo tiefbedrängten Abbrändler Hamburgs im klaſſiſch herzergreifenden, und im wiſſenſchaftlichen Style dahin leitet, im Vereine von Gelehrten, von Künſtlern, Dichtern und Tonkünſtlern ein mit lieblichen Zeichnungen verſehenes, Herz und Verſtand gemüthlich und belehrend ergreifendes Werk (eine Sammlung wohlklingender und anſprechender proſaiſcher Aufſäze, gemeinnüzlicher Vorſchläge, lieblicher Gedichte ꝛc. ꝛc., nebſt einer offiziellen Beſchreibung des Brandunglükes Hamburgs ſelbſt) gegen Vorausbezahlung und erſcheinbar im Monate Oktober d. J., herauszugeben!!! —

Könnten wir Bayern das herannahende Vermählungsfeſt unſers Kronprinzens Königliche Hoheit wohl Seiner, und Seiner königlichen Eltern würdiger feiern?!!! — —

Mein Traum über Muſik.

Während ich über unſere neuzeitigen Gebrechen nachdachte, über die neun Wuthen unſerer Zeit, als: 1) Modewuth, 2) Badwuth, 3) Genußwuth, 4) Denkmalwuth, 5) Schreibwuth, 6) Reiſewuth, 7) Schuldenwuth, 8) Kunſtwuth, 9) Klatſchwuth, wozu auch noch 10) die Tanzwuth gerechnet werden darf, deren Haltung auf dem Land aber in neuerer Zeit von Seite der k. Regierung mit vollem Rechte beſchränkt worden; dann während ich mich bei dieſen Gedanken überzeugen wollte, daß nur Derjenige ein wahrer Lebens-Virtuos iſt, der immer Adagio denkt, Andante

ſpricht, Preſto handelt und Preſtiſſimo verbeſſert; überwältigte mich der Schlaf und ich verfiel in einen Traum, in welchem meine Phantaſie ſich mit nachfolgendem Bilde beſchäftigte: „Ich träumte, als befinde ich mich in dem oberpfälziſchen Städtchen T....ch und zwar in Mitte einer angenehmen Geſellſchaft in dem Gartenzwinger des Gaſtwirths F — r. Ich hörte der Ausführung eines Tonſtükes mit größter Aufmerkſamkeit zu, und mir war's, als wenn ſich mein Puls ſo ganz nach dem Takte der Muſik richtete.*) Nach der Exekution des Stükes folgte ein anhaltendes Beifallsklatſchen. Inzwiſchen unterhielt man ſich gegenſeitig recht jovialiſch. Auch bemerkte ich einige Frauenzimmer mit den in Zeitungsblättern neuerlich angefochtenen Bamberger Hauben, welche mir ſo übel nicht gefallen, und wobei ich aber dachte, daß es allerdings Schade wäre, wenn dergleichen Hauben ſammt und ſonders nach den amerikaniſchen Inſeln ausgewandert wären. Die Geſellſchaft hielt mich anfänglich für einen Drüſen, d. h., für einen Bewohner des ſüdlichen Theils des Libanon, deren ſchönſte Tugend Gaſtfreundſchaft iſt, und die als Halbheiden ganz das muſelmänniſche Geſez befolgen, deren erſtes Gebot der Gaſtfreundſchaft iſt, den Fremden nicht zu fragen, von wann und weß Glaubens er ſey, ſondern ob er Hunger, Durſt ꝛc. habe; flugs ſtand ſogleich die freundliche Frau Wirthin vor mir und machte mit einem Teller voll des köſtlichen Schinkens und Emmerthaler Käſes, dann einem Stük des wohlſchmekendſten Hausbrodes ihr Kompliment, ſprach aber keine Sylbe, weil ſie in dem Wahne war, ich ſpreche als Druſe blos ſyriſch oder türkiſch. Als ich aber ihre Verlegenheit ſah, brach ich das Stillſchweigen, und gab dieſer Frau in oberpfälziſcher Mundart die Verſicherung, „daß ich auch ein Deutſcher und ſogar zu ihr ein Vetter ſey," ei, wie lachte ſie ſodann aus vollem Munde, ihr die Verlegenheit noch mehr anmerkend, da ſie jezt gar nicht wußte, was ſie denn nunmehr aus mir machen ſollte. Während dieſes Intermezzo vorging, ſaſſen die HH. Muſiker, darunter zwei aus dem benachbarten Orte M—ld, an einem runden Tiſch unter der Laube, tranken ſich unter Geklirr der Gläſer Freundſchaft zu, lieſſen mich, als fremden Gaſt leben, und wählten alsdann zu ihrer Unterhaltung das Thema über die größten Violinſpieler unſerer Zeit.

Der berühmte Violinſpieler Ole Bull, hub der ernſte Herr Lehrer K..... an, beginnt in dieſem Jahre wieder Kunſtreiſen zu machen. Sechs Andaluſier vor dem herrlich engliſchen Reiſewagen geſpannt, ein Redakteur als Sekretär an der Seite, ein Paar franzöſiſche Köche im Gefolge und ein halbes Duzend Mohren zum Geigenbogen Nachtragen, heißt das nicht Kunſtreiſen machen? Und ſo reiſen nicht nur wirkliche Fürſten, ſondern auch Geigenfürſten.

Aber, meine Herren, erwiederte hierauf der gewandte Gaſtgeber Hr. F—r, bekannt als Muſikkenner und Liebhaber derſelben, Ole Bull ſezte ſich ja nach frühern Zeitungsnachrichten in Ruhe. Nachdem er in Kopenhagen ſein leztes Konzert gegeben hat, kaufte er in Norwegen einen ſchönen Landſiz, um da ſeine Carriere als konzertgebender Künſtler zu beſchlieſſen.

Ueber dieſen Geigen-Virtuoſen, ſagte ſodann Hr. Lehrer J. W—r von M—ld, haben wir in öffentlichen Blättern viel Rühmens geleſen, aber wenig von eigenen Kompoſitionen; meines Erachtens wäre es beſſer, wenn Ole Bull ſelbſt noch Kontrapunkt fleiſſig ſtudirte, um auch als Kompoſiteur in der muſikaliſchen Welt eine Stellung einzunehmen. — Hr. Gaſtgeber F—r (dem dieſes muſikaliſche Geſpräch ein Waſſer auf ſeine Mühle war) rükte ganz rührig der Geſellſchaft näher, und gab nunmehr in dieſem Augenblik das eigentliche Stichwort über nachfolgende Kritik. Meine Herren, hub er an, es leben gegenwärtig ausgezeichnete Geigenhelden, unter andern Lafont, Ernſt, Sylverio, Ole Bull ꝛc., welchem gebührt der Kranz, wenn wir auch den vor Kurzem verſtorbenen Paganini noch beizählen?

Hierauf folgte eine ziemliche Pauſe —, und Keiner wollte zuerſt das Wort nehmen. Aufgefordert

*) Ein gewiſſer Alb. Schiffner will bemerkt haben, daß ſich unſer Puls, wenn wir der Aufführung eines Tonſtükes mit größter Aufmerkſamkeit folgen, nach dem Takte richte. (Muſikaliſcher Puls.)

von der Geſellſchaft ließ ſich endlich der beſcheidene Hr. Lehrer H—k von M—ld, als tüchtiger Organiſt und Violinſpieler bekannt, in folgender Weiſe hören. Ich beſchränke, ſagte er, mein Urtheil auf die beiden Virtuoſen Paganini und Ole Bull, welch Beide ich ſpielen hörte. Paganini, fährt er fort, brachte auf ſeinem Inſtrumente die ſchönſten und ſtärkſten Töne hervor bei einem hinreiſſenden Vortrag; in ſeinem Adagio wurden die Zuhörer bis zu Thränen gerührt, er führte die unüberwindlichſten Schwierigkeiten durch, er war ein Geiger von ſolch beſonderer Art, daß man bis dato noch keinen gehört hat; kurz er iſt der Unerreichte; Paganini war in der That ein wahres Original. Unſer Hr. Gaſtgeber F—r, über dieſes ſcharfe Urtheil ganz entzükt, war um ſo geſpannter auf das Urtheil über Ole Bull. Hr. H—k fährt ſodann weiter fort, nicht ſo Ole Bull. Seine Töne ſind ſchwach, laſſen den Zuhörer kalt, er beſizt wohl groſſe Fertigkeit und iſt ausgezeichnet in ſeinem Stakkato; er iſt aber mehr Nachahmer als Schöpfer. Da haben wir's, ſchrie Hr. F—r, Paganini gilt als Original, und als Kopie Ole Bull. Laſſen wir den Geigenfürſten Paganini leben, über deſſen Beerdigung nach ſeinem Tode noch ſo Vieles — berichtet worden.

Nach dieſer unſerer Beurtheilung äuſſerte Hr. Lehrer K—r weiter, möchte unter der groſſen Anzahl unſerer heutigen Geigen-Virtuoſen die Palme dem Paganini gebühren, hierauf ſein Schüler Camillo Sylverio aus Florenz folgen, der ihm in der Spielweiſe am Nächſten kommt, an Bravour aber Alles übertrifft, was man bis jezt in dieſer Art hörte, an dieſen reiht ſich ſonach Ole Bull an, und auf dieſe Weiſe hätten wir das größte muſikaliſche Trio der Geigenkunſt.

Alles war vollauf vergnügt, und ſo gehörte dieſe Abendunterhaltung zu einer der fröhlichſten in unſerm Leben. Hierauf erhob ſich die Geſellſchaft, man führte mich durch eine Oeffnung der Stadtmauer und einen langen Hof durchs Thor des Vorderhauſes auf die Straſſe. Ich wollte eben nach der Thurmuhr ſehen, als auf Einmal vor meinem Fenſter eine kompakte Blechmuſik erſchallte. Ich erwachte hierauf aus meinem Traum, öffnete die Augen, und ſieh da! es marſchiren die Cüraſſiere vorbei, und ich ſah mich von der angenehmen Geſellſchaft zu A—ch auf Einmal nach M—n verſezt. Sonderbarer Traum!

In wie weit aber dieſe Traum-Kritik über die genannten drei Geigen-Virtuoſen begründet ſey, mögen jene Muſikkenner beurtheilen, welche dieſe Virtuoſen gehört haben. Daß aber abgeſehen von all Dem auch auf dem Lande unter den Schulmännern tüchtige Muſiker ſich finden, läßt wohl keinen Zweifel übrig, und daß die drei genannten Hrn. Lehrer als ſolche bekannt ſind, wie ſie ſich meinem Traume darſtellten, darf ich im wachenden Zuſtande mit allem Rechte behaupten, und als Beleg dazu die Oeffentlichkeit dortiger Gegend in Anſpruch nehmen. *.

(Bayer. Eilbote.)

Ueber Kommunikationswege.

Der „öſterr. Lloyd" bringt folgenden Artikel, der als ein Gegenſtük zu dem in der Bauern-Zeitung Nro. 2 l. Js. enthaltenen Aufſaze über Eiſenbahnen gelten kann:

„Weit entfernt, dem Co-a-head-Syſtem der Amerikaner das Wort ſprechen zu wollen, können wir ihnen unſere Bewunderung doch nicht verſagen, wenn wir ſehen, welchen unermeßlichen Kraft-Aufwand ſie in Herſtellung der Verbindungsmittel entwikeln. Dazu genügt ein Blik auf das Heer ihrer Dampfboote, die alle ihre Ströme, Binnen-Seen und den Ozean beleben, auf ihre durch Urwälder kühn geführten Eiſenbahnen, welche Reiſende und Waaren ſchnell und mit verhältnißmäſſig geringen Koſten an das oft ferne Ziel ihrer Beſtimmung fördern. Darum wird in keinem anderen Lande ſo viel, wie in Amerika gereist, wo zu gewiſſen Jahreszeiten förmliche Wanderzüge von Stadt zu Stadt das Land durchſchwärmen. Dieſe Verbindungslinien, welche den ganzen Staat in allen Richtungen durchkreuzen, erlauben dem Kaufmann mit Beſtimmtheit (ſeltene Fälle ausgenommen) auf das Eintreffen ſeiner Waare aus groſſer Ferne zu rechnen, und darnach ſeine Anſtalten im Verſchiffungshafen zu treffen.

Dieſe Erleichterung der Kommunikation führt auch zu Anſiedlungen in Gegenden, die früher auſſer dem Bereiche der Beförderungsmitteln, wenig oder gar nicht bewohnt oder bebaut wurden. Handel und Induſtrie erzeugen und heben ſich überall leicht und ſchnell, wo ihnen die hemmenden Elemente aus dem Wege geräumt, und Abzugskanäle durch Erleichterung des Verkehrs eröffnet werden. Der Amerikaner betrachtet den Wechſel der Zeit wie einen zahlbaren; je kürzer deſto beſſer, darum geht auch all ſein Handeln von dem Grundſaze aus: Zeit iſt Geld.

Trieſt, deſſen Ausfuhrhandel ohnehin beſchränkt iſt, verliert bei Getreide-Konjunkturen manche Gelegenheit zu groſſem Gewinn, wenn — wie jezt — zeit- und preislimitirte Aufträge wegen Mangel an Vorrath nicht auszuführen ſind, während in dem nahe gelegenen Kroatien, Ungarn und Banat, dieſer immer gefüllten Kornkammer, groſſe Maſſen Getreide aufgeſpeichert liegen, die mit amerikaniſchen Hülfsmitteln binnen der kürzeſten Zeit, auf Tag und Stunde, zur Stelle geſchafft, und zur gegebenen Friſt wieder verſchifft werden könnten. Statt deſſen werden die wichtigſten kaufmänniſchen Operationen zu nichte, weil ein einziger heftiger Regen oft die Straſſen unwegbar macht, und bei den mitunter noch barbariſchen Förderungs-Mitteln in jenen Gegenden, jede Zeitberechnung, auf welche oft Alles ankommt, unmöglich wird. — So verliert der Grundeigenthümer, der Mäkler, der Kaufmann, der Frachter, der Hafenarbeiter, der Schiffsrheder und noch Mancher, ja am Meiſten der Staat ſelbſt, dem dadurch die Gelegenheit entgeht, gegen die Erzeugniſſe des heimiſchen Bodens fremdes Geld einzutauſchen.

Wenn die genannten, von der Natur ſo überreich bedachten Länder jener Geiſt der Betriebſamkeit beſeelte, der in Amerika oft die Steppe in blühendes Land und üppige Städte umzaubert, welch eine unermeßliche Fülle Stoffes aller Art böte ſich nicht dem ſtrebſamen Handelsgeiſte dar, während jezt all dieſe Elemente der Wohlfahrt und der Geſittung ungenoſſen ſchlummern, und es doch kaum mehr als eines kräftigen Wollens bedürfte, um ſie zum Leben zu erweken.

Das groſſe Nez der Eiſenbahnen, das bald den ganzen Norden Deutſchlands umſtriken und an welches ſich die Nordbahn anſchlieſſen wird, wie nicht minder der gigantiſch anwachſende Zoll-Verein, bedrohen unſern Ein- und Ausfuhrhandel immer mehr, und enthalten eine ernſte Mahnung, neue Quellen für ihn aufzuſuchen. Dieſe zu finden, und zugleich den Strom unſeres Handels, der ſeinen Lauf zu ändern droht, in ſein altes Bett wieder einzudämmen, und ihn für immer zu feſſeln, gibt es nur Ein kräftiges Mittel, es heißt: „Eiſenbahnen.“

Die Meeresſtille.

Zwiſchen dem 20. und 30. Grad nördlicher Breite befindet ſich auf dem atlantiſchen Ozean ein Raum, den man gewöhnlich den Windſtillenſee nennt; er wird von den Schiffern vermieden, und man macht bedeutende Umwege, um (wie unten geſchildert) dieſem gefährlichen Plaze nicht zu nahe zu kommen: Nichts verräth dem darauf zuſegelnden Schiffe das Daſeyn dieſer Stelle. Ein friſcher Oſtwind führt den unerfahrnen Steuermann darauf zu, des Windes Stärke läßt nach, er wird ſchwächer und immer ſchwächer, die Segel blähen ſich nicht mehr von ſeinem Hauche, man ſezt noch mehr bei, das heißt, man zieht noch mehr an den Maſten und Raaen empor, um dem Winde eine möglichſt groſſe Fläche zu bieten, doch immer langſamer wird der Lauf des Schiffes, und zulezt bleiben ſogar Wimpel und Verglüker träge hängen, die Segel rühren ſich nicht mehr; vergebens ſieht ſich der Schiffer nach allen Seiten um, vergebens macht er einen Finger naß und hält ihn in die Höhe, um zu erfahren, ob nicht von einer Seite derſelbe kälter werde, als von der andern; doch nicht eine Spur vom leiſeſten Hauche iſt wahrzunehmen.

Das Schiff iſt wohl verſorgt mit Allem, was es für eine lange Fahrt braucht; noch hat ein Aufenthalt von einigen Tagen nichts zu bedeuten, aber aus den wenigen Tagen werden Wochen, und noch immer ſteht daſſelbe wie angemauert, und aus dem ſchwülen unbewegten Meerwaſſer

erheben ſich faulige Dünſte, welche die Atmoſphäre verpeſten; das Waſſer ſcheint ſeine Flüſſigkeit zu verlieren und zu einer zähen, gallertartigen Maſſe geworden zu ſeyn; man ſieht keine Fiſche, nur der kleine Pilot bringt den ſchreklichen Hai heran, der, auf baldigen Fraß hoffend, den Seefahrern ein Omen der übelſten Art iſt. Mit Schreken ſieht der Seemann den kleinen Fiſch nahen, der immer vor dem Haifiſch herſchwimmt, ihn zu leiten, ihm Nachricht zu bringen ſcheint, der furchtlos das gefräſſigſte Ungeheuer von allen Seiten umſchwärmt und nie von demſelben angegriffen wird. Mit Entſezen ſieht der Matroſe das gräuliche Thier ſchwerfällig in einiger Entfernung zurükbleiben, während der kleine Pilot das Schiff von allen Seiten umgaukelt, ob ſich nicht irgendwo ein guter Fang für ſich und ſeinen gewaltigen Nachfolger zeige. Beſonders umſchwärmt er die Löcher unter der Küche, wo hinaus aller Abfall von den zubereiteten Speiſen geſchüttet wird, und wohin er auch ſeinen Begleiter abholt, nachdem er ihm, wie es ſcheint, förmlich Rapport über den Zuſtand des Schiffes abgeſtattet hat. Mit Grauen ſieht der auf dem dumpfen Fahrzeug feſtgehaltene Paſſagier die Zahl der Haifiſche ſich mehren und fürchtet, mit den abergläubigen Matroſen, bald ihr Raub zu werden; doch ſie, die einzigen lebenden Weſen, welche noch das verlorne Schiff umſpielten, ſie ſelbſt wenden ſich hinweg, und faſt traurig ſieht man die furchtbaren Thiere ſcheiden, ſich nun doppelt verlaſſen fühlend, da ſelbſt dieſe, der tropiſchen Gluth und des Meeres, als ihres Elementes, gewohnten Räuber es nicht in der vergifteten, in Gährung übergegangenen Maſſe aushalten können.

Die üble Einwirkung der ſtokenden Luft zeigt ſich bald in der auſſerordentlichen Niedergeſchlagenheit, der auch die Stärkſten unterliegen: die Matroſen werden zuerſt von einer drükenden Schwermuth ergriffen, denn in dieſen Menſchen ſucht man vergeblich nach Gemüths-Eigenſchaften, welche ſie fähig machen, ein lang andauerndes Unglük mit Muth und Standhaftigkeit zu tragen; Glük und Wohlſeyn führt ſie zu unbegrenzter Ausgelaſſenheit, und wenn nicht die allerſtrengſte Zucht ſie in Furcht erhielte, zu allen möglichen Exzeſſen; aber dauerndes Unglük, wo die Arbeit der Hände nichts zu wirken vermag, führt ſie bald zu unbeſiegbarem Kleinmuth, zu einer gänzlichen Erſchlaffung aller phyſiſchen und moraliſchen Kräfte!

So auch in dieſem, freilich höchſt traurigen Falle. Der Paſſagier, entweder den Grad der Gefahr nicht kennend, oder wenn er Kopf und Herz auf der richtigen Stelle trägt, mit Gründen der Vernunft und der Religion ſeine bange Ahnungen beſchwichtigend, hält ſich länger aufrecht. Nun treten Faulfieber ein; zuerſt werden nur wenige, dann mit zunehmender Verderbniß der Luft immer mehrere befallen, ein unerträglicher Geruch verbreitet ſich im Schiffe, man flieht auf das Verdek, die Ausdünſtung der See iſt noch ärger, denn auch ſie iſt in Verweſung übergegangen, man flieht wieder in die Kajüte, nur um ſie abermals wieder zu verlaſſen.

Jezt werden die Schreken der Lage immer gehäufter — das Waſſer in den Fäſſern iſt verdorben, fingerdike Würmer haben ſich darin erzeugt und leben und maſten ſich von den zuerſt ſich bildenden Infuſionsthierchen und von den immer gröſſern ſtufenweiſe ausgebildeter ſich zeigenden Maden; das Durchſeihen hilft nicht, die kleinen Würmer gehen durch das Filtrirzeug, auch Kochen hilft nicht, denn man erhält alsdann eine ekelhafte Gallert ſtatt des Waſſers, eine wahre Würmerbouillon. Das Fleiſch iſt in Fäulniß übergegangen, das Brod mit Schimmel überzogen, von zahlloſen Inſekten, von Käfern, Ohrwürmern durchlöchert, welche bei jedem Schnitt, den man hinein thut, haufenweiſe herausſtürzen. Der Ekel verhindert das Eſſen, der Ekel das Trinken, an eine Erquikung iſt ohnedieß nicht zu denken. Etwas Wein und Eſſig, die einzigen Subſtanzen, welche noch genießbar geblieben, verwahrt der Arzt und der Kapitän mit weiſer Vorſicht für die Kranken — ach, bald nicht mehr krank, denn iſt es einmal ſo weit gediehen, daß die Faulfieber ausgebrochen ſind, ſo machen wenige Tage den Leiden des davon Befallenen ein Ende — zehn Mann, zwanzig Mann ſterben dahin — der Tod dezinirt *) nicht, er

*) Dezinniren, den zehnten Mann ausnehmen.

halbirt die Mannſchaft. — Kalt und gefühllos ſehen die noch Uebrigen ihre Genoſſen in das Meer verſenken, auf deſſen Boden die Haifiſche, welche ab- und zukommen und gehen, ſie nicht gelangen laſſen. — Noch mehr Opfer fordert der Tod, die noch übrige Hälfte wird wieder halbirt — jezt faßt Verzweiflung auch den Herzhafteſten — wer wird der Unglükliche ſeyn, der zulezt aushält, der dieſe gräßliche Noth am Längſten überdauert, ſo fragt man ſich ſchaudernd, und Jeder beneidet die vorangegangenen Brüder um ihr Loos, was glüklich war im Vergleich mit dem der Zurükbleibenden.

Sind die Matroſen und Schiffsſoldaten rohe Menſchen, wie gewöhnlich der Fall, ſo führt ihre Lage ſie zu den ſchauderhafteſten Gräueln. Erſt berauſchen ſie ſich mit den noch vorhandenen gewaltſam geraubten Weinen, mit dem Rum, vielleicht mit dem Opium der geplünderten Apotheke, um ihr Elend, und ſey es nur auf Augenblike, um jeden Preis zu vergeſſen, dann verüben ſie das Schamloſeſte, was die entartete Menſchennatur zu erſinnen vermag, ihre thieriſch gewordenen Begierden ſuchen ſie zu befriedigen, denkend, gewonnen ſey jeder Genuß, den ſie ſich noch zu verſchaffen wiſſen, — verlören Alles, was ſie nicht noch verſuchen, um ſich zu erfreuen. — Die Nüchternheit wird durch neuen Rauſch verſcheucht, und der Tod holt unter Trunkenen und Wahnſinnigen ſeine Opfer. Endlich wird es ſtill, genug der Frevel ſind verübt — es bleibt nichts mehr übrig, um das Maß der Sünde zu füllen, ſie haben vielleicht mit den Meſſern in der Hand einander angefallen, um ſich eine Beute abzujagen, die ſie in nüchternem, geſunden Zuſtande verſchmäht hätten; ſie ſind dem Tode zuvorgekommen, und haben einander gegenſeitig in die geöffnete Senſe des Knochenmannes gedrängt.

Nun hat Alles ausgetobt, der Rauſch, die Leidenſchaft, — nur noch wenige Sterbende liegen da, der ganze Reſt iſt dahin — jezt erhebt ſich ein furchtbares Ungewitter mit all der vernichtenden Kraft, wie ſie in der Windſtillenſee, in den Tropengegenden vorkommen; der Sturm führt das halbvermoderte Schiff auf ſeinen Fittichen dahin, in einigen Tagen aus dem Bereich der ſtillen Gewäſſer — es führt keine lebende Seele mit ſich fort — todt iſt Alles — ausgeſtorben der weite Bau, der Hunderte von hoffnungsreichen, frohen Menſchen trug.

Eine Fregatte begegnet dem Geiſterſchiff — es ſtreicht nicht die Segel vor dem gröſſern Fahrzeug — man ruft es an — keine Antwort; ein blinder Schuß hat keine beſſere Wirkung — eine Kanonenkugel ſauſt an dem Vordertheil desſelben vorbei, um zu zeigen, was zu erwarten ſtehe, wenn keine Antwort erfolge — dennoch bleibt Alles ſtill — man glaubt es ſey ein Raubſchiff, ein Sklavenhändlerſchiff; ein Paar Stüke werden auf den Rumpf desſelben gerichtet, die ſchweren Kugeln fahren hindurch und machen in dem verwitterten, vermoderten Holz ungeheure Oeffnungen — doch bleibt Alles ſtill — nun entſchließt ſich der Befehlshaber des Kriegsſchiffes, eine Schaluppe auszuſezen. — Alles iſt leer auf dem verödeten Schiffe — man ſieht mit Staunen, daß es völlig ausgeſtorben — in der Kajüte findet ſich ein einziger verweſter Körper — eine verſiegelte Flaſche enthält einen Bericht des Unglüks, welches das Fahrzeug betroffen.

So furchtbar langſam, aber gewiß mordend iſt die Windſtillenſee, daher die Schiffe ihr auch mehrere Grade ausweichen, und nur Unvorſichtigkeit oder Mangel an Ortskenntniß zuweilen ein Fahrzeug dahin führt, was dann auch faſt immer rettungslos verloren iſt.

Spinnen-Gift.

Eine Frau hatte ihre Milch in einem Zimmer auf einem Tiſche frei und unbedekt ſtehen. Eines Tages will ſie den Rahm abnehmen und ſieht von Weitem eine groſſe Spinne, die ſich bei ihrer Annäherung in die Höhe fädelt. Als ſie die Arbeit beginnen will, ſo entdekt ſie auf den Rahme einen grünen Fleken in der Gröſſe eines Vierundzwanzigers. Die Frau löst dieſes aus und gibt es mit etwas Milch vermiſcht der Hauskaze, die geſund und wohlgenährt war. Dieß geſchah um 10 Uhr Vormittags. Gegen Abend wurde die Kaze traurig und wollte durchaus nichts genieſſen. In der Nacht ſchrie ſie ängſtlich und den darauf folgenden Tag endigte ſie um 10 Uhr Vormittags unter den heftigſten Convulſionen ihr Leben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Lange Nägel.

(Etwas für unſere Damen und Galanthomes, welche ſolche tragen und glauben, es ſey ſchön.)

Miguel Cervantes de Saavedra erzählt uns in ſeinem Don Quixote von La Mancha, daß dieſer ſeinem Knappen Sancho eine Menge der trefflichſten Lehren gegeben habe, als Lezterer die Statthalterſchaft einer Inſel antreten ſollte. Das 42. Kap. enthält ſolche, „die der Seele zur Zierde gereichen ſollen.“ Im 43. Kap. des 2. Theils kommen dann jene, „wie mit Anſtand für den Körper zu ſorgen ſey“ Da heißt es gleich Anfangs:

„Was die Art und Weiſe anbelangt, wie du deine Perſon und dein Hausweſen leiten ſollſt, Sancho, ſo empfehle ich dir vor allen Dingen, reinlich zu ſeyn und dir die Nägel abzuſchneiden und ſie nicht ſo lang wachſen zu laſſen, wie manche Perſonen, die in ihrer Dummheit meinen, groſſe Nägel machen eine Hand ſchön, als wenn dieſer Auswuchs, den ſie nicht abſchneiden, ein Nagel wäre, da er doch eher der Kralle eines Eidechs-Geiers gleicht. Dieſe Gewohnheit iſt häßlich und ſäuiſch.“

(Don Quixote wird bekanntlich in allen Dingen, die ſich nicht unmittelbar auf ſeine fixe Idee beziehen, als ein ſehr vernünſtiger und geiſtvoller Mann geſchildert.)

Neue Namen.

Der Hof-Orgel-Blasbalgtreter zu München hat, wie die Wiener Theaterzeitung meldet, ſeine Tochter „Mozartine“ genannt. Bei den jezigen Muſikliedhabereien liegen nun die Namen: Gluckine, Spontinine, (Meyer-) Beerine, (Abbé-) Vogline, Bellinine, Auberine, Lannerette und Straußette nicht mehr ferne, und wir in München werden bald von Lachnerine, Stunzette, Kunzine, Petenriederine und Streckette hören. — (M. T.)

Kaiſer Karls Fürſtenglük.

(1744.)

Zu Frankfurt ſchwer darnieder auf ſeinem Krankenbette
Liegt Kaiſer Karl, die Gattin weicht nicht von ſeiner Stätte,
Da kommt ein Kämmrer leiſe und ſpricht: „Ein Bot' iſt hier
Aus Bayern!“ — die Fürſtin erwiedert: „Laßt ihn herein zu mir!“
Und wie er eintritt, ſpricht er das lang entbehrte Wort:
„Das Volk ſchlug Eure Feinde, — ſie flieh'n aus Bayern fort,
Sieg — — —“ „„Sieg!““ ſo ruft der Kaiſer und ſpringt vom Lager auf,
„„Sieg? — Bote! ſagſt du Wahrheit? — Ein Leben ſteht im Kauf!““
„Wahrheit!“ verſezt der Bote. — Dem Kaiſer glüht der Blik,
Auf die gebleichten Wangen kehrt Lebensroth zurük,
„Sieg! Sieg! — all' meine Fibern erſtarkt der Eine Klang!“
Der Arzt räth ſanft zur Ruhe. — „Geruht, gekrankt zu lang!“
Dieß iſt des Kaiſers Antwort. — „Ich bin geſund, geſund!
Frei! Frei! Du Volk von Bayern, geliebt von Herzensgrund!
Der beſte Arzt iſt Freude, die hat mich ſchnell geheilt,
Laßt alle Roſſe ſatteln; — nach München rükgeeilt!“.
Des Kaiſers alter Hofnarr, der auch am Bette ſtand,
Ergreift des Kranken Rechte, fühlt wie zum Puls die Hand,
Entblößt das Haupt und ſpricht dann: „Einmal 'ne ſüſſe Arznei!
Sind halt gute Aerzt', die Bayern! — Sie verſchreiben dir die Treu'!“

Bücher-Anzeige.

Wer will baden und Schwimmen lernen? Beides iſt geſund, ſtärkt Nerven und Muskeln, und der holde Juni kocht die Gewäſſer warm. Baden und Schwimmen rathen auch alle Aerzte an, aber das Waſſer hat keine Balken, und deßhalb fürchtet es ſo Mancher, der lieber bei Gelegenheit ertrinkt, als er Schwimmen lernt. — Wer es aber nun bei guter Zeit lernen will, dem empfehlen wir folgende, ſehr praktiſche Schrift:

Das Ganze
der
Schwimmkunſt,
oder

die Kunſt, in wenigen Tagen und ohne Lehrer fertig ſchwimmen zu lernen, nebſt faßlicher Anweiſung zu den verſchiedenſten Schwimmkünſten, ſo wie auch zu den beſten künſtlichen Mitteln, das Schwimmen und Untertauchen zu erleichtern, und ſelbſt ohne ſchwimmen zu können durch die tiefſten Gewäſſer zu gehen, und Belehrung, wie man ſich und Andere aus der Gefahr des Ertrinkens erretten ſoll.

Nach Mittheilungen des alten Halloren Grundmann
niedergeſchrieben von
T. F. Nickol,
Kandidaten der Theologie.
Zweite, unveränderte Auflage.
Nordhauſen, bei Ernſt Friedrich Fürſt. 1841.

Wer weiß, ob man nicht heute noch in die Gefahr des Ertrinkens kommt, oder in den Fall, einen Andern vom Waſſertode retten zu können, abgeſehen von den Nuzen, welchen das Schwimmen auf die körperliche Geſundheit und heitere Belebung des Geiſtes durch das Baden gewährt.

Nickol's Buch lehrt nun die Kunſt, das Schwimmen auf die allerleichteſte Art ohne Lehrmeiſter in bäldeſter Kürze.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 27. 8. Juli 1842.

Inhalt: Einige unmaßgeblichste Ideen zu einem ökonomischen Verein ꝛc. ꝛc. — Von der Behandlung der Feld-Bäume. — Die Würde der Industrie. — Vorſchläge zum Forſtſchuz. — Welcher iſt der fruchtbarſte Boden. — Klima. — Der Vorbauungs-Aſſekuranz-Verein. — Ueber weibliche Erziehung. — Die Blauſäure.

Einige unmaßgeblichſte Ideen zu einem ökonomiſchen Verein,

woburch es allmählig möglich werden könnte, die Zweke des Futter- und Wieſenbaus, der Wieſenbewäſſerungen, der Bliz- und Hagelableitungen, des Anbaues wahrhaft gemeinnüzlicher in- und ausländiſcher Sämereien, beſonders des Holzſamens zu befördern und zu erhöhen und zu erleichtern.

In Aphorismen mitgetheilt, und Einſichtsvollen zur Prüfung ergebenſt vorgelegt.

I. Damit ſich dieſem Vereine auch der geringſte Landmann anſchlieſſen könne, ſo wird der jährliche, in monatlichen Raten zahlbare Beitrag per Kopf im Mindeſten auf 36 kr., im Höchſten aber auf 12—24 fl. feſtgeſezt, je nach freien Willen der Beitretenden.

II. Dagegen verpflichtet ſich aber jedes dieſem Vereine einmal beigetretene Mitglied, vor dem Abfluß der erſten zehn Jahre während dem Beſtande dieſes Vereines, aus ſelbem nicht auszutreten.

III. In jedem Kreiſe wird ein Separat-Verein gebildet, der aber unter der Oberleitung eines in der Hauptſtadt zu konſtituirenden Zentral-Vereines ſteht.

IV. Sowohl der Separat-, als wie der Hauptverein berühren ſich immer und beſtändig mit den kreislandwirthſchaftlichen Vereinen, um benehmlich vorerſt mit den betreffenden Gemeinden, oder mit den betheiligten Privaten, jeder unnüzen, oder auf bloſſer Spekulation, deren Erfolge nicht geſichert ſind, beruhen und verſucht werden wollenden Ausgabe entgegen zu wirken.

V. Bei jedem Separat-, wie auch bei dem Hauptvereine werden Ausſchußkomites gebildet, deren Hauptbeſtreben und Pflicht vorzüglich dahin gehet, bei dringenden Verhältniſſen und Umſtänden immer vorerſt den Beirath und die Zuſtimmung des Geſammtvereines zu erholen, und vor Allem das wahre Wohl ihres Kreiſes und der Gemeinden, den Abſichten und der Intereſſen den Privaten gewiſſenhaft vorzuziehen, daher immer die materiellen und techniſchen Rükſichten redlich beherzigend mit den finanziellen Abſichten und Tendenzen, ehrlich wohlmeinend zu verbinden.

VI. Auf Koſten dieſer Vereine werden von Zeit zu Zeit, und unter Beirath und Zugeſtändniß und unter Mitwirkung landwirthſchaftlicher Soziäten der Kreiſe, wahrhaft nüzlich werden könnende, und hieher paſſende Belehrungen entweder gedrukt, oder lithographirt unter die Landmänner und Mitglieder, beſonders untern Ranges; und unentgeltlich vertheilet, eben ſo auch Sämereien und Pflanzen, und Geldvorſchüſſe für Wieſenbewäſſerung ꝛc. ꝛc.

VII. Nach dem Verſtrich der sub Artikel II. bezeichneten zehn Jahre ſteht es zwar jedem Mitgliede frei, aus dieſem Vereine auszutreten, jedoch nur gegen halbjähriger Aufkündigung; — was ein austreten wollendes Mitglied inzwiſchen noch in die Vereinskaſſe hinein bezahlet, und ehe dieſes halbe Jahr umgefloſſen iſt, das könnte man allenfalls für die Bildung eines ſukzeſſiv entſtehenden Reſerve-Fondes beſtimmen. Wirklich ausgetretene Mitglieder aber, wenn ſie wieder eintreten wollen, bezahlen eine Quartalsrate des freiwilligen Beitrages zum Reſervefond im Voraus, und verpflichten ſich zu einem weitern fünfjährigen Beitritt.

VIII. Löſet ſich aber einmal der ganze Verein auf, dann gehört das Haupt- und Neben-Kapital, nach von der Staatsregirung feſtzuſezenden Beſtimmungen, — dem landwirthſchaftlichen Kreisvereine.

Einſender Dieſes bekennet ſeine Schwäche, und ſieht wohl ein, daß dieſem einfachen Brouillon eine ſtarke Feile, und eine Nachhülfe geziemet, welche nur Einſichtsvollere, und zugleich praktiſche Landwirthe zu geben befähiget ſind; und dieſen gütigen Beiſtand zum Wohle des Vaterlandes gewiß nicht unterlaſſen werden. —

Von der Behandlung der Feldbäume.

Wir geben hier eine beſondere Anleitung zur Behandlung der Bäume, mit Rükſicht auf diejenigen Landleute, welche nicht im Falle ſind, eigene Baumſchulen anzulegen und den Baumbedarf ſelbſt nachzuziehen, ſondern die Bäume durch Ankauf ſich verſchaffen.

a) Beſchaffenheit des Bodens.

Da, wo der Weidenbaum oder auch die Lärche gut gedeiht, möchte es kaum rathſam ſeyn, Frucht-Bäume hinzuſezen; denn dieſe gehen auf mooſigem, naſſen Grunde, wie auf abſolutem Steinboden, zum Verderben. Wollte man jedoch ſolche Stellen zu Bäumen benüzen, ſo müßte das Waſſer im Sumpflande durch Gräben abgeleitet, der Torf-Boden wenigſtens auf 12 Quadratſchuh und 3 Schuh Tiefe ausgehoben und dieſe Grube mit einem Gemiſche von Damm- und Lehmerde und Kies ausgefüllt werden, ehe der Baum hingepflanzt wird. Wo aber der Plaz wenig guten Grund hat und bald Steine zum Vorſchein kommen, da müſſen dieſe auf 20 Quadratſchuh Weite und 3 Schuh Tiefe weggeſchafft und die Grube muß mit beſagten Erdarten zugefüllt werden, damit die gleich den Aeſten ſich ausbreitenden Wurzeln den nöthigen Raum haben; ſonſt verwikeln ſie ſich unter einander, mangeln der gehörigen Nahrung und der Baum ſtirbt ab. Achtet der Landmann dieſe mühevolle Arbeit nicht, ſo wird der Baum dauerhafter und geſunder ſeyn, und dem Pflanzer mehr Vortheil bringen, wenn er ihn in guten, troknen Boden verſezt, der weder zu hart, noch zu naß, oder feucht iſt.

b) Lage des Bodens.

Der Pflanzer, der, wie natürlich, auf den Nuzen ſieht und gerne reichliche Obſternten erzielen möchte, thut wohl, wenn er die Bäume, die er zu ſezen gedenkt, in die niedrigſte, tiefſte Lage ſeines Gutes, etwa unten am Abhange eines Hügels, oder in die Nähe der Scheunen gegen Südweſt pflanzt, damit ſie gegen den ſcharfen Oſtwind geſchüzt ſeyen und die kräftige Mittagsſonne genieſſen.

c) Stellung des Baumes.

An der Stellung der Bäume iſt gleichfalls viel gelegen, die Verfahrungsart aber dabei verſchieden. Entweder vertheilt man ſie gewöhnlich auf den geſammten Heimatboden, oder man weiſt ihnen die Pläze den Straſſen und Hägen entlang an, oder man ſezt ſie gruppenweiſe zu einander.

Die Vertheilung auf das ganze Gut, wie die Verpflanzung nach den Straſſen, Wegen und Hägen, erachten wir nicht für zwekdienlich, weil die Bäume den mitunter ſehr heftigen Windſtöſſen allzu ſehr ausgeſezt ſind, die ihnen bedeutenden Schaden zufügen können. Wenn überdieß hie und da zerſtreut auf den Wieſen ein Baum ſteht, ſo erwächst daraus der Nachtheil, daß es allzu viele Schattenpläze gibt, der Graswuchs aufgehalten, das Heudörren erſchwert und der Mörder an ſeiner Arbeit gehindert wird.

Die gruppenweiſe Zuſammenſtellung der Bäume hingegen gewährt den entſchiedenen Vortheil, daß die Bäume vor Wind und Kälte am Beſten verwahrt ſind, und weit eher nicht blos zur Blüte treiben, ſondern auch die Frucht davonbringen. Man beobachtet hiebei folgende Verfahrungsart:

Die Bäume werden in einer Diſtanz von 24 bis 36 Schuh von und an einander geſezt, je nachdem die Baumart ſich mehr in die Breite oder in die Höhe auszudehnen pflegt; die frühern und zartern Obſtſorten kommen in die Mitte der Gruppe zu ſtehen und werden von den ſpätern und ausdauerndern umgeben, wodurch jene eines nöthigen und natürlichen Schuzes theilhaft werden. Das in dieſer Baumgruppe wachſende Gras eignet ſich um ſo mehr zur grünen Stallfütterung, da ſolche Baumgärten, wie ſchon bemerkt, vorzüglich in der Nähe der Scheunen anzulegen ſind. Wie wohlthätig eine gute Auswahl der Lage und

Stellung auf das Gedeihen der Bäume einwirkt, beweiſen die vor Wind geſchüzten Spaliere, die oft ganz mit Obſt beladen ſind, während die unge- ſchüzten Bäume leer daſtehen.

d) Zurüſtung des Bodens.

1) Drei bis vier Monate, ehe der Baum geſezt wird, ſoll die Stelle bezeichnet und eine Grube von 5 Quadratſchuh und 2 Schuh Tiefe gemacht werden.

2) Dieſe Grube bleibt offen und gleich der ausgeworfenen Erde dem Einfluſſe der Witterung bloßgeſtellt, damit beide Theile mürber werden, welches den zärtern Wurzeln erſprießlich iſt.

3) Beim Einſezen wird die Grube allererſt mit Laub angefüllt, ehe die Erde ihre Anwendung erhält. Dieſes hält die Wurzeln etwas loker und gibt ihnen den angemeſſenſten Dünger.

e) Ausbebung des Baumes.

1) Die Stechſchaufel ſoll nur angewendet werden, um den Raſen umzubrechen; dann aber

2) Sind behutſam nur die kleine Hake oder noch lieber die Hände zu gebrauchen, um ja die Wurzeln nicht zu beſchädigen.

3) Der Baum ſoll vor dem Ausheben auf der Weſtſeite bezeichnet werden, damit er beim Verſezen die gleiche Richtung erhalte, d. h., die frühere Weſtſeite an ſeinem künftigen Standorte wieder gegen den Abend gekehrt ſey.

f) Reinigung des Baumes.

1) Vor dem Einſezen iſt nachzuſehen, ob die gerade auslaufende Pfahlwurzel nach deren Beſeitigung nicht etwa wieder nachgewachſen ſey.

2) Gleich dieſer müſſen alle Wurzeln, welche verknöchert oder verwirbelt oder verlezt ſind, mit einem neuen Schnitte geſtuzt werden.

3) Wenn die Krone allzu dicht, verſchlun- gen und ein gegenſeitiges Reiben der Aeſte zu be- ſorgen iſt, ſo wird der Ueberfluß hart am Stamme weggeſchnitten.

4. Damit der Baum im erſten Jahre nicht übertreibe und dann abſterbe, müſſen die ſtehenden Aeſte auf 3 bis 4 Augen, wobei das lezte auf- wärts ſteht, zurükgeſchnitten werden.

g) Sezen des Baumes.

1) Jeder Baum ſoll einen Pfahl erhalten, der die doppelte Dike des Stammes hat, und da dieſer in wenigen Jahren in Fäulniß übergeht, ſo gewinnt er an Ausdauer, wenn er unten ange- brannt, oder noch beſſer, wenn ihm ein Anſtrich von Schiffstheer, oder von Erdharz und Sand, zu gleichen Theilen gut unter einander gemiſcht, gegeben wird.

2) Dieſer Pfahl wird allervorderſt ſenkrecht in der Grube befeſtigt.

3) Auf das ſeit 3 bis 4 Monaten einge- legte Laub bringt man 2 bis 3 Zoll feine, gute Erde, ſo breit, als die Wurzeln reichen.

4) Dann wird der Baum, mit dem Zeichen und dem Pfahl gegen Weſten, auf dieſe Erde ge- ſtellt und oben an der Krone leicht an den Pfahl geheftet. Um das dem Baum ſo ſchädliche Rei- ben an dem Pfahl zu verhindern, befolge man beim Anbinden des Baumes die gewöhnliche Art, wo das Band die Form eines ∞ bildet.

5) Hierauf werden die Wurzeln und Faſern zu allen Seiten ſchön ausgebreitet, jede Lüke mit guter Erde ausgefüllt, von Zeit zu Zeit ſanft an- getreten, und die Grube ſo zugemacht, daß die ſchlechtere Erde obenauf zu liegen kömmt.

6) Weil ſich aber das Laub und die Erde einſenken, muß die Grube um den Stamm ½ Schuh höher ſeyn, damit keine Vertiefung entſtehe.

7) Der Pfahl ſoll um einen Fuß länger als der Baum ſeyn und nur einmal zwiſchen den Aeſten der Krone mit einem Weidenbande feſtgebunden, hingegen darf kein Band in der Mitte des Pfahls angebracht werden, ſonſt wäre ein Bruch des Bau- mes zu befürchten.

h) Zeit des Verſezens.

1) Wenn der Boden feucht und nachtheili- ger Winterfroſt um der Näſſe willen zu beſorgen iſt, ſo muß das Verſezen im Frühlinge geſchehen.

2) Iſt aber der Boden troken, ſo mag es im Herbſte vorgenommen werden, weil die Feuch- tigkeit des Winters den Wurzeln gut zu Statten kömmt.

3) So lange der Baum nicht entlaubt iſt, darf er in der Regel nicht verſezt werden; man hat daher die Obſtſorten in Rechnung zu bringen; doch bei beſonderer Verſpätung des Laubfalles iſt hierauf nicht ängſtliche Rükſicht zu nehmen, wenn die Jahreszeit den Saftumlauf eingeſtellt hat.

4) Wer keine eigene Baumzucht hält, ſey behutſam in der Baumauswahl; er wähle und kaufe die Bäume aus einer Gegend, deren Klima demjenigen ſeiner Heimat gleichkömmt; ſonſt verzichte er lieber auf die Baumpflanzung.

A. Verpflanzung im Frühjahre.

a) Dieſe iſt vorzuziehen bei feuchtem Grunde, weil dieſer den Baum vor dem Vertroknen ſchüzt und ihn ſich feſtſezen und Wurzeln faſſen läßt.

b) Wollte man ſpäte Obſtſorten in troknen Boden bringen, ſo müßte der betreffende Baum während der Arbeit eingeſchlämmt, d. h., mit ſo viel Waſſer begoſſen werden, daß die Erde durchaus getränkt iſt. Dieſes geſchieht bei drei verſchiedenen Verkehrungen: 1) wenn der Baum in die Grube geſtellt iſt und die Wurzeln ausgebreitet ſind; 2) wenn die Grube zur Hälfte mit Erde gefüllt, und endlich 3) wenn dieſelbe ganz zugefüllt iſt.

c) In hartem Boden oder Hügelland, wo das Austroknen des Baumes zu beſorgen iſt, wird um den Stamm eine kleine Vertiefung gemacht, damit das Regenwaſſer mehr eindringe als ablaufe.

d) Alle ſpäten Aepfel- und Birnſorten, die ihr Laub erſt im November verlieren, dafür aber auch erſt im April oder Anfangs Mai in den Trieb kommen, müſſen im März verſezt werden.

B. Verpflanzung im Herbſte.

a) Dieſe iſt beſſer bei troknem Boden. Die Feuchtigkeit der Jahrszeit bewahrt die Bäume vor dem Austroknen, und gewährt den Vortheil, daß der lebhafte Trieb im Frühling weniger geſtört wird.

b) Alle Steinobſte, wie alle frühen Aepfel- und Birnſorten, deren Safttrieb frühe, ſchon im Hornung oder März, entſteht, dagegen im Herbſte frühe vergeht und die ſich frühe entlauben, ſollen im Weinmonat und Chriſtmonat verpflanzt werden.

Mancher Baumliebhaber mag über dieſe genaue Vorſchrift und über die mancherlei zu beobachtenden Regeln ſtaunen, und glauben, die Verpflanzung laſſe ſich ohne Nachtheil weit leichter vornehmen, allein wir ſind überzeugt und die Erfahrung lehrt es hinlänglich, daß eine der Natur gemäſſe Behandlung der Bäume nothwendig, ja unerläßlich iſt, und der vernünftige Landmann wird hoffentlich ein Paar Stunden mehr Arbeit bei der Ziehung eines Baumes in keinen Anſchlag bringen, von dem er ſich während eines Menſchenalters groſſen Genuß verſpricht.

Die Würde der Induſtrie.

Der höher geſtellte Induſtrielle, der Beſizer gröſſerer Gewerbe, der Vorſteher groſſer Handels- oder Bankgeſchäfte wird durch ſein Geſchäft ſelbſt mit allen tiefer liegenden Fragen der Zeit in Verbindung gebracht. Er verkehrt mit dem Welthandel, in dieſem mit der Politik; er umſpannt mit ſeinen Spekulationen mehr als Einen Kontinent und Ein Meer, und ihr Erfolg iſt von dem Gange der Geſezgebung, den Verwiklungen der Politik der Staaten weſentlich bedingt. Will er ſich und ſeinen wahren Vortheil richtig erkennen: ſo muß er über dieſe wichtigen Dinge ein richtiges Urtheil haben, ſein Verſtand muß möglichſt geſchärft, ſein Geiſt gewandt, ſein Entſchluß ſicher ſeyn. Er ſoll durch ſich und für ſeine Unternehmungen auf der Höhe der Zeit ſtehen, und muß dazu auf ſie erhoben werden. Wie dieſes geſchehe, daß es am Sicherſten geſchehe durch Aneignung der höheren Einſicht und Bildung ſeiner Zeit — wer dürfte daran zweifeln? Die Beiſpiele groſſer Induſtriellen der vergangenen Zeiten würden den noch Zweifelnden des Weiteren belehren: die Medizeer, die ihr Bankhaus zur herzoglichen, die Fugger, die es zur fürſtlichen Würde gehoben, die Peutinger in Augsburg, die Behim in Nürnberg, die groſſen und freien Handelsſtaaten alter und neuer Zeit, von Tyrus und Karthago, von Milet und Athen an bis auf die edlen Gründer der deutſchen Hanſa,

die ihre politiſche Thätigkeit von Nowgorod bis Liſſabon ausdehnte. Niederland ſo gut wie England waren und ſind auch in ihrem Bürgerſtande mit höherer Bildung ausgeſtattet. Die Häuptlinge dieſer induſtriellen Bewegung, vorzüglich der vergangenen Zeit, achteten ſich geiſtesverwandt den Männern, die ihr Zeitalter mit Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftlichen Ruhm geſchmükt haben und lebten mit ihnen im gegenſeitigen Verkehr der Neigung und des Bedürfniſſes.

Vorſchläge zum Forſtſchuz.

1) Die Schläge müſſen zeitig genug geräumt und mit der Kultur derſelben ſchnell begonnen, die neuen Kulturen vor allem Schaden geſichert werden. 2) Die Waldwege müſſen in gutem Stande erhalten werden. 3) Sowohl Bau-, Nuz-, als Brennholz muß im Winter und nicht im Sommer gefällt werden. 4) Die Stöke müſſen gehörig ausgerodet werden. 5) Die Beſamungsſchläge müſſen dunkel genug gehalten werden, damit ſie nichts vom Froſte zu leiden haben. 6) Die Holz-Frevler müſſen ſtrenger beſtraft werden und Diejenigen, welche nicht eigenthümlich Holz beſizen, ſollen, wenn auf dem Wege oder in ihren Häuſern grünes Holz angetroffen wird, gleichviel, wo es her iſt, arretirt und beſtraft werden. 7) Das Getreide darf nicht in Holzwieden gebunden werden. 8) Beſenbinder, Quirlhändler und Diejenigen, welche Kienholz und andere hölzerne Geräthe verkaufen, müſſen ſtreng kontrollirt werden, und ſich darüber ausweiſen, woher ſie das Reiſig und Holz haben. 9) Die Waldweide muß mehr beſchränkt werden. 10) Aus den Waldungen darf kein Gras geholt werden. 11) Das grüne Laub zum Füttern darf nicht abgeſtreift werden. 12) Verminderung der Mäuſe, ſamenfreſſender Vögel und ſchädlicher Inſekten in den Waldungen. 13) Die ſchädlichen Seevituten müſſen abgelöst werden. 14) Es ſollten zuweilen belehrende Vorleſungen über Forſtwiſſenſchaft gehalten werden. 15) Die Schuljugend muß in der Holz- und Obſt-Baumzucht unterrichtet werden. 16) Den Armen muß mehr Gelegenheit zu Verdienſt gegeben werden. 17) Dieſelben ſollen jährlich aus den Kommunal- und herrſchaftlichen Waldungen einiges Holz erhalten. 18) Es ſollen zuverläſſige Holz-Auſſeher gehalten werden.

Welcher iſt der fruchtbarſte Boden?

(Aus Zierl's Encyklopädie.)

„Derjenige, welcher die pflanzennährenden Stoffe in gehöriger Menge enthält, und bei entſprechender Tiefe und Unterlage einen angemeſſenen Grad von Feuchtigkeit und Zuſammenhang beſizt, wodurch der günſtige Einfluß der Atmoſphäre auf den Boden bedingt wird.“

Wer alſo Grund und Boden erwerben will, muß nicht blindlings dareingehen; item: ſoll ein Landmann etwas mehr verſtehen, als Viehfüttern und Pflügen. — Benüzet alſo eure Anſtalten wohl, ihr lieben Bewohner des platten Landes!

*l.

K l i m a.

So nennen wir die Beſchaffenheit der Luft um und über uns. Dieſes Klima hat gar verſchiedene Eintheilung, als:

a) Allgemein geographiſch, — in warmes, kaltes, trokenes, feuchtes u. ſ. w.

b) Näher in das mehrer Produkte vom Aequator nach Nord und Süd.

c) Noch ſpezieller für einzelne Länder und Produkte.

In dieſer Beziehung ſpricht man auch von dem Wein-, Hopfen-, Wintergetreide- und Sommergetreideklima, und theilt es nach Graden z. B. nach Reaumur. Wo die künſtliche Produktion aufhört, etwa unter 6 Grad Reaumur, beginnt die Alpenwirthſchaft als natürliche Produktion.

Die künſtliche Produktion iſt viel ausgedehnter, ſicherer und einträglicher, aber auch mühvoller. Die natürliche Produktion aber kann älter genannt werden, als die wahrhaft künſtliche. Die Produktion eines Landes iſt eine Stimme über Volk und Regirung zu einem Geſammturtheile. —

*.

Der Vorbauungs-Aſſekuranz-Verein.

Ein literariſches Flugbrandl, das gar leicht weggeſtochen werden kann.

Wir haben zur Sicherheit der durch Hagel Verunglükenden eine Aſſekuranz, wir haben Aſſekuranzen gegen Feuerbeſchädigungen an den Gebäuden, und derlei für bei Brandunglüken zu Verluſt gehenden Meubles ꝛc. ꝛc., aber wer entſchädiget bei aus Ueberſchwemmungen, aus Trokne und Dürre, aus anhaltender Näſſe, aus Viehfall, oder aus andern durch natürliche Ereigniſſe, oder ſonſtige Zufälle hervorgehenden Verluſten?

Mehrmalen habe ich ſeit 1805 zurük, beſonders anno 1834 auch in dieſem Blatte, auf eine Ausdehnung der Hagel-Aſſekuranzen für die Fälle der Trokne und Dürre ꝛc. unmaßgeblichſt angetragen; und ich glaube daher die ehrfurchtsvolleſte Bitte an Einſichtsvolle wagen zu dürfen, nicht nur über eben bezeichnetes Verhältniß, ſondern vielmehr über die Möglichkeit der Begründung des oben betitelten, und allgemeinen Vorbauungs-Vereines, beſonders nun in unſern Tagen, und bei dem Hinblike auf Hamburg!!! reifer und ernſter nachzudenken; denn leichter erträgt oft manchmal, vorzüglich der gebildete, und in frühern Tagen wohlhabend und angeſehen geweſene Menſch ſelbſt das größte Unglük, ja! ſelbſt die ſtille und häusliche, und von der Welt unbemerkte Armuth, und tiefeſt bekümmernde Dürftigkeit, — als er die, wenn noch ſo wohlwollende, wenn noch ſo herzlich gütige und edelmüthige Art und Weiſe erträgt, womit man, vorzüglich bei auſſergewöhnlichen und allgemeinen Unfällen, auch ihm ſein beſonderes Unglük und ſeine ſonderliche Armuth allſeitig zu erleichtern, wetteifernd beſtrebt iſt. —

Wir haben bei unſern, wie immer Namen habenden Verſicherungs-Vereinen, oder Aſſekuranzen Männer von tiefem Gefühle, und von hoher Einſicht; — möchte es doch dieſen Herren, und dieſen Brüdern und Freunden Deutſchlands — gelingen, auch einmal einen allgemeinen Vorbauungsverein Germaniens zu begründen!!

Wenn jedes einzelne Mitglied der bereits in Deutſchland beſtehenden verſchiedenen Aſſekuranz-Anſtalten behufs des eben gemeinten Zwekes eine verhältnißmäſſige Erhöhung des Fundirungs-, des Ergänzungs- und des Reſervefondes zu übernehmen und zu leiſten hätte, wenn es ferners geſtattet würde, ohne eben ein wirkliches Mitglied irgend einer ſolchen Aſſekuranz zu ſeyn, für die Tendenz des allgemeinen Vorbauungs-Vereines jährliche, aber freiwillige, jedoch unter geſezlicher Vorausberechnung und Beſtimmung beruhende Beiträge zu leiſten; und wenn es auch in Zukunft, aber nur in auſſerordentlichen Fällen, zugeſtanden würte, den ſo oft bewährten Edelmuth, und den erhabenen Edelſinn der deutſchen Männer und Frauen zur vertrauenden Theilnahme, und auf den Weg auſſerordentlicher, öffentlicher, oder heimlicher Haus- und Kirchenkollekte, oder mittels der Redaktionen, anflehen zu dürfen, aber nur von Seite des allgemeinen Vorbauungs-Vereines ſelbſt, und wenn endlich eben gedachter Vorbauungs-Verein ſelbſt ſowohl die ordentlichen, als wie auch die auſſerordentlichen Unterſtüzungsbeiträge nach den Regeln der Schonung und Delikateſſe, und mit der feinſten Zartheit unter die Verunglükten zu vortheilen übernehmen würde; Wer in den deutſchen Gauen würde ſich dann noch lange von dem Beitritte zu dieſem allgemeinen Vorbauungs-Verein, vernichtend zugleich den nur die Liebe tödtenden Sektengeiſt, ausſchlieſſen wollen?! —

Es verſteht ſich übrigens wohl von ſelbſt, daß die, wie immer Namen habende Beiträge zu dieſem neuen, Gott und die Menſchheit beehrenden Verein, ſo berechnet werden müßten, daß ſie der Aermſte, wie der Reichſte gleichmäſſig und verhältnißmäſſig ertragen und leiſten, und dabei auch auf geſezlich auszuſprechende verhältnißmäſſige, und gleichmäſſige „Prämien" ungetheilten Anſpruch machen könnte. Weiters verſteht es ſich von ſelbſt, daß Derjenige, welcher, und auf welch immer eine Art und Weiſe kein Mitglied dieſes Vorbauungs-Vereins iſt, auch aus den Fonds und Mitteln dieſes Vereines keine, ja! nicht die mindeſte Unterſtüzung in Anſpruch

nehmen könne, den Fall einer frühern und erweiſslichen ſelbſtigen Vermögensloſigkeit oder Armuth jedoch billig, und gerechteſt hievon ausgenommen. —

Die Adminiſtration und Kaſſaführung dieſes Vorbauungs-Vereines dürfte wohl am Füglichſten Männern aus der Mitte der bereits beſtehenden verſchiedenen Aſſekuranz-Inſtitute Deutſchlands übertragen werden; — sed salvo omnia meliori!

Ueber weibliche Erziehung.

Die Erziehung der weiblichen Jugend iſt eine der wichtigſten Angelegenheiten des Staates. Aus ihren Händen empfängt er den Grundſtein für jede häusliche Tugend, die Schlüſſel zur Verwahrung der Schäze des Wohlſtandes, und alle Mittel zur Verſchönerung des geſellſchaftlichen Lebens. Wie die männliche Erziehung durch Weiſung und Ordnung des dem Manne angebornen Schaffungs-Triebes in einzelnen Familien, für das Wohl kommender Jahrhunderte arbeitet, ſo erhöht auch die weibliche Bildung den Werth des Genuſſes aller jener Früchte, welche die Thatkraft des Mannes geſchaffen, das Weib aber ſtille gepflegt und höher veredelt hat. —

Wie der Hang zur ſchaffenden Thätigkeit als Lichtpunkt im Bilde des menſchlichen Lebens auffallend hervortritt, ſo ſey weibliche Sanftmuth dieſes Bildes milderer Schatten, daß unter ihm ſanft ruhen die Mühen des Mannes, und ſein Geiſt zu neuen Unternehmungen erſtarke. —

Nie wird aber das Weib zu der ihr ſo nothwendigen Sanftmuth, dem ſicherſten Leitſterne ihres zeitlichen Glükes, gelangen, wenn ſie nicht frühe Entſagung und Selbſtverläugnung erlernt, die ſie allein ſich in der Schule des göttlichen Chriſtenthums aneignen kann, um ſich würdig vorzubereiten für eine glükliche Beſtehung jener mannigfaltigen Prüfungen und Kämpfe, die ſie als Gattin und Mutter erwarten. —

Zahllos ſind die Mängel und Schwächen, welche der menſchlichen Natur ankleben, und angeboren iſt uns Allen der Hang zum Böſen. — Wer lehrt uns aber dieſe Mängel und Schwächen, dieſen Hang zum Böſen in ihrer Wurzel zu tödten, und ihre nachtheiligen Einflüſſe auf die Freuden und den Frieden unſeres Lebens mit Würde zu tragen, wenn es uns das Chriſtenthum und ſein göttlicher Stifter nicht lehrt? —

Ermunternd zu einem beſtändigen Widerſtande gegen alles Böſe hält es unſerm muthigen Kampfe, unſerer unerſchütterlichen Ausdauer eine ewige Siegeskrone entgegen, wenn der zeitliche Lohn nicht angemeſſen dem Aufwande unſerer geiſtigen und materiellen Kräfte erſcheint. —

Die Vernunft lehrt uns zwar die Tugend lieben und ausüben, allein wie oft iſt ſie uns nichts anderes, als eine Fakel, die Nacht unſers irdiſchen Kerkers zu beleuchten? —

Was iſt ſie uns aber noch, wenn ſie ſich nicht demüthigt ihrem Schöpfer und den undurchdringlichen Planen und Anordnungen Seiner höhern Weisheit unterwirft, — wenn ſie ſich nicht auf den Glauben ſtüzt, — wenn ſie den Schlüſſel zurükweist, den ihr dieſer Glaube bietet, ihren irdiſchen Kerker zu erſchlieſſen und ſich in den höhern Regionen des Chriſtenthums und den himmliſchen Tröſtungen ſeiner heiligen Kirche zu ergeben? —

Was müßte aber aus dem Weibe werden, wenn ſie bei der gröſſern Menge ihrer intellektuellen und phyſiſchen Schwächen und Gebrechen den Glauben und die Leitung des Chriſtenthumes, dieſes einzigen ſichern Führers durch die Labyrinthe dieſes Lebens, verſchmäht?

Ph. Schmid.

Die Blauſäure,

aus dem Berliner Blau gezogen, iſt offenbar das am Schnellſten wirkende Gift. Ein ſtarker Hund, der eine kleine, mit dieſem Gift beſtrichene Glas-Röhre mit dem Munde aufhob, hat ſie kaum mit der Zunge berührt, als er 2 bis 3 Mal heftig nach Luft ſchnappte und todt niederfiel. Ein Atome des nemlichen Gifts, ins Auge eines andern Hundes gebracht, hatte gleiche ſchnelle Wirkung.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Poetiſche Aehrenleſe.

Eröffnet von E. F.

Als Probe des verſchiedenen Sprache-Geiſtes der Ueberſezer ausländiſcher Werke diene nun folgender Saz aus Shakespear's „Kaufmann von Venedig":

Benda. Mißbilligt mich und meine Farbe nicht,
Die ſchattige Livree der glüh'nden Sonne.

Döring. Sey mir nicht abhold meiner Farbe wegen,
Der Schattentracht des heiſſen Sonnenſtrahls.

Shakespear ſagt in dieſem Stük ganz wahr: „Für ſeinen Zwek zitirt der Teufel auch die heil'ge Schrift!"

Das ganze menſchliche Leben, ſagt ſehr ſinnreich Jean Paul, iſt eine Schule, aus der uns nur der Tod entläßt.

Der Dichter ſpricht bei Langbeins „Todesreigen":

Ruf mich, wann Dirs gefällt!
Sie wird mir immer enger, die wunderliche Welt,
Und wann ich von ihr ſcheide, ſterb' ich vielleicht nicht ganz:
Es blüht wohl noch ein Veilchen mein bunter Liederkranz.

Lohner vergleicht die Roſe mit der Sprachkunde, die Dornen mit der Schwierigkeit, in das Herz derſelben einzudringen, die Ameiſen, die am Stamme der Roſe auf- und ablaufen, mit den Anfängern in der Sprachkunde, welche mit deren Erlernung nicht zum Ziele kommen können, die erquikenden Regen und ſanften Winde mit dem Nuzen und der Freude, welche aus der Sprachkenntniß ſprieſſen.

Anekdoten.

Ein ſtolzer Mann ließ ſich unter der Hand erkundigen, wohin er bei einem vornehmen Gaſtmahl zu ſizen käme. „Heute", hieß es, „wird bei der Tafel kein Rang beobachtet, der Herr mag ſich hinſezen, wohin er will, nur nicht in die Paſtete."

Ein engliſcher Landmann verklagte einen andern: er habe ihm ſeine Schaufel geſtohlen, und ſtellte einen Zeugen, der es ſah. „O", ſagte der Beklagte, „ich kann zwanzig Zeugen bringen, die es nicht geſehen haben." — „Ah", ſagte der geſcheidte Volksrichter, „zwanzig Zeugen gelten mehr als einer! Ihr ſeyd frei."

Von Herzog Max.

Moant's, Ees alloa kinnt's Zithernſchlagn
In Steyermark und Krain,
Wann's ebbes B'ſund'rs hör'n wollt's,
Kemmts grad nach Boarn 'rei.

Und fragts amal nach Wittelsbach
Und nach ſein liebn Herrn,
Da glanzt den ſchön'n Zitherſpiel
A gar a gu'ter Stern.

Es is der Herzog Maximilian,
Der ſelber d' Zither ſchlagt,
Woaß nit, ob mar an ſellan Prinz
Bei Enk in Land derfragt.

Und ſpiel'n thuet er's nett und fei',
Hat halt a Lieb' zu'n ihr,
Dees kimmt, verſtehſt, von ſein Gemüth
Und 's Herz hat er dafür.

Und ſchau, dees is die Seltenheit
An ſo an groſſ'n Herrn,
Daß 's Herz nix von ſein Titl woaß
Und hat a Zither gern.

Und ſchau dees is a Zeugn'ſchaft,
Wo koani drüber geht,
Daß d' Zither aa, als wie bein Enk,
Bei uns in Ehr'n ſteht.

Franz v. Kobell.

Empfehlung.

Die bei Voigt in Weimar erſchienene

„Vollſtändige Brennmaterialkunde"

umfaßt die Eigenſchaften und Gewinnung der verſchiedenen in den Gewerben und dem Haushalte angewendeten rohen und durch die Wald- und Ofenverkohlung ſo wie durch Meiler- und Ofenverkoakung dargeſtellten Brennſtoffe. Sehr intereſſant iſt der Anhang über die Gewinnung der Knochenkohle, des Holzeſſigs, Theers ꝛc. Das Werk iſt von dem kenntnißreichen Carl Hartmann abgefaßt und zwar mit einer Bündigkeit, Deutlichkeit und Intelligenz, die ihres Gleichen nicht findet. Forſt- und Hütten-Männer, Kameraliſten, Fabrikanten und Gewerbstreibenden aller Art wird dieſe nach eigenen Erfahrungen und den beſten Hülfsmitteln verbreitete Schrift höchſt erwunſchen ſeyn. Der Preis iſt ⅔ Rthlr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an. Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

N e u e

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 28. 15. Juli 1842.

Inhalt: Auf den 15. Juli. — Verein zur Verbreitung des Glaubens.

Auf den 15. Juli.

„Quae offerunt amor gratiaeque."

Henrico Passavî ponimus hancce salutem,
Et quocunque venit verbum nostrum, diligatur
Nomen Doctoris, Quem vere dicimus omnes
Rectorem vitae nostrarum nunc animarum
In Quem jam Dominus, pro Quo per tempora longa
Conducat sanas horas nomenque celebre:
O sit sors Illi, quam vox non dicere possit!

Verein zur Verbreitung des Glaubens.

† In Paſſau wurde bei Gelegenheit der Beichtzettelſammlungen zu dem allerhöchſt genehmigten und empfohlenen wohlthätigen Miſſionsverein nachſtehende Einladungsſchrift unentgeltlich vertheilt, welche hiermit der verehrlichen Redaktion zur Publikation mitgetheilt wird. J. P. B.

Einladung
an die
katholiſchen Chriſten
zur innigen Theilnahme an dem ſchönen Werke
des
Miſſions-Vereins.

Die Ernte iſt groß; aber der Arbeiter ſind wenige; bittet alſo den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Aernte ſende. Matth. 9, 37. 38.

Alle Menſchen müſſen an Jeſus Chriſtus, den Sohn des lebendigen Gottes, glauben, wenn ſie ſelig werden wollen. So ſagt Er es ſelbſt: „Wer da glaubt und ſich taufen läßt, der wird ſelig werden." Mark. 16, 16. Und Sein Apoſtel ſpricht: „Ohne Glauben iſt es unmöglich, Gott zu gefallen." Hebr. 11, 6. Sollen alle Völker an Jeſus Chriſtus glauben, ſo muß ihnen dieſer Glaube verkündet werden; denn der Glaube kommt durch das Hören. Wie können ſie aber hören, wenn ihnen Niemand prediget? Röm. 10, 14, 17. Darum befahl Jeſus Seinen Apoſteln: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet ſie im Námen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und lehret ſie Alles halten, was ich euch befohlen habe." Matth. 38, 19. 20. Zu allen Zeiten iſt dieſer Glaube auch immer ausgebreitet worden, und muß noch fortan ausgebreitet werden, bis die Fülle der Heiden in die chriſtliche

Kirche wird eingegangen ſeyn, wie es Jeſus voraus ſagte: „Dieſes Evangelium des Reichs (der Glaube an Jeſus) wird in der ganzen Welt verkündet werden allen Völkern zum Zeugniſſe.“ Matth. 24, 14. Auch darum hat die katholiſche Kirche den Namen katholiſch, allgemein, weil ihre Miſſionäre (Glaubensprediger in den Ländern der Ungläubigen) dieſen Glauben in allen Ländern der Heiden, auch in denjenigen, in denen der Name Jeſu verfolgt wird, mit Gefahr ihres Lebens und mit geſegnetem Erfolge ausbreiten.

Aber in unſern traurigen Zeiten waren die katholiſchen Miſſionen dem Aufhören nahe. Die Klöſter, aus denen die meiſten Glaubensboten in ferne Länder ausgegangen waren und aus denen ſie die meiſte Unterſtüzung erhielten, wurden beinahe überall aufgehoben. Der Orden der Jeſuiten, welcher am Meiſten zur Ausbreitung des Glaubens in andern Ländern gearbeitet und gelitten hat, wurde ganz unterdrükt. *) Die Könige von Portugal, Spanien und Frankreich, welche ſo viele Miſſionen edelmüthig unterſtüzt haben, konnten oder wollten das edle Werk nicht mehr fortſezen. Die Anſtalt für auswärtige Miſſionen zu Paris ward in der Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung zerſtört. Selbſt die bewunderungswürdige Anſtalt zur Aufrechthaltung des Glaubens zu Rom, die Propaganda genannt, die ſchönſte Stiftung, welche der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Liebe jemals gemacht haben, ward von den Franzoſen zertrümmert. Darum konnten keine neuen Glaubensprediger mehr geſendet werden: die alten ſtarben dahin: die noch lebenden blieben ohne Unterſtüzung. Die Chriſten in den Ländern, in denen der Glaube ſchon gepflanzt, wohl auch ſchon mit dem Blute der Martyrer begoſſen, aber noch nicht feſt genug begründet war, blieben ohne geiſtliche Hülfe, und ſtanden in Gefahr, in den alten Unglauben zurükzufallen, und fielen zum Theile auch wirklich in denſelben zurük.

*) Man berechnete, daß die Geſellſchaft Jeſu in der kurzen Zeit ihres erſten Beſtehens (230 Jahre) 12,000 Miſſionäre abſendete, von denen 700 für Jeſus des Martyrtodes ſtarben. Ein ewiger Ruhm für dieſen unſchuldig verfolgten Orden!

Dieſes Drangſal der Kirche nahmen gute katholiſche Chriſten, die alle Menſchen als ihre Brüder und Schweſtern in Chriſtus lieben, zu Herzen, und ſtifteten zu Lyon in Frankreich, am 3. Mai 1822, den Verein oder die Bruderſchaft zur Ausbreitung des Glaubens. Sie verſprachen, daß ſie vereint für Bekehrung der Ungläubigen beten, und Beiträge an Geld nach ihrem Vermögen zur Förderung dieſes heiligen Endzwekes geben wollen. Und ſie legten ſich damit keine neue Verbindlichkeit auf: ſie verſprachen nur zu thun, wozu ſie ohnehin verpflichtet waren. Denn jeder Chriſt iſt ſchuldig, für die Ausbreitung des Glaubens zu beten. Dieſe Pflicht hat uns Jeſus Chriſtus, unſer Herr und Heiland, aufgelegt, da Er ſprach: Die Ernte iſt groß; aber der Arbeiter ſind wenige: bittet alſo den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte ſende. Wie können wir uns einſt vor Jeſus, unſerm allwiſſenden Richter, entſchuldigen, wenn wir jezt nicht um Ausbreitung des Glaubens bitten? Jeder Chriſt ſoll zur Ausbreitung des Glaubens auch von ſeinem Vermögen beitragen. Das haben ſchon die Chriſten in den erſten Zeiten gethan, wie wir in der Geſchichte und den Briefen der Apoſtel leſen. *) Zwar war es lange für Einzelne keine dringende Pflicht, mit Geld für die Miſſionen beizutragen, weil dafür auf eine andere Weiſe geſorgt war. Jezt aber ſollen Alle, die es vermögen, Beiträge an Geld machen, damit die Miſſionen erhalten werden; denn jezt können auch die Armen ihr Scherflein geben, und dieſes kann bis in die fernſten Länder der Ungläubigen gelangen. Wir haben keine Dankbarkeit für das Licht unſers Glaubens, wenn wir nicht gerne thun, was wir können, daß auch recht viele andere Menſchen gleiches Glük erlangen.

*) I. Kor. 16, 2; II. 9, 1. 6 und ff. Das thaten die Chriſten auch nach den Zeiten der Apoſtel noch, wie uns der hl. Dionyſius, Biſchof von Korinth, bezeugt: „Vom Anbeginn des Chriſtenthums waren die Chriſten gewohnt, allen ihren Glaubensbrüdern auf mannigfaltige Weiſe Wohlthaten zu erweiſen, und vielen Gemeinden überall in den Städten Lebensunterhalt zu ſenden. Sie erquikten durch ihre Freigebigkeit die Armuth der Dürftigen.“

Wir lieben Jeſum nicht, wenn wir nicht trachten, daß auch Andere, ja daß alle Menſchen Ihn erkennen und lieben, und daß alle Seelen ſelig werden, für die Er am Kreuze geſtorben iſt. Auch die Ungläubigen in den entfernteſten Ländern ſind unſre Nächſten, und wir ſind ihnen Liebe ſchuldig. Wie können wir ihnen aber unſre Liebe beſſer beweiſen, als wenn wir ihrer größten und dringendſten Noth abhelfen dadurch, daß wir ihnen den wahren Glauben verſchaffen, ohne den ſie kein wahres Glük, auch nicht auf Erden, erlangen können? Ihnen den wahren Glauben verſchaffen, welch eine Freude, welch ein Glük für uns ſelbſt! Und wie leicht können wir uns dem Glaubensverein, auch Bruderſchaft vom heil. Franz Xaver genannt, anſchlieſſen! So klein die Gaben ſind, ſo wird der ſchöne Zwek doch erreicht, wenn alle Gläubige aller Länder ſich zum erhabenen Werke vereinigen.

Um den vielen Ungläubigen die Fakel des wahren Glaubens anzuzünden, ſind nun freilich vor Allem Prieſter und Biſchöfe, voll apoſtoliſchen Geiſtes, nöthig, die allen irdiſchen Vortheilen und Bequemlichkeiten entſagen, und Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen, um groſſe Meere zu durchſegeln, alle Gefahren einer weiten Seereiſe auf ſich zu nehmen, und in fremden Ländern, deren viele entweder von der Sonne ausgebrannt ſind, oder vom Froſte ſtarren, den Glauben zu verkünden und das Heil der Seelen zu pflegen. Wir alle ſollen daher eifrigſt beten, daß der Herr ſolche Männer erweke, alle Hinderniſſe, welche ſie von dieſem edeln Berufe zurükhalten, entferne, und ihre Arbeiten und Leiden reichlich ſegne. Aber nicht nur dieſes; auch Beiträge an Geld ſollen Alle aus uns machen, die es vermögen, damit dieſe Männer auch die zeitlichen Mittel haben, deren ſie zur Ausführung ihres groſſen Vorhabens bedürfen. Viel koſtet die Reiſe in die ſo fernen Welttheile — 2000 bis 6000 Stunden weit. Die Einwohner der Länder, in die ſie geſendet werden, ſind meiſtens arm, und ſelbſt in den geſegnetſten Ländern der Ungläubigen iſt, des groſſen, ungerechten Drukes wegen, die Armuth und die Anzahl der Armen überaus groß. Lange bekehren ſich nur die Armen; denn zuerſt wird *den Armen das Evangelium geprediget*; zunächſt *für die Armen iſt das Reich Gottes: die Reichen haben ihren Troſt.* Matthäus 5, 3. Luk. 4, 18. und 6, 24. hienieden, und fürchten die Religion, welche ihnen alle Ungerechtigkeit und die böſen Lüſte verbietet, und die Demuth, Sanftmuth und Selbſtverläugnung befiehlt. Die Glaubensboten müſſen, wenn ſie auch auf alle Bequemlichkeiten, die ſie in ihrem Vaterlande von Jugend auf genoſſen haben, verzichten, doch die nöthigſte Verpflegung von Europa bekommen, weil ihnen Diejenigen, denen ſie das Brod der Seele brechen, das leibliche Brod nicht reichen können. Gar oft bedürfen die Neubekehrten ſogar Hülfe von ihren Glaubensvätern, beſonders in den Ländern, in denen der Glaube Jeſu verfolgt wird. Die Miſſionäre haben Ausgaben für den Gottesdienſt, *) und werden nicht ſelten ihrer kirchlichen Habſeligkeiten von den Ungläubigen beraubt. Sie ſollen da, wo ſie das Chriſtenthum ausbreiten können, Kirchen und Schulen, wenn ſchon recht ärmlich, bauen. Sie ſollen vor Allem Studienanſtalten und Seminarien gründen, um einheimiſche Prieſter zu bilden. Sie ſollen Klöſter haben; denn nichts belebt und befeſtiget in einem ungläubigen Lande die Religion mehr, als fromme Ordensleute. Sie müſſen den Glaubensneulingen in Auſtralien Kleider, Werkzeuge zu Handwerken und zum Feldbaue, und Sämereien für ihre neuen Gärten und Aeker austheilen, weil ohne die bürgerliche Kultur, die dieſe, aller Hülfs-Mittel entblößt, ſich ſelbſt nicht geben können, auch die Ausbreitung und feſte Begründung des Chriſtenthumes etwas Unmögliches iſt. Wir leſen in den Annalen (Jahrbüchern) der Miſſionen, wie arm die katholiſchen Miſſionäre leben, und wie viel ſie mit den Beiträgen Gutes wirken, die ihnen von dem Miſſionsvereine aus Frankreich geſchikt werden.

Gottes beſonderer Segen und die ſchönſten Hoffnungen ruhen auf dieſem Vereine, deſſen Regeln und Sazungen in Kürze folgende ſind:

*) In einigen Gegenden von China kommt eine Flaſche Wein, den die Prieſter zum heil. Meßopfer bedürfen, auf 11 fl. nach unſerm Gelde.

1) Jedes Mitglied betet täglich, jedoch ganz freiwillig, und daher durchaus unter keiner Sünde dazu verbunden, um Ausbreitung des wahren Glaubens ein Vaterunſer und den engliſchen Gruß mit der beigefügten Anrufung: „Heiliger Franz Xaver, bitte für uns!“ *)

2) Erlegt jedes Mitglied zur Unterſtüzung der Miſſionen wochentlich einen Sou **) als milde Gabe. Jede Mehrgabe eines Mitgliedes und jedwede andere Spende wird mit Dank angenommen.

3) Um die Sammlung dieſer wohlthätigen Spenden zu erleichtern, ſollen ſich Einigungen zu je 10 Mitgliedern bilden, d. h., immer 10 Perſonen zuſammentreten, wovon eine wochentlich die milden Gaben in Empfang nimmt und weiter befördert, z. B. dem Pfarrer oder ſonſt Jemanden, der ſich mit dieſem verdienſtlichen Geſchäfte befaßt, überliefert.

4) Sämmtliche Beiträge gelangen auf geeigneten Wegen und durch gewiſſenhafte Hände an die Kaſſen der zwei oberſten Vereins-Direktionen, wovon eine in Paris, die andere in Lyon beſteht, und welche die zwekmäſſigſte Vertheilung der Almoſen unter die verſchiedenen Miſſionen, von deren Zuſtande und Bedürfniſſen ſie fortwährend ſichere Kunde haben, beſorgen.

5) In den Annalen der Verbreitung des Glaubens, welche in den Briefen der heldenmüthigen Glaubensboten die zuverläſſigſten Nachrichten über die erfreulichen und betrübenden Schikſale aller Miſſionen aller Welttheile und Zonen enthalten, erſcheint alljährlich ein umſtändlicher Ausweis aller eingeſammelten und verſendeten Miſſions-Almoſen. Dieſe intereſſanten Berichte aus den Miſſionen werden zu 6 Heften jährlich — alle zwei Monate eine Numer — herausgegeben, und den Theilnehmern am Werke umſonſt mitgetheilt, und zwar in der Art, daß jede vorbeſchriebene Einigung oder, was daſſelbe iſt, jede volle Summe von 12 fl. jährlichen Beitrages, mit einem vollſtändigen Exemplare des entſprechenden Jahrganges der Annalen honorirt wird. Dieſe Hefte ſoll jeder Sammler oder Einnehmer allen Gliedern ſeiner Einigung der Reihe nach zum Leſen mittheilen, am Ende fallen ſie ihm als Eigenthum zu.

In ſolcher Weiſe geregelt und organiſirt, wurde dieſer Verein ſchon im nächſten Jahre nach ſeiner Gründung vom heil. Stuhle beſtätiget, und eben hiedurch zu einer kirchlichen Anſtalt geſtempelt; denn ſchon Pius VII., dieſer ewig denk- und ruhmwürdige Papſt, ſprach noch in ſeinem lezten Lebens- und Regirungsjahre (am 15. März 1823), die apoſtoliſche Genehmigung deſſelben aus, und begnadigte ihn zugleich mit folgenden, von allen ſeinen bisherigen Nachfolgern auf dem Stuhle Petri, Leo XII., Pius VIII., und Gregor XVI. beſtätigten Abläſſen, nemlich:

I. Vollkommener Ablaß

a) an den beiden Vereins-Feſten, d. h., am 3. Mai, als dem Feſte der Erfindung des hl. Kreuzes- und Stiftungstage des Vereines, und am 3. Dezember, dem Feſte des hl. Franz Xaver, als Schuzheiligen des Vereins, *) und zwar entweder an dieſen Feſttagen ſelbſt oder an jedem andern Tage während ihrer Oktaven, und

b) in jedem Monate einmal, und zwar an einem Tage, den ſich jedes Mitglied ſelbſt be-

---

*) Dieſes kann gleich nach dem Morgengebete geſchehen, wobei ohnehin jeder katholiſche Chriſt das Vaterunſer betet.

**) Dieſe franzöſiſche Münze werthet etwas mehr als ein bayeriſcher Kreuzer, ſo daß 52 Sous — der jährliche Beitrag eines Vereinsmitgliedes — in möglichſt genauer Annäherung berechnet, 1 fl. 12 kr. betragen, und ſomit die jährliche Beiſteuer von 10 Mitgliedern die Summe von 12 fl. erſteigt.

*) Der heilige Franz Xaver hat den Glauben mehr als hundert Völkerſtämmen gepredigt; er iſt mehr als 12,000 Stunden weit gereist. Er hat 10 ungläubige Könige bekehrt. Er hat Hunderttauſende von Heiden getauft und man hat bemerkt, daß Diejenigen, welche von dieſem Heiligen bekehrt und getauft worden, meiſtens auch (ſo wirkte ein höherer Geiſt in ihm) fromm lebten, und, beſonders bei der Verfolgung der Chriſten in Japan, für den Glauben muthvoll ſtarben. Darum hat ihn denn auch der Verein zur Verbreitung des Glaubens zu ſeinem Schuzheiligen gewählt.

ſtimmen kann, wofern jedoch das feſtgeſezte tägliche Gebet nicht verſäumt wird.

Um dieſen vollkommenen Ablaß zu gewinnen, muß man mit reuevoller Beicht und dem Empfange der heil. Kommunion auch einen andächtigen Kirchenbeſuch verbinden, und bei dieſem Anlaſſe eifrig zum Beſten der Kirche und nach der Meinung des heil. Vaters zu Gott beten.

Kranke oder übelmögende Mitglieder ſind der Pflicht des Kirchenbeſuches überhoben, müſſen jedoch die übrigen Bedingniſſe nach ihrem Vermögen und dem weiſen Ermeſſen ihres Beichtvaters erfüllen.

II. Unvollkommener Ablaß von 100 Tagen, ſo oft man wenigſtens reumüthig das beſtimmte tägliche Gebet verrichtet, zum Beſten der Miſſionen irgend ein Almoſen ertheilt oder ſonſt ein Werk der chriſtlichen Nächſtenliebe ausübt. *)

Alſo von der Kirche geſegnet und begnadigt, verbreitete ſich der Miſſionsverein von Lyon, dieſer wahrhaft chriſtlichen Stadt, dem zweiten Rom, ſchnell, nicht blos in ganz Frankreich, ſondern in allen Ländern Europas; ſelbſt in Nordamerika, in Konſtantinopel und Smyrna und in allen Städten des afrikaniſchen Staates Algier iſt er eingeführt. In Italien hoffte man einen eigenen Verein, der für die Propaganda ſo erwünſcht wäre; aber der heilige Vater Gregor XVI. befahl, daß ſich Rom und der ganze Kirchenſtaat an Lyon anſchlieſſe, was denn auch im Jahre 1828 wirklich geſchehen iſt. **)

So iſt nun dieſer Verein wahrhaft katholiſch (allgemein), weil er alle katholiſchen Länder umfaßt. Nur Oeſterreich hat einen eigenen Verein, die ſogenannte Leopoldinenſtiftung, welche aber nur Amerika zum Gegenſtande ihrer Wohlthätigkeit hat.

Nachdem derſelbe allgemeine Miſſions-Verein in unſerm bayeriſchen Vaterlande ſchon ein Paar Jahre früher bekannt und durch eifrige Prieſter und Laien mit gutem Erfolge verbreitet worden war, namentlich und vorzüglich in der Haupt- und Reſidenzſtadt München, ſo wurde er endlich im Jahre 1839 zu einer öffentlichen und allgemeinen Angelegenheit gemacht, indem er mit allerhöchſter Bewilligung Sr. Majeſtät des Königs Ludwig von Bayern ſämmtlichen Erzbiſchöfen und Biſchöfen des Königreiches verkündet wurde, und alle Gläubige zur regen Theilnahme an demſelben eingeladen und aufgemuntert worden ſind.

Indeß zeichnen dieſen Verein in Bayern doch einige Eigenthümlichkeiten aus, wodurch er einerſeits als ſelbſtſtändig erſcheint, ohne deßwegen anderſeits zum Schaden und Nachtheil ſeines heil. Zwekes von Lyon, als dem eigentlichen Mittelpunkte des allgemeinen Miſſionsvereins, getrennt zu ſeyn.

Es führt nemlich derſelbe im Königreiche Bayern 1) nach dem erhabenen Namen ſeines frommen und durchlauchtigſten Begründers und Schuzherrn den Namen „Ludwigs-Verein“; 2) iſt von demſelben als wochentliches Almoſen für das Vereins-Mitglied ein Kreuzer *) feſtgeſezt, und 3) hat er auſſer dem allgemeinen Zweke, nemlich Verbreitung des katholiſchen Glaubens unter den Heiden und Ungläubigen, auch noch den be-

*) O, welch ein koſtbarer Gewinn für einen eifrigen Chriſten — ein Ablaß von 100 Tagen für jedes gute Werk, das er vollbringt!

**) Der heilige Vater handelte weiſe; denn er würde nur verläſtert worden ſeyn, wenn dieſes Geld in die Propaganda zu Rom gekommen wäre. Auch iſt Einheit viel beſſer; vereinte Kraft wirkt auch da mehr. Frankreich eignet ſich ganz beſonders zu dieſem Vereine durch ſeine Lage und wegen ſeiner Verbindungen mit den fernſten Ländern. Es ſchikte auch zu allen Zeiten die meiſten Glaubensboten.

*) Folglich beträgt die jährliche Spende eines Mitgliedes 52 kr. und die jährliche Gabe von 10 Perſonen nur 8 fl. 40 kr. Daraus ergibt ſich von ſelbſt, daß einer Einigung von 10 Mitgliedern nach bayeriſcher Zahlung wenigſtens kein vollſtändiges Exemplar der Annalen, d. h., nicht von jeder Numer ein Stük verabreicht werden kann, da man natürlich in Lyon bei Berechnung des Bedarfs der Miſſionshefte den jährlichen Betrag einer franzöſiſchen Einigung, nach unſerm Gelde, wie ſchon oben bemerkt worden, 12 fl. zu Grunde legt. Um nun dieſen Mißſtand zu heben, wäre es gut, wenn ſich in Bayern Einigungen zu 14 oder, um eine halbrunde Zahl zu haben, zu 15 Perſonen bilden würden, wie es an vielen Orten wirklich der Fall iſt. Auch gibt es hie und da Mitglieder, welche in franzöſiſcher Weiſe, wochentlich einen Sou (monatlich 6 kr.) beiſteuern, für deren Einigungen zu 10 Perſonen bei Vertheilung der Miſſionsannalen ebenbezeichnete Schwierigkeit nicht beſteht.

ſondern, die Väter vom Orden des heiligen Franziskus in Jeruſalem, als Bewahrer und Erhalter des heiligen Grabes ꝛc. zu unterſtüzen.

Seine Organiſation iſt kurz folgende: Jeder Einnehmer übergibt ſeine geſammelten Beiträge ſeinem Herrn Pfarrer, oder deſſen Stellvertreter; dieſer übermacht dieſelben ſeinem Dekanalamte, und von dieſem gelangen ſie an das betreffende biſchöfliche Ordinariat, welches dieſelben an die Central-Direktion des Vereines einſendet. Alle dieſe Uebershändigungen der Beiträge ſo wie auch ihre Einſammlungen geſchehen am Beſten vierteljährlich. Die eben erwähnte Central-Direktion, welche ihren Siz in der Haupt- und Reſidenzſtadt München hat, und in einem Ausſchuſſe von Vereinsmitgliedern unter dem Vorſize Sr. Excellenz des Hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofes von München-Freiſing beſteht, leitet den ganzen vaterländiſchen Verein, und überſchikt alle Jahre 6000 fl. an die Wächter des heil. Grabes in Jeruſalem; alles übrige Geld aber iſt für die Miſſionen beſtimmt, und Lyon, als der Mittelpunkt der groſſen, weltumfaſſenden Miſſionsanſtalt, iſt zugleich das Organ, durch welches die Antheile an den eingegangenen Miſſions-Summen ſowie auch andere Gaben, als Paramente, Kirchengefäſſe u. ſ. w. nach Verſchiedenheit des Bedürfniſſes in die fremden Welttheile an die katholiſchen Glaubensprediger verſendet werden.

Ebenderſelbe Mittelpunkt iſt es daher auch, von wo aus uns die Miſſionshefte über Maria Einſiedeln in der Schweiz, wo ſie, aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche überſezt, gedrukt werden, in gebührender Exemplarenanzahl regelmäſſig zukommen.

Alles Uebrige hat der Ludwigs-Verein mit dem franzöſiſchen Miſſions-Verein vollkommen gemein, namentlich die Abläſſe, welche von Sr. Heiligkeit, dem jezt regirenden Papſte Gregor XVI., ausdrüklich auch auf Bayern ausgedehnt worden ſind, wie ein hierüber eigens erlaſſener Hirtenbrief des Hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofes Lothar Anſelm von München-Freiſing unterm 28. Dezember 1839 kund gegeben hat.

Erfreulich ſind dieſe Abläſſe, welche die eifrigen Mitglieder gewinnen können; und welch eine Freude, welch ein Glük, an allen den Verdienſten der Glaubensprediger (welches Leben iſt härter, mühe- und gefahrvoller, und zugleich ſegens- und verdienſtreicher?) und an jenen der neubekehrten Chriſten, von deren frommen Leben wir ſo viel Schönes leſen, beſonders an dem Leiden der Glaubensbekenner und dem Tode der Martyrer in China, Cochinchina, Tongking und Korea Theil nehmen zu können?

Mögen ſich daher immer Mehrere finden, die an dieſem Vereine (gewiß dem ſchönſten Werke, das die neuere Zeit uns gebracht hat!) Theil nehmen! Wir haben, wie zu ſo vielen andern guten Werken und edeln Stiftungen, ſo auch zu dieſem, ein ſchönes Beiſpiel an Sr. Majeſtät, unſerm theuern Könige Ludwig, der ein Kapital von 10,000 fl. zur Unterſtüzung der Wächter des heiligen Grabes anlegte und dem Miſſionsvereine die thätigſte Theilnahme zuſicherte. Viel Gutes iſt in wenigen Jahren durch den Miſſionsverein ſchon geſchehen; allein wie wenig iſt das im Verhältniſſe zu Dem, was noch geſchehen ſoll und geſchehen könnte, wenn demſelben allgemein beigetreten würde. *) Ganze Völker, reif für den Glauben, — Millionen Seelen, erkauft durch das Blut Jeſu Chriſti, könnten gerettet werden, wenn ſie nur Glaubensprediger, und wenn dieſe Glaubensprediger die nöthigſten Mittel hätten, das Chriſtenthum in dieſen Ländern zu befeſtigen! Mit inniger Wehmuth müſſen wir da der Worte des Propheten gedenken: Die Kleinen riefen um Brod, und Niemand war, der es ihnen

*) Laut Rechnungs-Ausweiſes (ſiehe Maiheft 1841 Nro. XLI. der Annalen) betrug die Geſammtſumme aller im Jahre 1840 in die allgemeinen Vereins-Kaſſen gefloſſenen Miſſions-Almoſen 2.473,578 Franken, folglich mehr als 1,100,000 Gulden, und darunter aus Bayern allein 96,825 Gulden 27 Kreuzer. Allerdings eine groſſe Summe, aber immer noch klein, ſehr klein im Betracht der groſſen, zum Theil ſchreienden Bedürfniſſe der Miſſionen in allen Welttheilen; klein auch im Vergleich mit der zahlloſen Menge von unſterblichen Seelen, die noch im Schatten des Todes ſizen. Man rechnet 800 Millionen Menſchen auf Erde. Davon ſind 300 Millionen Chriſten, und zwar 200 Millionen katholiſche und 100 Millionen nicht katholiſche Chriſten; und noch 500 Millionen Nichtchriſten, nemlich Juden, Mahomedaner, Heiden!

brach. Klagl. 4, 14. So wollen wir denn beten, daß Gott, der unſerm Vaterlande das Licht des wahren Glaubens ſchon vor ſo vielen Jahrhunderten geſchenkt hat, es auch dieſen Ländern aufgehen laſſe. So wollen wir denn unſere Kreuzer gerne beitragen, voll Dank und Freude, daß wir mit einer ſo kleinen, gar kleinen Gabe zu einem ſo edeln Werke, zum Heile ſo entfernter Völker beitragen können. Das iſt ein ſchöner Dank, den wir unſerm göttlichen Heilande und unſerer guten Mutter, der katholiſchen Kirche, für die unſchäzbare Wohlthat unſers Glaubens beweiſen können. Das iſt aber auch ein gutes Mittel, von Gott die Gnade zu erflehen, daß der Glaube von unſerm Vaterlande nicht weggenommen werde, wie es Jeſus drohte: Das Reich Gottes (der wahre Glaube) wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desſelben bringt. Matth. 21, 43. Dieſe Drohung hat der Herr, wie wir aus der Kirchengeſchichte wiſſen, ſchon an vielen Völkern erfüllt. Und kein Volk, auch wir nicht, ſind vor ſolchen Strafgerichten geſichert, wenn wir durch Sünden und Laſter, durch Gleichgiltigkeit und Lauigkeit in der Religion uns der unſchäzbaren göttlichen Glaubenswohlthat unwürdig machen. Wenn wir aber für unſern heiligen römiſch-katholiſchen Glauben die pflichtſchuldige Ehrfurcht und Liebe hegen, und allen Kräften uns beſtreben, demſelben gemäß auch unſer Leben einzurichten; wenn wir ferner für die Ausbreitung des Glaubens eifrig beten und zu dieſem guten Werke auch von unſerm Vermögen nach Kräften beitragen; wenn endlich, wie noch zu erwarten ſteht, von göttlicher Gnade angeregt, auch eifrige Glaubens-Prediger aus unſerer eigenen Mitte für jene Länder ausgehen werden: ſo wird Gott in Gnaden jenes ſchrekliche Unglük von uns abwenden, und den, in den Herzen ſo Vieler erſtorbenen Glauben in Liebe wieder kräftig aufblühen laſſen.

Zwar gibt es in unſerm Vaterlande auch viel des Guten, das noch geſchehen ſoll, — viel des Guten, das in neuerer Zeit zerſtört worden iſt, und das jezt wieder hergeſtellt werden ſoll. Aber es iſt ja im Grunde betrachtet doch nur wenig, was für jene fremden Länder von uns verlangt wird; und unſer Vaterland verliert nichts, wenn wir mit denſelben Erbarmen haben. Wenn die ferne Noth uns rührt, ſo werden wir auch der nahen um ſo mitleidiger abzuhelfen ſuchen. Wir werden uns deſto mehr befleiſſen, durch Arbeitſamkeit und Häuslichkeit viel zu erwerben, um viel helfen zu können; wir werden weniger genußſüchtig ſeyn, um mehr Mittel zum Wohlthun zu haben: und der Segen Gottes, der ſich an Freigebigkeit nie übertreffen läßt, wird uns reichlichſt zuflieſſen, wie es uns der Apoſtel verheißt. II. Kor. 9, 6 — 10.

Wir laden ſonach alle katholiſche Chriſten ein, ja wir bitten, wir beſchwören ſie, an dem ſchönen gottwohlgefälligen Vereine Theil zu nehmen, wie es in Frankreich und andern Ländern ſelbſt die Armen, die Dienſtboten und Kinder thun. Der Zwek iſt der edelſte, und das Werk iſt das heilſamſte und erhabenſte, zu dem der chriſtliche Glaube und die Liebe begeiſtern können. Leicht iſt die Theilnahme, nicht ſchwer ſelbſt für minder Bemittelte: viel ſind die Abläſſe, und reich wird die Gnade, die wir dafür in dieſem Leben, und überſchwenglich der Lohn ſeyn, den wir hiefür im Himmel erlangen werden.

Bemerkung.

Wer immer aus der Dompfarrei und der Stadtpfarrei St. Paul in Paſſau dieſem Gott höchſt wohlgefälligen und verdienſtvollen Vereine beizutreten wünſcht, der wolle ſich in erſterer mit dem Herrn Domkooperator Georg Freund und in lezterer mit dem Herrn Stadtpfarrkooperator Matthäus Diechter in's Benehmen ſezen, welche Beide im Namen und Auftrage ihrer reſpektiven Titl. Herren Pfarrvorſtände das Miſſions-Geſchäft übernommen haben. Indeß beabſichtiget man hierdurch nicht im entfernteſten, die für dieſe heilige Sache bereits gewonnenen Perſonen von ihrem bisherigen ſchon gewohnten Verbande loszureiſſen, es ſey denn, daß ſie es ſelbſt vorziehen, ſich an die ebenvorhin angedeutete neue Ordnung anzuſchlieſſen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ferchel's Sonnenuhren.

Vielen unſerer Leſer werden aus den älteren Anweiſungen die von Wolf, unter den neuern die von Jürgenſen bekannt ſeyn; aber keine dürfte allgemein ſo entſprechen, wie die unlängſt bei Puſtet in Paſſau erſchienene des k. Liqidationsgeometers Ferchel, indem ſie klar und kurz Alles enthält, was zur Conſtruirung hauptſächlich der Vertikal-Sonnenuhren erforderlich iſt. Dieſe „praktiſche Sonnenuhrenkunſt“ hält die goldene Mitte zwiſchen den populären und reinmathematiſchen Werken; und während z. B. Pope's Volksnaturlehre, Aieys phyſiſche Aſtronomie von Littrov u. A. derartige Werke dem unmathematiſchen Leſer oft dunkel bleiben und breit gehalten ſind, die höheren Schriften aber ganz unzugänglich, bietet Ferchel's Anleitung ganz entſprechend Alles, was die Leſer aller Art bedürfen und anwenden können. Der Referent oder Rezenſent dieſer Anleitung ſah auch eine Horizontal-Sonnenuhr des genannten Verfaſſers, welche ſich durch reine Arbeit ſehr auszeichnet. Sie beſteht in einer Marmor-Platte, worauf die Stunden und Minuten, der Meridian, die Winkelare, die den Kalendern beigefügten Räderuhrenabweichungszahlen und die Weltgegenden ſehr ſinnig abgebildet ſind. Die Einrichtung iſt ſo, daß auch die Ebenlegung mittels zweier Schrauben ſehr leicht und genau erzielt werden kann. Wenn wir Etwas ausſtellen ſollen, ſo riethen wir ſchwarze Zifferbezeichnung und eine dünnere Meſſingſtange. Wir ſahen ſchon viele derartige Sonnen-Uhren von früherer und jüngerer Zeit, aber keine ſo entſprechende und leichtſtellbare. Herr Ferchel hat die rechte Zeit gewählt. Einſt ſah man an vielen Häuſern Sonnen-Uhren, beſonders waren aber die Klostergebäude mit ſolchen Vorrichtungen geſchmükt, die aber mit der vandaliſchen Zerſtörungswuth im Anfange dieſes Jahrhunderts vernichtet wurden. Die Dampffahrten, die belebteren Verkehre, die geregelteren Wechſelgeſeze (Verfallſtunden), die phyſikaliſchen Fortſchritte und ſtrengere Beobachtung, die Erforderniſſe der Gegenwart überhaupt haben den Werth der Sonnenuhren wieder gezeigt und gehoben. Wir wünſchen daher, daß ſich viele Prieſter, Lehrer, Beamtete und Handelsleute neuerdings die Häuſer mit ſolchen Uhren ſchmüken laſſen; am Beſten wohl von Herrn Ferchel ſelbſt. --

König Dichter.

Der Dichter ſteht mit dem Zauberſtab
Auf wolkigem Bergesthrone,
Und ſchaut auf Land und Meer hinab,
Und blikt in jede Zone.

Für ſeine Lieder nah und fern,
Sucht er den Schmuk, den beſten,
Mit ihren Schäzen dienen ihm gern
Der Oſten und der Weſten.

An goldnen Quellen läßt er kühn
Arabiens Palmen rauſchen,
Läßt unter duftigem Lindengrün
Die deutſchen Veilchen lauſchen.

Er winkt, da öffnet die Roſ' in Gluth
Des Kelches Heiligthume,
Und ſchwimmend grüßt aus blauer Fluth
Den Mond die Lotosblume.

Er ſteigt hinab in den ſchwarzen Schacht,
Taucht in des Oceans Wellen,
Und ſucht der rothen Rubinen Pracht,
Und bricht die Perlen, die hellen.

Er gibt dem Schwane Wort und Klang,
Er heißt die Nachtigall flöten,
Und prächtig weben in ſeinen Geſang
Sich Morgen- und Abendröthen.

Er läßt das weite unendliche Meer
In ſeine Lieder wogen,
Ja Sonne, Mond und Sternenheer
Ruft er vom Himmelsbogen.

Und Alles fügt ſich ihm ſogleich,
Will ihn als König grüßen,
Er aber legt ſein ganzes Reich
Dem ſchönſten Kind zu Füßen.

Eman. Geibel.

Bücher-Anzeige.

Das in der Lehnhold'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchienene und bereits in Nro. 51. 1840 dieſes Blattes empfohlene Werkchen von Dr. Fr. Ludwig Meißner

„Ueber das künſtliche Auffüttern der Kinder, oder die Ernährung derſelben ohne Mutterbruſt,

zweite, ganz umgearbeitete Auflage,

bringen wir hier nochmals in Erinnerung. Gewiß hat dieſe Schrift einen edleren Urſprung, ſagt der Verfaſſer im Vorwort, als die Anzahl von mediziniſchen Volksſchriften, womit die neuere Zeit uns überfluthet hat ꝛc.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 29. 22. Juli 1842.

Inhalt: C oder hundert Wahrheiten. — Das Kapitel von den Briefen. — Der Schilfroggen und die Himalaya-Gerſte. — Aepfel und Waſſer als Mittel zur Abwehr der Kälte.

C oder hundert Wahrheiten.

(Dritte Dekade oder Fortſezung des Traktationskäſtleins in anderer Manier.)

I.

1) Es iſt ein grober Fehler, in den Wörterbüchern lauter groſſe Anfangsbuchſtaben zu gebrauchen, als müßte jeder Flügelmann ein General ſeyn! Das Lexikon ſoll Auskunft geben, nicht Irrthümer. Der vorhergehende Punkt kann in einem Alphabete auf die Bedeutung des Wörterranges keinen Einfluß haben.

2) Man hat in neueſter Zeit alle Werke in Taſchenformate geſchmiedet; gerade aber die geographiſchen Lehrbücher nicht, die doch ſo oft getragen werden wollen. Alſo noch ein Bok im Argumente der Anpaſſung. Aber ſo ſieht man öfter die Stadt vor Häuſern nicht! —

3) Verſchwiegenheit war immer glüklich; aber nicht immer beliebt, am Wenigſten vor dem Ausgange. Gleich der Enthaltſamkeit und Vorſicht.

4) Das Politiſche, d. h., die egoiſtiſche Wandelbarkeit fand noch immer rechtzeitig — den Tod und die Verachtung; mehr noch, als Theilnahmsloſigkeit am Intereſſe des Vaterlandes, der Wahrheit und der Fortſchritte.

5) Was die Milch dem Kinde iſt, iſt ſeiner Seele Gottesfurcht. Seit dem ſchwarzen Kaffee-Vorzug iſt auch dieſe aus der Mode.

6) Keine Thorheit iſt ſo groß, wie die, ein Volk in der Entwikelung aufhalten zu wollen. Es gleicht dem Strome, die Einengung macht ihn tiefer und gefährlicher.

7) Am Anfange Mißtrauen, in der Mitte Benüzung, am Ende Verachtung oder doch im Stiche laſſen, darauf gefallen ſich ſo Viele, denen Schmach am Grabe wuchert. Dieſe Pfiffigen ſind doch ſehr — kurzſichtig. Caveas!

8) Die Jugendlehrer ſind wahrſcheinlich hier und da ſo prekär gehalten, weil man überzeugt iſt, daß ſie jenſeits reichlichſt belohnt würden! Das ganz Gute iſt nicht von dieſer Welt, und muß (laut Schillers) untergehen, um im Geſange fortzuleben.

9) Das Ende krönt alle Werke, auch die ſchlechten. Daraus entſtehen goldene und eiſerne Kronen; zur Dornenkrone der Erlöſung wurde nur Einer beſtimmt.

10) Ein Arzt ohne Praxis gleicht einem Kinde, das ſchon tanzen möchte und noch nicht gehen kann. Wir finden in Dieſem das größte Maß von Begehrlichkeit. —

II.

1) Viele loben ihre eigene Methode, weil ſie keine andere kennen; wenigſtens nicht den andern Gegenſtand. Einem einſeitigen Menſchen glaube man nicht!

2) Das Theater wird um ſo bildender, je beſſere Schauſpieler und moraliſchere Stüke darin gegeben werden. Beſuch entſcheidet hier ſo gut, wie die Nachfrage über den Effektenpreis.

3) Derjenige Staat iſt der beſte und ehrenwertheſte, der in ſeinen Geſezen auf das Volk beſonders ſieht; derjenige der kräftigſte, welcher auch das kleinſte Geſez ſeine Richter, Beamten und Verwaltungsbehörden verantworten läßt. Wo das iſt und nicht iſt, enthält kein ſtatiſtiſches Lehrbuch unſerer bücherreichen Zeit.

4) Den drükendſten Uebeln, z. B. Viktualienverfälſchungen, kann nur durch die Publizität

abgeholfen werden. Der Beweis liegt in der Geſchichte, welche ſagt, daß es durch Vorſchriften allein noch nie gelang.

5) Daß ich Leſen lernte, danke ich meinem Elementarlehrer; daß ich damit Etwas lernte, ihm. Ich bezeuge ihm hiermit meinen Dank und meine Ehrfurcht, da er ſolches ſo ſelten hört, ſo in minuto erhält. Wo Das noch fehlt, da darf noch Wärme und Licht konzentrirt werden.

6) Die Winde erhielten ihren Namen von der Gegend, viele Adeliche den Ruhm von den Ahnen, die meiſten Groſſen ihre Prädikate von den Hiſtorikern, oder vom Zufalle — aber Erſtere und Lezterè ſtehen nicht ſelten in Oppoſition.

7) Fürchte am Eber den Zahn, am Schmeichler die Zunge, am Mächtigen die Feder, am Gleißner das Gift! Ergo vermeide ſie möglichſt! Man braucht deßwegen der Welt nicht Abſchied zu geben. An ſich halten, iſt auch gut.

8) Sonderbar iſt es, bei einem ſteigenden Werke, bei einem freien Gebiete, in dem Stande der Kultur und des Urtheiles ſich auf Zeiten zu berufen; recht aber, Männer anzuführen, da den Weiſen dadurch kein anderer Vorzug eingeräumt wird, als der der Anlage und des Fleiſſes.

9) Gegen die Irrenden nachſichtig ſeyn, iſt eine groſſe Haltung. Nur groſſe Geiſter ſind deſſen fähig; gemeine Kreaturen nehmen Rache und vergeſſen — ſich ſelbſt.

10) Die Bedürfniſſe ſind ein Barometer des Glüks. — Iſt aber nicht allenthalben zu ſehen, ſchwer zu repariren (ausſieden) und noch weniger ſtabil nach Süd- und Gefrierpunkt.

III.

1) Mit der Gerechtigkeit iſt es, wie mit der Schönheit — wenigſtens auf Erden. Sie gefällt nur Einigen und zu gewiſſen Zeiten; ſind Perſon, und Zeit, und Ort verfehlt, ſo geht es manchen Gerechten wie einem Dramatiker, er wird tüchtig von den liebloſen Kritikern gehechelt.

2) Da nicht Alle geſund ſeyn wollen, warum die Willigen vernachläſſigen?

3) Es iſt ſchwer, Allen zu rathen; ſchwerer, Allen zu helfen; noch ſchwerer, Allen zu gefallen, ſobald die Intereſſen der Perſonen deren höherer Kreiſe koordinirt werden.

4) Die Regen werden gewünſcht und verwünſcht, ſo die Handlungen der Menſchen. Würden manche Groſſen oft bedenken, daß doch jeder Unterthan auch in ſchwierigen Zeiten ſich erhalten wollte, ſo könnten ſie in der Folge nicht Rache dafür nehmen.

5) Wenn je in einem Lande mächtige Parteien ſich durchkreuzten, dann war es gefährlich, über die Unpatteilichkeit hinauszugehen; dadurch aber erſtanden ſchädliche Lüken und Kälte für das Wahre, Schöne und Gute.

6) Wer von Herzen gratulirt, iſt nicht viel beſſer, als wer von Herzen lügt; aber wer redlich dichtet, iſt ein edler Charakter von Wirkſamkeit.

7) Man ſagt, daß Alles jezt eiligſt ſich fortbewege, z. B. Tanz, Genußſucht, ſogar Lernbegierde in Mannigfaltigkeit. Wie, wenn auch die Mode der Ergebenheit?

8) Ein Zeiſig iſt ein kleines Thier, er kann aber einen groſſen Mann beſchäftigen, tröſten, belehren.

9) Die Leute wollen öfter noch immer nicht ihre Häuſer färbig herunterpuzen laſſen, weil es etwas mehr koſtete; und ſie achten die Augen der Leute vis-à-vis nicht. Aber die Wände der Kinder laſſen ſie ſchönſtens tünchen und zieren, und achten die — Seelen nicht. Wieder Inkonſequenz!

10) Mancher Schriftſteller ſagt, mit Petrus ſich vergleichend; „Was ich habe, gebe ich.“ Aber das Publikum wehrt ſich mit beiden Händen gegegen dieſe Neuigkeiten. Geht den Predigern auch oft nicht beſſer.

IV.

1) Wer der Jugend Munterkeit verbieten wollte — und wer könnte das? — gliche einem Arzte, welcher das Fieber dadurch mindern wollte, daß er dem Pulſe Stillſtand geböte.

2) Reichthum iſt jezt das groſſe Loos, worauf beinahe Alles ſein Werthvollſtes ſezt: Eltern Kinder, und Kinder ihre Tugenden. Ein

Erfindungsgeiſt macht den Kuppler. Und dieſe Nachahmung zeigt ſich beinahe noch leichter, als eine Einübung mathematiſcher Formeln.

3) Nach einem Sprichworte richten die Nürnberger Keinen, ohne ihn erſt gefangen zu haben. Das merkte unſere Bürgerſchaft wohl. Man läßt ſich nicht in die Karte ſehen — und lebt recht nopel.

4) Seit die falſchen Zähne Mode geworden ſind, hat ſich das Frauengeſchlecht vor den Pferden emanzipirt, und der Freier kennt das Alter nicht mehr.

5) Vieler Regen ſchadet; ſo auch viel Lamento, beſonders die Zeit betreffendes. Aber wie todte Hunde ſchweigen, wäre noch übler.

6) Der Durſt iſt erträglicher, als der Schlaf; Dummheit mehr, als Stolz.

7) Die Reife der Frucht wird als Segen Gottes betrachtet; die des Geiſtes gewöhnlich als Selbſtwerk. Da hilft keine Taufe.

8) Alle Philoſophen werden Stümper gegen die Weisheit der Sprichwörter; alle Redner gegen ihre Schönheit.

9) Wer einmal herzlich im Buche der Natur las, kann den Anfang der Weisheit und Milde von da an datiren.

10) Als ich einſt als Studioſus viaticirte, gab mir mein Pfarrer $\frac{1}{2}$ Pfennig (für 2 Schüler 1 Pf.); ich erzürnte. Der Pfarrer aber war in dem Augenblike ohne Geld, das wußten wir nicht. Seht, ihr Weiſen! wie leicht man irren kann und ſündigen. —

V.

1) Wer ſich literariſch zu ſehr anſtrengt, erhält höchſtens einiges Lob — weiter gewöhnlich Nichts. Nur Wenigen lächelte bisher auch Hebung und Geld.

2) Viele Lektüre zieht Unverdaulichkeit nach ſich. Bekanntlich heißt die Regel: Nicht Vielerlei, ſondern oft.

3) Die Standeswahl ſoll nie freigegeben werden; wer dieß freiſtellt, überläßt einen Blinden Weg an Strom und Meer.

4) Auffallend iſt, wie die Welt am Lehrſtande möglichſte Geringſchäzung auch am Titel bezeigt, während ſo Jeder ein Sub-, Unter-, Vize- u. dgl. meidet. — Aber Exempla trahunt...

5) Das höchſte Muſter der Konſequenz iſt unbeſtreitbar die katholiſche Kirche. Jahrhunderte haben Nichts geändert. Das Höchſte war ein kluger Stillſtand.

6) Das Willkürlichſte ſind die Heirathslizenzen. Mancher gutbeſoldete und privatvermögliche Mann bedarf vieler Anſtrengung; auf ein Gewerbe à 200 fl. (ohne geſichertes Einkommen) wird die Ehe ſogleich geſtattet. Wenigſtens in den meiſten Ländern. Darum die Wohlthätigkeit der Vereine, beſonders der Standevereine.

7) Die Geldmäklerei, ſo zahlreich als Suſtentationsmittel getrieben, verräth die heutige Immoralität, Geldnoth und nebenher eine gewiſſe Geſezeſchwäche. Nur die Unterbehörden brav überwacht!

8) Wenn wir einen hyperboliſchen Unſinn leſen wollen, ſo finden wir ihn zunächſt in der Geſchichte der Philoſophie. Auf jede paßte auch der Titel: Tollheiten und Eitelkeit gelehrter Luftſchiffer.

9) Die Natur duldet nur gewiſſe Grenzen. Nach vielem langen theoretiſchen Quark winkte ſie zur Technik. Von da an iſt der Weg vor der Hand noch nicht vorauszuſezen.

10) Den größten Stolz, ſprach mein ſeeliger Oheim, fand er an ** und **, bei Leztern auch noch auffallende Beſchränktheit. Hatte Gottesfurcht und Recht, der brave Mann. —

VI.

1) Wenn Jemand Etwas nicht verſteht, ſo traue er zunächſt dem Sachverſtändigen. Dieß gilt hauptſächlich von geiſtigen Angelegenheiten; wird auch nirgend mehr verlezt, als in Sachen der ſo wichtigen Religion.

2) Die Hausgebräuche ſind älter und beſſer, als die Weltgebräuche; aber nicht geachteter. Seitdem leztere ſo in Aufnahme kamen, iſt das bürgerliche Glük in Abnahme.

3) Man ehrt die Zeiten am Schönſten durch Rechtſchaffenheit; nicht aber durch Feſte, Schmaus u. dgl.

4) Sieh! die Gletſcher ſind unüberſteiglich, die höchſten Bergesſpizen, die Meere unergründlich. Aber ſoll das Höchſte leichter erobert ſeyn?

5) Wer ſchlecht ſchreibt und ſpricht, ſeine Mutterſprache Anderm nachſezt, auf den baue nicht! Ihm iſt Patriotismus nur Mode, er kennt gewiß auch Anderes nur oberflächlich, er iſt des Denkens ungewohnt. Dieß iſt die ſchädlichſte aller groſſen und kleinen, jungen und alten Dreſſuren.

6) Wenn ich leſe, was Macbeth bei Schiller ſagt: „Wie kleidet ihr euch mit geborgtem Schmuk?" ſo denke ich ſtets an unſere Verziehung und ſehe mich auf den Spruch verwieſen: Hinc illae lacrimae.

7) Wenn Mädchen das lezte Wort haben wollen, ſo hüte dich vor ihnen. Sonſt warnte man von bebarteten Weibern und ausgeſöhnten Freunden; zur Dreieinigkeit alles Böſen gehört auch noch der Mädchenſtarrkopf.

8) Wer überall die Mittelſtraſſe auch fände! Am Glüklichſten wär' ſo Einer. Man muß wenigſtens darnach ſtreben, wie in ſo mancher Beziehung.

9) Wollten wir die Zeit der Priſen vom Leben abziehen; was ſollte mit der Zeit für Raſiren ſagen, was eben nicht geboten iſt — darum unſere Jugend ſo gerne bebartet geht. Vielleicht auf Anrathen obiger Weiber? (Nro. 7.)

10) Der Mund ſteht unter den Augen, daß dieſe ihn bewachen in allen Akten. Eſſen, Trinken, Reden, all Das verdient eine Doppelwache.

VII.

1) Was Einen berauſcht, macht Andere kühn. So hat Alles 2 Seiten, nur die Tugend und Gott nicht, an ihnen iſt Alles nur gut.

2) Fliegenfangen iſt einſt kaiſerlich geweſen, jezt gewöhnlich bübiſch. Tempora mutantur. So mit Vielem, nicht blos mit den Gegenſtänden des Puzes.

3) Wenn ich fragen darf: Hat man je das Gute rechtzeitig gekannt? Die Geſchichte antwortet mit Nein, und ich glaube ihr ſehr; Mancher der P. T. Leſer wohl auch.

4) Als Zauberſchweſtern ſind zu fliehen Beſtechung aller Art, Gleißnerei, Müſſiggang und Großthuerei.

5) Die poetiſchen Lizenzen haben ſich ſchon ſo gemehrt, daß ihr Name bereits zu ſterben begann. Verräth auch eine ſeichtere Behandlung der Sache ſelbſt.

6) Die Theoretiker leben mit den Praktikern ſo lange im Streite, weil Keiner — ganz Recht hat. Der untheilbaren Güter gibt es weit mehr, als die Gegenwart zugeben will.

7) Die Schnelligkeit der Füſſe iſt in Krieg und Frieden ſchäzenswerth. Hierin ſind oft General und Bote ſchon Kollegen geweſen, im Erfolge jedoch wieder General und Bote. Seht, welch objektiver Werth von Menſchen?!

8) Gar Mancher kann ein Hufeiſen finden, aber nicht zerreiſſen. Folge —, nicht Alle können Alles; möchten ſie es auch nicht wollen!

9) Je mehr die Treue zunimmt, deſto gottgefälliger wird die Ehe. Die Untreue aber beſteht nicht allein in Werken! Die Schriftſtelle vom Ehebruch iſt ſehr bezeichnend.

10) Das Volk wird bedeutend wohlhabender, mäſſiger und beſſer, wenn man es mehr verrechnen lieſſe in eigenen Angelegenheiten. Das könnte geſchehen durch populäre Verbreitung buchhälteriſcher Vorkenntniſſe und Ermahnung von der ſo wichtigen Elementarſchule aus. Der Anfang beginne im Gemeindeweſen. —

VIII.

1) Verbeſſerer, laſſet die Greiſe und geht an Jüngere. Man greift aber zugleich auf beide Generationen und verliert ſie, wie der Hund ſeine 2 Fleiſchſtüke, beide.

2) Die Neugier iſt eine Krankheit der Seele, entſtanden aus zu geringem Selbſtvertrauen.

3) Wenn auch manche übernette Jungfrau ſchon eine unreinliche Frau ward, ſo nüzte doch der Reinlichkeit. Ein Beiſpiel für Anderes.

4) Das Beiſpiel der Guten wirkt oft weniger, weil ſie auch beſcheiden ſind. Sie würden aber durch Unbeſcheidenheit aufhören, gut zu ſeyn.

5) In gewiſſen Gegenden ſind die Blinden, Kröpfigen und Faulen zu Hauſe; in gewiſſen auch die Schwäzer.

6) Wehe dem Lande, worin die Verträglichkeit gewichen iſt! Es weichen auch Liebe und Vertrauen.

7) Schwerlich würden ſich hie und da ſo Viele um Dienſte melden, wenn ſtets nur die Würdigſten befördert worden wären.

8) Eine nüzlichere Sekte ſind die nothleidenden Patrioten, als die wollüſtigen Amtsträger. In guten Zeiten kommen beide Parteien nicht vor.

9) Eine Dult kann weit mehr Menſchen loken, als eine unvergleichlich edle Handlung; und doch kann jeder Handelsmann beinahe zu Hauſe der Nachfrage um weſentliche Bedürfniſſe entſprechen, aber der Tauſendſte nicht zum Edlen und zu Gott emporrichten.

10) Gegen den Tod, den Richter und Befreier, meiſtens auf Gottes Geheiß, iſt doch alle Welt undankbar und in nuzloſer Oppoſition.

IX.

1) Geld regirt noch immer einen groſſen Theil der Welt. Lykurg hat den Saz zuerſt bekämpft, indem er Eiſengeld gebot.

2) Es iſt weit ſchwerer, als man meinen ſollte, einen Unglüklichen zu tröſten. Der Troſt iſt erſt wirkſam, wann das Unglük vorüber iſt. Die Verſtellung nur beſtreitet dieſe Wahrheit.

3) Gedichte dürfen ohne Reim, aber nicht ohne Gefühl ſeyn. Jener gleicht dem Verſtande.

4) Daß nur manche Thiere in den Ruf des Fleiſſes kamen, iſt nur Kurzſüchtigkeit; ſo geht es auch den Menſchen.

5) Ohne Ordnung wäre jede nöthige Arbeit wohl verwerflich; und doch ſind Unordentliche ſchon oft als Genies geſtiegen.

6) Zu geſpannte Beinkleider hemmen den Gang; zu ängſtliche Wortwahl den Flug des Geiſtes.

7) Wenn die Ausbietungen von Drukſchriften ſo fortgeht, ſo werden noch auf die Fibel Schiller's Werke dareingegeben werden.

8) Manche Zeitung wäre ſchon den Tod des Mangels gegangen, hätten nicht verſchrieene Schweſtern ihr ſtärkenden Saft gereicht.

9) Der Bettler, welcher eine ſtarke Bruſt hat, iſt beſſer daran, als der mit ſtarken Füſſen. Das gilt vom ganzen Geſchlechte derſelben.

10) Mitten im Schlafe träumt man ſelten, erſt gegen das Erwachen. So auch in Thaten und Thaten. —

X.

1) Ein Muſter eines Menſchen wird höchſtens beneidet; ein Schlechter kann aber verfolgt werden.

2) Die Ruhe iſt bis zur Grenze Wohlthat, dann aber Gift. Zu wenig iſt hier ſelten, zu viel ſtets ſchädlich.

3) Die ſo geſpreizt Redenden ſind gewöhnlich ſeichte Köpfe, die langweilig Redenden aber meiſtens Zweifler, die Schnellredenden endlich in der Regel konſequente und ſcharfſinnige Individuen. Doch keine Regel ohne Ausnahme.

4) Hüte dich vor Menſchen, die bei Beurtheilungen von Charakteren fragen, ob Dieſer oder Jener ihnen ſchaden, oder nüzen könne. Sie ſind in die ſchlechteſte Klaſſe von Würde zu zählen, gewöhnlich phegmatiſche Epikuräer.

5) Betſchweſtern ſind ſo ſelten gute Menſchen, weil ſie ſo ſelten denken. Ihre unübereinſtimmende Handlungsweiſe aber dürfte weit mehr Nachſicht verdienen, als man ihnen gewöhnlich ſchenkt.

6) Unter den Orden waren wohl die Benediktiner und barmherzigen Schweſtern die ehrwürdigſten, die Jeſuiten und Dominikaner die wirkſamſten, die Franziskaner und Kapuziner die wohlfeilſten, die Johanniter die tapferſten; keiner war ohne weſentliche Vorzüge.

7) Konſequenz ſoll eine Hauptrubrike für Beförderung ſeyn, da Wankelmüth in Zeiten der Noth ſo gefährlich werden kann.

8) Alle Mode und aller Luxus läßt ſich leiten und zum Guten benüzen durch — Belegung mit einer Abgabe.

9) Die Zeit nagt an Allem, ſogar an Ruhm; aber ſie zerſtört doch am Erſten Materielles.

10) Auch dem Schriftſteller ſchmekt nach geſchehener Arbeit die Ruhe. Amen.

K. G—d.

Das Kapitel von den Briefen.

Ein Brief kann wahr oder falſch, ächt oder frivol, fein oder trivial ſeyn. Ein Brief iſt für den Gedanken, was die Larve dem Geſicht iſt; er gibt das Recht, Alles zu ſagen.

Wie viele Menſchen ſind geiſtreich in ihren Briefen, die perſönlich keinen Funken von Geiſt zeigen, und doch ſind die berühmten Briefſchreiber, als ſolche, ſelten; die Franzoſen ſtellen die Frau von Sevigné, wir Rahel oben an.

Ein Brief ſoll Alles ſagen, was zu ſagen iſt, und nicht ein Wort mehr. Cicero entſchuldigte ſich, ſeinen Brief nicht kürzer faſſen zu können, da er keine Zeit dazu habe. Eine Bittſchrift wird ungeleſen zurükgelegt, nicht etwa weil ſie ſich auf ſchlechte Gründe ſtüzt, ſondern weil ſie zu lang iſt. Die ganze Bitte ſollte auf der erſten Seite enthalten ſeyn, und Ihr waret ungeſchikt genug, das Blatt umzuwenden.

In der brieflichen Form finden Erforderniſſe Statt, denen man ſich unterwerfen muß. Gewiſſe Ausdrüke ſind adoptirt oder verbannt; es gibt vornehme und gemeine Moden.

Man erwähnt in unſerer zeitgenöſſiſchen Chronik, daß eine hohe fürſtliche Gunſt durch ein ungeſchiktes Billet verſcherzt wurde, welches eine Illuſion zerſtörte, die monatlanges Schwazen zu bewerkſtelligen gewußt. Der feingebildete Fürſt konnte, troz des anerkannteſten perſönlichen Zaubers, einen Fehler gegen den feinen Styl nicht vergeſſen.

Das Billet iſt übrigens eine der wichtigſten Klippen für den Schreiber, ſowohl was den Inhalt, als auch was die Form betrifft. Manchmal wird ſelbſt über die Form der Inhalt vergeſſen; ja man kann ein Billet allerliebſt finden, das keinen einzigen geſunden Gedanken enthält.

Wer ein Billet geſchikt anzufangen weiß, zeigt Geiſt, wer es jedoch zur rechten Zeit zu ſchlieſſen verſteht, beſizt Geſchmak. Man hat Schluß-Formeln, die einſt beliebt waren, jezt aber verbraucht ſind; es ſind gefühlvolle Phraſen oder konventionelle Gemeinpläze über Hochachtung und Ergebenheit. Dieß Alles iſt alt und abgenüzt; man lieſt es nicht, und glaubt es auch nicht. Das Talent wird zum Schluſſe irgend ein brillantes Wort anzubringen wiſſen, oder einen konciſen Ausdruk, der ſich auf den Gegenſtand des Schreibens bezieht.

Das Zuſammenlegen hängt von der Natur des Briefes ab; doch macht es jezt weniger Umſtände als ſonſt. Die engliſche Art eignet ſich jezt faſt zu Allem, was man ſchreibt; ſehr kleine Buchſtaben ſind nicht mehr beliebt. Die längliche Form der Briefe hat uns auch mit den engliſchen Couverts oder Enveloppen bekannt gemacht; nur ſelten enthält das beſchriebene Blatt auch die Adreſſe; die Enveloppe iſt faſt unerläßlich.

Die einfachſten Petſchafte ſind die beliebteſten. Statt der verſchlungenen Chiffre nimmt man einen einzigen Buchſtaben, und ſtatt des Wappens blos die mit dem Titel verbundene Krone; nie jedoch ſieht man mehr Deviſen oder Embleme.

Siegellak iſt der Etikette nach durchaus erforderlich. In vertrauten Fällen kann man ſich der ſogenannten Nompareille-Oblaten bedienen, die nicht gröſſer als eine Linſe ſind. In den Farben herrſcht Liebhaberei vor: Granat- oder Amaranthroth, blaß Chocolade, oder grau, ſind beliebt; weiß und ſchwarz hingegen ſind die auserleſenen Farben der Faſhion.

Der Schilfroggen (Secale arundinacem) und die Himalayagerſte (Hordeum coeleste himalayense.)

Beſchrieben

von

Fr. W. v. Trautvetter,

Königl. Sächſiſchem Geheimen Legationsrathe.

Mit einer Steindruktafel. Dresden und Leipzig in der Arnold'ſchen Buchhandlung, 1840.

Beide Getreidearten ſind durch den Herrn Verfaſſer erprobt, genau beſchrieben und empfohlen.

Referent muß aufrichtig bekennen, daß er einen auftauchenden Kulturweg immer mit etwas mißtrauiſchem Auge betrachtet, und glaubt, daß das Gerathen neuer Verſuche ſehr oft durch die beſondere Sorgfalt und Pflege, die man in jeder Hinſicht dem Schooßkindchen widmet, bedingt wird und uns zu Urtheilen verleitet, welche ſich bei andauerndem Anbau nicht bewähren.

Deßhalb iſt Vorſicht gar ſehr anzurathen, und wenn man, was gewiß ſehr lobenswerth iſt, verſucht, ſo mache man Verſuche im Kleinen und — wohlzumerken — im Felde und ohne beſondere auſſergewöhnliche Pflege und Behandlung, dann wird man hinter die Wahrheit kommen.

Daß der Schilfroggen, wie Herr Verfaſſer behauptet, eine ganz eigenthümliche Art ſey, davon kann Referent ſich immer noch nicht überzeugen; er iſt vielmehr der Meinung, daß dieſer, wie alle bisher bekannten Ab- oder Spielarten des Roggens, wenn ſie einige Jahre gebaut worden, immer mehr die Eigenſchaften der in der Gegend gewöhnlichen Art annehmen.

Iſt man ſo glüklich, den Scheffel Schilfroggen zu 10 Rthlr., die Himalayagerſte zu 15 Rthlr. (die Preiſe, um welche unſer geehrter Herr Verfaſſer die neuen Getreidearten ausbietet) anbringen zu können, dann iſt der Anbau gewiß unbedingt anzurathen.

Unſer geehrter Herr Verfaſſer huldigt in dem kleinen Schriftchen: „Der Schilfroggen,“ ſehr der Poeſie, und berichtet uns auch auf dieſem Wege, daß, obgleich die Landwirthſchaft erſt ſeit drei Jahren ſo glüklich iſt, ihn zu ihren Prieſtern zu zählen, drei Jahre doch ſchon genügt haben:

„ihn an der Weisheit Rand zu bringen.“

So können wir denn wohl der Hoffnung ſeyn, daß anderweite drei Jahre unſern geehrten Herrn Verfaſſer ganz und gar in Weisheit verſenken werden.

Wenn unſer verehrter Verfaſſer alſo anführt:

„Darf ein dreijähriger Landwirth von Erfahrungen ſprechen?“

„Mein graubärtiger Sohrmann ſagt: „Nein,“

„Vierzig Sommer hinterm Schaar
Machen Bauernaugen klar.“

„Ich ſage aber: „Ja,“

„Brauch' die 3 nur mit Verſtand,
So kommſt du an der Weisheit Rand.“

So erlaubt ſich Referent, indem er dem alten Vogt Sohrmann als Alliirter beitritt, Herrn Verfaſſer zuzurufen:

Studirſt du die Natur
Drei Jahre nur,
So glaub' es mir nur gern,
Iſt Wahrheit dir noch fern,
Und mit ſo jungem Licht —
„Erleuchteſt du uns nicht.“

Aepfel und Waſſer als Mittel zur Abwehr der Kälte.

Man hat erzählt, daß in Rußland, wenn man ſich z. B. auf einer Reiſe der ſtrengen Kälte ausſezen muß, man einen Apfel genießt und darauf ein Glas kaltes Waſſer trinkt, dagegen aber warme und geiſtige Getränke vermeidet.

Der Apfel ſoll die natürliche Fähigkeit haben, die Wärme im Magen zu entwikeln; ſowie auch keine Flüſſigkeit ſo viel Wärme entwikelt als das kalte Waſſer. Natürlich verbreitet ſich dann die im Magen entbundene Wärme alsbald über den ganzen Körper, und dieſes iſt die Urſache, warum gerade Aepfel und Waſſer gegen Kälte ſchüzen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Poetiſche Aehrenleſe.

Eröffnet von E. F.

Die Gräber.

Kleiſts Grabmahl.

Hier auf dieſem Hügel
Blüht der ewige Frühling.

Geßners Grab.

Die Panaten weihten ſich
Dieſen Hügel zum Altare.
Pan legte hier nieder
Seine ſiebenröhrige Flöte.
Die Nymphen begoſſen
Den heiligen Stein
Mit Honig und Milch.

Schillers Grab.

Adler ſchwebten hier nieder, abſchüttelnd den Erdſtaub von Fittig —
Flogen ſie wieder verjüngt — höher zur Sonne empor.

Homers Grab.

Sieben Städte ſtritten um ſeine Wiege,
Ein Sarg deket friedlich des Dichters Hülle,
Doch den Ruhm Homeros faßt nicht die Erde.

Demoſthenes Grab.

Bedekt von dieſer Handvoll Erde
Stand ſtill des Redners Donnerſtrom.

Tacitus Grab.

Te Tacitum
Historia loquitur.

Pindars Grab.

Ha, welche himmliſche Macht ergreift mich am Grabe des Sängers.
Aus der Aſche noch glüht — göttliches Feuer mich an.

Platos Grab.

Plato's hohe Weisheit glänzt
An dem Heiligthum des Grabs,
Gleich dem ewigen Licht,
Leuchtend einer Welt.

Grab des Satyrenſchreibers Juvenal.

Böſewichte und Thoren — geht ſtill hier am Grabe vorüber!
Denn wacht der Schlafende auf — trifft euch die Geiſſel aufs Mark.

Horaz Grab.

Mit der Unſterblichkeit Kranze umſchlungen
Ruht hier Minerva im Arme Apollos.

☞ In der zweiten Zeile der Aehrenleſe in Nro. 27 d. Bl. bitte ich, das nun in nur zu verbeſſern.

Bücher-Anzeigen.

Im Verlage der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung in Nördlingen iſt eine geographiſch-ſtatiſtiſche Tabelle über das Königreich Bayern erſchienen, welche auf dem kleinen Raum einer Plakatkolumne ſo viel Zwekmäſſiges enthält, daß ſie wirklich verdiente, nicht ſowohl in den Schulen, ſondern auch in den Kanzleiſtuben der königlichen Gerichte Bayerns angeſchlagen zu werden. Man hat hier eine Ueberſicht der Regirungsbezirke, Grenzen, Gebirge, Gewäſſer, Produkte, Seelenzahl, Eintheilung, Städte ꝛc. unſers lieben Vaterlandes und zunächſt unter extra Rubrike: „Bemerkungen" über bayeriſche Verfaſſung, Kriegsmacht u.ſ.f. Mit Recht können wir behaupten, daß manche weitläufige Geographie Bayerns nicht ſo viel enthält, wie dieſe Tabelle. Wie geſagt, wäre nichts ſehnlicher zu wünſchen, als daß den Schulkindern nur dieſe Kolumne als geographiſcher Leiter in die Hand gegeben werden möchte, wie ſchnell und bündig wäre da die Statiſtik des Vaterlandes auch ohne Lehrmeiſter erlernt. Der Bearbeiter, Herr W. Obermeier hat ſich hiedurch ein groſſes Verdienſt erworben, und wir wünſchen ſeiner Bemühung recht groſſes Gedeihen. Zunächſt iſt auch die typographiſche Ausſtattung ſehr zu loben und wird Anerkennung finden.

In der nemlichen Buchhandlung iſt auch eine

Waſchtabelle

erſchienen und in allen deutſchen Buchhandlungen um 24 kr. zu haben. Sie enthält ein Verzeichniß aller Gattungen Wäſche mit Pergamentſtreifen, worauf man bemerken kann, wie viel von jeder Sorte Stüke in die Waſche gegeben worden ꝛc. ꝛc., nebſt leerem Einſchreibraum. So einfach dieſe Tabelle iſt, eben ſo nüzlich wird ſie ſeyn.

Die Redaktion.

In der Schön'ſchen Buchhandlung in Eiſenberg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Günther, Dr. J., Surrogatenbuch, oder die vorzüglichſten Erſazmittel für Kapern, Oliven, Citronenſaft, Kartoffeln, Eier, Sago, Kaffee, Arak, Rum, Ratafia, Mandelmilch, Zuker, Champagner, Malz, Hopfen, Hefe, Chokolade, Thee, Flachs, Hanf, Seife, Holz, Thran, Gallus, Leder, Oelfarbe, Lampendochte, Tabak, Feuerſchwamm, Elfenbein, Tinte, Cochenille und viele andere Gegenſtände. Ein unentbehrlicher Rathgeber für Jedermann. 8. brochirt. 10 Ngr.

Schnaubert, Dr. Hermann, Hydrotherapie, oder die Anwendung des kalten Waſſers zur Heilung der vorzüglichſten Krankheiten des Menſchen. 8. broch. 15 Ngr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 30. 29. Juli 1842.

Inhalt: Ueber das ſo häufige Vorkommen der Blindheit bei Pferden und ihre Urſachen ꝛc. — Erzeugniſſe und Weinbau am Kap der guten Hoffnung. — Weinbau auf Madeira. — Früchte Mexiko's. — Unparteilichkeit des Schikſals.

Ueber das ſo häufige Vorkommen der Blindheit bei Pferden und ihre Urſachen,

nebſt den nöthigen Verhaltungsregeln, um das ſo oftmalige Erblinden derſelben zu verhüten.

Ein Wort zu ſeiner Zeit an alle Landwirthe und Pferdebeſizer gerichtet von

Dr. C. W. Kahlert
in Prag.

Wenn wir unſere nuzbaren Hausthiere, deren wir uns in der Land- und Hauswirthſchaft bedienen, nur mit einiger Aufmerkſamkeit betrachten, ſo kann es uns nicht entgehen, daß unter allen dieſen, unter Rindern, Schafen, Schweinen und Hunden, keines ſo oft blind, halbblind, oder mit Augenfehlern von ſo mancherlei Art angetroffen wird, als gerade das Pferd, das doch ſeiner Beſtimmung zufolge zu ſo mannigfachen Verrichtungen im landwirthſchaftlichen Betriebe ſowohl, als zu verſchiedenen andern Zweken im Stadt- und Landleben, zum ſchnellen Laufen, im Reiten und Fahren, zum ſchweren Zuge u. ſ. w., dieſes edelſten der Sinne, des Auges (des Geſichtsorganes) am Allermeiſten bedarf, deſſen es in ſo vielen Fällen, meiſt durch unſer Verſchulden, verluſtig geworden iſt.

Man verſuche es nur, man laſſe ſich einmal eine ganze Heerde Rind- und Schafvieh, Ziegen und Schweine u. ſ. f. vorführen, und — man wird meine Behauptung gewiß beſtätigt finden.

Aeußerſt ſelten, oder niemals wird man unter den jezt genannten Thiergeſchlechtern einen Augenfehler ſehen, ſelten oder nie gänzlichen Verluſt des Sehvermögens bei einem oder dem andern Stüke entdeken. *)

Augenleiden betreffen Leztere wohl auch je zuweilen, ſelten aber ſolche, wie beim Pferde, meiſt durch die Schuld der Menſchen herbeigeführte Augenfehler. Ja es kömmt ſogar bei jenen, unter gewiſſen ſchädlichen Witterungseinflüſſen, z. B. nach anhaltend trokener, heiſſer und zugleich windiger Witterung, die mit naſſem und kühlem Wetter wechſelt, insbeſondere bei ſolchen Thieren, die auf Weiden und Straſſen, beim Arbeitsvieh, das auf trokenen Aekern u. ſ. f. viel von aufwirbelndem Staube (Staubwolken) zu leiden haben (was natürlich nicht immer in unſerer Macht ſteht — ſolches abhalten zu können), eine eigenthümliche Seuche, die Augenſeuche, vor, die in Bezug auf ihre Entſtehungsurſachen mit der Maul- und Klauenſeuche übereinkömmt, und unter dem Namen Augenweh oder Augenſtäupe bekannt iſt.

Dieſe hinterläßt aber bei einem guten Verhalten und bei ſonſt zwekmäſſiger Behandlung der erkrankten Thiere bei Weitem nicht ſo viele Zerſtörungen des Auges und ſo mannigfache Augenfehler, als wir dieſe bei Pferden ſo oft antreffen; denn die Augenſtäupe, die unſere Wiederkäuer, die Horn- und Schafviehheerden zu Zeiten heimſucht, iſt als eine gewöhnliche Witterungskrankheit, ſo wie die Maul- und Klauenſeuche zu betrachten, ſie kömmt mit dieſen Seuchen oft ſogar in Verbindung vor, und beſteht, ſowie dieſe beiden in einem fieberhaften Allgemeinleiden, deſſen Wirkung und Folgen hier mehr auf die Augen und Augenlieder gerichtet ſind, während bei der Maul- und Klauenſeuche, und zwar bei der erſteren das

*) Ich ſehe hier, in der Hauptſtadt Prag, mehrere hundert und tauſend Stüke Hornvieh, verſchiedenen Alters und Geſchlechtes, Race und Abkunft, böhmiſches, bayeriſches und polniſches Vieh zur Schlachtbank führen, und noch nie entdekte ich darunter ein blindes oder geblendetes Stük.

Maul und die, die Rachenhöhle auskleidenden Schleimhäute, bei lezterer hingegen die Fußenden, die Klauen, der Klauenſpalt und ihre Einhüllungen, die am Meiſten leidenden Theile ſind.

Selten bleiben nach überſtandener Augenſtäupe Fehler der Augen bei Rindern und Schafen zurük; denn, ungeachtet des mit dieſer Krankheit verbundenen Fiebers (entzündlicher, rheumatiſcher oder katarrhöſer Art), vergleichbar mit dem Huſten, Schnupfen, oder Katarrhfieber der Menſchen, reichen zur Heilung derſelben Salzpurganzen (Abführmittel von Kochſalz mit Salpeter, Bitterſalz, Glauberſalz mit Salpeter), dann ein Eiterband durch den Bruſtlappen oder Triel gezogen, in den meiſten Fällen hin, indem man dabei die kranken Thiere in einem mäſſig warmen, und etwas dunkel gemachten Stalle hält, und ſo, wie man ihnen beikommen kann, die Augenlieder und den innern Augenwinkel öfters mit lauem Waſſer zu reinigen ſucht.

Findet ſich dann auch je zuweilen bei ſolchen Thieren, die während des Fiebers nicht gehörig behandelt, gewarret und gepflegt wurden, wenn ſie die Augen wieder öffnen können, eine Verdunkelung oder ein Fell auf dem Auge (auf der ſogenannten durchſichtigen Hornhaut des Augapfels), ſo hat dieſes ja nicht viel auf ſich, denn entweder heilt die Natur, oder eine vorſichtige Anwendung der rothen Quekſilber-Präcipitatſalbe ein ſolches Uebel, die jedoch bei widerſpenſtigen oder unbändigen Thieren nicht ſo leicht ausführbar iſt, als man gewöhnlich glaubt.

Zum landwirthſchaftlichen Betriebe ſind bei allem Dem noch ſolche Ochſen, oder ſind es Kühe zur Milchnuzung, alle aber zur Maſtung noch, wie vorher, brauchbar und geeignet; höchſtens dürften ſie bei einem etwa beabſichtigten Verkauf auf Viehmärkten im Preiſe allenfalls etwas verlieren, weil es jedenfalls auch bei Wiederkäuern ein Schönheitsfehler iſt und bleibt, wenn ſie mangelhafte, ſchlechte Augen haben.

Ganz anders aber verhält ſich dieſes mit Pferden, bei denen durch dergleichen Augenfehler, oft bei einem unbedeutenden Augenleiden, nicht nur der Preis derſelben ſehr herabgedrükt, ſondern auch die Schönheit und Brauchbarkeit derſelben ſehr verringert wird; ja bei einigen dieſe Fehler ſogar als geſezliche Gewährsmängel gelten, wie die Monat-Blindheit (die periodiſche Augenentzündung der Pferde) und der ſchwarze Staar (die Schön-Blindheit) den Verkauf ungiltig, und die Rüklage zuläſſig machen.

Man ſieht oft in einem Zwiegeſpann — in einem Zweiſpänner — unter 2 Pferden kaum zwei, in einem Viergeſpann — Vierſpänner — unter vier Pferden kaum vier Augen ohne Fehler. Unter Vorſpanns- und Fuhrmannspferden, bei dem Getreidefuhren ꝛc. der Bauern und Landleute, unter Poſtkleppern, Landkutſcher-, Fiaker- und Karrenpferden trifft man oft bei 2, 4, 6 bis 8 Pferden kaum ein geſundes, wohlbeſchaffenes, gutes, untadelhaftes und fehlerfreies Auge an; die meiſten der armen mißhandelten Pferde ſind entweder halb, oder ganz blind (ſtokblind), die Augen geblendet, trübe, mit Fellen, Schwielen, Geſchwüren und mit allen nur denkbaren Fehlern, wie ich ſie hier in der Kürze ſchildern werde, reichlich ausgeſtattet. Mein Tagebuch enthält ſie aufgezeichnet. In meiner ämtlichen Stellung als beeideter Polizei- und Gerichts-Veterinärarzt der k. Hauptſtadt Prag bietet ſich mir ſehr häufig die Gelegenheit dar, die mancherlei Augenfehler und Gebrechen des Pferdegeſchlechtes beobachten und auf das Genaueſte kennen zu lernen, denn es ereignet ſich nicht ſelten der Fall, daß mir unter 150 und mehr Pferden, die mir im Verlaufe eines Jahres vom Lande her und aus der Hauptſtadt wegen obhabender geſezlicher Gewährsmängel (Hauptfehler), wegen Koller, Roz und verdächtiger Drüſe, wegen Dampf, Stättigkeit u. ſ. f. zur Unterſuchung und Begutachtung vorgeführt werden, über ein Drittheil mit Monatblindheit (periodiſcher Augen-Entzündung), mit ſchwarzem Staar (Schönblindheit) und mit allerlei Augenfehlern behaftet, unter die Hand kömmt.

Es entſteht nun die Frage: Warum kommen denn ſo viele Augenfehler und ſo oft die Blindheit namentlich unter jenen Pferden vor, die ſich der Menſch zu ſeinem Nuzen und Vergnügen gezähmt hält?

Warum denn gerade unter ſolchen Pferden, die er zum landwirthſchaftlichen Betriebe, und zu ſo vielen andern Arbeiten verwendet?

Warum erblinden denn gezähmte Pferde ſo leicht und ſo oft, während bei wilden Pferden und überhaupt bei ſolchen Thieren, die der Natur nicht ſo entfremdet, durch künſtliche Lebensverhältniſſe nicht ſo verzärtelt und ſo vielen Krankheitsurſachen, wie gezähmte, preisgegeben ſind, die Blindheit und andere Augenfehler ſo ſelten ſich finden??

Im Zuſtande der Wildheit genießt das Pferd ein einfaches, ſeiner Natur angemeſſenes Futter, und ſeine körperlichen Bewegungen gehen gleichförmig und zwanglos von Statten. Es trozt dem Wind und Wetter mit ſeiner Kraft und Stärke. Im gezähmten Zuſtande hingegen wirken eine Menge von Schädlichkeiten auf den Körper des Pferdes, unter welchen viele beſonders den Geſichtsſinn zerſtören.

Welches ſind alſo die Urſachen, und was übt denn einen ſo ſchädlichen Einfluß auf die Augen des Pferdes aus, daß ſo viele Pferde des Augenlichts beraubt, die Sehkraft ſchwächt, ſie vollends lähmt und vernichtet?

Es gibt der Schädlichkeiten in dieſer Beziehung ſo viele, daß ich hier in Kürze nur die gewöhnlichſten derſelben aufzählen, und die nöthigſten Verhaltungsregeln dagegen anführen will.

Eine ſchädliche Einwirkung auf den Geſichts-Sinn der Pferde äuſſern folgende Umſtände:

1. Bei vielen Pferden findet eine angeborne oder ererbte Anlage Statt, daß ſie ſo leicht blind werden.

So lehrt uns die Erfahrung, daß, wenn Fohlen (Füllen) von ſolchen Eltern abſtammen, die mit dem periodiſchen Augenübel, Monatblindheit genannt, behaftet ſind, ſolchen eine gewiſſe Neigung, dasſelbe Uebel zu bekommen, anhängt, ſo daß ſie früher oder ſpäter, wenn dieſe Anlage dazu nicht durch eine ſehr ſorgfältige Abwartung und Pflege der Fohlen wieder erſtikt wird, Anfälle der ſogenannten Monatblindheit bekommen, wodurch der Verluſt des Sehvermögens herbeigeführt werden kann.

2. Eine häufige Urſache des Blindwerdens unſerer Pferde ſind Verlezungen des Auges und der Augenlieder durch Peitſchenhiebe, Stokſchläge, Stöſſe auf den Kopf, durch einen Sturz des Pferdes zur Erde u. ſ. w. verurſacht, wodurch gefährliche Quetſchungen dieſer Theile entſtehen. Ein oder das andere Augenlied ſchwillt dabei an.

Um einer Entzündung der Augen vorzubeugen, lege man über das betroffene Augenlied in kaltes Waſſer eingetauchte Leinwandfleke, und ſeze, wenn man das Geſchik dazu hat, mehrere Blut-Egel an die Schläfengegend, nachdem man an dieſen Stellen die Haare abgeſchoren und mit warmer verzukerter Milch befeuchtet hat. Wenn man aber nicht gleich am erſten Tage Hülfe leiſtet, ſo bildet ſich raſch eine heftige Entzündung aus, bei der man ſo lange erweichende Umſchläge (z. B. von Kamillen in Milch gekocht) anwenden muß, bis die Entzündung nachläßt. Um das Leiden vollends zu heben, thun Umſchläge von Bleiwaſſer gut.

Stöße, Schläge und andere Gewaltthätigkeiten, die den Kopf des Pferdes, die Augen u. ſ. w. treffen, bringen entweder eine ſtarke Quetſchung, oder eine offene Wunde, oder auch ohne ſolche ſogleich eine heftige Entzündung eines oder beider Augen hervor. Quetſchungen am Auge aber können, wenn ſie heftig ſind, dasſelbe zu Grunde richten, wenigſtens kann eine vorübergehende, oder wohl gar eine anhaltende Blindheit dadurch verurſacht werden.

Man bringe das beſchädigte Thier an einen dunklen Ort, und wende die kalten Umſchläge auf die jezt angegebene Art ſo lange an, bis der Schmerz und die Entzündung nachlaſſen. Nach ſolchen Verlezungen des Auges bleiben gewöhnlich Verdunkelungen, Augenfleke oder Augenfelle und andere Fehler in dem einen oder dem andern Auge zurük, welche den Geſichtsſinn mindern oder gänzlich aufheben. Solche Augenfehler kann nur die Kunſt eines geübten Thierarztes heilen.

Unter der jezt angegebenen Behandlung füttere man die kranken Pferde nur ſehr ſparſam mit Gras, Stroh, Häkerling und ſeze ihnen zum Saufen

Mehlwaſſer mit etwas Salpeter vor. Vor jedem Reiz des hellen Lichtes, der ſcharfen Luft u. ſ. w. müſſen die Augen ſolcher Pferde lange noch verwahrt werden.

3. *Staub, Sand, Kalk, Futter-Theilchen,* oder das *Eindringen eines fremden Körpers zwiſchen die Augen-Lieder und den Augapfel,* ein *eingeflogenes Inſekt,* eine Fliege u. ſ. w. bringen einen heftigen Reiz im Auge hervor. Man ſuche den fremden Körper vorſichtig aus dem Auge zu entfernen, und trachte zugleich die dadurch bewirkte Reizung durch Ueberſchlagen von in lauer Milch getauchten, weichen Leinwandläppchen zu beſeitigen. Manchmal thut hier das vorſichtige Einſtreichen von Gänſefett in das Auge gute Dienſte, indem der fremde Körper an die Fettigkeit ſich gern anhängt.

4. Der *Aufenthalt* der *Pferde in einem feuchten Himmelsſtriche* (im feuchten Klima) wirkt ſehr nachtheilig auf die Augen derſelben ein.

So wie überhaupt die Natur des Pferdes in hochgelegenen, warmen und trokenen Ländern am Beſten gedeiht, ſo daß dieſes Thier nur alldort vorzüglich ſchön und kräftig erſcheint, ſo findet man in jenen Gegenden nur ſelten ein blindes Pferd. Dagegen kommen in kalten und feuchten Gegenden (beſonders in ſolchen, wo die Kälte einen groſſen Theil des Jahres anhält, und meiſtens mit Feuchtigkeit gepaart iſt) ſehr häufig blinde Pferde vor.

Die in feuchten und moraſtigen Gegenden aufgezogenen Pferde leiden aber hier nicht allein durch das Einathmen einer ungeſunden Luft, ſondern auch durch die wäßrigen, wenig nahrhaften Futterſtoffe und das ſchlechte Waſſer. Dadurch wird der ganze Körper erſchlafft, verſchleimt und ſiechenhaft. Daher der dike, ſtarke, mit Fleiſch belegte Kopf und die trüben blöden Augen dieſer Pferde.

5. *Schlecht gebaute, dunkle, niedrige, unreinlich gehaltene, mit ſtokender, ſtinkender Luft erfüllte Ställe, feuchte dunſtige Lage, und andere Mängel der Stallungen,* in welchen an manchen Orten die Pferde, in ſo lange ſie nicht zum Dienſte verwendet werden, Sommer und Winter hindurch eingeſperrt bleiben, ſind eine häufige Urſache des häufigen Erblindens der Pferde.

Je mehr in ſolchen niedrigen, engen, dem Zutritt einer guten, friſchen und reinen Luft unzugänglichen Ställen die Pferde der freien Luft faſt ganz entwöhnt werden, um ſo mehr wird der oft plözlich Statt findende Uebergang aus der dunſtigen Stalluft an einem kalten Wintertage, ſo wie der Reiz des hellen Tageslichtes, das Thier und beſonders das ſo empfindliche Geſichtswerkzeug (Geſichtsorgan) angreifen.

Der Aufenthalt in zu warmen Ställen aber erzeugt bei allen Hausthieren, und beſonders bei den Pferden, die ſogenannte *rheumatiſche Anlage* (die Anlage zu Flüſſen), in deren Folge ſie der natürlichen Feſtigkeit ihrer Körperbeſchaffenheit (Konſtitution) verluſtig geworden, und nunmehr bei jedem geringen Wechſel der Temperatur (bei jedem Uebergange von Wärme zu Kälte und ſo umgekehrt) ſehr leicht in Gefahr kommen, ſich zu *erkälten,* ſo daß nun nach Verſchiedenheit der Umſtände bald dieſer, bald jener dem Einfluſſe der Kälte mehr ausgeſezt geweſene, oder überhaupt ſchon durch frühere Zufälle der Art am Meiſten geſchwächte Theil (z. B. der Hals, die Luftröhre, die Lungen, die Gedärme, oder die Augen) in Folge der Erkältung gereizt, entzündet oder in ſeiner Bildung weſentlich verändert und verlezt wird.

Häufig erfolgt nach einmaliger oder wiederholter Erkältung des, an zu viele Wärme gewöhnten Körpers der Pferde — Blindheit.

5. *Ueberfütterung der Pferde* von jedem Alter, entweder mit *zu nahrhaften,* oder auch mit *ſehr blähenden* Futterſtoffen legt nicht ſelten den Grund zum Erblinden derſelben.

In beider Hinſicht verſieht man es oft mit den jungen Fohlen. Indem man zu ſehr mit dem Abſezen derſelben eilt, in der Meinnng, durch frühes Darreichen von trokenem Futter die Entwikelung des Körpers (das Wachsthum) und die ſchnelle Brauchbarkeit der Fohlen erreichen zu können, füttert man vor der Zeit ein hartes, trokenes Rauhfutter, das aber entweder von den Füllen noch

nicht verdaut werden kann, und daher ihnen Blähungen verurſacht, die ein Andrängen des Blutes zum Kopfe zur Folge haben, — oder, wenn es dem ſchwachen Magen doch gelänge, ſolches harte Futter ſchon zu verarbeiten, ſo würde dadurch in dem jungen Thiere eine ſchädliche Vollblütigkeit erzeugt, der zu Folge auch häufig das periodiſche Augenleiden und endlich Blindheit entſteht.

Aber auch ältere Pferde, zumal wenn ſie viel im Stalle ſtehen und zu wenig Arbeit haben, können in Folge der Ueberfütterung ſo vollblütig werden, daß der Andrang des Blutes zum Kopfe (ſobald, als ein äuſſerer Anlaß ihn begünſtigt, z. B. ein um den Hals gelegtes enges Kummetzeug, eine ſtarke Erkältung, Anſtrengung im Zuge u. ſ. f.) *plözlichen ſchwarzen Blutſtaar* hervorbringen kann. So hat man auch gefunden, daß der Genuß von verſchiedenen Kleearten, ein allzu gewürzhaftes Heu, ſo wie auch das Weiden der Pferde auf übermäſſig gedüngten Wieſen, die ein zu üppiges, geilaufwachſendes Gras erzeugen, nachtheilig auf die Augen einwirken.

7. *Eine allzukümmerliche, kärgliche Ernährung* (durch ſchlechtes Heu, Strohfutter u. ſ. f.) viel angeſtrengter Pferde ſtimmt nicht nur im Allgemeinen die Lebensthätigkeit ſehr herab (ſchwächt ſehr), ſondern kann auch für ſich allein, oder in Verbindung mit andern Fehlern in der Wartung und Pflege, das Sehvermögen allmählig ſchwächen oder vernichten, in ſo fern den Augen die zur Erhaltung erforderlichen guten Säfte abgehen, oder ſie unmittelbar dadurch verlezt werden.

Zu lezteren Schädlichkeiten gehört z. B., wenn man die Pferde im heiſſen Sommer auf ſteinigen, ſandigen, ſchattenloſen Orten den ſie blendenden Strahlen der Sonne zu oft ausſezt, oder, wenn man ſie bei nebliger, ſtürmiſcher, regneriſcher oder zu rauher, kalter Witterung im Luftzuge vor Wirthshäuſern, unter dem Durchfahrtsthore u. ſ. f. im Freien oft ſtundenlang ſtehen läßt, oder auf andere Weiſe die Thiere, insbeſondere den Kopf derſelben mißhandelt.

8. Zu Zeiten, beſonders in naßkalten Jahren, herrſcht unter den Pferden, Rindern und andern weidenden Thieren, wie wir dieſes im Anfange unſerer Belehrung bereits erwähnten, ein *ſchleichendes katarrhaliſches Augenleiden ſeuchenartig*.

Die naßkalte, trübe, neblige Luft unterdrükt die Hautausdünſtung und ſchwächt noch insbeſondere die Augen. Wenn nun dann die Thiere ſo oft heftigen Regen und Stürmen preisgegeben, erkälten, dann wieder beim plözlichen Wechſel der Temperatur der Sonnenhize ausgeſezt werden, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die weidenden Thiere beſonders an den Augen leiden. Ueberhaupt herrſchen katarrhaliſche Augenentzündungen (wobei Röthe, Hize und Schmerz der Augen nicht bedeutend ſind, dagegen die Geſchwulſt der Augenlieder auffallend iſt) als *Landesſeuche* unter mehreren Gattungen von Thieren in manchen feuchten und moraſtigen Gegenden.

Um an ſolchen Orten, insbeſondere in naſſen Jahren, die Thiere vor der ſeuchenhaften (katarrhaliſchen) Augenentzündung und andern Krankheiten zu bewahren, hüte man ſich, das Vieh bei ſehr feuchtkalter ſtürmiſcher Witterung auszutreiben; man ſorge für eine trokene, warme Stallung, und füttere, wenn es ſeyn kann, ein gewöhnliches gutes Bergheu.

Den Kranken gebe man eine Zeit lang ſtärkende, bittere und gewürzhafte Mittel, wie gepulverte Kalmus-, Baldrian-Wurzel, Wachholderbeeren mit gleicher Salſe oder Saft zur Latwerge gemacht, einige Eßlöffel voll davon im Tage ein. Zur Stärkung der Augen bedient man ſich des *Bleiwaſſers* (ein Quintel Bleizuker in einem halben Seidel Waſſer aufgelöst und 1 Loth Weingeiſt hinzugeſezt), indem man mit dieſem auf die bekannte Art die Augen oft befeuchtet. Durch den Bruſtlappen zieht man ein Eiterband.

9. *Gewiſſe Krankheiten* des Pferdegeſchlechts, wie z. B. die *Drüſe*, das *Zahnen*, der *Zahnwechſel* u. ſ. w. (wobei die jungen Pferde den Huſten oder katarrhaliſche Zufälle bekommen) können unter ungünſtigen Verhältniſſen, wenn die Thiere nicht gehörig geſchont und gut gehalten werden, für ihre Augen ſehr nachtheilige Folgen hinterlaſſen. Alte, abgemagerte, zu Drüſenleiden und zu katarrhaliſchen Zufällen (zum

Huſten) geneigte Pferde haben oft löſe und immer etwas trübe, gläſerne Augen, die ſtets thränen und rinnen. Meiſtens ſind ſie mit einer ſcharfen Feuchtigkeit überzogen, die aus den, an den Rändern der Augenlieder gelegenen Drüſen herſtammt, im innern Augenwinkel Barken bildet, die Augen verklebt, und die nahe liegenden Hautſtellen aufäzt.

Bei übelſäftigen, ſchlecht genährten Pferden entſteht oft eine ſchleichende Entzündung der Augen, bei welcher ſie jedoch nicht merklich roth ausſehen, und nicht ſehr ſchmerzhaft ſind; aber die innere Oberfläche der Augenlieder iſt geſchwollen und ihr Rand wird röthlich; das Licht kann das Auge noch vertragen.

Aber oft wird nach öfteren ſolchen langwierigen Augenleiden die durchſichtige Hornhaut nach und nach ſo getrübt und verdunkelt, ſo daß die Thiere blind werden.

Die Behandlung muß zuvörderſt darauf gerichtet ſeyn, die geſunkene Lebensthätigkeit des Thieres (die allgemeine Schwäche des Körpers) durch gute Fütterung, Wartung und Pflege, ſo wie durch innere ſtärkende Mittel zu heben.

Wo aber eine Verderbniß der Säfte hauptſächlich dem Augenleiden zu Grunde liegt (z. B. wenn verdächtige oder verſchlagene Drüſe, Roz, Hautwurm, Rände u. ſ. w. vorhanden ſind), da muß man die dieſem Zuſtande entſprechenden innern Mittel dem Pferde durch einen geübten Thier-Arzt anordnen laſſen.

Aeuſſerlich wendet man ein gelindes Augen-Waſſer (beſtehend aus einer Auflöſung von 1 Qtl. Zinkvitriol in einem halben Seidel reinen Waſſers) an, womit man das ganze Auge vorſichtig einfeuchtet und wenige Tropfen davon zwiſchen die Augenlieder flieſſen läßt.

10. Ein beſonders zu fürchtendes Augenleiden iſt ein zu Zeiten eintretendes (periodiſches) Uebel, nemlich die ſogenannte Monatblindheit oder Mondblindheit, welche aber nicht ſowohl ein von äuſſeren Schädlichkeiten veranlaßtes, ſondern auf eine innere Geſundheitsſtörung ſich gründendes Augenleiden der Pferde iſt, indem durch daſſelbe früher oder ſpäter (manchmal ſchon durch den erſten oder zweiten Anfall) das Pferd um Geſicht und Auge kommen kann.

Die meiſten erblindenden Pferde verlieren in der That ihr Geſicht durch die ſogenannte Monat-Blindheit; denn dieſe periodiſche (von Zeit zu Zeit eintretende) Augenentzündung wirkt auf die nachtheiligſte Art auf den innern Bau des Auges (auf die innere Organiſation des Auges) zerſtörend ein, führt eine Verdunklung der wäßrigen Feuchtigkeit und der Kryſtall-Linſe des Auges herbei.

Fehler, die bei der Züchtung und Aufzucht der Fohlen begangen werden, ſind Schuld daran, daß bei uns dieſes Augenübel ſo oft eintritt und manches ſonſt ſchöne Pferd dadurch blind wird.

Dieſe Fehler werden bei uns noch ſehr häufig dadurch begangen, wenn man z. B. die Füllen zu früh von der Milch der Mutterſtutte entwöhnt (abſezt), wenn man ſie zu zeitig mit harten, trokenen Futterſtoffen, z. B. mit ungeſchroteten Körnern, mit Erbſen- und Wikenſtroh u. ſ. w. füttert, und wenn man ſie zu früh, ehe ihr Körper ganz ausgebildet iſt, einſpannt, im Zuge anſtrengt u. ſ. f.

Durch ſolche unzeitige Anſtrengungen werden die Blutgefäſſe des Augapfels geſchwächt, die vielen und ſchlecht verarbeiteten Säfte drängen ſich nach dem Kopf und den Augen hin, beſonders bei jungen, in der Drüſe ſtehenden, oder im Zahngeſchäfte begriffenen Pferden, und ſo entſteht nach und nach die Blindheit.

Dieſe Krankheit bindet ſich übrigens an keine Zeit, und man hat ihr daher mit Unrecht den Namen Monatblindheit oder Mondfluß beigelegt, indem man der irrigen Meinung war, daß ihre Erſcheinung von dem Wechſel des Mondes abhängig ſey.

Die Monatblindheit gehört bekanntermaſſen unter die geſezlichen Gewährmängel (Haupt-Fehler), und die Gewährszeit iſt nach den öſterreichiſchen Geſezen auf 30 Tage feſtgeſezt, binnen welcher Zeit man das Recht der Wandlungsklage (auf Rüklage des erkauften oder erhandelten Pferdes) vor Gericht geltend machen kann.

Erzeugniſſe und Weinbau am Kap der guten Hoffnung.

Die landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe der kapiſchen Landwirthe beſtehen hauptſächlich aus Weizen, andern Getreidearten, Hülſenfrüchten, Wein, Branntwein, Wolle, Häuten, Fellen, gewelktem Obſt, Alon und Tabak. Getreide und Hülſenfrüchte tragen, je nach der Beſchaffenheit des Bodens und des Waſſervorraths 10 bis 70fältig. — Den meiſten Vortheil gewährt indeſſen der Weinſtok, und er macht auch den Hauptgegenſtand der Bodenkultur aus. Beſſere Trauben wachſen in keinem Theile der Welt, aber die Kunſt, Wein und Branntwein aus ihnen zu gewinnen, iſt noch groſſer Verbeſſerung fähig. Zehn oder zwölf verſchiedene Weinarten werden gegenwärtig bereitet und alle haben einen beſtimmten Geſchmak und eine eigenthümliche Qualität, je nach den Beſizungen, auf welchen ſie gekeltert worden ſind. — Der berühmte Conſtantiawein wird auf 2 Beſizungen dieſes Namens dicht unter den Bergen, zwiſchen der Tafel und Falſybai gekeltert. Der weiſſe Wein dieſes Namens kommt von einer Beſizung, welche den Namen Kleinconſtantia führt; die andere liefert den rothen. Die Traube aus welcher dieſe edle gewonnen wird, iſt die Muskatellertraube, und die vortrefflichſte Qualität des Weins muß theils der Lage und dem Boden der Weinberge, theils der Sorgfalt zugeſchrieben werden, mit welcher man den Wein bereitet. Nur ganz reife Trauben ohne alle Stiele, kommen unter die Kelter, eine Vorſicht, welche die andern Winzer des Kap's ſelten anwenden. Die Muskatellertraube wächst auf jeder Beſizung, und der aus ihr gekelterte Wein iſt z. B. in Drackenſtein eben ſo gut, wenn nicht ſogar beſſer, als der Conſtantia-Wein, obſchon er wegen ſeines Namens 6mal wohlfeiler, als der Conſtantiawein verkauft wird. Der auszuführende Wein wird mit anderm verfälſcht; denn nach ihren eigenen Angaben iſt die Quantität Conſtantiawein, welche in der Kapſtadt theils konſumirt, theils ausgeführt wird, ebenſo wie beim Madeirawein weit gröſſer, als die Qualität, welche wirklich erzeugt wird.

Weinbau auf Madeira.

Der Weinſtok wird hauptſächlich auf franzöſiſche Weiſe kultivirt, zum Theil aber auch auf italieniſche Art. In den Niederungen läßt man ihn eine beträchtliche Höhe erlangen und befeſtigt ihn an Bäumen, Stangen oder Spalieren. An den Bergwänden findet die Terraſſenkultur Statt, und hier hält man die Stöke niedriger, gibt ihnen einzelne Pfähle, oder zieht ſie an niedrigen Spalieren. Man zieht hier die Traubenart, welche in ganz Frankreich unter dem Namen der rheinländiſchen bekannt iſt, nemlich eine Art kleiner, ſchwarzer Trauben, deren Beſchaffenheit ſich aber, ſeit ihrer Verpflanzung nach Madeira ſehr verändert hat. Die Traube, aus welcher der Malvaſier-Madeirawein gekeltert wird, iſt die ſogenannte Ciotat der Franzoſen, oder die peterſilienblättrige Muskatellertraube mit weiſſer Beere. Die Quantität des ächten Malvaſierweines, welche jährlich erbaut wird, iſt ſehr gering, und eine groſſe Quantität Malvaſierwein ſoll aus raffinirten Zuker bereitet werden. Die Qualität des Weines hängt hier, wie anderwärts, mehr von der Expoſition und dem Boden, als von der Art der Trauben ab. Der beſte Wein wächst auf der Südſeite der Inſel am Fuſſe der Abhänge gegen Südoſt hin. Die Weſt-Seite wird durch die Seewinde beſtändig erkältet.

Früchte Mexiko's.

Mexiko hat eine Menge von Früchten; Bananen und Granadillen ſehr gemein. Die Brodfrucht und die Kokosnuß werden im Groſſen gebaut; ebenſo auch viele Sorten der Anona und beſonders die Anona tripetala, welche ſehr geſchäzt wird. Kurz alle Früchte Europas und die meiſten Früchte von Oſt- und Weſtindien findet man in den Gärten der Vornehmen und Prieſter.

Unparteilichkeit des Schikſals.

Das Schikſal gab dem Orient'
Die Peſt, parteiiſch war es nie,
Es gab dafür dem Occident — die Lotterie.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Auszüge aus einem alten Buche.

Allwiſſenheit. War lange blos eine Eigenſchaft des höchſten Weſens — in ſpätern Zeiten ſind Sterndeuter allwiſſend geweſen — und nun ſind es alle Doktoren der vier Fakultäten.

Aufwarten. Der Klient wartet ſeinem Gönner ſtehend auf — der Hund ſezt ſich dazu nieder.

Donnerwetter. In der Natur geht der Bliz dem Donner vor. In unſern Theatern kommt er gemeiniglich darnach; daher ſind die Theaterwetter ſo unſchädlich.

Dichter. Dem Dichter ſteht die ganze Schöpfung zu Gebote — Schneider, Schuſter und Wirthe ausgenommen.

Einnehmen. Was für verſchiedene Bedeutungen in der deutſchen Sprache nicht ſo oft ein und daſſelbe Wort hat? Was für ein Unterſchied iſt nicht, zwiſchen Geldeinnehmen — ein Mädchen einnehmen, und — Medizin einnehmen.

Die Tugend.

Ein Miſſionär fragte einen Kaffern-Häuptling: „Weißt du, was Tugend iſt?“ — „O ja,“ antwortete der Kaffer ſtolz: „die Tugend beſteht darin, ſo viel als möglich Vieh zu ſtehlen!“ — Da werden die zehn Gebote noch lange Zeit brauchen, ehe ſie durchdringen! — abgeſehen davon, daß die Schelme aller Länder ein Studium daraus machen, ſie zu vergeſſen.

Studenten-Sitten.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſchilderte Albanus, ein thüringiſcher Prediger, die Sitten der Studenten in folgenden macaroniſchen Verſen:

„Turba Studentorum finstrae sub Tempore Nachtae,
Cum Sterni funklunt, scheinctque Mondius helle,
Gassatim laufunt per Vicos, Compita, Gassas,
Cum Geigis, Citharis, Lautis, Harfisque spilentes,
Hauuntque in Steinis ut Feuer rausspringet ab illis,
Tunc veniunt Waechtri cum Spiesibus atque reclamant:
Ite domum Gasti, schlaxit jam Zwoelfius Ura!“

Anekdote.

Ein Arzt kurirte ſeinen Patienten an der Leber, und dieſer ſtarb. Er wurde ſezirt. Bei der Section war ein junger Arzt gegenwärtig, der, als die Leber beſehen war, zu dem Ordinarius ſpöttiſch ſagte: „Sehen Sie einmal, Herr Doktor, die Leber iſt ganz geſund, und Sie haben doch den Verblichenen daran kurirt.“ — „Das macht mir eben groſſe Ehre,“ erwiederte der Arzt; „man ſieht klar, ich habe ihm die Leber durch meine Kur ganz hergeſtellt; daß er jezt an einem andern Uebel geſtorben iſt, dafür kann ich nicht.“

'S Herz.

Mädche loß dir 'was verzähle,
Geb' mer uf dei Herzche Acht,
Is es aach gut eingemacht,
'S wär' halt doch vielleicht zu ſtehle;
Un deß weeſcht de ſelber gut,
'S Herz is mehr als a Vermöge
Un gar viel is d'ran gelege
Wann mer deß verliere thut.

Ganz was anners, liebes Schäzche
Is es aber, wann mit Art
Dir a Freund deß Herz verwahrt
Am a gute ſichre Pläzche.
Do is nix d'rbei riſchquirt,
Drum, ſo geb mir's ufzuhebe,
Will jo gern mei ganzes Lebe
Sorge, daß 'm nix paſſiet.

Franz v. Kobell.

Bücher-Anzeige.

Bei C. H. Beck in Nördlingen iſt erſchienen:

Die Giftgefahren

welche

das Leben täglich bedrohen, in vielen Beiſpielen dargeſtellt zur Belehrung und Warnung für Jedermann;

nebſt

Angabe der Mittel zur Rettung Vergifteter.

Herausgegeben

von

Dr. J. P. Pöhlmann.

Die Bonität dieſer Schrift verbürgt der Ruf Pöhlmanns als Verfaſſer des: Verſuches einer praktiſchen Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter und Aeltern, oder: Sokratiſche Unterhaltungen eines Lehrers mit ſeinen Schülern über Gegenſtände der Natur ꝛc.

Gegenwärtige Schrift bringt eine Menge von Beiſpielen Vergifteter, zur Warnung für das Volk. Warum iſt dieß Werk nicht ſchon längſt in allen Schulen des deutſchen Vaterlandes eingeführt? Es iſt in ſo deutlichem Style abgefaßt, daß jeder Leſer es gründlich verſtehen kann, dabei ſehr unterhaltlich und belehrend. Ueberraſchend iſt es, das Ende des Buches mit einer groſſen Tabelle geziert zu ſehen, wovon der beſcheidene Titel gar nichts geſagt und worauf die vorzüglichſten Giftpflanzen und Schwämme ſo getreu und ſchön abgemahlen ſind, wie wir es wahrhaftig noch nie geſehen. Dieſe Tabelle allein iſt den Ankaufspreis des Ganzen ſchon werth. Wie ſehr müſſen wir dem wakeren Volksſchriftſteller Pöhlmann dankbar für ſeine Mühen ſeyn, zum Beſten der Welt ſo Nüzliches und Praktiſches geſchrieben zu haben! —

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 31. 5. Auguſt 1842.

Inhalt: Das Mädchen an ihren Spiegel. — Nähere Beſtimmung des Worts Klima. — Blumen und Gebüſche, als Mittel zur Landesverſchönerung. — Der Bienendieb. — Pflügende Damen.

Das Mädchen an ihren Spiegel.

O Spiegel, wie lebendig ſcheint
Mein liebes Bild aus dir!
Mein Rath, mein Zeitvertreib, mein Freund,
Mein Alles biſt du mir!

Du unterhältſt mich ſtundenlang
Mit freundlichem Geſicht;
In jedem Umgang fühl' ich Zwang,
Nur in dem deinen nicht.

Und iſt mir oft ſo ärgerlich,
Daß ichs nicht ſagen kann,
So fängt bei'm erſten Blik auf dich
Mein Mund zu lächeln an.

Die ſchönſte Freundesharmonie
Herrſcht zwiſchen mir und dir;
Du ſeufzeſt mit aus Sympathie,
Und lachſt und weinſt mit mir.

Kein Freund auf Erden ſtimmt ſo ſehr
Nach meinen Launen ſich,
Kein Freund auf Erden liebt mich mehr,
Als du, mein zweites Ich!

Du biſt mein Lehrer jederzeit,
Nie werd' ich deiner ſatt;
All' meine Liebenswürdigkeit
Verdank' ich deinem Rath.

Aufrichtiger, als du biſt, kann
Kein Freund auf Erden ſeyn;
Du zeigſt mir jedes Flekchen an,
Und wär' es noch ſo klein.

Dabei biſt du galant, und ſagſt
Mir ſtets, wie ſchön ich ſey,
Und Komplimente, die du machſt,
Sind keine Schmeichelei.

O Lieber, thu' nur immerhin,
Wie du bisher gethan,
Und werde, wenn ich älter bin,
Mir ja kein Grobian.

B.

Nähere Beſtimmung des Worts Klima.

Ein Auszug aus einer ökonomiſchen Handſchrift.

Klima, dieſer groſſe Mantel aller Schlendrians-Wirthe, mit welchem ſo mancher Fehler bedekt wird, und der ſo mancher in die Augen fallender Benuzungsvernachläſſigung Schirm und Schuz iſt, — wie ſehr iſt dieſes Wort verdrehet worden, daß man faſt bei nur wenigen Wirthen eine richtige Idee davon findet. Fragt man dieſen oder jenen Oekonomen, warum er bei einem jezt nicht mehr ſo nuzbaren Produkte ſtehen bleibt, und nicht mit andern, jezt einträglichern, bei ſeiner für ſelbige ſo günſtigen Lage, einige Verſuche mache? ſo wird er ſich allemal damit entſchuldigen und ſagen: dieß leidet unſere Landesart, unſer Klima nicht; es iſt probirt worden, aber es geht einmal nicht! ohne daß er gründliche Kenntniß beſizt, ſein Klima unterſuchen zu können, weßwegen denn auch jene Proben, mangelhaft und unvollkommen angeſtellt, keinen günſtigen Erfolg haben konnten. In dieſer Rükſicht nun wird es hauptſächlich nothwendig, die wahre Bedeutung des Worts Klima, welches beſonders ſeit dem Montesquieux viel Aufſehen gemacht hat, gründlich zu unterſuchen und feſt zu beſtimmen.

Die Bedeutung des Worts Klima kann in doppeltem Sinne genommen werden, nemlich 1) in mathematiſch-geographiſchem, und 2) in phyſikaliſch-ökonomiſchem Sinne.

I. Mathematiſch-geographiſches Klima zeigt, wie ungleich die Tages- und Nachtslänge eines Orts ſey, je weiter er von der Linie oder dem Aequator entfernt iſt; ſo wie im Gegentheil zwei Oerter von einerlei Polhöhe einerlei Unterſchied

zwiſchen Tag und Nacht von einem Sonnenſtande zum andern haben.

Um dieſes gehörig zu beſtimmen, hat man die Erdfläche durch Parallelzirkel des Aequators in gewiſſe Klimata, deren die alten Geographen neun, die neuern ſechs und dreiſſig an beiden Seiten des Aequators bis an die Pole angenommen, eingetheilt, indem man durch jeden Punkt, wo der längſte Tag um eine halbe Stunde länger iſt, Parallelkreiſe annahm. Gegenwärtig brauchen Geographen dieſe Eintheilung nicht mehr, ſondern man hat nur das Wort Klima beibehalten, um die natürliche Beſchaffenheit eines Orts damit anzuzeigen.

II. Phyſikaliſch-ökonomiſches Klima aber heißt die natürliche Beſchaffenheit eines Landes, oder einer gewiſſen Gegend, in ſo fern ſie durch Lage, Boden und Witterung beſtimmt wird. Daher können Länder in einem Klima dennoch in dieſer Hinſicht ein ganz verſchiedenes haben, indem die Lage im feſten, ebenen oder bergigen Lande ſowohl, als die daſelbſt herrſchenden Winde, der Einfluß der Luft, die verſchiedenen Erdarten, die natürlichen Lagen und Schichten derſelben, wie auch die verſchiedenen Grade der innerlichen Erd-Wärme eine ganz verſchiedene Wirkung auf die gute oder üble Vegetation haben. Der Geograph bringt verſchiedene Gegenden unter ein mathematiſch-geographiſches Klima, aber der phyſikaliſche Oekonomon macht wiederum in demſelben unzählige Eintheilungen desſelben, ſo daß er manchmal genöthigt iſt, faſt alle Meilen weit demſelben eine andere Beſtimmung zu geben, je nachdem die natürliche Lage, Eigenthümlichkeit des Bodens, und Witterung eines Orts beſchaffen iſt. Man kann bei dem phyſikaliſch-ökonomiſchen Klima im Allgemeinen noch ſechs Hauptunterſchiede annehmen, als: 1) Oerter, die einerlei Polhöhe, und zu einer Jahreszeit gleich lange Tage haben, empfinden nicht zu einer Zeit gleiche Wärme und Lufttemperatur. Welch ein gewaltiger Unterſchied iſt nicht z. B. zwiſchen Kanada und Frankreich, ob ſie gleich beide einerlei Polhöhe und Tageslänge haben! Aber Kanada, wie voll von ungeheuern Wäldern, Sümpfen, Seen, Moräſten und Gebirgsketten, und wie wenig iſt noch ſein Land angebauet! 2) Nicht alle Länder unter dem Aequator haben eine ſo groſſe Hize, als man glaubt. Einige Anhöhen ſind in den heiſſen Zonen unausſtehlich kalt, dieſen Beweis gibt der Chimboraſſo, und den eines immerwährenden Frühlings das Thal Quito im heiſſen Erdſtrich von Amerika. Der Chimboraſſo ſoll mehr als neunthalb tauſend Fuß über das Meer erhaben ſeyn. 3) Je höher ein Ort über der Meeresfläche erhaben liegt, deſto kälter iſt er. Einen Beweis davon gibt die Schweiz. 4) Länder, die weit von der See liegen, mit Bergen, Wäldern, Moräſten und inländiſchen Seen beſezt ſind, haben ein kälteres Klima als andere, die in der Nachbarſchaft offene Seen haben. 5) Ein und dasſelbe Land kann ſich unter gewiſſen Umſtänden, in Abſicht auf Wärme und Kälte, ändern. Was war Deutſchland zu Cäſars, und was iſt es zu den jezigen Zeiten? allein wo ſind auch dieſe ungeheuern Waldungen, die beſonders viel feuchte Luft an ſich ziehen, und dadurch ein Land ſauer und ungeſchlacht machen, hingekommen? wo ſind jene ewigen Sümpfe und Moräſte? wie ſehr iſt nicht die von den Mönchen ſo ſehr begünſtigte Teichwirthſchaft eingeſchränkt, und daraus fruchtbare Aeker und Wieſen gemacht worden! 5) Anfang, Ende und Summe der Kälte oder Wärme iſt in einem Lande nicht alle Jahr einerlei. Es kommt ſehr viel auf die Lage des Bodens, auf gewiſſe Winde, auf Gebirge, die ein Land begrenzen, und es entweder vor Kälte beſchüzen, oder durch den Rükſtoß kalter Winde, durch viel Schnee und Eis erkälten, auf die Höhe eines Landes, auf die Nachbarſchaft des Meeres und der See, auf die Beſchaffenheit des Bodens, auf Wälder und Moräſte an. Die höhere oder tiefere Lage eines Landes oder einer Gegend, die verſchiedenartigen Ausdünſtungen, der zu öftere Regen und dergleichen haben auf das Klima einen gewaltigen Einfluß. Wälder machen oft Gegenden des feſten Landes kalt; aber ein Land, das ſich gegen Mittag neigt, und vom Norden bis zum halben Oſten von demſelben umgrenzt iſt, wird durch das Zurükprallen der Sonnenſtrahlen weit wärmer, und die Vegetation lebhafter und beſſer. Hohe Gegenden ſind kälter als niedrige, theils weil die

obere Luft dünner iſt als die untere, und daher weniger erwärmt wird, theils weil die von der Erdfläche mitgetheilte Erwärmung hier weit geringer als in niedrigern Gegenden iſt, und ſind hohe Gegenden zugleich bergig, ſo iſt ein Theil immer im Schatten, und erkältet die übrige Luft. Aus dieſem Allen erſieht man, daß die groſſe Mannigfaltigkeit der Klimata eigentlich von dieſen erwähnten Urſachen allein herrühre. Ein Landwirth darf ſich alſo niemals mit Sicherheit von dem Anbau fremder Gewächſe einen Nuzen verſprechen, welche er auf Einmal auf einem ihrer Natur ganz entgegen geſezten Klima erziehen will; denn ſie ſind zu vielen und groſſen Veränderungen unterworfen. Aber ähnliche Gegenden und Klimata bringen auch ähnliche Gewächſe hervor. Es iſt daher nothwendig, bei der Einführung fremder Gewächſe darauf zu ſehen, daß dieſelben beinahe ein und daſſelbe Klima und denſelben Boden wiederum antreffen oder erhalten, als ſie zuvor gehabt haben, und iſt man hierin ſorgfältig und prüfend zu Werke gegangen, ſo wird man ſich auch Vortheile mit mehrerer Sicherheit von ihrem Anbau verſprechen können. Chriſtian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes, der bekannte brave, aber unglükliche Vertheidiger ſeines Königs, Ludwigs des Sechzehnten, übte dieſen Grundſaz pünktlich, aber mit auch glüklichem Erfolge aus; denn es heißt im politiſchen Journal des Herrn von Schirach, im 2ten B., M. Nov. 1796, S. 1123 u. f.: „In ſeiner reizenden Einöde verſammelte er philantropiſch die auswärtigen Pflanzen und Bäume, die ihn für das Klima von Frankreich die paſſendſten ſchienen. Ein Eingang von Bäumen von der Inſel St. Lucie (ohne Zweifel die größte Sammlung derſelben, die irgendwo exiſtirt) entzükt im Frühlinge Geruch und Augen; eine erſtaunliche Menge von Bäumen aus Paläſtina macht an einem andern Orte einen herrlichen Kontraſt ꝛc." In dieſer Hinſicht erlangen auch eigentlich alle Gebirgspflanzen in den entfernteſten Gegenden aller Welttheile dennoch die nemliche Höhe, Schönheit und Kraft, wie wir aus den alten und neuern Reiſebeſchreibungen der Naturforſcher finden. So trifft man z. B. auf dem Ararat in Armenien, auf der Spize desſelben alle in Lappland, weiter abwärts desſelben Gebirges die in Schweden einheimiſchen, noch tiefer herunter die in Frankreich gewöhnlichen, weiter hinunter die italieniſchen, und endlich am Fuſſe desſelben die Pflanzen des umher liegenden Armeniens an. Aber auch dieſes Reſultat leidet nicht ſelten Abänderungen, welches oft von der eigenthümlichen Erdart und andern Zufällen herrührt. So eigenſinnig nun manche Gewächſe ſind, ſo gibt es doch wiederum andere, die faſt mit allen Weltgegenden zufrieden ſind. Dieſe vorzüglichſte Tugend beſizen beſonders die Grasarten, welche beinahe in allen Weltgegenden gut gedeihen, und wohin auch vorzüglich unſere gewöhnlichen Getreidearten gehören.

Menſchlicher Fleiß und Betriebſamkeit, welche ihr häufiger Anwuchs oft wider Willen befördert, können mächtige Veränderungen in Abſicht auf das Klima bewirken. So hat der Privatlandmann, troz demſelben, Mittel in Händen, ſolche Pflanzen zu bauen; denn da mehrere derſelben bei uns im erſten Sommer keinen Samen bringen, weil dieſer zu kurz iſt, ſo pflanzt man daher ſolche Gewächſe nur im erſten Sommer zu ihrem Erwachſen, hebt ſie im Herbſte aus, verwahrt ſelbige in Kellern oder andern ſchiklichen Orten für den Winter wohl, und im folgenden Frühjahre ſezt man ſie wieder ins Erdreich, wodurch man den Samen erzwingt. Ein Beiſpiel davon gibt der beliebte, aus Egypten herſtammende Blumenkohl, Brassica botrytis L. Manche Gewächſe wollen in unſern Gegenden Deutſchlands durchaus nicht gedeihen, wenn man aber nur einmal Samen gewinnen kann, ſo gerathen ihre Kinder ſchon in etwas beſſer, die Enkel noch mehr, und die folgenden Generationen gewöhnen ſich endlich ganz an das hieſige Klima, aber immer bleibt die Regel: Daß man ſolche Gewächſe von ihrem Samenkeime an an unſere Kälte gewöhnen müſſe.

Auf dieſe Art fängt man ſchon an die ſüſſen Pomeranzenbäume, Cytrus aurantium L., um Mannheim im Freien zu erbauen. Dieſes Gewächs war vor Chriſti Geburt blos eigenthümliches Gewächs von Medien und Perſien, von dem

man glaubte, daß es wegen daſigen Himmelſtrichs nirgend anderswo wachſen könne. Fünfzig bis ſechzig Jahr nach Chriſti Geburt war es in Italien noch nicht einheimiſch, und jezt ſind um Rom ganze Wälder davon, ob es gleich Nächte gibt, wo ſtarkes Eis gefrieret. Palladius mußte ſie zu ſeiner Zeit im Neapolitaniſchen noch mit Stroh umwinden, um ſie vor der Kälte zu ſchüzen, daher er auch **Italien** regio frigida nannte. Durch den Palladius und ſein Strohumwinden mußte die Empfindlichkeit desſelben erſt herab geſtimmt werden, ehe er einheimiſch werden konnte. Aber es iſt nöthig, bevor man ſolche Gewächſe **allgemein** anzupflanzen ſucht, daß man erſt Samen von ſolchen Gewächſen, die ſchon mehrere Jahre in der neu anzugewöhnenden Gegend ausgedauert haben, erzieht, und noch verliert ſich dieſe Empfindlichkeit nicht in den erſten Generationen. Man ſieht aber auch hieraus, daß durch menſchlichen Fleiß und zufällige Umſtände ein noch ſo rauhes und ungünſtiges Klima verbeſſert und umgeſchaffen werden köne. Wie ſah ehemals Deutſchland aus, und was urtheilte Tacitus von ſeiner Fruchtbarkeit? aber was würde eben dieſer zu ſeiner jezigen ſo ganz veränderten Geſtalt ſagen, da ſich dieſes Deutſche Klima, ja das Klima von ganz Europa ſo gewaltig verändert hat?

Wir haben geſehen, daß das jezt ſo berühmte Italien nicht von jeher der Garten Europens geweſen, ſondern durch anhaltenden Fleiß erſt Das geworden iſt, was wir ſo ſehr bewundern. Doch iſt es jezt lange Das nicht mehr, was es zu den glüklichen Zeiten der römiſchen Republik war; denn die damalige unbegrenzte Liebe zum Akerbau — wo, wie weltbekannt, Konſuln, Feldherren und Diktatoren Roms mit dem Beinamen guter Akersmänner am Stärkſten gelobt, und wo ſogar von ökonomiſchen Gegenſtänden Zu- und Geſchlechts-Namen hergenommen wurden, wie z. B. Fabius (Bohnenmann) Piſo, Baccus, Pinnus, Länas, Bubulkus ꝛc., ſchuf bald aus dem rauhen, wilden und unfreundlichen Italien jene ſchönen und reizenden Gegenden, die wir noch jezt ſo ſehr bewundern, ob ſie gleich lange nicht mehr ſo ſind; denn wo Horazens Faleriſcher Wein wuchs, findet man keine Rebe mehr, ja viele vormals reiche Felder dünſten nun ſchädliche Feuchtigkeiten aus. Man höre einmal, was der Papſt Clemens XIV. oder Ganganelli in ſeinem Briefe vom 12. Nov. 1747 an den Abbé Ferghen vom jezigen Italien ſagt, wenn er ſpricht: „Wäre der Akerbau hier eben ſo in Ehren, als die Baukunſt, wäre das Land nicht unter ſo viele Herrſchaften getheilt, die alle von anderer Form, und ſchwach und unbedeutend ſind, ſo würde man hier nicht Dürftigkeit an der Seite der Pracht, und nicht Induſtrie ohne Thätigkeit erbliken. Aber zum Unglük hat man ſich mehr mit der Verſchönerung der Städte, als mit der Bearbeitung der Felder beſchäftigt, und überall werfen unbebauete Striche den Arbeitern ihre Faulheit vor.“ Man ſieht alſo, was Italien geweſen, und was es jezt iſt, und dieſes beweiſt,

daß nicht das beglükte Klima allein die Urſache der Fruchtbarkeit ſey, ſondern daß Kunſtfleiß, reifes Nachdenken, und die guten zwekmäſſigen Unterſtüzungen der Regenten eines Landes Vieles über das Klima vermögen.

Wie thöricht iſt doch der Ausruf: es thut ſich bei uns nicht, es iſt nicht das Klima dazu! Nur träge, unwiſſende, mit Vorurtheilen beladene Menſchen klagen ſo oft nur unſchuldig das Klima an. Im Ganzen genommen, werden wir ſchwerlich einen Boden ſo rauh und unfruchtbar antreffen, welcher nicht durch Anſtrengung verbeſſert, und mehr oder weniger fruchtbar gemacht werden könnte. Man ſuche nur für ihn die paſſendſten Gewächſe auf, und ſpüre ihren urſprünglichen Eigenſchaften nach, welche man lediglich in den verſchiedenen Klimaten ihres Vaterlandes finden wird, ſo wird auch jedes Stük Land nach ſeiner Art am Beſten benuzt werden können.

Iwan Andreewitſch.

Blumen und Gebüſche, als Mittel zur Landesverſchönerung.

„Blumen ſind zu lieblich von der Hand der Natur ausgeſtattet, als daß wir ſie nicht mit freundlicher Empfindung **dahin** pflanzen und ſorgſam pflegen ſollten, wo wir am Oefteſten und Liebſten

verweilen. Sie ſind ſo wunderbar mannigfaltig, zart und gefällig gebaut, ſo reizend gefärbt, und mit ſo köſtlichen Gerüchen bereichert, daß es auch dem verdorbenſten Geſchmake noch nicht gelungen iſt, ſie aus den Gärten zu verdrängen. Auf immer ſind ſie auch ſicher, zu gefallen und geliebt zu werden. Der Freund der Natur iſt ihnen immer gern nahe. Wenn es nicht gut iſt, ſie der Geſundheit wegen in Wohnzimmern zu haben, ſo können wir ſie vor unſern Fenſtern ziehen. Wer hierzu den Raum ums Haus nimmt, kann den Plaz nicht bedauern, den er hier ſeinem Vergnügen opfert. Vor den Fenſtern, die der Erde nahe ſind, können niedrige Blumen gepflanzt werden. Zu höheren reichen noch Roſen, Lilla, Geisblatt ꝛc. Blumen ſind überall gut angebracht, auſſer da, wo ein ernſter ſchauerlicher Charakter herrſchend ſeyn ſoll. Hier ſtört ein freundliches Blumenbeet, ihr ſüſſer Geruch und ihr unſchuldiger Bau das ſchauerliche Empfinden. Am Ausgange und Eingange einer ſolchen Partie geben Blumen einen willkommenen Uebergang ins Offene, Freie. — Ein Grabmal gibt zwar auch ernſte Gedanken, und doch ſind hier Blumen nicht unſchiklich, wenn gleich alle Umgebungen ſchauerlich ſind. Unweit Bückeburg iſt tief im Innern eines erhabenen Eichwaldes einer verehrten Fürſtin ein Grab gebaut. Mitten auf einem groſſen Raſenplaze, den die Natur hervorgebracht hat, umgeben von ſtarken, Ehrfurcht gebietenden Eichen, ſteht das einfache Gebäude. Selige Ruhe und tiefe Stille, die über dem Grabmale ſchwebten, und das ſchauerliche Dunkel des Waldes, ſtimmen zur ernſten Schwermuth. Und dennoch würden an den Mauern dieſes Gebäudes Blumengeſträuche und natürliche Blumenbeete nicht unſchiklich ſeyn, wenn ſie von ſanfter Art wären. Sie würden an Weſen erinnern, die dieſes Grab beſucht, deren zärtliche Empfindungen dieſe Blumen gepflanzt und gepflegt hätten. Dieſes ſchöne Andenken, dieſe Wanderungen nach dieſem verborgenen Grabe würden das Schauerliche der Empfindungen wohl mildern, verſchönern, aber nicht ſtören, ſo wie ſie die Aſche der Seligen nicht ſtören, die dieſe zarten Kinder des Frühlings hier mit Wohlgerüchen umgeben. Aber entfernt vom Grabe dürften ſie nicht ſtehen, nur in der engſten Beziehung mit ihm müßten ſie es umgeben, ungezwungen ſich daran ſchmiegen, es umfaſſen, umlagern und umkränzen.

Auf groſſen Raſenpläzen ſind ſanftſteigende Blumenhügel, auf deren Mitte groſſe Blumen ſtehen, die ſich durch kleine Blumen unmerklich im Raſen verlieren, von vortrefflicher Wirkung. Könnte ein ſolcher Hügel etwas groß ſeyn, ſo würde er ein beſonders prächtiges Anſehen bekommen, wenn ſeine Höhe mit blühenden Sträuchern anfinge, an welche ſich groſſe Blumen ſchlöſſen, die auch wieder durch kleine Blumen allmählig im Raſen endeten. Auf dem Wege umher können alle ſeine Reize, die ihm das Sonnenlicht gibt, zu verſchiedenen Tageszeiten betrachtet werden. Die Pflanzung dürfte nicht zu enge gemacht werden, damit der Wind ſein ſchönes Spiel mit den Aeſten und Blumen treiben könnte. Da, wo der Weſtwind die Düfte hinwehet, könnte am Wege ein Siz angebracht werden, um hier die ganze Pracht mit beiden Sinnen genieſſen zu können. Es könnte auch ein Siz auf der Mitte des Hügels ſeyn, zwiſchen dem Geſträuch, wohin ein ſchmaler durch ſeine Biegungen verſtekter Weg führte. Ferner ſind Blumen eine ſchöne Bekränzung der Wege, wenn ſie nicht regelmäſſig, ſondern in abwechſelnden Breiten ſich daran hinziehen, bald ſich ganz verlieren und bald ſich wiederfinden. So ſind ſie auch ſchön an Gebüſchen, um dieſe allmählig ins Freie verlieren zu laſſen. Nirgend aber nehmen ſich Blumen reizender und friſcher aus, als an den Rändern der Bäche und Teiche, wenn ſie ſich hier an Gebüſche lehnen, dort aus dem Graſe lächeln. Einige küſſen dann den rieſelnden Bach, und niken fröhlichen Beifall ſeinen geſchwäzigen Bewegungen zu. Andere lehnen ſich behutſam herüber und beſchauen wohlgefällig ihr eigenes Bild. Alle am kryſtallenen Spiegel des Teiches werfen ihr ſanfteres Bild ans gegenſeitige Ufer, wo der entzükte Freund der Blumenwelt, oder die ſchöne Pflanzerin ſich hinlagert, um ein Herz zu ergözen, in welchem der Friede und die Unſchuld wohnen. Ihnen zur Freude kräuſelt der Weſtwind den Spiegel des Teiches, und es tanzen die Blumenbilder,

nachahmend die grauſe Bewegung, bis der Weſt wieder ruht und der ſchöne Spiegel ſich wieder ebnet. Eben dieſe Wirkung hat eine Inſel, deren Rand mit Blumen beſezt iſt. Auf ihr würde ein Blumenhügel ein köſtliches Gemälde ſeyn. — Die Sorgfalt der Gärtner für Blumen, die in freien Anlagen ſtehen, geht gewöhnlich ſo weit, daß ſie kein Gras und keine wilde Pflanze dulden. Dieß iſt gegen den guten Geſchmak. Der Boden ſey überall, wo es möglich iſt, ein grüner Teppich. Nur die zu vielen wilden Gäſte mögen weggenommen werden, beſonders ehe ſie ihren Samen ausſäen. Aber nirgends darf der entblößte Boden geſehen werden. So will es die ſchöne Natur. Ihr zu folgen ſey überall unſer unveränderliches Geſez.

Möge es Niemand zu klein ſcheinen, ſeine Beſizungen mit Blumen zu zieren. Sie wirken auf unſere Empfindungen auch dann, wenn wir uns dieſer Wirkungen nicht deutlich bewußt werden. Sie ſind ein Theil der Schöpfung, mit beſonderer Liebe gebaut. Sie ſind die ewigen Kindergeſchlechter, die jährlich in neuer friſcher Jugend hervortreten, um Denen Heiterkeit in die Seele zu lächeln, ſie mit tauſend Wohlgerüchen zu empfangen, die mit reinem Herzen, um von ſchönen Thaten auszuruhen, ſich in dem mütterlichen Schooſſe der himmliſchen Natur lagern. —

So wie die Blumen mit Kindern zu vergleichen ſind, ſo haben die Büſche einen weiblichen Charakter; ihre Farbe, ihr Bau, ihre Blumen, ſo wie ihre Früchte unterſcheiden ſich von Bäumen durch mehr Zartheit, fröhliche Lebhaftigkeit und durch einen ſanften Schimmer des heitern und dürftigen Farbenſpiels. Gebüſche eignen ſich daher da nicht, wo ſtarke Ausdrüke erfordert werden. Auch das dunkelſte Gebüſch wird nicht ernſt und ſchauerlich. Es bleibt ihm immer noch der ſchöne Ausdruk von weicher, anſchmiegender Hingebung. Das ſchauerliche Wehen im hohen Wipfel der Waldbäume, iſt im Gebüſch ein Liebe athmendes Geflüſter des zarten Laubes, das uns nahe umſpielt, und uns ſeine Balſamdüfte zufächelt. Die feinlaubigen Aeſte umher neigen ſich theilnehmend zu uns und über uns. — Ein Buſch oder Strauch hat mehr Stämme auf einer Wurzel. Einzeln kann er nur dann ſchön ſeyn, wenn er entweder durch ſeltene Schönheit intereſſirt, oder wenn er ſich mit einem andern Gegenſtande verbunden zeigt, z. B. mit einem Baume, Gebäude, Ruheplaz ꝛc. Mehrere Sträuche bilden Strauchgruppen, die durch den Plaz, wo ſie angebracht ſind, und durch die Wahl der Sträuche ſelbſt ſchon Schönheit haben können. Mit ihnen können Wege, Bäche, Ruhepläze ꝛc. verſchönert werden, die durch ſie Bedeutung und Annehmlichkeit erhalten. Solche Strauchgruppen ſind auch vorzüglich zu gebrauchen, um unangenehme Gegenſtände durch ſie zu verbergen. — Mehrere Strauchgruppen bilden Gebüſche. Ihr äuſſeres Anſehen ſowohl, als der Aufenthalt im Innern eines Gebüſches, wird durch wohlriechende, blühende und fruchttragende Sträuche verſchönert und veredelt. Sie können dicht oder durchſichtig angelegt werden, je nachdem die Lage des Plazes es ſchiklich macht. Eine Anhöhe, welche ein Gebüſch tragen ſoll, erlaubt nur eine durchſichtige luftige Pflanzung, welche die Ausſicht wenigſtens da nicht hindert, wo dieſe ſchön iſt.

Unter allen Sträuchen genießt die Roſe den erſten Rang. Die vielen Arten und Abarten, die man von ihr hat, geben Gelegenheit, dieſen Strauch ſehr häufig zu gebrauchen, ohne Einförmigkeit zu verurſachen. Sie können ſowohl mit kleinern Bäumen, als mit gröſſern Sträuchern verbunden gebraucht werden. Auf dieſen folgt der Hollunder, der blaue, rothe, weiſſe ꝛc., dann der Jasmin: auch von dieſem gibt es mehrere Arten. Die folgenden einheimiſchen Sträuche verdienen noch bemerkt zu werden: Weiden, die ſtrauchartig wachſen. Der gemeine Ginſter, der ſtachelige Ginſter, der kleine Ginſter, die Berberize, der Spindelbaum, der Hartriegel, der Flieder, der Johannis-, Stachel- und Himbeerſtrauch, der Weißdorn ꝛc. — In Gebüſchen ſind auch rankende Sträuche zu gebrauchen, z. B. das Geisblatt, ſo wie auch einjährige oder mehrjährige Pflanzen, z. B. wilder Hopfen. Dieſe dienen beſonders dazu, um ein Gebüſch zu verdichten. Nichts iſt mehr der Abdruk der Anmuth, als ein Gebüſch, welches aus weitgepflanzten Gruppen beſteht, ſo

daß *viel* ſchöner Raſen wie auch Blumenpartien mit den Strauchgruppen abwechſeln. Wenn einem ſolchen Gebüſche ein ſtiller heiterer Frühlings-Morgen die Beleuchtung gibt, ſo ruht ein mildes rührendes Lächeln auf den Blumen in dem friſchen Raſen, und das überhangende Laub der Büſche, noch ſchwer von den Perlen des Nachtthaues, ſcheinen uns mit Zärtlichkeit in ihre wohlwollende Schatten einzuladen.

W. Tappe.

Der Bienendieb.

Die „Gazette des Tribuneaux" erzählt von einem Manne, deſſen Bienenſtand weit und breit in der Nachbarſchaft als ganz auſſergewöhnlich galt. Er gab vor, daß ſein Bienenreichthum auf einem Geheimniß beruhe, und er hatte nicht Unrecht, denn er ſtahl die Bienen. Das lezte Mal hatte er einen ſo mächtigen Bienenkorb belauert, daß dieſer die Schnelligkeit ſeiner Schritte hemmte. Er wollte deßhalb einen kürzern Weg einſchlagen, mußte aber dabei über eine Mauer klettern, deren oberſter Stein unglüklicher Weiſe wich. Er ſtürzte, und ſchlug zu ſeinem Unglük mit dem Kopfe die über den Bienenkorb geſpannte alte Leinwand durch. Augenbliklich bedekten den Armen Tauſende von Bienen. Vergebens wälzte er ſich auf dem friſch geakerten Boden umher; je mehr Bienen er zerdrükte, deſto fürchterlicher waren die Ueberlebenden, ſie verſezten ihm Stich an Stich am Kopfe, durchſtachen ihm die Augenlieder, Lippe, Naſe und krochen ihm in die Kleider, die ihn nicht zu ſchüzen vermochten. Er ſprang auf, ſtürzte ſich ins Geſtrippe, ſchlug mit dichtbelaubten Zweigen um ſich, vergebne Mühe! ſeine Feinde ſind unbeſiegbar. Er geräth in Verzweiflung, ſucht Rettung in der Flucht und wirft ſich endlich in einen Teich, wo ſeine Verfolger von ihm laſſen müſſen. Als ſich die Bienen zerſtreut hatten, wagte er ſich wieder ans Land, aber nun entwikelte ſich eine Entzündung, welche durch die Kälte des Waſſers einigermaſſen aufgehalten war, in furchtbarem Grade, ſeine Haut ſpannte ſich aus wie ein Luſtballon und die Augen verſchwollen ihm, daß er nichts ſehen konnte. Zu ſeinem Schmerz geſellte ſich die Angſt, ertappt zu werden, da er ſich nicht nach Hauſe fand. Da erſchien endlich ſeine Frau, die ihn ängſtlich ſuchte, und führte den Unglüklichen nach Hauſe. Ihre nächſte Sorge war, die Spuren des Verbrechens an der Gartenmauer zu verwiſchen, aber ohne Erfolg. Die Bienen ſelbſt wurden zu Verräthern. Am folgenden Tage nemlich bemerkte der beſtohlene Bienenvater in den Bienenſtöken, die dem geſtohlenen zunächſt geſtanden hatten, bedeutende Bewegungen, mörderiſche Schlachten wurden zwiſchen den Einheimiſchen und einem unzähligen Schwarme von Eindringlingen geliefert, während viele andere Bienen, nachdem ſie Honig aus den Blumen geholt hatten, eine ungewohnte Richtung einſchlugen und alsbald wieder heimkehrten. Man folgte ihrem Fluge und fand ein neues mit zahlloſen Bienenleichen bedektes Schlachtfeld, auf welchem in friſcher Erde auch ein Geſicht, Hände und Füſſe abgedrükt waren. Man ſchöpfte Verdacht, der Maire des Orts wurde geholt, die Unterſuchung angeſtellt und der in Lebensgefahr ſchwebende Dieb entdekt.

Pflügende Damen

kann man als etwas ganz Gewöhnliches in mehreren Theilen Frankreichs ſehen. Oft ſieht man Gruppen von fünf, ſechs Frauen die mit langen, eleganten Kleidern angethan, auf dem Kopfe einen netten Muſſelinhut, und in der Hand die Peitſche, neben einander pflügen. Ueberhaupt verrichten die Frauen in Frankreich den größten Theil der Feld- und Weinbergsarbeit, während die Männer, die ſich gern mehr dem Handel und andern Erwerbszweigen hingeben, einen Theil des Tages in Kaffeehäuſern zubringen, die auch im ſchlechteſten Dorfe nicht fehlen. Auf jene Weiſe wird es erklärlich, wie ſelbſt bei Napoleons ungeheuren Konſkriptionen der franzöſiſche Landbau weniger als man hätte glauben ſollen ins Stoken gerieth. Ja vielleicht war die Wegnehmung faſt aller Männer, Jünglinge und Knaben für den Soldatenſtand Urſache, daß man in Frankreich die Frauen ſo ſehr in Männergeſchäften, die Männer oft ohne Luſt zu Arbeiten im Landbau findet.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Schwerhörigkeit der Zeit.

Unſere Zeit d. i. unſere Generation mag wohl noch an vielen andern ſelbſtverſchuldeten Uebeln leiden; aber gewiß an keinem ſo groſſen und vielverbreiteten, als an Schwerhörigkeit, welche nach unſerm Dafürhalten nur noch der groſſe Arzt des Himmels, der Retter aus aller Noth, heilen kann. Dieſe Schwerhörigkeit erſtrekt ſich vorzüglich auf 3 Theile: Religion, Erziehung und Geſezgebung.

1. Religion. Es gab wohl zu keiner Zeit einen gebildeteren und thätigeren Prieſterſtand als heute; früher gewiß nicht mehr Hülfsmittel religioſer Belehrung und Ermunterung; noch nie beſſere Einheit und Eintracht, als in der Gegenwart — aber all Das hat auch noch nie eitler geſchienen, als jezo. Man hört nicht mehr, will nicht mehr hören von moraliſcher Beſſerung, das Wort Gottes iſt Vielen widrig, die Selbſtbeherrſchung ungewöhnlich, die Bekämpfung der Begierden aus der Mode. Nicht, als gäbe es nicht nebenher auch brave Seelen, ächte Chriſten; aber ich rede von der Mehrzahl, welcher der häusliche, ſparſame, moraliſche und gottesfürchtige Sinn ganz entflogen iſt. Dieſe Schwerhörigkeit meinte ich, ſie ſoll geheilt werden!

2. Erziehung. Man lehrt in Tauſenden von Schulen und Lehrern, in Geſezen, in Einſchreitung, in Direktion, in Schriften, in Gemeindeverſammlungen, in Preiſevertheilungen — aber Rohheit, Ungehorſam, unverzeihliche Unwiſſenheit, Charakterloſigkeit, Gleichgiltigkeit gegen Groſsartiges, Egoismusverſunkenheit unter dem gleiſſenden Politikmantel, Frühreife in Wort und That, Unbeſcheidenheit..... ſeht, liebe Freunde der Wahrheit! Das ſind die Gebrechen; ſie ſtüzen ſich auf Schwerhörigkeit von Eltern und Kindern, ſie möge der allmächtige Vater im Himmel heilen!

3. Geſezgebung. Die beſten, menſchlichſten Geſeze, wie früher unbekannte Rechtlichkeit, eine ſehr gewiſſenhafte Behandlung in Allem bot, uns die neuere Zeit — aber auch Das ward mit Undank belohnt; auch hier Schwerhörigkeit des Geſchlechtes, ſie möge der Herr unterdrüken!

Wenn je dagegen durch Menſchenkraft ſollte gewirkt werden, ſo iſt's die wahre Aufklärung, nicht die falſche oder Afteraufklärung. —

Neue engliſche Säe- und Drillmaſchine.

Wie weit der engliſche Erfindungsgeiſt geht, beweiſt aufs Neue das von einem Herrn William Lewis Rahm zu Winkfield genommene Patent auf eine von ihm konſtruirte Maſchine, welche folgende Verrichtungen in ſich vereinigen ſoll: Erſtlich zieht dieſelbe kleine Furchen, dann ſticht ſie Löcher in den Boden, darauf wirft ſie die Samenkörner in ſolche hinein, und (gleich folgend) pulveriſirten Dung (Rapskuchen, Knochenmehl oder ſonſt etwas) oben auf die Körner. Sie ſchließt ihre Wirkſamkeit, indem ſie durch eine Art Harke oder Egge den Boden wieder ebnet!!

Saphir deſinirte das Wort Liebe mit denſelben Buchſtaben alſo: Langer Irrthum Eines Betrogenen Eſels. Eine Dame, dieſes ſehr übelnehmend, ſagte, auf Saphirs Abkunft zielend, ſie wolle dieſe Buchſtaben rükwärts nehmen, und ſeine Anſicht für eine Eſelhafte Bemerkung Eines Jüdiſchen Lümmels erklären. Ein zufriedener Ehemann erklärte aber Liebe für einen Langen Jubel Einer Beglükten Ehe.

Anzeige.

Eltern, Lehrer, Erzieher, Schüler und Gebildete aus allen Ständen

machen wir aufmerkſam auf den bei Heinrich Hoff in Mannheim erſchienenen

ATLAS

über alle

Theile der Erde.

Mit beſonderer Berükſichtigung der geſchichtlich wichtigen Orte, nach den neueſten und beſten Quellen mit Benuzung der Werke von

Berghaus, v. Hoffmann, Ritter, Schacht und Volger.

Entworfen und bearbeitet

von

Carl Glaſer.

In 7 Lieferungen, jede 4 Blätter à 9 gr. oder 40 Kr.

Atlaſſe genug hat unſere ſpekulative Zeit erzeugt, aber Keiner genügt den allgemeinen Wünſchen und Anforderungen. Hier iſt einer, der Allen entſpricht, und welcher wegen ſeines groſſen Formates, reinen genauen Stiches und der eleganten Ausſchmükung ein

Pracht-Atlas

genannt werden darf, wie wir noch keinen beſaſſen. Dabei iſt er der wohlfeilſte, denn es bei dieſem Umfange nur geben kann, und gröſstentheils ſchon erſchienen.

Wer nur auf einige Bildung Anſpruch machen will, muß nothwendig in der Geographie unſeres Planeten bewandert ſeyn, und bedarf dazu eines Atlaſſes. Er eile, ſich dieſen prächtigen und billigen anzuſchaffen. Derſelbe wird gewiß allenthalben Freude machen.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 32. 12. Auguſt 1842.

Inhalt: Ueber den künſtlichen Futterbau im Allgemeinen und den Kleebau insbeſondere. — Ein Mittel das Holz wohlfeiler zu machen. — Langſam erfolgte Bleivergiftung durch den Gebrauch von Bleiſchroten zum Reinigen der Bierkrüge. — Vorurtheile gegen den Privatunterricht betreffend. — Sonderbare Fragen. — Vorſchlag den Glimmer als Düngerpulver (Reizmittel) auf den Feldern anzuwenden. — Des Waſſers Dichtigkeit nach Wärme.

Ueber den künſtlichen Futterbau im Allgemeinen und den Kleebau insbeſondere.

Keine Klage wird häufiger von Landwirthen erhoben als die über Mangel an Futter; ohne Futter gibt es aber auch keine Viehzucht, ohne dieſe keinen Dünger und ohne dieſen keine Befruchtung und Verbeſſerung des Bodens.

Jahrhunderte hindurch kannte man kein anderes Futter als Wieſenheu und das Stroh der Getreidefrüchte, indem die Körner der leztern in der Regel zu theuer zur Fütterung ſind. Weil aber die Fütterung mit Stroh nicht hinreichend iſt, ſo fand man auch eine gute Rindviehzucht, welche immer am Wichtigſten für jedes Land bleiben wird, nur da, wo die Natur ſchon gute Wieſen gegeben hatte, wie z. B. in den Gebirgsgegenden und in den Thälern von Bächen und Flüſſen, von welchen eine Bewäſſerung möglich war. Erſt in den neueren Zeiten vermehrte ſich der Anbau der künſtlichen Futterſtoffe in den Kartoffeln, in den Rübenfrüchten und beſonders in den ſogenannten Kleearten. Mit dem Namen **Klee** bezeichnet man im Landbau mehrere zwar verwandte, aber doch verſchiedene Pflanzen, unter welchen der gemeine Rothklee, der Luzernerklee und Eſparſettklee die bei Weitem wichtigſten ſind. Wir werden in dieſem Jahre nur vom gemeinen Rothklee ſprechen; und zwar 1) vom Klima, 2) vom Boden, 3) von der Fruchtfolge, 4) von der Saat, 5) von der Art der Benüzung und 6) von den Vortheilen handeln, welche der Kleebau gewährt.

a) Von dem Klima, das der Klee zu ſeinem Gedeihen fordert.

Der Rothklee, den wir hier Klee ohne Beiſaz nennen wollen, leidet zwar im Frühlinge von ſtarken Fröſten mehr als z. B. Eſparſeite oder die Wieſenpflanzen, unterdeſſen kömmt er faſt überall, wo Getreide gebaut wird, noch fort; daß er natürlich einen gröſſern Ertrag in einem beſſern als in einem ſchlechtern Klima gibt, iſt einleuchtend.

b) Von dem dem Klee zuſagenden Boden.

Der Klee gedeiht am Wenigſten im Moorboden, z. B. in trokengelegten und in Akerland verwandelten Mooren und im eigentlichen Sandboden; ſehr gut dagegen im Lehm- und Thonboden, welcher von dem Landwirthe ſchwerer Boden genannt wird, und am Beſten im ſogenannten Marſchboden, welcher ſich in Flußthälern, ſo im Donau-, Vils-, Rotthal befindet. (Beſonders gut iſt es, wenn der Boden Kalk enthält.) Der Klee macht weit tiefere Wurzeln als das Getreide: je tiefer daher der Boden gepflügt, je reiner er von Unkraut iſt, und je beſſer er in der Dungkraft ſteht, deſto gröſſer iſt nicht nur der Ertrag, ſondern deſto länger dauert er und deſto mehr widerſteht er der Witterung. Wenn der Klee in dem geeigneten Boden gut kultivirt wird, ſo leidet er bei einer eintretenden Trokene weit weniger als die beſtgedüngte trokene Wieſe.

c) Von der Fruchtfolge, in welcher der Klee gebaut wird.

Bei der Fruchtwechſelwirthſchaft wird der Klee am Beſten in die erſte, weniger gut in die zweite Getreidefrucht nach behakten Brachfrüchten gebaut, z. B. Kartoffeln, Gerſte, Klee, oder Bohnen, Weizen, Gerſte, Klee; er bleibt in der Regel nur ein Jahr, ſeltener und nur auf einem ſehr zuſagenden Boden zwei Jahre ſtehen, ſo z. B. baute man auf dem guten Lehmboden das Staatsgutes Weihenſtephan folgendermaſſen: Bohnen,

Winterweizen, Gerſte, Klee, Klee (vom Klee des zweiten Jahres wurde nur ein Schnitt genommen und dann zum Reps gedüngt), Reps, Winterroggen, Wiken, Haſer. Bei der Dreifelderwirthſchaft kann er nur in die zweite Getreidefrucht gebaut werden, und er nimmt dann die zweite Brache ein; in dieſem Falle nehmen einige nur einen Schnitt. — Nach dem Klee gedeiht faſt jede Frucht, und zwar um ſo beſſer, je beſſer er geſtanden hat. Auf einem kräftigen Boden baut man gewöhnlich in die erſte Furche Winterweizen, Roggen oder Feſen, auf einem weniger kräftigen Sommerweizen, Sommerroggen, Gerſte, ſeltener Haſer.

d) Von der Saat.

Da der Klee, wie ſchon erwähnt, in der Regel unter Getreide gebaut wird, ſo bedarf er keiner eigenen Zubereitung des Bodens; je beſſer übrigens dieſe iſt, deſto beſſer iſt ſein Gedeihen. — Zur Saat muß man guten keimfähigen Samen wählen, und wenn man den Samen kauft, ſo iſt es gut, denſelben vorher zwiſchen angefeuchtetes Fließpapier oder Leinwandſtüke zu legen, um zu ſehen, ob der Same und wie viele Körner keimfähig ſind. — Der Same wird gewöhnlich breitwürfig auf das Feld, nachdem das Sommer-Getreide, z. B. Gerſte, bereits eingeſäet und eingeeggt iſt, ausgeſäet und dann mit einer Dorn-Egge eingeegat. Auf trokenem Boden iſt das Walzen ſehr vortheilhaft. In Schleißheim bedient man ſich zum Säen einer eigenen Kleeſäewalze. — Auf ſehr kräftigem Boden, wenn der Klee unter Gerſte oder Sommerweizen gebaut wird, iſt es gut, den Samen erſt ſpäter auf die Saat der Getreide-Früchte, wenn ſie ſchon mehrere Blätter gebildet haben, vor oder nach einem Regen zu ſäen, weil ſonſt der Klee das Getreide überwächst und dann die gute Ernte ſehr erſchwert. — Iſt die Oberfläche des Bodens ſehr erhärtet, ſo iſt es gut, die Saat zu übereggen. — Auf die nemliche Weiſe verfährt man, wenn der Klee im Frühjahre unter Wintergetreide gebaut wird, oder wenn die erſte Saat verunglükt und ſpäter nachgeſäet werden muß. — Man ſäet breitwürfig 8 — 12 Pfund Samen, nemlich um ſo mehr, je ſchlechter der Boden iſt, und je mehr der Same Körner enthält, die nicht keimfähig ſind. —

e) von der Benüzung des Klees.

Der Klee wird entweder nur als Futter oder als Gründünger benüzt, oder man ſucht auch Samen zu gewinnen.

aa) Von der Benüzung des Klees zu Futter.

Auf einem kräftigen Boden wächst der Klee ſchon im erſten Jahre unter dem Getreide ſo üppig, daß man, wenn das Getreide mit der Sichel etwas hoch abgeſchnitten wird, den Klee ſammt den Stoppeln abmähen, verfüttern oder zu Heu machen kann. — Hat man das Getreide mit der Senſe gemäht, ſo befindet ſich der gemähte Klee unter dem Getreide, und er wird dann ſelten mehr ſo hoch, daß er eine Ernte gibt. Es iſt auch für die Ernte im folgenden Jahre um ſo beſſer, je weniger der Klee im erſten Jahre gemäht und abgeweidet wird. Denn die eigentliche Benüzung beginnt erſt im erſten Jahre nach der Saat. — Eine Düngung mit Stalldünger, beſonders mit ſtrohigem, noch unzerſeztem empfiehlt man zwar, um einem nachtheiligen Einfluß der Winterkälte auf den Klee vorzubeugen; allein theils iſt die oberflächliche Anwendung des Stalldüngers beim Akerbau nicht zu empfehlen, theils hat ſelten der Landwirth ſo viel Stalldünger, um denſelben noch auf dieſe Weiſe anzuwenden; dagegen ſind Düngerkompoſte, verkleinerte Pflanzen- und Thierabfälle, z. B. Malzkeime, und vor allem Gips (ungebrannter) anzuwenden. Wer von ſeinem Klee die möglichſt größte Ernte erhalten will, darf das Gipſen nicht unterlaſſen. Man wendet 2 — 3 Mezen an, die am Beſten im Frühjahre bei trüber Witterung, wenn der Klee die erſten Blätter gebildet hat, über denſelben wie das Getreide mit Händen ausgeſtreut wird. — Der Klee gibt nur in einem ſehr guten Klima und auf einem ſehr kräftigen Boden drei Schnitte; in der Regel erhält man im erſten Schnitt 24 — 30 Centner Heu, und im zweiten beiläufig die Hälfte Grumet; auf einem wenig kräftigen Boden und in

ungünſtigen Jahren ſinkt der Ertrag auf die Hälfte herab. Er wird zum Theil grün gefüttert, wobei man viele Vorſichtsmaßregeln beobachten muß, um die gefährliche Krankheit der Trommelſucht nicht herbeizuführen (man ſehe hierüber Seite 322, 615 des landwirthſchaftlichen Centralblattes vom Jahre 1837, ferner 13 des Jahres 1838 und 261 des Jahres 1840.) Wenn der Klee zu Heu gemacht wird, ſo muß man zur Ernte recht ſchöne Tage wählen; der Klee ſoll in den Schwaden troknen, und ſo wenig als möglich gewendet werden; denn wollte man ihn wie das Wieſenheu ſtreuen und öfters wenden und zuſammenrechen, ſo würden die meiſten Blätter abfallen und nichts als die weniger nahrhaften Stengel zurükbleiben. Zum Sammeln muß man ſich mehr der Heugabeln als der Rechen bedienen. — Bei ungünſtiger Witterung iſt das ſchon an vielen Orten gebrauchte Verfahren zu empfehlen, den Klee auf Gerüſten, auf den ſogenannten Kleeſtiefeln, oder noch beſſer auf den Kleepyramiden zu troknen, wenn auch dasſelbe in der Herrichtung dieſer Gerüſte Auslagen verurſacht.

Manche Oekonomen nehmen vom Klee nur einen Schnitt, weil ſie glauben, daß das Kleefeld für eine nachfolgende Getreidefrucht frühe umgebrochen und wie das Brachfeld bearbeitet werden muß; dieſes iſt aber bei einem reinen und kräftigen Boden durchaus nicht nothwendig, weil man ſelbſt noch nach dem zweiten Schnitt in die erſte Furche Wintergetreide, beſonders Weizen und Feſen bauen kann. — Manche nehmen deßwegen nur einen Schnitt, weil ſie das Kleefeld zur Weide benüzen; auch hier iſt groſſe Vorſicht wegen des Aufblähens oder Trommelſucht der Thiere nothwendig. — Auf einem dem Klee zuſagenden Boden erhält man ſelbſt noch im zweiten Benüzungsjahr oder im dritten Jahre nach der Saat eine Ernte, die der des erſten Jahres wenig nachgibt, und ſehr viele Oekonomen, welche Wechſelwirthſchaft treiben, nehmen im dritten Jahre nach der Saat noch einen Schnitt und benüzen dann das Feld zu einer Frucht, welche eine frühe Beſtellung erheiſcht, z. B. zu Reps. — Den Klee nur im Jahre der Saat zu benüzen und dann das Feld wieder umzubrechen, iſt nicht zu empfehlen. —

bb) Von der Benüzung des Klees als Gründünger.

Der Klee wird zu den bodenverbeſſernden Pflanzen gerechnet, welche dem Boden, wenn ſie grün abgemäht werden, mehr Kraft zurüklaſſen, als ſie ihm genommen haben. Dieſe bodenverbeſſernde Eigenſchaft liegt vorzüglich in den vielen Wurzeln, welche er bildet; ſo gab z. B. ein Quadratfuß Oberfläche auf Weihenſtephans Boden mit Klee gebaut zwei Loth trokene Wurzeln und Stoppeln, was für den Morgen (Tagwerk) 25 Centner (trokene Maſſe) macht, die als Dünger im Boden zurükbleibt. Dieſe Bodenbereicherung iſt auch eine der größten Vortheile, welche der Klee-Bau gewährt. — Ungeachtet der Klee noch wenig als Gründünger direkt angewendet worden iſt, ſo iſt es einleuchtend, daß derſelbe hierzu vorzüglich, wenigſtens mehr geeignet iſt als z. B. Roggen, den man zur Gründüngung empfohlen hat. Man kann den Klee auf mannigfache Weiſe als Gründünger verwenden, indem man auf jede Futtergewinnung verzichtet oder den erſten Kleeſchnitt abmäht, den zweiten aber im erſten oder zweiten Benüzungsjahr einpflügt.

cc) Von der Benüzung des Klees zur Samengewinnung.

Die meiſten Landwirthe kaufen ſich den nothwendigen Samen, weil 1) man nicht viel Samen braucht, 2) die Samengewinnung mit Schwierigkeiten verbunden iſt und 3) durch die Samengewinnung die Futterernte vermindert wird. — Es iſt auch zwekmäſſig, wenn die Samengewinnung als ein eigener Gegenſtand der Landwirthſchaft betrieben wird, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Soll guter Same erhalten werden, ſo muß man ſchon bei der Wahl des Bodens und der Art der Kultur darauf Rükſicht nehmen, weil es hier nicht der Zwek iſt, eine groſſe Blättermaſſe, ſondern vielen und ausgebildeten Samen zu erhalten.

2) Die Ernte des Samenklees, das Ausdreſchen und Enthülſen erfordert viele Aufmerkſamkeit

32*

und eigene Vorrichtungen, ſo daß die Samengewinnung im Kleinen ſich nicht lohnt.

f) Von den Vortheilen, welche der Kleebau gewährt.

Kartoffeln und Klee ſind die wichtigſten Pflanzen, um welche die Landwirthſchaft bereichert worden iſt, und man muß jeden Landwirth, deſſen Boden den Kleebau günſtig iſt, bedauern, wenn er dieſe herrliche Pflanze nicht kultivirt, und aus zwar folgenden Gründen:

1) Unter allen Futterſurrogaten können nur die Kleearten das Wieſenheu ganz entbehrlich machen; man kann das Heu theilweiſe durch Stroh, Knollen= und Wurzelfrüchte erſezen, allein ganz ohne Heu Viehzucht zu treiben, iſt bei der Schaf= und Pferdezucht gar nicht, bei der Rindviehzucht nur mit groſſen Gefahren ausführbar. Aus dieſem Grunde ſehen wir auch, daß der Dreifelder=Wirth, welcher keinen Kleebau hat, nur da eine erträgliche Viehwirthſchaft treibt, wo er viele gute natürliche Wieſen hat. Wo dieſe nicht vorhanden ſind, finden wir den Boden um ſo weniger kultivirt, je unfruchtbarer er iſt. Der Landwirth hingegen, welcher künſtlichen Futterbau treibt, kann ohne natürliche Wieſen beſtehen und jeden Boden kultiviren, wenn nur derſelbe eine der genannten Futterpflanzen hervorbringt, weil dadurch Futter und Dünger, das Mittel der Kultur, gegeben iſt.

2) Die meiſten Landwirthe, welche keine guten natürlichen Wieſen haben, ſuchen auf trokenen, zu Wieſen nicht geeigneten Gründen durch Dünger den natürlichen Graswuchs zu befördern; allein es iſt durch die Erfahrung längſt bewieſen, daß ſolche trokene, gedüngte Wieſen nur bei einem feuchten Sommer einen guten Ertrag geben, bei lange dauernder Trokene hingegen ganz mißrathen, und daher den Landwirth in die größte Verlegenheit bringen, der entweder Futter kaufen oder Vieh verkaufen muß. Würden dieſe Landwirthe, welche auf dieſe Weiſe den Dünger auf ihren Wieſen verſchwenden und den Feldern entziehen, den Dünger ihren Feldern zuwenden und auf denſelben künſtlichen Futterbau treiben, ſo würden ſie nicht nur mehr, ſondern auch ſicherer ernten. Jede Düngung einer Wieſe, welche nicht für jeden Centner Dünger wenigſtens einen halben Centner mehr Heu gibt, iſt eine unverſtändige Handlung, weil bei der Fütterung ein halber Centner Heu erſt einen Centner Dünger gibt, und beim künſtlichen Futterbau der Centner Dünger mehr als einen Centner Heu gibt.

3) Es wurde ſchon erwähnt, daß die Klee-Arten den Boden mit Stoffen bereichern, welche dieſelben aus dem Untergrunde mit ihren tiefen Wurzeln heraufbringen. Für jeden Landwirth, der nur immer die ſeichtwurzelnden Getreidefrüchte baut, geht daher der Reichthum des Untergrundes verloren, während beim künſtlichen Futterbau der Landwirth ſeinen Boden umſonſt bereichert.

4) Wenn durch Hagelſchlag der Landwirth den größten Theil des Strohes verliert, ſo empfindet er den Mangel deſſelben weit mehr als den der Körner, und er kommt wegen Mangel an Futter in die größte Verlegenheit, während nie der Hagel ſo ſtark wird, daß auch der Klee ganz zu Grunde geht.

Wegen dieſer groſſen Vortheile, welche der Kleebau gewährt, haben auch viele Landwirthe nicht aufgehört, dieſe Kultur allenthalben anzupreiſen, und manchen erfreut der Anblik eines ſchönen Kleefelds mehr als der eines ſchönen Weizen-Feldes, ſo wie auch das Mißrathen von Klee mehr als das des Getreides beklagt wird. — Wenn nun deſſen ungeachtet manche Landwirthe am Klee-Bau dieſe Vortheile nicht gefunden haben, ſo liegt in der Regel die Schuld darin, daß ſie nicht die dem Boden entſprechende Futterpflanze gewählt und auch dieſelbe nicht auf die geeignete Weiſe behandelt haben.

Z i e r l,
k. Profeſſor in München.

Ein Mittel das Holz wohlfeiler zu machen.

Es gibt eine Art der Holzverſchwendung, zu deren Vermeidung weiter nichts erfordert wird, als guter Wille und Achtſamkeit von Seiten der Hausfrauen und der Dienſtboten; dieſe findet beim Kochen der Speiſen Statt. Zur Garmachung der Speiſen iſt die Hize des Waſſers, in welchem ſie

bereitet werden, allerdings ein weſentliches Erforderniß, weßhalb auch luftdicht verſchloſſene Kochgefäſſe, in denen ſich das Waſſer heiſſer noch als ſiedend heiß machen läßt, dieſen Zwek viel ſchneller und kräftiger erreichen laſſen. In unſern Küchen aber, wo die Töpfe nur mit loſem Dekel verſehen werden, kann die Flüſſigkeit nie heiſſer werden, als ſie in dem Augenblike iſt, wo ſie zu wallen anfängt. All die Hize, welche dem Kochtopf ferner zugeführt wird, und mehr beträgt, als zu einem gelinden Fortkochen erforderlich iſt, dient keineswegs zur ſchnellern oder beſſern Garmachung der Speiſe, ſondern blos dazu, einen Theil des Waſſers als Dampf zum Schornſtein hinaus zu führen. Sorgfältige Verſuche haben gelehrt, daß die Hize, welche nöthig iſt, um eine Maß ſiedendes Waſſer in Dampf zu verwandeln, hinreicht, um 5½ Maß eiskaltes Waſſer ſiedend heiß zu machen. Hieran hat jede Köchin ein leichtes Mittel, einzuſehen, wie viel Holz ſie unnüzer Weiſe verſchwendet habe. Läßt ſie nemlich bei einem Topfe, der 5½ Maß faßt, eine Maß einkochen, ſo hat ſie dahin das Doppelte des zu ihrem Kochen nöthigen Holzes verbraucht, und vermindert ſie durch gehörige Schwächung des Feuers, nachdem das Sieden eingetreten iſt, dieſes Einkochen auch nur auf ½ Maß, ſo hat ſie doch ſchon dadurch nahe die Hälfte des Holzes erſpart; und hat ſie erſt in der Leitung des Feuers durch Aufmerkſamkeit auf daſſelbe eine Art von Meiſterſchaft erlangt, ſo wird ſie leicht dieſe Erſparniß noch weiter treiben können. Sogar die umſichtigere und ſparſamere Köchin darf ſicher ſeyn, auf dieſe Weiſe noch einen anſehnlichen Theil ihres Holzverbrauches erübrigen zu können, das Kochen mag auf dem Herde oder in dem Ofen geſchehen.

Wenn dieſe Erſparniß im Einzelnfalle auch gering erſcheinen mag, ſo iſt ſie doch wegen ihrer häufigen Anwendbarkeit von ſolcher Bedeutung im Allgemeinen, daß man behaupten darf, durch ſie allein könnte ein Sinken der Holzpreiſe herbei geführt, und alles Holz wieder erobert werden, was die Fabriken im Lande nur immer aufzehren mögen.

Langſam erfolgte Bleivergiftung durch den Gebrauch von Bleiſchroten zum Reinigen der Bierkrüge.

Ein Mann von 40 Jahren hatte ein Paar Jahrgänge nach einander immer im Anfang des Herbſtes an Zufällen geſtörter Verdauung mit Koliken und hartnäkiger Verſtopfung gelitten, welche Symptome nach einer mehrwochentlichen Behandlung, beſonders mit Brech- und Abführmitteln, ſich wieder zu verlieren pflegten. Als dieſes Unwohlſeyn zum dritten oder vierten Male in immer gröſſerer Hartnäkigkeit wiedergekehrt war, traten noch andere Beſchwerden auf. Der Mann bemerkte nemlich, daß er nicht mehr im Stande ſey, den Zeige- und dann nach einander die übrigen Finger der rechten, in der Folge aber auch die der linken Hand willkürlich auszuſtreken. Dieſe Lähmung der Strekmuskeln ging allmählig auf die Handgelenke und auf den Vorderarm, zum Theil auch auf den Oberarm über, ſo daß Patient z. B. ſelbſt leichte Gegenſtände nicht ergreifen, die Feder nicht führen, Löffel und Gabel nicht zum Munde bringen, und die Kopfbedekung weder auf noch abnehmen konnte. Viele gegen dieſen Zuſtand verſuchte Mittel waren erfolglos geblieben. Ein zulezt zu Rathe gezogener Arzt glaubte einen weſentlichen Zuſammenhang zwiſchen den Leiden des Unterleibes und der darauf folgenden Lähmung zu erkennen, und war überraſcht durch die Aehnlichkeit, welche das Ganze mit den Zufällen einer nach und nach erfolgten Bleivergiftung zeigte. Alle dahin gerichteten Nachforſchungen waren vorerſt vergebens. Da las Patient in einem öffentlichen Blatte eine Warnung gegen die Anwendung von Bleiſchroten beim Ausreinigen der Wein- und Bierpflaſchen, indem ein, der beſſern Körnung wegen bei der Fabrikation jener dem Blei häufig gegebener Zuſaz von Arſenik ſchädliche Theile in die Gefäſſe und deren Inhalt abſezen könne. Patient lebte ſeit den lezten Jahren ziemlich einſam auf dem Lande, und war ein ſtarker Biertrinker. Um nun immer friſches Bier zu haben, hatte er daſſelbe auf irdene (Mineralwaſſer-) Krüge abgezogen, von denen er täglich drei bis fünf zu leeren pflegte.

Da er im Ganzen nur etwa 30 Stük ſolcher Krüge beſaß, die vor friſchen Füllung ausgereinigt wurden, ſo geſchah dieſes ſehr oft. In der Abſicht wurden die Krüge halb mit Waſſer gefüllt, 30 bis 40 Stük Bleiſchrote dazu hineingethan und nun tüchtig geſchwenkt und geſchüttelt. Die Schrote ſollten vorzüglich die an den Wänden des Gefäſſes anhängenden Unreinigkeiten abreiben; da aber die Wände der Krüge rauh und zugleich weit härter als Bleiſchrote ſind, ſo rieben dieſe an den Wänden ſich ab, und zwar ſo ſehr, daß Schrote von Nro. 0 nach und nach, bei fortgeſeztem Gebrauche, zur Kleinheit des ſogenannten Vogeldunſtes abgerieben wurden. Dieſe Beobachtungen und Erfahrungen theilte Patient dem Arzte mit, immer noch in der Meinung, es ſeyen etwa in den Krügen hängen gebliebenen und dem Bier zugemiſchten Arſeniktheilchen der Bleiſchrote, welche die üblen Zufälle hervorgerufen haben könnten. Bei Unterſuchung der Krüge zeigten ſich dieſelben an ihren innern Wänden von einer Schicht metalliſchen Bleies, als Abſaz von den Schroten, überzogen; und obwohl in dem, in den Krügen enthaltenen Biere kein aufgelöstes Blei chemiſch aufgefunden werden konnte, ſo genügte doch die Nachweiſung der mechaniſchen Zumengung von Bleitheilchen zum Biere, und auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit ſich ſtüzende Annahme der Umwandlung und Auflöſung derſelben im Körper ſelbſt, um die Vermuthung des Beſtehens einer langſam zu Stande gebrachten, ſogenannten chroniſchen Bleivergiftung auch von dieſer Seite her zu begründen. Die nun dagegen eingeleitete ärztliche Behandlung hatte bald erfreulichen Erfolg, und unter der fortgeſezten Anwendung geeigneter Mittel, denen zulezt der Gebrauch des Waſſers einer natürlichen Schwefelquelle ſich anſchloß, wurde der Kranke im Verfluß weniger Monate vollkommen geheilt, ſo daß von ſeinen Uebeln, den Unterleibsbeſchwerden ſowohl als den Lähmungszufällen, bis heute, in einem Zeitraum von zehn Jahren, keine Spur wieder ſich gezeigt hat, ſeit der Mann ſeine Bierkriege nicht mehr mit Bleiſchroten, ſondern mit groben Kies-Sand reinigt.

Dr. Diez in Nürnberg.

Feuerlöſchung durch Dampf, vielleicht auch auf Eiſenbahnen anwendbar.

Herr Auguſt Liebr ſagt in ſeiner bekannten, und erſt kürzlich wiederum in dieſer Zeitſchrift zitirt wordenen Abhandlung über die „Siede": „Warum gerade die Siede, ein Beſtandtheil eines der feuerfangendſten Materiale, des Strohes nemlich, dieſe auffallende Wirkung (nemlich die Feuer-Löſchung, und die Feuerverwahrung) hervorbringt, darüber enthalte ich mich eines beſtimmten Urtheiles, glaube aber, daß die in den Röhrchen der Siede enthaltene Luft als Gegenwirkung zu der äuſſern Luft die Urſache begründe." Hierauf empfiehlt Liebr die Siede auch als Schuzmittel gegen die Gewalt des Blizes, gegen welcher Gewalt die Anbringung von Blizableitern an den Dampf-Schiffen, und an den Eiſenbahnen-Dampfwägen auch ſehr empfehlungswürdig ſeyn dürfte.

In der Zeitſchrift: „Monat-Roſen" wird aber die Feuerlöſchung durch Dampf (Jahrgang 1841, S. 478) auf folgende Art und Weiſe empfohlen: „Die Verſuche, den Brand auf Damf-Schiffen durch Dampf zu löſchen, ſind vollkommen gelungen. Man braucht dazu nur lange Schläuche mit dem Keſſel in Verbindung zu bringen, und den Dampf dorthin zu leiten, wo das Feuer ausbricht. Bekannt iſt, daß die Sprizenleute immer das Waſſer auf den niedrigſten Theil des Feuers ſchütten, um Dampf zu erzeugen."

Vorurtheile gegen den Privatunterricht betreffend.

(Rüge.)

Audiatur et altera pars.

Gegen den Privatunterricht herrſchen gar mannigfaltige Vorurtheile, beſonders gegen den durch Lehrer zu ertheilenden. Wir wollen ihm aber ſein Recht verſchaffen helfen, indem wir ihn richtiger auffaſſen.

Der Privatunterricht wird gewöhnlich für unbedeutend genommen, da er doch höchſt wichtig iſt. Wer die blinde Anſicht zuerſt ausgab, iſt uns nicht bekannt; wohl ein Neidiſcher, oder ein pädago-

giſcher Ignorant. Das wird in Folgendem ſich erklären.

Man fordert vom Privatunterricht zu Viel nach ſeinem Zeitaufwande. Daß ein Privatlehrer, welcher monatlich circa 24 Stunden — oft unter mehrern Kindern von ungleichen Anlagen und aus verſchiedenen Kurſen — gibt, nicht ſo Viel leiſten kann, wie die Schule, die im Monate nach Zeilen und Formeln circa 80 Lehrſtunden hat, und zugleich Monitoren, Nachtſtunden, die Privat-Lehrer ſelbſt u. dgl. benüzt, iſt ja unbeſtritten. Wer wollte ſo Unbilliges verlangen? Dergleichen Rechnungsſchnizer ſcheint man auch in Würdigung der techniſchen Schulgegenſtände zu begehen! —

Man denkt ferner nicht, wie die heute allgemein als verkehrt anerkannte häusliche Erziehung gerade über den Privatunterricht und über den prekär geſtellten Lehrer die eiſernſte Gewalt ausübt; alſo der Schluß von der Leiſtung auf den Lehrer im ſchreiendſten Unrecht liegt, wenigſtens hauptſächlich bei Beurtheilung des Privatunterrichts.

Man vergißt endlich dabei, daß es bisher beinahe immer der Privatunterricht war, welcher das Talent kennen lehrte und hob, die größten Männer ſchuf und den nicht ſelten exiſtirenden Schulſchlendriangang deßwegen niemals verſchrie.

Ob das Recht demſelben beſchränken wird und kann, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn; wenigſtens von Seite der Eltern dürfte er ſchwerlich gehindert werden können.

Soviel von einem alten Privatlehrer auf einen neulichen Ausfall. —

Sonderbare Fragen.

1. Warum lebt denn der Jüngling ſo ſchnell, der Greis ſo langſam?
2. Wie gibt man dem Rechten und recht?
3. Hat das Wort einem je geholfen?
4. Keiner ſollte hienieden den Lohn ſeiner Thaten finden? Auch nicht in ſich?
5. Der Arme iſt auf ſich angewieſen; der Reiche etwa auf Andere?
6. Hatten die Römer ſo wenig von unſerer Bequemlichkeit, oder ſo viel von unſerer Einſchränkung?
7. Wodurch wird dem Oppoſitionsſinne am Leichteſten geſteuert?
8. Iſt mit dem Rathen den Fragenden geholfen?

—*.

Vorſchlag, den Glimmer als Düngpulver (Reizmittel) auf den Feldern anzuwenden.

Die Düngpulver, die man bis jezt in den Akerbau anwendet, äuſſern ihre Wirkſamkeit hauptſächlich dadurch, daß ſie vermöge der darin enthaltenen Salze, Feuchtigkeit aus der Luft anziehen und die damit beſtreuten Felder auf längere Zeit befriſchen.

Der Glimmer, oder das ſogenannte Kazenſilber, Kazengold (deſſen Beſtandtheile Kieſelerde, Thonerde, Kali und etwas Eiſenoxyd ſind), beſizt nun nach genauen Beobachtungen die Eigenſchaft, daß er im verkleinerten Zuſtand 60 Prozent Waſſer in ſeinen Zwiſchenräumen aufnimmt.

Sollte derſelbe deßhalb nicht auch als Düng-Pulver anzuwenden ſeyn, da deſſen Beſtandtheile auf jedem trokenen Grundſtüke günſtige Reſultate verſprechen?

Er läßt ſich auch ſehr gut pulvern, deßhalb würde es wie Gipspulver auf beſtellten und unbeſtellten Aekern und auch auf Wieſen anzuwenden ſeyn.

Schmalkalden.

Reibſtein.

Des Waſſers Dichtigkeit nach Wärme.

Celſius				
0°	Vol.	1,000000	Dicht.	1,000000
1°	„	0,999950	„	1,000050
2°	„	0,999915	„	1,000080
3°	„	0,999894	„	1,000106
4°	„	0,999888	„	1,000112
5°	„	0,999897	„	1,000103

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Eiſenbahn! Eiſenbahn!

„Fern von Dir weil ich hier;
Die Wolken treiben, doch ich muß bleiben.“
„„Um dieſes Lied kräht kein Hahn,
Sez' Dich auf die Eiſenbahn!““

Meiner ſeligen Großmutter ihr Urgroßvater muthmaßte ſchon, daß einſt die Welt ſo klein wie ein Ei werden wird. Was ihm damals noch wie ein Traum vor Augen lag, hat ſich in unſern induſtriellen Tagen größtentheils ſchon verſinnlichet und zwar — durch die Eiſenbahnen, welche die Welt wie ein Nez zu umſtriken beginnen. Es iſt die Frage, ob ſich dann die Tage des goldenen Zeitalters nicht in ein rubinenes oder diamantenes umſtalten und verwirklichen, ob nicht die alte Sage vom Schlaraffenland noch zur Wahrheit wird.

Wenn A* in Paris erzählt, er ſey in Konſtantinopel geweſen, würde ihm B* antworten: O je, dieſer Kazenſprung; da komme ich gerade von Nanking, wo ich vorgeſtern zu Mittag geſpeist habe. C* wird erwiedern: von Nanking nur? — Ei, ich hab vorgeſtern Mittags noch in der Capſtadt mit einigen guten Freunden mehrere Flaſchen friſchen Madera geleert. D* wird ſchmunzelnd ſagen: von Capſtadt nur? Ich komme eben per Dampf aus Rio Jenairo an, wo ich bei Sr. kaiſ. Majeſtät vorgeſtern noch zur Tafel gezogen worden. —

Eine Streke Weges von 1000 Meilen wird bald abgereiſet ſeyn. In München wird man ſich früh Morgens auf den Dampfwagen ſezen, über Augsburg nach Paris fahren, dort frühſtüken, dann über Berlin, Hamburg, Danzig noch zur Mittagszeit in St. Petersburg eintreffen, und nach einem kleinen Diner über Moskau, Warſchau, Konſtantinopel, Wien und Vilshofen wieder nach München zum Abend-Eſſen zurükkehren.

Reiſen auf der Landkarte werden ganz unterbleiben und die Lehrer ihre Schlüer auf der Eiſenbahn durch die Welt führen, ihnen alle Gegenden und Oerter in Natura weiſend.

Wer in Amſterdam eine Geliebte hat, und ſie am Faſching auf dem Maskenball in München haben will, ſezt ſich nur auf die Eiſenbahn, holt ſie ab, und — eröffnet mit ihr die Polonaiſe noch rechtzeitig.

Erfreuliche Ausſichten ſtellen ſich durch die Eiſenbahnen auch dem Diebe dar. Er ſtiehlt in München, ſezt ſich auf die Eiſenbahn und wie der Wirbelwind iſt er in einem andern Welttheile.

Die Poſten und Eilwägen werden ganz eingehen. Wer mit einem Freunde ein Geſchäft abmachen will, thut es, anſtatt ſchriftlich, durch die Eiſenbahn gleich mündlich, denn er kommt eher zum Ziele.

Ganz beſonders vortheilhaft werden die Eiſenbahnen auch für die Zeitungsſchreiber ſeyn, der Redakteur wird ſeine Korreſpondenten abdanken und auf einer Reiſe in etlichen Stündchen ſich die neueſten europäiſchen Neuigkeiten von Rom, Neapel, Madrid, Paris, Brüſſel, Berlin, Hamburg, Danzig, St. Petersburg, Konſtantinopel, Wien und Vilshofen ſelbſt holen.

Ja, es wird und kann dann gar keine Neuigkeit mehr geben, denn die Eiſenbahn macht ja im Fluge alles Fremde heimatlich. An Telegraphen iſt ohnehin nicht mehr zu denken. —

Die Zeitungsſchreiber mögen dann zuſehen, wie ſie ſich Neuigkeiten ſelbſt fabriziren. Hiezu wird bald ein Engländer eine Maſchine erfinden, welche per Dampf die unerhörteſten Novitäten und Weltbegebenheiten durch einen einzigen Druk ans Tageslicht befördert. Dieſe Maſchine wird den König von Frankreich guillotiniren, den Sultan rädern, Mehemed Ali in die Luft ſprengen, Jeruſalem verbrennen und die ganze Welt erſtürmen.

Aber zu Allem gehört Geduld. Geduld bringt Roſen. Ich ſage, die Eiſenbahnen müſſen erſt einmal recht in Gang kommen! Und dieſes dürfen wir ſicher hoffen, denn wie geſagt, iſt es ſchon im Werke, durch die Eiſenbahnen die Welt ſo klein, wie ein Ei zu machen. E. F.

Ausſichten für die Schafzüchter.

Die Kapkolonie, welche jezt 130,000 Seelen zählt, führte im vorigen Jahre 1,060,000 Pfd. Wolle zu dem Werthe von 51,000 Pfd. Sterling aus, und in dieſem Jahre wird die Ausfuhr mindeſtens 1,600,000 Pfd. betragen. Am Kap hält man jezt 3 Millionen Schafe, das Land kann aber bequem 9 Millionen ernähren! Eben ſo ſteht es mit den Ausſichten in Neu-Süd-Wales.

Die Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner findet dieſes Jahr vom 28. September bis 1. Oktober in Ulm Statt. Die Theilnehmer werden erſucht, ſich mit ihren Anmeldungen an den Rektor Dr. Moſer oder Profeſſor Dr. Walz zu wenden.

Der Kongreß von Texas hat ein Geſez erlaſſen, nach welchem jede Frau, welche in Jahresfriſt einen Bürger der Republik von Texas heirathet, 2982 Morgen Landes erhalten wird.

Die neueſte Erfindung in Berlin iſt — die des neuen Titels: „Regiſtraturrath.“

In einem Buchladen beſah Jemand ein neues Buch, welches in der Ankündigung übertrieben gelobt war, und fragte, ob kein Aufgeſchnittenes da ſey. „Für das Aufſchneiden,“ bemerkte ein Zweiter, „hat bereits der Herausgeber geſorgt.“

Sinnſpruch.

(Nach Voltaire.)

Wir wollen Euch Gedankenfreiheit ſchenken,
Allein Ihr dürft — gedrukt nicht denken.

Fr. Haug.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.

Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 33. 19. Auguſt 1842.

Inhalt: Die Flucht vor den Wölfen. — Die zu Kälbern gewordenen Kühe. — Wie vermehrt man auf unſchädliche Weiſe das Gewicht des Roggenbrods?

Die Flucht vor den Wölfen. *)

„Es war in Polen,“ begann ein junger, deutſcher Reiſender ſeine Erzählung. „Kaum war die Hälfte der Zeit verſtrichen, welche unſere Eltern uns zu einem Beſuche auf dem Schloſſe der Frau von B*** bewilligt hatten, als wir die traurige Nachricht erhielten, daß unſer Vater plözlich ſehr krank geworden ſey. Die Klagen dieſer Dame, uns ſo bald zu verlieren, und die Betrübniß meiner Schweſter Anna, welche von jener ſchon als die Braut ihres Sohnes, meines beſten Freundes, betrachtet wurde, konnten uns nicht zurükhalten, vielmehr entſchloſſen wir uns, auf der Stelle abzureiſen und auch die ganze Nacht hindurch zu fahren, da es aufgehört hatte zu ſchneien und der Mond ſchien; auch hatten wir in dem alten Jäger meines Vaters einen zuverläſſigen Kutſcher.

In unſere Pelze gehüllt und mit Mundvorrath verſehen, ſtiegen wir in unſeren Schlitten, worin Leo, (ſo hieß der Sohn der Frau von B***) ſo gern einen Plaz mit eingenommen hätte, wenn er nicht von der mütterlichen Liebe zurükgehalten worden wäre.

Vor Einbruch der Nacht erreichten wir einen groſſen Wald, welcher uns von dem väterlichen Hauſe trennte, und der ſich nach Litthauen hin erſtrekt, wo er ſich mit den ungeheueren Wäldern dieſes Landes vereinigt. Der Weg, den wir verfolgten, war ſo breit, daß das Mondlicht durch die Bäume dringen konnte und unſere Bahn erhellte; aber die Menge Schnee- und Eishügel machten die Fahrt ſo beſchwerlich, daß unſere Pferde ſehr ermüdet wurden und wir nicht ſo ſchnell vorwärts konnten, als wir gewünſcht hätten. Es herrſchte ein tiefes Stillſchweigen um uns her, das nur durch den Trab der Pferde und durch das Schnarchen der Kammerjungfer unterbrochen wurde. Meine Gedanken waren bei meinem kranken Vater, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß er bei ſeinem hohen Alter in groſſer Gefahr ſeyn könne, ja, daß ſie wirklich vorhanden ſeyn müſſe, weil er uns ſonſt vor der zur Rükkehr beſtimmten Zeit nicht würde haben abholen laſſen. Anna fühlte ſich ihrerſeits nicht aufgelegt, das Stillſchweigen zu brechen. Ihr Inneres war zwiſchen zwei Empfindungen getheilt, denn wir näherten uns immer mehr dem Gegenſtande ihrer kindlichen Liebe, während wir uns mehr und mehr von Dem trennten, zu welchem ſie ein zärtlicheres Gefühl hinzog.

Es war bereits Mitternacht herbei gekommen, und nichts Ungewöhnliches hatte unſere Reiſe unterbrochen, als plözlich unſere Pferde eine ungewohnte Unruhe zeigten; ſie holten tief Athem und fingen an, viel raſcher zu laufen, ohne auf das Zureden und die Peitſche des Kutſchers zu hören. Es waren Pferde, die wir ſchon ſeit mehreren Jahren beſaſſen, und die nur durch etwas Auſſergewöhnliches aus ihrem gewohnten Gleiſe gebracht werden konnten; ſie ſchienen ängſtlich, dreheten den Kopf oft um, und es war, als ob ſie durch eine unſichtbare Macht zur Verdoppelung ihrer Schnelligkeit angetrieben würden. Bald wurden ihre Schritte noch ſchneller, und Rosko, ſo hieß unſer Kutſcher, ſah ſich genöthigt, ihnen einige Lehren zu geben, worauf ſie zwar gehorchten, aber mit dem größten Widerwillen.

Anna war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie den Pferden nur die geringſte

*) Aus dem ſehr geſchäzten, von S. Ebersberg redigirten: „Oeſterreichiſchen Zuſchauer.“

Aufmerkſamkeit ſchenkte, aber ich, der ihre Gewohnheiten kannte, ich fühlte mich ſonderbar aufgeregt und dachte, es müſſe ſich etwas ganz Beſonderes zutragen. Da ſchien der alte Roßko plözlich auf einen eigenen Gedanken zu kommen; er ſah ſich oft, faſt bei jedem Schritte, um, ſpannte mit der größten Aufmerkſamkeit das Ohr und ließ mit einem Male die Zügel nach, ſo daß die Pferde nun ihrem Inſtinkt folgten und ſich ſogleich in Galop ſezten.

Da ich auf dem Rükſiz ſaß, drehete ich mich um, und mein Mund war dicht an dem Ohr des Kutſchers. „Was haſt du, Roßko?“ fragte ich dieſen ſo leiſe, daß Anna es nicht hören konnte, „du ſcheinſt ängſtlich und theilſt die Unruhe der Pferde — eine Unruhe, die mir ganz unerklärlich iſt.“ Der Alte beſann ſich einen Augenblik, dann antwortete er mir eben ſo leiſe: „Ich fürchte, die Wölfe ſind uns auf der Spur; die Kälte hat ſie aus den Wäldern getrieben, der Hunger führt ſie uns zu, und wir ſind verloren, wenn die Schnelligkeit der Pferde uns nicht rettet.“

Ich bin ein Mann, der den Tod unter ſchreklichen Geſtalten geſehen hat, aber weder der Lärm der Schlachten, noch die mörderiſchen Batterien haben mir einen ſolchen Schreken eingeflößt, als dieſe Worte. Mein erſter Gedanke war — Anna; ich ſah ſchon ihre ſchönen, zarten Glieder von den wüthenden Thieren zerriſſen. Man hat oft erzählt, mit welcher Schnelligkeit und Ausdauer die Wölfe ihre Beute verfolgen. Wenn unſere Pferde nicht unterlagen, ſo wurden wir gerettet; aber es war mir im Geiſte ſchon gewiß, daß ihre Kräfte durch die Beharrlichkeit der Wölfe erſchöpft, und wir ihre Opfer werden würden.

Ich hatte einen Hirſchfänger, eine Flinte und zwei Piſtolen bei mir, aber mein Vorrath an Pulver und Blei war ſehr gering und reichte kaum aus, um einige unſerer Verfolger zu erlegen, welche gewöhnlich in Haufen von Hunderten ihre nächtlichen Angriffe unternehmen.

Während dem trieb der alte Roßko die Pferde unaufhörlich zur Eile; er hatte dieſes indeſſen nicht einmal nöthig, denn der natürliche Inſtinkt dieſer armen Thiere ließ ſie die Gefahr beſſer erkennen, als wir dieß vermochten. Ich war beſtändig beſchäftigt, hinter uns in die Ferne zu ſehen, und ſuchte durch die Stille der Nacht das geringſte Geräuſch zu entdeken, welches uns die ſchrekliche Gewißheit unſers Schikſals geben mußte. Roßko hatte ein ſchärferes Geſicht und ein feineres Gehör als ich, und plözlich rief er mir zu: „Sie kommen! ſie kommen! Hören Sie nicht ihr Geheul und ihr Schnauben? Der ſchwarze Klump dort, der ſich da unten fortbewegt, iſt ein Hauſe von wenigſtens hundert.“

In dieſem Augenblik erkannte ich, was das ſcharfe Geſicht Roßko's zuerſt entdekt hatte. Eine ungeheuere und dichte Maſſe bewegte ſich auf eine ſchauerliche Weiſe fort und näherte ſich immer mehr und mehr; ſie ſchien über die Schneefläche hinzufliegen, man konnte ihrem Laufe mit den Augen kaum folgen, und indeſſen kam ſie ſo nahe, daß ſie drohete, unſere Pferde, deren Kräfte bedeutend nachlieſſen, zu erreichen und zu überholen. Wilde, ſchrekliche Töne durchdrangen die Luft; ausgeſtoſſen aus der Tiefe der Bruſt, glichen ſie bald einem Grunzen, bald dem dumpfen, ſchmerzlichen Wehklagen eines in Gefahr ſchwebenden Menſchen, der die lauten Klagen mit Gewalt unterdrüken will.

Anna wußte bis jezt noch nichts von Furcht; Alles, was ſich ſeither zugetragen, war nicht im Stande, ſie aus ihren Träumen von den nahen Ereigniſſen im väterlichen Hauſe, und von den fernen, in welchen vorzüglich das Bild ihres heißgeliebten Leo vor ihre Seele trat, zu weken. Länger konnte ich ſie aber in dieſer glüklichen Unbekanntſchaft mit der uns drohenden Gefahr nicht laſſen; denn ſchon unterſchied ich die einzelnen Gruppen dieſer wüthenden Thiere, ſchon eilten mehrere der groſſen Maſſe voran, ſchon näherten ſie ſich auf Schußweite unſerem Schlitten. Ich erhob meine Flinte und legte auf das erſte der Ungeheuer an.

„Büke dich!“ rief ich aus, und Anna erwachte wie aus einem tiefen Schlafe. Sie blikte mich an, als wollte ſie mich fragen, aber ſie las auch ſogleich in meinen Mienen, daß jezt nicht der Augenblik zu Auseinanderſezungen ſey, und bükte inſtinktmäſſig den Kopf und die Bruſt. Der

Schuß traf den erſten und größten der Wölfe in den Kopf, er ſtürzte zuſammen.

Von dem Lärm war die Kammerjungfer aufgewacht; ſie erhob ein gewaltiges Geſchrei, weil ſie glaubte, wir wären von Räubern angefallen.

„Es ſind nur Wölfe“ rief der alte Rosko mit einer fürchterlichen Kaltblütigkeit aus, „ſie zerreiſſen, wen ſie in ihre Klauen kriegen. — Von einem Feinde haben wir uns befreit, aber hundert andere bleiben uns zur Seite, bis ſie uns ....“ Hier hielt er inne, und wollte uns nicht weiter mit der ſchreklichen Lage bekannt machen, worin wir uns befanden.

Von dem Schuß belebt, eilten die Pferde mit neuen Kräften vorwärts, während die Wölfe bei dem todten Körper Halt machten. „Das wird ſie nicht lange aufhalten“, murmelte Rosko, „ich kenne ſie, bald werden ſie von Neuem hinter uns ſeyn, und unſere Pferde müſſen unterliegen.“

Jezt hatte ich Gelegenheit, Anna's Geiſtes-Stärke zu bewundern; ſie war einzig mit der Kammerjungfer beſchäftigt, ſie tröſtete ſie, ſprach ihr Muth zu, und ermahnte ſie, vor Allem Dem zu vertrauen, deſſen Wille allein die wilden Thiere bändigen kann. Sie warf ſich im Schlitten auf die Knie nieder, die Kammerjungfer folgte ihrem Beiſpiel; aber die Leztere vermochte nicht, ihre Gedanken zum Gebet zu ſammeln, ſie brachte nur Angſtrufe und Klagetöne hervor und verwünſchte die unglükſelige Reiſe. Dagegen ſtrahlte Anna's ſchönes, vom Mondlicht beleuchtetes Antliz wie eine Glorie; ſie blikte, die Hände gefaltet, gegen Himmel und betete mit halblauter Stimme in größter Faſſung. Ihr Anblik ermuthigte mich wieder und gab mir einige Hoffnung. Ich lud von Neuem mein Gewehr und hielt es bereit. Die Pferde thaten ihr Möglichſtes, um ihren blutdürſtigen Verfolgern zu entrinnen. Aber in demſelben Augenblik hörten wir wieder das Geſchrei des Haufens, und bald erblikte ich einige derſelben, welche die übrigen überflügelten und auf uns zukamen. Ein zweiter Schuß ſtrekte den dreiſteſten zu Boden, und ich hoffte, nochmals Zeit zu gewinnen, und begünſtigt von dem öftern Halt der Thiere bei den Kadavern, das Ende des Waldes oder eine ſchüzende Wohnung zu erreichen. Aber ach, wie ſehr hatte ich mich verrechnet! Dießmal hielten ſich die Wölfe nur einige Augenblike auf, um ihren todten Kameraden zu verſchlingen, und ich hatte kaum Zeit, wieder zu laden, als ſie abermals hinter uns waren.

„Das hilft Alles nichts“, ziſchelte mir Rosko zu, „bald werden die Pferde erliegen und dann ſind wir verloren.“ In der That bemerkte man ſchon ein Nachlaſſen ihrer Kräfte, ihr Athem wurde kurz, ihr Lauf unſicher; ſie thaten Alles, was ſie vermochten, weil ſie wußten, daß nur die größte Eile ſie retten konnte; aber ihre Kräfte ſchwanden immer mehr und mehr. Schon öfters war bald das eine, bald das andere geſtürzt, und nur eine verzweifelte Anſtrengung brachte es jedes Mal wieder zum Stehen. Wir befanden uns in einer fürchterlichen Lage. Ich zitterte, nicht für mein Leben, aber für das meiner Anna. Noch mehrmals tödtete ich einige dieſer Ungeheuer, aber nichts konnte ſie in ihrem Laufe mehr hemmen; ſie waren ſchon ganz nahe hinter uns, ihr Schnauben wurde immer deutlicher, ich konnte ſchon ihre blutigen Rachen, ihre ſchreklichen Zähne, ihre lang herunterhängenden, brennenden Zungen und ihre feuerſprühenden Augen erkennen.

Und welche Menge! welche entſezliche Anzahl! — Mein Pulver war zu Ende und ich hatte keine anderen Waffen zur Vertheidigung weiter, als meine Piſtolen, die noch nicht abgeſchoſſen waren, meinen Hirſchfänger und den Kolben meiner Flinte. Rosko wußte dieß Alles.

„Es bleibt uns noch eine Hoffnung,“ ſagte er, „ich erinnere mich, bei der Herreiſe ein von den Jägern verlaſſenes Häuschen bemerkt zu haben, das nicht mehr weit von hier entfernt ſeyn kann. Wenn es möglich iſt, dieß zu erreichen, ſo ſind wir für den Augenblik gerettet, ſonſt zerreiſſen uns die Wölfe und ſtillen ihren Heißhunger mit unſeren Leichen.“

In dieſem Augenblike nahte ſich dem Schlitten eines der Ungeheuer und ſuchte mit einem fürchterlichen Sprunge hineinzukommen, aber von meinem Degen getroffen, ſtürzte es zuſammen.

Anna fiel neben der Kammerjungfer, die ſchon lange ohne Bewußtſeyn war, in Ohnmacht.

„Gut gemacht", rief der alte Roſko mit ſtarker Stimme, „ſchonen Sie Ihr Pulver, und brauchen Sie den Hirſchfänger und den Flinten-Kolben! — Schon ſehe ich das Häuschen! Halten Sie den Kampf nur noch einige Augenblike aus, und wir ſind gerettet."

Da fiel der blutige Schleier von meinen Augen und meine Sinne kehrten zurük; Roſko peiſchte ohne Erbarmen auf die Pferde, und die armen Thiere machten noch einen lezten Verſuch. Sie ſchienen einzuſehen, daß es der lezte Dienſt ſey, den ſie ihrem Herrn erweiſen ſollten, und ſie wollten ihre lezten Kräfte daran ſezen.

Ich hatte indeß das Piſtol in meine Roktaſche geſtekt und ſtand aufrecht mit emporgehobenem Kolben im Schlitten.

War es nun dieſe drohende Stellung, die auf unſere Verfolger einen unerwarteten Eindruk hervorbrachte, oder war es der ſchnelle Lauf unſerer Pferde, wahr iſt es, daß ſie in einer kleinen Entfernung hinter uns blieben und wir einen Vorſprung gewannen, der, wenn auch noch ſo unbedeutend, unſchäzbar war. Ich blikte um mich und entdekte ganz nahe vor uns das Häuschen, deſſen Thüre offen ſtand. Roſko erhob ein Freudengeſchrei. Im Nu hielt er mit aller Kraft die Pferde an, ſprang vom Boke und rief: „Wir ſind da, wir ſind da! Aber ſchnell, ſchnell, keine Zeit verloren!"

Und ſchon hatte Anna mit groſſer Geiſtes-Gegenwart den Schlitten verlaſſen und war in das Häuschen geſtürzt, ihr folgte Roſko, die Kammerjungfer, die noch immer ohne Beſinnung war, auf den Armen tragend; ich war der Lezte. Beim Eintreten riß mir der alte Diener mit groſſer Haſt das Gewehr aus der Hand und eilte damit wieder hinaus. Ich war ganz verduzt und ſah, ihn mit den Augen verfolgend, wie die Wölfe in unermeßlicher Anzahl da waren, und im Augenblike bei uns ſeyn mußten. „Roſko!" rief ich aus, „ſeze dein Leben nicht aufs Spiel!" aber ſeine Abſicht war ſchon erreicht. Mit zwei Peitſchen-Hieben hatte er die Pferde wieder in Galop geſezt, und er kehrte zurük in demſelben Augenblike, wo zwei der blutgierigen Thiere auf das Häuschen losſtürzten. Er ſchlug ſie beide mit dem Kolben zu Boden, ſprang in die Hütte und verriegelte hinter ſich die ſtarke Eichenthüre. Es war die höchſte Zeit. Vergebens wäre es, wollte ich das Gefühl beſchreiben, das mich damals durchdrang. Viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, viele Ereigniſſe haben ſich indeſſen zugetragen, wovon das Gemüth tief ergriffen worden, aber nichts gleicht Dem, was ich in dieſem Momente empfand. Die reinſte Freude, meine geliebte Schweſter auſſer Gefahr zu wiſſen, durchdrang mich. Das Geheul der Wölfe vor der wohlverwahrten Thüre riß mich endlich aus meinen Betrachtungen; ich ſammelte meine Gedanken und ſuchte mein Gebet mit dem meiner Schweſter zu vereinigen.

Als Roſko die Pferde zum Laufen gebracht, die einzige Möglichkeit, ſie vielleicht zu retten, hatte er die Beſonnenheit gehabt, die brennende Laterne aus dem Schlitten zu nehmen und ſie in dem ſchüzenden Hauſe aufzuhängen.

Während nun das Geheul der Wölfe ſich drauſſen hören ließ, während dieſe gegen die Thüre ſprangen und nach den Fenſtern zu klettern ſuchten, die mit ſtarken Laden verſehen waren, unterſuchten wir das Innere unſers Aufenthaltes und die Gegenſtände, die um uns herum waren. Wir entdekten nur nakte, ſteinerne Mauern; an der einen Seite ſtand eine ſteinerne Bank, in einer Eke lag etwas halb verfaultes Stroh, daneben aber befand ſich ein koſtbarer Schaz, nemlich ein Haufen Holz, hinreichend, um uns 24 Stunden lang gegen die eiſige Kälte zu ſchüzen. Der alte Diener ſäumte keinen Augenblik; er nahm einige Stüke Holz und bald loderte in der Mitte des Häuschens ein wohlthuendes Feuer. Der Rauch ſtieg zur Deke empor und verlor ſich durch eine der Oeffnungen des Daches, welche gewöhnlich in den Jagdhäuschen angebracht werden. Ich athmete jezt freier und betrachtete mit mehr Ruhe meine geliebte Schweſter, die, auf der Bank ſizend, beſchäftigt war, die Kammerjungfer ins Leben zurükzurufen. Einige geiſtige Tropfen brachten ſie

endlich wieder zu ſich, und wir ſezten uns um das Feuer, deſſen Wärme uns ſehr wohl that.

Während wir unſere ſchreklichen Feinde vor der Thüre vernahmen, wünſchten wir uns Glük zu unſerer Rettung. Die Kammerjungfer, welche ſich von ihrer Ohnmacht vollends erholt hatte, begann jezt mit einer unglaubigen Geläufigkeit der Zunge Alles zu erzählen, was ſie ausgeſtanden, und wie ſie jeden Augenblik gefürchtet hätte, es werde eines der wüthenden Thiere in den Schlitten ſpringen, und uns Alle mit einem Male verſchlingen.

Ich hielt Anna's Hand! unſere Blike begegneten ſich, und wir konnten die freudigſte Bewegung über unſere Befreiung darin leſen. Nur der alte Rosko ſchien unempfindlich über die Rettung, die der Himmel uns geſchenkt hatte. Er warf finſtere Blike in das flakernde Feuer, ſeine Stirne war düſter, und von Zeit zu Zeit ſchüttelte er mit dem Kopfe. Ich achtete nicht weiter darauf, ich war zu glüklich. Mit einem Male hörten wir von Auſſen einen durchdringenden Schrei und blikten uns ängſtlich an. Die Stärke des Schreies zeigte uns an, daß er nicht von einem Menſchen ausgeſtoſſen; aber ich kannte auch kein Thier, dem er eigenthümlich war. Er verſtummte bald, und die ſchrekliche Klage, welche er ausdrükte, hallte noch lange in unſeren Ohren fort.

„Herr!“ unterbrach Rosko die Stille, „dieſer fürchterliche Schrei kündet uns den Tod Ihres Lieblingspferdes an; oft habe ich dieſen Ton in den Schlachten gehört; nur junge und ſtarke Pferde bringen ihn hervor, die bis zu dem lezten Momente mit größter Anſtrengung gegen den Tod ankämpfen. Ich wette, die Stute hat weniger ausgeſtanden, aber gewiß iſt es, daß die armen Thiere eine Beute der Wölfe geworden, die noch bei ihnen ſind, und uns ſo noch einen Augenblik Ruhe laſſen; aber bald werden ſie hungriger und blutgieriger zurükkehren.“

Der alte Diener ſprach die Wahrheit; ſie kamen zurük, und fingen ihre Angriffe auf das Häuschen von Neuem an; wir konnten ſogar bemerken, daß ihre Wuth ſich noch vermehrt hatte, denn ſie machten den Verſuch, an der ſchrägen Mauer hinaufzuklettern und das Dach zu erſteigen. — Wir waren in fürchterlicher Erwartung. Unſere Augen waren auf die Oeffnung des Daches gerichtet und man konnte, wenn ein Windſtoß den Rauch vertrieb, den hellen, geſtirnten Himmel erkennen. In dieſem Augenblike fiel die Kammerjungfer, nach der Oeffnung zeigend, wieder in Ohnmacht.

Unſere Blike dorthin gerichtet, entdekten wir daſelbſt eine ſchrekliche Erſcheinung: vier Wolfsköpfe mit ihren noch blutigen Rachen. Durch den Rauch hindurch glichen ſie unterirdiſchen Dämonen, fabelhaften Ungeheuern. Nur Rosko allein behielt ſeine Geiſtesgegenwart; er warf ein Bündel Reiſig in die Flamme und ſagte: „Wir haben von dieſen dort nichts zu befürchten, ſie ſcheuen das Feuer, ſie ſind geblendet und erkennen uns nicht.“ Aber mit einem Male ließ ſich ein ſchrekliches Geproſſel vernehmen. Drei der Thiere verſchwanden in dem Augenblik, wo der Theil des Daches, der nur von Holz war, unter dem vierten zuſammenbrach, und dieſer ſtürzte mitten in das Feuer.

„Zurük!“ ſchrie der alte Rosko, „ſchieſſen Sie“, rief er mir zu, „aber treffen Sie gut!“ Ich ſchoß, und zugleich machte Rosko dem Thiere mit einem Kolkenſchlag vollends den Garaus. Wir trugen es vom Feuer hinweg, wo ſein Blut einen diken und ſtinkenden Dampf verbreitet hatte, und legten es in eine Eke.

Rosko meinte: „Das iſt wahrſcheinlich der einzige Verſuch dieſer Art, den wir während der Nacht zu fürchten hatten, aber der Tag,“ fuhr er fort, „der Tag wird uns mehr dieſer Gäſte zuführen, die wir nicht tödten können.“

Dieſe Worte hatte nur ich gehört, und ich fragte ihn halblaut, was er von dem Tage befürchte, da ich die Hoffnung hege, daß mit der Morgenröthe die Wölfe unſern Zufluchtsort verlaſſen und ſich in das Innere der Wälder zurükziehen würden. „Und wenn dieß auch wirklich ſo wäre,“ antwortete er traurig, „was würde uns das helfen? Die Pferde ſind todt, und wie würde ein ſo ſchwaches Weſen, wie Fräulein Anna, zu Fuſſe das Ende des Waldes erreichen können? Die Nacht wird uns von Neuem überraſchen und

die Wölfe wiſſen nur zu gut, uns wieder zu finden. Aber auch dieſe Hoffnung iſt umſonſt; wo die Wölfe in ſo groſſer Anzahl ſich verſammeln, da fürchten ſie auch das Tageslicht nicht. So lange unſer Holzvorrath dauert, wird uns das Feuer vor einem Anfall von oben her ſchüzen, aber bei Tag macht die Flamme keinen groſſen Eindruk auf ſie. Wir müſſen unſeren ganzen Muth, alle unſere Kräfte für die nächſten Ereigniſſe zuſammennehmen, um die Damen und uns bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen."

Meine einzige, auf den Anbruch des Tages geſezte Hoffnung war alſo geſtört, unſer Verderben ſchien mir jezt gewiß, und Verzweiflung bemächtigte ſich meiner. In der größten Angſt, Anna möge meinen Zuſtand begreifen, und wünſchend, daß ſie ſo lange, wie möglich, die kurze Ruhe, die uns noch übrig blieb, genieſſen möge, nahte ich ihr. Sie war eingeſchlafen und ruhte ſanft, wie ein Friedensengel, wie ein Kind, das die Gefahren nicht kennt, die es umgeben. Sie lächelte im Schlaf: das drang mir tief ins Herz.

Der alte Rosko fuhr ſchweigend fort, das Feuer zu unterhalten. Er hatte Recht gehabt; keines der Thiere ließ ſich wieder an der Oeffnung des Daches bliken, aber ihr Krazen an der Thüre, ihr Geſchrei und Geheul dauerte die ganze Nacht fort.

Schon fingen die Sterne an, zu verſchwinden und der gefürchtete Tag erſchien. Der Augenblik, wo Rosko's Prophezeiung in Erfüllung gehen ſollte, nahte heran; die Ungethüme, vom Tageslicht ermuthigt, kletterten wohl zu zwanzigen auf das Dach, das ſchon im Begriffe war, unter ihrer Laſt einzubrechen.

Anna ſchlummerte noch immer; ich dankte Gott dafür. In dieſer äuſſerſten Noth, als alle Hoffnung verſchwunden war, hörten wir plözlich mehr als 50 Flintenſchüſſe. Jagdruf und Hundegebell traf unſer Ohr; die Frauen erhoben ſich, unſere Verfolger ſtürzten vom Dache herab und entflohen unter gräßlichem Geheul.

Vorſichtig öffnete Rosko die Thüre, und rief ſogleich: „Die Wölfe ſind ſchon fern, ſo eben kommen Jäger aus dem Walde."

Wir ſtürzten aus dem Häuschen. Wir hatten unſere Freiheit wieder, und mit ihr den Genuß der Erde, die Pracht des Himmels! Die Quelle des Lebens erneute ſich in uns beim Einathmen der Morgenluft. Jezt ſahen wir unſern Retter an der Spize einer Menge Jäger herannahen, es war Leo von B***. Wer könnte dieſen Moment malen!

Auſſer mir und trunken vor Freude ſank ich in ſeine Arme, denn ich wußte meine heißgeliebte Schweſter, geſchmükt mit allen Reizen der Tugend und der Schönheit, gerettet und wohlbehalten an meiner Seite. Mit einem himmliſchen Lächeln drükte ſie Leo die Hand, die dieſer an ſeine Lippen preßte.

Während nun ſeine Begleiter die Wölfe in die Wälder verfolgten, theilten wir Leo mit, was wir erlitten hatten, und er erzählte uns dagegen, wie er zu ſo gelegener Zeit zu unſerer Rettung gekommen ſey. In dem Schloſſe ſeiner Mutter war die Nachricht verbreitet worden, daß aus den ungeheuern Wäldern Litthauens ein groſſer Haufe Wölfe hervorgekrochen und in den Wald eingefallen ſey, durch den unſer Weg führte. Es hatten ſich ſchon mehrere Unglüksfälle ereignet und die Bewohner der ganzen Umgegend hatten ſich vereinigt, Jagd auf ſie zu machen. Leo gerieth in die größte Unruhe; er ſammelte ſogleich alle Männer, die Waffen tragen konnten, und zog aus in dem Augenblike, wo andere Gutsbeſizer mit ihren Bauern in gleicher Abſicht ankamen. Zwar gedachten dieſe nicht eher auf die Jagd zu gehen, als bis es Tag geworden, aber die Beredſamkeit Leo's, womit er unſere wahrſcheinliche Gefahr ſchilderte, trug über ſie und über die Aengſtlichkeit ſeiner Mutter den Sieg davon. „So meine theuern Freunde," ſchloß er, „bin ich ſo glüklich geweſen, etwas zu Eurer Rettung beizutragen."

Die zu Kälbern gewordenen Kühe.

Als zur Zeit der erſten Feldzüge in Italien Napoleon dahin abging, hatte er für die Armee eine Heerde von zehntauſend Stük Rindvieh angekauft, welche er einem Intendanten, deſſen Name

hier nichts zur Sache thut, bis zu ſeiner Rükkehr zur Fütterung übergab.

Als ſich der Intendant mit ſeinen zehntauſend Stük Rindvieh allein ſah, ſtiegen folgende Reflexionen in ſeinem Gehirne auf: „Der Teufelsmann will Italien erobern; aber man erobert Italien nicht ſo leicht, wie man ein Glas Waſſer austrinkt. Um einen ſolchen Hauptſtreich auszuführen, braucht er wenigſtens eben ſo viel Zeit, als ein Kalb bedarf, bevor es eine Kuh wird.“

Die Folge dieſes Raiſonnements, welches allerdings vortrefflich geweſen wäre, hätte an der Spize der Armee ein Mann, wie dieſer Intendant, geſtanden, war, daß beſagter Intendant die 10,000 Stük Rindvieh auf dem Markte verkaufte, eine gleiche Anzahl Kälber dafür ankaufte, den gewonnenen Ueberſchuß in ſeine Taſche ſtrich und ſich mit dem oft wiederholten Ausrufe beruhigte: „Beim Teufel! man erobert nicht Italien, wie man ein Glas Waſſer trinkt.“

Allein das Sprichwort: Wer ohne den Wirth die Rechnung macht, muß ſie zwei Mal machen, bewährt ſich ſtets, welches um ſo mehr hier der Fall ſeyn mußte, wo Napoleon der Wirth war. Denn faſt in derſelben Zeit, welche man braucht, um ein Glas Waſſer zu trinken, hatte Napoleon Italien überwunden. Er kam zurük und verlangte ſein Rindvieh. Es war hier an keinen Aufſchub, an keine Verzögerung zu denken. Der unverſchämte Intendant, wie es alle dieſe Leute ſind, kam mit ſeinen 10,000 Kälbern zum Vorſcheine und ſprach: „General, hier ſind ſie.“

„Wahrhaftig,“ begann Bonaparte, „Ihr ſeyd ein kühner Schurke! Daß weiß ich wohl, daß zu jeder Zeit aus Kälbern Kühe werden, aber das hier iſt das erſte Mal, wo ich erfahre, daß aus Kühen Kälber geworden ſind. — Ihr verdient gehangen zu werden, mein Herr Intendant, und dieß ſoll auch geſchehen.“

Dieſer ließ ſich das Ding nicht noch ein Mal ſagen, ſondern ſezte ſich auf die Poſt und fuhr auf und davon.

Im Jahre 1815 blieb der Kaiſer bei einer Revue vor einem Soldaten ſtehen und ſagte: „I! was! . . . was macht Ihr denn hier? ich habe Euch ja vor zehn Jahren in Italien aufhängen laſſen!“

„Sire,“ antwortete der Intendant, denn er war es, „Eure Majeſtät muß es doch nicht gethan haben; indeſſen ſtehe ich immer noch Ew. Majeſtät ergebenſt zu Dienſten.“

Der Kaiſer mußte lachen, verzieh dem Intendanten und beauftragte ihn ſelbſt mit einer Miſſion nach Deutſchland. Dieſe Miſſion beſtand in der Ueberbringung von Proklamationen; doch die Feinde erkauften den Intendanten mit ſammt den Proklamationen; allein auch ſie hatten die Rechnung ohne ihren Wirth gemacht, denn der Teufelsintendant warf nach Empfangnahme des Geldes, um die Proklamation zu vernichten, dieſe, in ein Paquet zuſammengebunden, ich weiß nicht mehr in welchen Fluß, von wo ſie einige von ihm eine Meile weithin an den Fluß abgeſchikte Leute aus dem Flußbette retteten und ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen lieſſen.

Nach ſeinem Tode wurde dieſer ehrbare Intendant beinahe wie ein Heiliger verehrt.

Wie vermehrt man auf unſchädliche Weiſe das Gewicht des Roggenbrods?

Man kocht ein Pfund Kleie vom Roggen eine Stunde lang in Waſſer, ungefähr 1000 Kubikzoll oder weniger, rührt die Maſſe, zur Verhinderung des Anbrennens, häufig um und gießt hernach die Flüſſigkeit langſam durch ein leinenes Tuch, damit die Hülſen zurükbleiben, und knetet mit dieſem warmen Waſſer das Mehl, wodurch nicht nur das Brodgewicht anſehnlich vermehrt, ſondern auch das ſo zubereitete Brod weit verdaulicher wird. Je mehr man Kleie im Verhältniſſe zum Waſſer nimmt, deſto vortheilhafter iſt dieſe Operation des Auskochens, nur darf das fleiſſige Umrühren nicht verſäumt werden. Auch auf Weizenbrod wirkt die nemliche Operation eben ſo günſtig. Natürlich iſt aber dann die Kleie weit weniger nahrhaft und nur noch als Düngmittel dienlich. Doch will man in Frankreich und England behaupten, daß ſie auch dann noch das Vieh nähre, obgleich weit weniger als vor der Abkochung.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Anekdote von Franklin.

Ein Herr hatte durch den Bau eines ſehr ſchönen Hauſes ſein Vermögen in groſſe Unordnung gebracht, war aber nichtsdeſtoweniger ſtolz darauf, das Haus ſeinen Bekannten zu zeigen. Einer derſelben bemerkte über der Thüre folgende Inſchrift: o'ia Vanitas. „Was bedeutet dieſes o'ia? fragte er. — „Der Raum,“ antwortete der Eigenthümer, war nicht groß genug für beide Wörter: omnia Vanitas (Alles iſt eitel), daher ließ ich das erſtere abkürzen,“ — „Aha,“ erwiederte ſein Freund, „jezt verſtehe ich Ihren Einfall, er hat Bezug auf Ihr Haus; Sie haben Ihre Omnia abgekürzt, um deſto beſſer Ihre Vanitas zeigen zu können.“

König Archelaus und ſein Barbier.

Mein gnädiger Herr, auf was für Art
Raſirt ihr Knecht Höchſtdero Bart?
So ſprach der Hofbarbier ſich neigend.
Der König ſagte: — Schweigend.

Fürſtenſpiegel.

(Der Tragiker Agathon an den König Archelaus.)

Drei Lehren faſſ' ein Herrſcher wohl ins Herz.
Die eine: Daß er über Menſchen herrſcht;
Die andere: Daß er nach Geſezen herrſcht.
Die dritte: Daß er nicht auf immer herrſcht.

Erbetenes Urtheil.

Dein Lied iſt Morgenthau, der über Roſen fließt.
Doch weißt du, Freund, daß Thau — auch Waſſer iſt?

Stand und Würde.

Der adeliche Rath.

Mein Vater war ein Reichsbaron!
Und Ihrer war, ich meine . . .?

Der bürgerliche Rath.

So niedrig, daß, mein Herr Baron,
Ich glaube, wären Sie ſein Sohn,
Sie hüteten die Schweine.

Liebeserklärung eines Kraftgenies.

Ha! wie rudert meine ganze Seele
Nun in der Empfindung Ocean?
Laute Seufzer ſprengen mir die Kehle,
Die man auf zehn Meilen hören kann.

Gleich Kanonenkugeln rollen Thränen
Aus den beiden Augenmörſern mir:
Erd' und Himmel bebt bei meinem Stöhnen,
Und ich brülle ſchluzend — wie ein Stier.

Wetterſtürme der Empfindung treiben
Mich oſt-, weſt- und ſüd- und nordenwärts;
Meine Seele hat in mir kein Bleiben,
Und es blizt und donnert mir das Herz.

Ach! ich muß, ich muß im Sturm verſinken!
Rette mich, großmüth'ge Seele, doch!
Ich beginne ſchon den Tod zu trinken,
Sieh, mein Lebensnachen hat ein Loch!

Bücher-Anzeigen.

Der chriſtliche Familientempel,

von

C. Schmid.

Preis für den Jahrgang 1 fl. 44 kr. oder 1 Thaler.
Augsburg bei Schloßer.

Wir haben dieſes Herz und Geiſt erfreuende Buch der Andacht und Gottesverehrung bereits in Nro. 5 d. Bl. l. Js. empfohlen, und können nicht unterlaſſen, den geneigten Leſer es hier nochmals anzurühmen. Es enthält nebſt belehrenden Betrachtungen und Gebeten, auch viele ſchöne Geſchichten und Bilder, und wird ein ſtets bleibender Haus-Schaz für jede Familie ſeyn.

Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig iſt erſchienen:

Der Milzbrand,

eine unter dem Rindvieh, Pferden und Schweinen häufig herrſchende Seuche und deren ſicherſtes Heilmittel, von Dr. G. A. Weber. 8 Bogen in gr. 8. geh. Preis $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieſe von Thierärzten und Landwirthen als ungemein zwekmäſſig anerkannte Schrift, behandelt den Milzbrand, dieſe für den Landmann ſo fürchterliche Seuche, nach homöopathiſchen Grundſäzen. Wo des Verf. Rath befolgt wurde, hat er bereits erſtaunenswerthe Kuren hervorgebracht und den Viehſtand des Landmannes vom Untergang gerettet.

Anweiſung zur Kettenvermeſſung.

Für Landwirthe, welche ihre Grundſtüke, auch ohne mathematiſcher Vorkenntniſſe, ſelbſt ausmeſſen wollen, faßlich dargeſtellt, von A. Fr. Pleſſe, Lehrer u. ſ. w. Mit 4 lith. Tafeln. 6 Bogen in gr. 8. Preis $\frac{1}{2}$ Thlr.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 34. 26. Auguſt 1842.

Inhalt: Der Branntweinbrennereibetrieb in ſeinem höchſten Ertrage. — Von der landwirthſchaftlichen Buchführung. — Einladung zum Beitritt als Mitglied des deutſchen Handels- und Gewerbs-Vereines. — Das wunderbare Geſpenſt.

Der Branntwein-Brennerei-Betrieb in ſeinem höchſten Ertrage.

Höchſt willkommen wird es gewiß nicht nur jedem Betreiber der Branntweinbrennerei ſeyn, ſondern auch allen Landwirthen, welche nicht am müſſigen Schlendrian des Alten hangen bleiben, und lieber Verbeſſerungsmittel ihres Erwerbes ergreifen, — wenn ich ſie auf ein bei Jm. Tr. Wöller in Leipzig neu erſchienenes Werk über obigen Titel aufmerkſam zu machen ſuche.

In klarer Umſicht und tüchtiger Praxis ſtellt der Verfaſſer, Brennereiverwalter F. E. Adolar nicht ſowohl die Erfahrungen und Vortheile bei Anlage von Brennereien, die Konſtruktion ſämmtlicher Geräthſchaften und Apparate, Feuerungsanlagen, Wahl der Feuerungsmaterialien, der Betriebsmaterialien, des Waſſers; der Aufſtellung und Reinigung der Geräthe, ſowie beim Einmaiſchen, der Gährung, dem Stellen der Maiſche und deren Abbrennen dar, ſondern beobachtet zunächſt auch eine größtmöglichſte Ausbeutung an Spiritus auf eine vortheilhafte, wenig umſtändliche und ſchnelle Weiſe, und ſchließt mit einem Anhange, enthaltend die neueſten, oft ſehr geheim gehaltenen und bewährteſten Vorſchriften zu Gährungsmitteln, zur Reinigung und Veredlung des Branntweins und gänzlichen Entfernung des Fuſels; ferner: den Branntwein älter zu machen, dem Spiritus einen franzöſiſchen Geſchmak zu geben und ihn von 70% durch kalte Behandlung auf 90% zu bringen u. ſ. w.

Referent, bekannt mit den neueren Erſcheinungen der Schriften über Branntweinbrennei hat ſich überzeugt, daß keine darunter dem Anfänger hülfreicher an die Hand gehen kann, als gegenwärtige, welche alle die Erfahrungen und Rathſchläge in verſtändiger Bündigkeit enthält, die bisher in den vielen Zeitſchriften und Büchern langwortig verzweigt waren.

Zu den Betriebsmaterialien findet man gerechnet: Zuker, Obſt, Kartoffeln und Getreide, Stärke- oder Kraftmehl und Schleimzuker. Sehr intereſſant ſind die Vorſchriften zur Veredlung und Reinigung des Branntweins, — kurz, das Ganze enthält eine Tüchtigkeit an praktiſcher Darſtellung, wie der geneigte Leſer ſie gewiß nicht erwartet. Daher kann ich es aus Ueberzeugung und Kenntniß beſtens empfehlen.

Ein Beſizer einer anſehnlichen Branntwein-Brennerei.

Zuſaz der Redaktion.

Auch wir haben uns durch Anſchaffung obigen Werkes genüglich von den Vortheilen desſelben überzeugt, und empfehlen es unſern verehrlichen Leſern ebenfalls zum baldigen Ankaufe. Der Ladenpreis iſt 1 Rthlr.

Von der landwirthſchaftlichen Buchführung.

Um ſtets eine genaue Ueberſicht über ſeine Wirthſchaft zu haben, iſt es nothwendig, daß man mehrere Bücher führt, in denen Alles niedergeſchrieben wird, was auf die einzelnen Zweige der Wirthſchaft Bezug hat. Wer gar nichts niederſchreibt, der wird auch nicht wiſſen, wie es mit ſeiner Wirthſchaft ſteht, ob ein Zweig der Wirthſchaft ſtatt Vortheil Schaden bringt und ob Manches bei der Akerbeſtellung in Anwendung gebrachte Verfahren vortheilhaft oder nachtheilig war. In ſpätern Jahren kann Der, welcher ſich alles Nöthige aufgezeichnet hat, dann ſtets nachſehen, wie und wenn dieſe und jene Arbeit gemacht worden, wie viel von dem oder jenem Stük geerntet worden iſt ꝛc. und

dieſes hat gewiß ſeinen groſſen Nuzen. Zudem iſt es auch für die Nachkommen eine groſſe Wohlthat, wenn ſie aus den Büchern ihrer Voraͤhren erſehen können, wie die Wirthſchaft geführt, wie viel geerntet, ausgedroſchen, verkauft worden iſt, welche Einnahmen das Gut gehabt hat und was für Ausgaben nöthig geweſen ſind. Das Beſſere können ſie nachahmen, das Fehlerhafte vermeiden.

Einem kleinen Landwirthe kann man nun aber nicht zumuthen, daß er eine weitläufige verwikelte Rechnung führe, daß er jedem Wirthſchaftszweige den gehabten Aufwand an Arbeit, Dünger, Erzeugniſſen ꝛc. zur Laſt lege und den Ertrag an Leiſtungen und Erzeugniſſen zu gut ſchreibe, das würde ihm bald das Buchführen verleiden, und der Erfolg ſeyn, daß er Tinte, Feder und Papier bei Seite legte.

Einem kleinen Landwirthe genügt es ſchon, wenn er ſich folgende Bücher anlegt und dieſe mit Genauigkeit führt:

a) Ein Düngungsregiſter, worin aufgezeichzeichnet wird, was für ein Stük Feld, zu welcher Zeit, zu welcher Frucht, wie ſtark und mit welcher Düngerart es gedüngt wird.

b) Ein Ausſaatregiſter, in dem bemerkt wird, was für eine Getreideart, auf welches Stük, wie viel an Scheffeln, an welchem Tage und bei welcher Witterung geſäet wird. Ferner wie viel Flächeninhalt das zu beſäende Stük hält und nach welcher Frucht gedüngt wird.

c) Ein Arbeitsregiſter, in dem aufgezeichnet wird, was das Geſchirr, die Dienſtboten, die Tagelöhner und die Handwerksleute an jedem Tage machen.

d) Ein Ernteregiſter mit Angabe alles Deſſen, wie viel Fuder Heu, Klee, Grummet, wie viel Schok von den verſchiedenen Getreidearten, an welchem Tage, von welcher Wieſe und von welchem Aker eingeerntet und wie groß der Flächeninhalt des Akers iſt, von dem jede verſchiedene Frucht genommen wird.

e) Ein Ausdruſchregiſter, in dem angemerkt wird, an welchem Tage das Getreide und was für eine Sorte aufgemeſſen wird, wie viel Schok und Garben davon gedroſchen worden und wie viel an Scheffeln und Mezen man davon bekommt.

Mit dieſen kann zugleich verbunden werden die Ausgabe des Getreides, mit Angabe des Datums, wenn und zu welchem Zweke es ausgegeben wird, z. B. zum Verkauf, zum Mahlen, zum Schroten, zum Säen, Dreſcherlohn, Zinsgetreide ꝛc.

f) Ein Lohnregiſter, in dem der Name des Dienſtboten, wenn er angezogen, auf wie lange er gemiethet worden, wie viel er an Lohn, Leinwand ꝛc. erhält, was er für Inventarienſtüke zum Gebrauch erhalten, und endlich an welchem Tage und wie viel Lohn ihm ausgezahlt wird.

g) Ein Inventarienverzeichniß, in dem nicht nur das vorhandene Vieh, Schiff und Geſchirre, ſondern auch der Abgang und der Zuwachs deſſelben aufgezeichnet ſeyn muß, ſo daß man ſtets weiß, was man in ſeiner Wirthſchaft hat.

Endlich

h) Ein Regiſter, in dem die verſchiedenen Einnahmen und Ausgaben der Wirthſchaft eingetragen werden. Am Jahresſchluſſe kann man dann zuſammenſtellen, was die einzelnen Wirthſchaftszweige für Aufwand erfordert und welchen Ertrag ſie gegeben und ob die ganze Wirthſchaft einen Reinertrag gegeben hat, oder ob ein Zuſchuß nöthig geweſen iſt.

Einladung zum Beitritt als Mitglied des deutſchen Handels- und Gewerbsvereines.

Mit Vergnügen ergreifen wir die Gelegenheit, unſere ſehr geehrten Leſer mit dem Auftauchen eines neuen Vereines bekannt zu machen, deſſen Folgen vorausſichtlich ſchon ſehr ergiebig und nützlich ſeyn werden. Doch, laſſen wir das Comité dieſes Vereines aus einer öffentlichen Anzeige ſelbſt ſprechen:

Unverkennbar iſt der Nuzen, den das Zuſammenwirken der Naturforſcher, der Aerzte, der Philoſophen, dann die landwirthſchaftlichen Vereine, und die für andere Zweke geſtifteten Geſellſchaften

dieſer Art, den Nationen, namentlich der deutſchen, gebracht haben.

Sollte der Kaufmanns-, der Fabrik- und Gewerbsſtand, durch den die Produkte des Landes verwerthet und verarbeitet werden, zumal da der größte Theil der Fürſten Deutſchlands durch den deutſchen Zollverein das Geſammtvaterland gegen das Ausland emanzipirt hat, und da es nun an den oben benannten Ständen iſt, das ihnen gebotene Groſſe auch zur Reife bringen zu helfen, noch länger zurükbleiben? Nein, gewiß nicht, deßwegen glauben die Unterſchriebenen, durch die Stifter zu proviſoriſchen Vorſtandsmitgliedern erwählt, im Sinne des deutſchen Handels-, Fabrik- und Gewerbſtandes, ſowie im Sinne der Landwirthe und anderer Stände zu handeln, wenn ſie zu einer jährlichen Verſammlung, welche die benannten Gegenſtände beſprechen ſoll, nach unten folgenden Beſtimmungen auffordern und Sie bitten, Ihren Beitritt zu dieſem ſo nüzlichen Verein, bei dem eigentlich kein Ehrenmann fehlen ſollte, durch Beiſezung Ihres deutlich geſchriebenen Namens, mit Angabe Ihres Gewerbes oder Standes, in dem unten ſtehenden Formular zu erklären, und dieſe Erklärung, nachdem Sie ſolche von den Statuten abgeſchnitten, einem den nachbenannten Herren: Buchhändler Kunze sen. und bei der Zeitungs-Expedition in Worms, Lokal-Gewerbs-Sektions-Vorſtand, Fabrikanten Denninger und W. Betz in Mainz, Fabrikanten Gail und Expedition des Wochenblatts in Gießen, Fabrikant Ernſt Koch in Alsfeld, Bürgermeiſter Hoos in Lauterbach, Joh. Phil. Fritz in Friedberg, Fabrikant Gräf in Bingen, Gemeinderath Uhl in Nidda, Fabrikant Kilian in Biedenkopf, L. Chriſtin in Wimpfen, Fabrikant Mühlberger in Erbach, Ernſt Emil Hoffmann und alle verehrliche Buchhandlungen, die wohl die Güte haben, Sich der Annahme zu unterziehen, baldmöglichſt abzugeben, die dann ſolche durch Gelegenheit oder per fahrenden Poſt, oder auf dem Wege des Buchhandels an Ernſt Emil Hoffmann ſenden wollen. Anfragen p. p. wollen Sie an einen der vorgenannten Herren, oder Demjenigen von uns, welcher Ihnen zunächſt wohnt, oder an den von uns zum Sekretär ernannten Ernſt Emil Hoffmann in Darmſtadt richten.

Berlin	Kaufbeuern
Carl Gottfried Franz.	Heinzelmann sen.
Darmſtadt	Cöln
Ernſt Emil Hoffmann.	Reuß-Zaefferer.

Zwek des Vereins.

§. 1. Die Beſprechung über den Zuſtand des deutſchen Handels, der Fabriken und Gewerbe, möglichſte Verbeſſerung derſelben. Beantwortung der allenfalls von den Regirungen vorgelegten Fragen und Berathung über Alles, was in dieſen Fächern in Deutſchland und andern Ländern Bemerkenswerthes neu aufgefunden iſt, oder ausgeführt zu werden nüzlich ſeyn möchte.

§. 2. Jeder achtungswerthe Fabrikant, Kaufmann, Gewerbsmann, Landwirth und Privatmann kann dem deutſchen Handels- und Gewerbsverein beitreten und die jährliche Verſammlung beſuchen, wenn er ein einmaliges Antrittsgeld von 1 Thaler preuß. zahlt, und zugleich durch Zuſicherung jeder thunlichen geiſtigen Beihülfe ſeinen Beitritt zu erkennen gibt.

§. 3. Ein Vorſtand von vier Perſonen, davon Einer als ſtändiger Sekretär von den vier Kommiſſionsmitgliedern ernannt wird, beſorgt alle Korreſpondenz und die Anordnung zu den jährlichen Verſammlungen. Sammelt das im Laufe des Jahres erſchienene beſonders Intereſſante. Läßt das Wichtigſte von dem ſtändigen Sekretär zu einem Vortrage ausziehen, der dann womöglichſt nebſt dem Namensverzeichniß ſämmtlicher Vereins-Mitglieder (welches dann auch als Handels-Adreß-Buch gebraucht werden kann), einerlei, ob ſolche in der Jahresverſammlung erſcheinen oder nicht, etwa durch Buchhandlungen zugeſandt wird.

§. 4. Für das Erſtemal wurde der Vorſtand von den Gründern proviſoriſch bis zur nächſten, in einer zeitig genug bekannt zu machenden Stadt zu haltenden Verſammlung ernannt. Ein neuer Vorſtand wird dann durch Stimmenmehrheit ſtets auf drei Jahre, jedesmal von der dieſer Wahlperiode vorhergehenden Verſammlung gewählt. Die

Stelle eines Vorſtandes, iſt ein ohne Zahlung zu verſehendes Ehrenamt, nur dem ſtändigen Sekretär, der nicht neu gewählt zu werden braucht, da er ſtändig iſt, wird eine Vergütung, nach Verhältniß ſeines Zeitaufwandes, von dem Vorſtande beſtimmt, doch werden, wie es ſich von ſelbſt verſteht, auch den andern Vorſtandsperſonen die im Intereſſe der Geſellſchaft gemachten Auslagen vergütet. Die abtretenden Vorſtandsmitglieder ſind wieder wählbar.

§. 5. In jedem Jahre wählen die Vereins-Mitglieder, welche in der Stadt wohnen, in welcher die Verſammlung Statt findet, aus ihrer Mitte eine ihnen beliebige Kommiſſion von 6 bis 12 Perſonen, die im Einverſtändniß mit dem Vorſtand die für die Verſammlungen nothwendigen Einrichtungen trifft.

§. 6. Als Ehrenmitglieder und ohne alle Beitragspflicht, mit Zutrittsrecht in alle Verſammlungen, werden aufgenommen ſämmtliche Herren Miniſter und Staatsräthe der deutſchen Zollvereinsländer, nebſt denjenigen Staatsbeamten, welche das betreffende Gouvernement zum Beſuch der Jahresverſammlung allenfalls als Kommiſſion ernennen wird. Endlich alle Redaktoren und Inhaber von Zeitungen, wenn Sie die Spalten Ihrer Blätter dieſer Sache, wenn auch nur beengt, öffnen zu wollen erklären.

§. 7. Als Diplom gilt die Quittung über bezahlten Beitrag, den Ehrenmitgliedern wird eine eigene Karte mit der Bitte um Annahme des Beitritts übergeben.

§. 8. Der Sekretär iſt zugleich Rechner und Kaſſier des Vereins, und legt jährlich einen muthmaßlichen Voranſchlag dem Vorſtande vor, der von dieſem der Jahresverſammlung mit der Rechnung des abgelaufenen Jahres zur Berathung und Genehmigung übergeben wird. Der Sekretär hat eine der Einnahme angemeſſene Kaution zu leiſten, die in ſeinem Wohnorte deponirt wird.

§. 9. In der Verſammlung präſidirt einer der vier Vorſtandsmitglieder, je nach der alphabetiſchen Reihe der Namen, in deren Abweſenheit der von der Lokalverſammlung Erwählte, welcher lezterer jedenfalls als zweiter Präſident alsdann den Vorſiz hat, wenn über den Rechenſchafts-Bericht des Vorſtandes berathen und beſchloſſen werden ſoll.

§. 10. Jedes am Verſammlungsort ſich anmeldende Mitglied erhält mit der Einlaßkarte zur Jahresverſammlung eine, möglichſt kurze, gedrukte Geſchäftsordnung, ſoweit eine ſolche zur ordnungsmäſſigen Berathung nothwendig iſt.

§. 11. Die Jahresverſammlung beſtimmt die Stadt, in welcher die nächſte Verſammlung gehalten werden ſoll.

Formular der Beitritts-Erklärung.

Ich Endesunterſchriebener erkläre durch die Annahme der mir zugekommenen Statuten meinen Beitritt zu dem Deutſchen Verein für Fabrikanten, Kaufleute, Gewerbsleute, Landwirthe und ſonſtige Stände.

den 184

Das wunderbare Geſpenſt.

Es thut mir leid, daß Sie das Schloß, woſelbſt ſich der furchtbare Auftritt ereignete, nicht kennen; denn die nähere Bekanntſchaft mit dem Lokale, welches durch irgend eine auſſerordentliche Begebenheit berühmt oder berüchtigt iſt, verdoppelt das Intereſſe, welches wir an einer Erzählung nehmen; ich will vor Allem den Verſuch wagen, Ihnen den Ort meiner Geſpenſtergeſchichte ſo genau und ſo treu als möglich zu beſchreiben. Denken Sie Sich ein altes Feudalſchloß, zuſammengedrükt von den Einflüſſen unſeres philoſophiſchen und republikaniſchen neunzehnten Jahrhunderts, von welchem auſſer einer alten, von Epheu und 5 Fuß hohen Neſſeln umrangten Kapelle — worin die Hoch- und Wohlgebornen Barone und die gnädigen Frauen ihrem Auferſtehungstage entgegenſchlummern — nichts übrig geblieben iſt, als 2 Flügel des ehemals enormen Gebäuſes, die an der Eke, wo ſie ſich berühren, durch ein rundes Thürmchen verbunden ſind, welches ſchon aus der Ferne bemerkbar iſt, wegen ſeiner friſchen Kalktünche und dem ſpizen Schieferdache, wodurch es einer groſſen Wachskerze, welcher die Löſchkappe aufgeſezt iſt, ganz ähnlich ſieht. Von dem Notar Simon ward

deſſen Geſchäftsführer Areſto zu dem Grafen L. in das Schloß geſchikt, da er der Familie wohl bekannt war, wurde er gaſtfreundlich empfangen und mit einem lodernden Kaminfeuer, daß am 15. Nov. ſehr wohl that, mit einem lekerhaften Abendeſſen und einem lieblichen Punſch bewirthet. Die Koſten der Unterhaltung trug eine fünfzigjährige, jungfräuliche Schöne, die ehemals Gouvernante der jungen Gräfin geweſen und nun im Begriff ſtand, ſich mit dem gräflichen Oberförſter zu verehelichen. Fräulein Bibi, der ganzen Umgegend auf zehn Meilen in die Runde bekannt, war ein gutes Weſen, etwas eigen in ihren Anſichten, dabei wohlthätig und dienſtfertig und mochte mit Recht ein Repertorium aller Anekdoten und Begebenheiten, die in der Gegend in Umlauf waren, genannt werden. In ihren Manieren ahmte ſie die Dame vom Stande nach, und behauptete auch wirklich, ſie ſey zuverläſſig adeligem Geblüte entſproſſen, nur ſey der Stammbaum ihr geheim gehalten worden. Die leichte Schminke, womit ſie ihr welkendes Geſicht verjüngte, war einer Jungfrau im Brautſtande wohl nicht zu verargen. Fräulein Bibi hatte mit vieler Geſprächigkeit und zierlichen Anſtande die Unterhaltung belebt und war gerade daran, einen Auftritt ihres Kindesalters zu erzählen, als eine Magd mit der Frage in das Zimmer trat, wo ſie das Bett für Herrn Areſto bereiten ſolle.

Ich denke im Zimmer des Obriſten, erwiederte die Gräfin.

Die Magd erſtaunte und ließ ſich den Befehl noch einmal wiederholen, dann aber ging ſie kopfſchüttelnd weg, um demſelben nachzukommen.

Wie, gnädige Frau, Sie wollen den Herrn da in's Obriſtenzimmer einlogiren? fragte Fräulein Bibi mit lang gedehntem Tone, als die Magd die Thüre geſchloſſen hatte.

Und warum denn nicht?

Nun meinetwegen, lieber als mich! ſagte Fräulein Bibi.

Welche Schwachheit! rief die Gräfin lebhaft; wie mögen Sie denn wirklich ſolchen Thorheiten Glauben ſchenken, Fräulein!

Was iſt es denn damit? fragte Areſto etwas ängſtlich.

Nichts! antwortete Fräulein Bibi geheimnißvoll.

Nichts? ſprach die Gräfin — denn wäre es beſſer geweſen, ganz zu ſchweigen — Herr Areſto, ich brauche Ihnen das alberne Gerücht, auf welches Fräulein Bibi anzuſpielen ſcheint, nur kurz mitzutheilen, um Ihnen jede Furcht augenbliklich zu benehmen. Die Bedienten tragen ſeit undenklichen Zeiten die Sage umher, daß es in dieſem Zimmer ſpuke. Die bornirten Menſchen ſind in ihrem Glauben ſo verſeſſen, daß ich die Mähr troz aller meiner Bemühungen noch nicht austilgen konnte, obſchon man noch nie etwas geſehen oder gehört.

Erlauben Sie, gnädige Frau, ſo unterbrach hier Fräulein Bibi hizig die Gräfin: Als der Obriſt das Zimmer bewohnte, hat man doch —

Aber wer war denn dieſer Obriſt? fragte Areſto.

Mein Großonkel; erwiederte die Gräfin: der, wenn auch nicht Erfinder des dummen Mährchens, doch wenigſtens der eifrigſte Verbreiter desſelben war. In meinen Kinderjahren habe ich oft davon munkeln gehört, obwohl man jederzeit plözlich in der Rede abbrach, wenn ich irgendwo erſchien. Doch Kinder ſind, wie Sie wiſſen, neugierig, beſonders die Mädchen, und ſo habe ich denn, an den Thüren horchend, erlauſcht, daß die Geſpenſter, welche in des Herren Obriſten Zimmer umgingen, ſeinen Schlaf bei Nacht, wenigſtens nicht auf u n a n g e n e h m e Weiſe, unterbrachen, er aber gab ſchwachen Köpfen allerlei vor, die dann auf Biedermanns Wort ſie glaubten und ſich dennoch betrogen.

So iſt alſo Mademoiſelle Clairon auch ein ſchwacher Kopf, ſprach Fräulein Bibi, die mir bei der Marquiſe in Paris, woſelbſt ſie Geſellſchafts-Dame war, hundertmal die Geſchichte des Geſpenſtes erzählte, welches allnächtlich unter ihren Fenſtern ſo grauſenhaft ſchrie, daß ſtarke Männer von dem Tone in Ohnmacht fielen.

Hat aber ſeit ihrem Herrn Onkel Niemand mehr das Zimmer bewohnt? fragte Areſto.

Niemand als meine alte Tante, die eine Kloſterfrau geweſen und dort geſtorben iſt, ſprach die Gräfin. Sie war die gutmüthigſte Perſon von der Welt, die in ihrem Leben nichts lieber that, als Medizin bereiten, womit ſie ſich erſt krank und dann wieder geſund machte. Wenn dieſe in dem Zimmer ſpukt, ſo hat ſie ſicher keine andere Abſicht, als Ihnen eine Taſſe Fleiſchbrühe oder eine ſtark gewürzte und

gezukerte Tiſane anzubieten, denn meine Tante war eine wohlunterrichtete Köchin; ſo daß ſie ſelbſt Medikamente in Lekerbiſſen zu verwandeln wußte.

Fräulein Bibi ſchlug noch den Audienzſaal zur Schlafſtätte für Areſto vor, allein dieſer war ſo eiſig kalt und unheizbar, dabei ſo unheimlich, weit und düſter, daß der Gaſt das Obriſtenzimmer doch vorzog, und ſo ging er denn, da es zehn ſchlug, zur Ruhe. — Als Areſto in dem berüchtigten Zimmer angekommen war, verſchloß er die Thüre mit Schlüſſel und Riegel und begann mit äuſſerſter Genauigkeit eine ſorgfältige Unterſuchung des Gemaches. Es war vierekig und hoch, die Wände mit Eichenholz getäfelt und mit Schnizwerk verziert. Woraus die Zimmerdeke beſtand, konnte man nicht ſehen, da der ſchwache Schein der Kerze nicht bis zu den dunklen Räumen derſelben reichte. Das Zimmergeräthe, einfach und altmodiſch, beſtand aus einem ungeheuren Lehnſtuhle mit Damaſtüberzug, einer Komode von Roſenholz mit vergoldeten Griffen und Füſſen und einer Marmorplatte, einem venetianiſchen Spiegel mit glanzvergoldetem Laubwerk über einem groſſen Kamin, und (demſelben gegenüber an der Wand) einem Bett mit Baldachin und langen, gelbſeidenen Vorhängen. Areſto öffnete das einzige Fenſter des Zimmers, es ging auf den Hof, im ſchwachen Mondſchimmer erkannte er im Hintergrunde die groſſe, eiſerne Pforte des Gartens. In der Blende dieſes Fenſters ſtand ein halbrundes Tiſchchen mit einwärts gekrümmten Rehfüſſen, worauf ſich Waſchbeken und Handtuch für den Gaſt befand. Zwei Stühle im Geſchmak des Lehnſeſſels vollendeten das Mobiliar des Obriſtenzimmers. — Nachdem Areſto alles Dieſes genau und ſorgfältig beſichtigt hatte, leuchtete er unter das Bett, unterſuchte den Fußboden und zog zu aller Vorſicht noch die Schublade der Komode heraus, doch traf er nirgends etwas Verdächtiges — Alles war im beſten Zuſtande — endlich ſchlüpft er noch in den Kamin, hob den Leuchter, ſo weit ſein Arm langte, empor, und als er zwei dike Eiſenſtangen gewahrte, die auch der kleinſten Perſon den Durchgang durch den Kaminſchlund verſperrt hätten, hielt er ſich überzeugt, daß ihm von dieſer Seite Niemand gefährlich werden könnte. Als ihm zulezt nichts mehr zu unterſuchen blieb, trank er noch ein Glas friſchen Waſſers und legte ſich mit einem Vaterunſer, das er zu Hauſe gewöhnlich unterließ, zu Bette. Er konnte lange nicht einſchlafen, entweder bellte des Gärtners Hund, oder es knarrten die eingeroſteten Wetterfahnen auf dem Schloßthurme, oder es krächzte eine heiſere Eule aus der Ferne. Auch hatte die Magd das Bett nicht gut gemacht, vorn war es zu hoch, er rollte immer zurük an die hintere Wand. Nachdem er ſich lange hin und her gedreht, ſank er endlich in Schlummer. Wie lange er geſchlafen haben mochte, konnte er nicht beſtimmen, als er aber die Augen öffnete, war er nicht wenig erſtaunt, ſein Zimmer erleuchtet zu ſehen. Der ſchwache, melancholiſche Schimmer ſchien vom andern Ende zu kommen, auch ſchien ihm, das Zimmer ſey viel gröſſer, als er es vor dem Schlafengehen geſehen. Er glaubte zu träumen, rieb ſich die Augen, befühlte den Puls — er überzeugte ſich, daß er völlig wach ſey. — Regungslos lag er da, ſein Herz pochte faſt hörbar, als er eine kleine, ganz weiſſe Geſtalt erblikte, die ihm den Rüken zuwendete und in einem groſſen Schrank etwas zu ſuchen ſchien, der genau da ſtand, wo er am vorigen Abend den Kamin unterſucht zu haben glaubte. Mit einem Male vernahm er ein reines metalliſches Klingen, das Geſpenſt überzählte die Thaler und Goldſtüke ſeines Schazes. Areſto unterſchied deutlich jede einzelne Summe, die abgezählt und mit einem Seufzer in die Schublade niedergeſezt wurde — wahrſcheinlich war es ungerechtes Gut, der Blutpfennig gemordeter Unſchuld. — Das Geſchäft dauerte eine gute Weile, das Geſpenſt war reich. Als daſſelbe endlich fertig war, ging es geräuſchlos langſamen Schrittes auf und ab und machte bisweilen die Bewegungen eines Verzweifelten. Aus Geſtalt und Schritt ſchloß Areſto, daß es dem Frauengeſchlechte angehöre, aber wer konnte ſie ſeyn? was wollte ſie hier? wie hatte ihm bei ſeiner Unterſuchung dieſer Schrank entgehen können?

Das klägliche Schattenbild trat wieder an ſeine Schublade, langte eine Schachtel hervor und öffnete dieſelbe. Areſto war geſpannt auf die grauenhafteſte Enthüllung, vielleicht — ein blutiges — ein erwürgtes Kind. — Er raffte allen ſeinen Muth zuſammen, ſah regungslos dahin und erblikte in

der Hand des Geſpenſtes einen Körper, der auf's Täuſchendſte einer Kliſtierſprize ähnlich ſah — und das Geſpenſt gab ſich ein Lavement.

Nun war es Areſto auſſer Zweifel, die Spukgeſtalt war die Kloſterfrau, welche von Zeit zu Zeit auf die Erde zurükkehrte, um ihre alten Gewohnheiten fortzuſezen, wahrſcheinlich war das ihre Strafe in jener Welt. Areſto erinnerte ſich an die Fleiſchbrühe und Tiſane, wovon die Gräfin geſprochen, gewiß hatte dieſe ſehr gut gewußt, welchem Abenteuer ſie ihn ausſeze, als ſie ihm das Zimmer aufſchwazte, er fand dieſen Spaß ſehr unhöflich und ganz gegen die Geſeze der Gaſtfreundſchaft, und ward erboßt, ſo viel ihm bei ſeiner nicht unbedeutenden Angſt möglich war.

Das Geſpenſt hatte ſeine Operation beendet und ſtand ſelbſt zufrieden mit erhobener Waffe da, als ob es ſich beſinne, was es damit machen ſolle. Himmel! dachte Areſto, jezt kommt's an dich! wer weiß, was in der hölliſchen Sprize ſtekt! Voll äuſſerſter Verzweiflung ſprang er auf, ſchlug Kreuz über Kreuz und rief aus gepreßter Bruſt:

Alle guten Geiſter loben Gott, den Meiſter! — ein gellender Schrei — und Alles lag in dichter Finſterniß.

Beklommen erwartete Areſto den anbrechenden Morgen. Als es noch dämmerte, begab er ſich hinunter, ließ den Grafen weken und theilte ihm ſeine nächtliche Erſcheinung mit. Der Graf wußte nicht, was er davon halten ſollte, Areſto's Erzählung ſchien ihm abgeſchmakt, doch mußte ihm etwas Auſſerordentliches widerfahren ſeyn, das bewies ſeine Bläſſe und ſein verſtörtes Ausſehen. Der Graf nahm endlich einiges Schloſſerwerkzeug und begab ſich mit dem Gaſte in das verrufene Zimmer.

Mit der größten Sorgfalt unterſuchten ſie den Fußboden und die Wände, ſie klopften an den Marmor des Kamins und riſſen an einigen Stellen das loker ſcheinende Getäfel fort. Nichts — überall Nichts. — Nach einer Stunde des emſigſten Forſchens, das ganz erfolglos geblieben, ſprach der Graf: Sie ſehen nun ſelbſt und haben Sich überzeugt, daß das Zimmer unverdächtig iſt und Sie geträumt haben.

Bei meinem Leben, Nein! ich habe nicht geſchlafen, ich war ſo wach, wie jezt.

Aber bedenken Sie nur Ihr Kauderwelſch — Geldklingen, ein groſſer Schrank, eine Sprize, ein Geſpenſt, das ſich ſelbſt — — lauter mirakulöſe Dinge.

Glauben Sie, was Sie wollen, Herr Graf, ich werde mein ganzes Leben hindurch dabei bleiben, ich war wach!

Wohlan, ſo ſuchen wir noch einmal. Sie ſagen, der Schrank ſey hier geſtanden — hier iſt ja ein Spiegel, der in die Mauer eingelaſſen iſt, — und das ganze Kamin kann ſich unmöglich um ſeine Achſe drehen.

Erlauben Sie, Herr Graf, ich erinnere mich deutlich, wie ich im Bette lag — ich will die Lage noch einmal einnehmen — (mit dieſen Worten zog Areſto die Schuhe aus und legte ſich wieder in das Bett, wie während der Nacht ganz dicht an die Wand, mit dem Geſicht gegen das Zimmer gekehrt), und kann ich Ihnen auf den Zoll hin angeben, wo Alles geſtanden hat.

Während der Geiſterſeher ſo ſprach, bemerkte der Graf, daß ſich hinter deſſen Rüken leiſe und unvermerkt eine ganze Füllung des Getäfels aufwärts ſchob und eine Oeffnung von 4 Fuß Breite und 3 Fuß Höhe entſtand, wodurch ſich aus dem Nebenzimmer alle Gegenſtände in dem Spiegel über dem Kamine zeigten, da ſtand auch der Geldſchrank und vor demſelben ſaß — Fräulein Bibi an der Toilette, eben beſchäftigt, einige weiſſe Haare auszureiſſen, welche zu Verräthern an ihrer Jugend zu werden drohten. Die gute Dame, welche heute zum Traualtare gehen ſollte, hatte die verwichene Nacht damit zugebracht, dem Herrn Bräutigam die geſammte Habe im beſten Zuſtande zu übermachen, hatte über Alles noch einmal Revüe gehalten. — Ein unendliches Gelächter, wie das der homeriſchen Götter, entſtrömte dem Munde des Grafen, als er ſo die Löſung des Geiſtesſpukes vor ſich ſah, Areſto erhob ſich und ſiehe, die Wand ſchob ſich eben ſo lautlos wieder vor die Oeffnung.

Es war ein arger Vogel, dein Großoheim, der Obriſt! ſagte der Graf, als er ſeiner Gemahlin Areſto's Abenteuer erzählte.

J. J. Kern.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ländliche Haus-Bibliothek.

(Fortſezung.)

Abermals iſt unſer Büchervorrath ausgeleſen, und ein neuer erforderlich. Der geneigte Leſer verſchaffe ſich durch die nächſte Buchhandlung:

33) Allgemeine Jugendzeitung für Deutſchlands Söhne und Töchter zur Belehrung und Erheiterung. (vide Nro. 5. S. 40 d. Bl. h. Js.)

Immer mehr Intereſſe gewinnt dieſe ausgezeichnete Jugendſchrift, ſie iſt bereits ſchon in mehreren tauſend Exemplaren verbreitet, daher trifft man ſie auch überall an, und vielleicht auch bei Dir ſchon, geneigter Leſer, im Gegentheile aber eile, ſie deinen Kindern ſogleich anzuſchaffen. Ein Heft mit ſchönen Umſchlag, vielen Abbildungen und Mährchen, Geſchichten, Verſen ꝛc. kommt Dich nur auf 6 kr. mit illum. und auf 4 kr. mit ſchwarzen Kupfern. Treffliche Nahrung für den jugendlichen Geiſt, aber auch Erwachſene werden angenehme Unterhaltung darin finden!

34) Der Reichthum des Armen und die Armuth des Reichen. Frei nach dem Franzöſiſchen. Leipzig bei C. B. Polet. Koſtet 36 kr.

Dieſes Buch verdient von guten Regirungen hochgehalten und gekrönt zu werden. Nicht Bettler werden hier zum Gegenſtande genommen, ſondern gute arme ehrliche Handwerker, die für unſere Bedürfniſſe, für Handel und Wandel, für den Luxus und öffentlichen Wohlſtand arbeiten. Die geiſtreiche Verfaſſerin ſucht den Armen ſeine Vorzüge vor den Reichen, verſöhnend und oft bitterſpottend oder humoriſtiſch wizelnd über leztere, darzuſtellen. Lafitte antwortete Jemand, der ihn wegen ſeines Reichthums glüklich pries: „Ach! wer iſt glüklich auf Erden? Vielleicht Einer der im Elend lebt.“ —

35) Handbüchlein des guten Tons und der feinen Geſellſchaften. Mit Steindruktafeln. Vierte umgearbeitete und ſtark vermehrte Ausgabe. Voigt. Weimar. Preis 54 kr.

Dieſes neue Komplimentirbüchlein iſt ein treuer Wegweiſer für junge Leute, ſich in Geſellſchaft und im Umgange beliebt zu machen, auf eine gefällige Weiſe zu reden und zu ſchreiben und ſich in allen vorkommenden Fällen gut und richtig zu benehmen; nebſt einer Anleitung zum Tranſchiren und Vorlegen und zum Anordnen der Tafel, und einem Anhange neuer Geſellſchaftsſpiele und Pfänderauslöſungen. Sehr unterhaltend und bildend!

36) Der Haus- und Rechtsfreund. Ein Hand-buch und Rathgeber zur Selbſtbelehrung für Jedermann über die wichtigſten Theile des ſchriftlichen Verkehrs in allen Angelegenheiten mit Privatperſonen und Behörden; ſo wie mit einer Anleitung um die im bürgerlichen Leben vorkommenden Rechtsgeſchäfte, als Klagen und Eingaben aller Art ſelbſt betreiben und Kauf-, Pacht- und Miethkontrakte, rechtsgültige Teſtamente, Vormundſchafts- und andere Rechnungen, Aſſekuranz- oder Verſicherungsſcheine, Zeugniſſe, Anweiſungen, Wechſel, Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art, ſelbſt fertigen zu können: auch einem Briefſteller und Anhange: Von Zinſen und deren Berechnung von 1 bis 10,000 Thlr. (Zinstabelle.) Von Maßen, Gewichten, Zahlen und Münzen, bearbeitet von Dr Albert Berger. Leipzig. Verlag von C. B. Polet.

Dem Bürger und Landmanne, ſo wie jedem Stande ein ganz unentbehrliches Buch. Im Beſize desſelben hat man einen wahren Hausfreund, wie man ſich ihn nur wünſcht. Noch nie ſah man ſo Vollſtändiges auf dem bündigen Raume von 382 8.-Seiten. Der gelehrte Verfaſſer weiß aber auch ſeinen Leſern Alles ſo gründlich und vernünftig zu erklären, daß man es beim erſten Ueberleſen ſchon verſteht. Mehr wollen wir über dieſes überaus vortreffliche Buch dießmal nicht ſagen. Es koſtet 1 fl. 30 kr.

37) Des Dionyſius Kato vier Bücher moraliſcher Doppelverſe in deutſcher Ueberſezung von J. M. Fleiſchner. Nördlingen bei Beck. Preis 30 kr.

Statt aller weiteren Anpreiſung diene nur Kato's, des Weiſen, Vorrede: „Da ich bemerkte, daß ſich ſehr viele Menſchen von dem Wege der Sittlichkeit gar ſehr entfernen; ſo hielt ich es für meine Pflicht, zur Berichtigung ihres Wahnes beizutragen, damit ſie ſich wieder eines rühmlichen und ehrenvollen Wandels befleiſſigen.

Und ſo will ich denn auch Dich mein lieber Sohn, belehren, auf welche Weiſe du dein ſittliches Betragen einzurichten habeſt. Aber du mußt meine Vorſchriften ſo leſen, daß du ſie auch verſtehſt. Denn ſie leſen und nicht verſtehen lernen, heißt gerade ſo viel, als ſie gar nicht leſen.“

33) Otto von Erlach, oder der Senn auf der Schweizeralp. Von A. Dörle. Zweite, verbeſſerte Auflage. Mit einem Prachtſtahlſtich. Augsburg bei M. Rieger 1842.

Wir geſtehen es aufrichtig und gerne, daß uns nichts ſo ſehr mit reger Theilnahme erfüllte, als das Glük, welches dieſe in ihrer Art einzige Jugendſchrift im Publikum gefunden hat, ſo zwar, daß eine zweite Auflage bald erforderlich war. Hier iſt ſie, — nicht nur im Style verbeſſert, ſondern auch mit einer ſchöneren typographiſchen Ausſtattung begabt, und auf milchweiſſes, reines Velinpapier gedrukt. Und gleichwohl bleibt der Preis der alte à 30 kr.

(Fortſezung folgt.)

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 35. 2. September 1842.

Inhalt: Armenweſen in Europa. — Erwiederung. — Staat und Kirche. — Ueber das Wagenausſpringen. — Die Bildung einer Aſſekuranz-Anſtalt betreffend. — Ueber das Schmollen der Weiber. — Die zwölf Himmelszeichen der Liebe. — Der Krieg der Stände.

Armenweſen in Europa.

Erbärmlich ſind die fortwährenden Nachrichten über die furchtbare Volksnoth, das Elend und den Hunger der Mehrzahl in England. Der bayeriſche Eilbote ſchreibt mit Anderen: „Dieſer Zuſtand ſey ſehr gefährlich, und kann unmöglich mehr lange (ohne böſe Folgen) dauern. Dieſes iſt faktiſches Zugeſtändniß der erſten Miniſter der Krone bis zum Hungernden ſelbſt. Die ernſte Frage iſt, ob ſolchem Zuſtande noch abgeholfen werden kann? Man bezweifelt es, da die Armuth zu allgemein herrſcht! u. ſ. w.“ — Ich möchte aber doch behaupten, daß Hülfe möglich und pflichtmäſſig ſey, und nicht nur allein für England oder für Europa, ſondern für die ganze Welt, mehr oder weniger. Man weiß es nicht, oder will es aus Bequemlichkeitsliebe nicht geſtehen, daß auch in Deutſchland das Elend groß iſt und Hülfe dringend nöthig ſey, und je eher je beſſer, um nicht den hohen Grad des Elendes wie in England zu erleben. Ich möchte nicht zählen, wie viele Hunderte auch in Deutſchland jährlich am Hungertode ſterben! Denn für die Armuth iſt keine hinlängliche Anſtalt vorhanden, und wenn die Geſeze auf dem Papier noch ſo ſchön ſind. Die vorhandenen Anſtalten entſprechen nicht, ſie mehren eher das Uebel! — Dieſe Anſtalten müſſen ſtrenge allgemein, ſo zu ſagen, chriſtlich moraliſch, nicht theilweiſe privative oder zunftmäſſig ſeyn. Ich bezeichne ſolche als klöſterlich militäriſch kolonienartig. Vom erſten bis zum lezten menſchlichen Weſen in einem jeden Reiche muß man gewiß ſeyn, daß es ſich täglich ſein Brod möglichſt verdient habe, ſo lange es kann, und wenn es nicht kann, ſo iſt es ein Verbrechen an der Menſchheit, wenn man ihn, den Unfähigen, dem Zufall, oder der gefühlloſen Gemeinde, oder der Beamten Willkür preis gibt! — Es gibt in England, ſo wie in Deutſchland u. ſ. w. Sümpfe und Oedungen noch zur Unzahl, um ſolche urbar zu machen und Brod für den Hunger zu bauen. Nur die allgemeine Anſtalt fehlt. Man muß ſich wundern, daß erſt am 19. Juli d. J. im engliſchen Oberhauſe die Trokenlegung von Sümpfen zur Sprache gebracht und vom Lord Wharncliffe die Bill beantraget werden mußte, daß die Moorgründe troken gelegt werden ſollen; (doch wohl auch Seen und Weier und Sümpfe und Oedungen im Kleinen wie im Groſſen z. B. an den Straſſen!) Noch iſt Raum für tauſend neue Städte, Kolonien, Petersburge. Warum verſteht man nicht, ſolche militäriſch klöſterlich zu bauen; — die Müſſiggänger, liederliche Handwerksburſche, Schreiber, Holzdiebe u. dgl. zu beſchäftigen, einen jeden Tag eines jeden Menſchen zu kontrolliren, was er ſich verdient, wie er ſich ernährt hat? — Es iſt zwar eine Rieſenarbeit, aber deſto herrlicher, wenn man ſie auszuführen im Stande iſt. Oder ſollte unſerem luxuriöſen Zeitalter es an gutem ernſtlichen Willen und an der geiſtigen und körperlichen Macht gebrechen? Es iſt wohl bequem, ſo in den Tag hinein nach alter Ordnung fortzuwurſten nach dem alten Sprichwort: die Welt regirt ſich ſelbſt, am alten Schlendrian und Vorurtheilen zu halten, und ruhig zuzuſehen, wie die Welt vermodert, verhungert. **Dumodo mihi bene.** Wohl ſtellen ſie ihre Macht auf, damit man nur ſie nicht aufzehre oder über den Haufen werfe. Allein wo ſoll das am Ende hinführen? — Niemand kann dieſe Frage beantworten, man will ſich in ſeiner bequemen Stellung ſeinem Schlafe nicht ſtören laſſen. Aber dieſe

Frage iſt für die Religion und für die Staaten zu wichtig, als daß es nicht unſer Aller Streben ſeyn ſollte, ſie ernſtlich zu unterſuchen und zu löſen.

Jg.

Indem wir vorſtehenden Aufſaz von der Hand eines mit den Zuſtänden des Volkswesens viel vertrauten Mannes mittheilen, können wir nicht umhin, unſere Stimme mit dem allgemeinen Nothrufe um Abſtellung des täglich mehr und mehr einreiſſenden Sittenverderbniſſes auf dem Lande zu vereinigen; dabei aber ſind wir der Meinung, daß dieſes bei uns nicht wie in England dem Zuſtande der Armuth des Volkes aus Mangel an Arbeit, ſondern vielmehr der Scheu vor Arbeit zuzuſchreiben ſey.

Wir könnten nur allein in unſerer Gemeinde eine bedeutende Anzahl von Perſonen beiderlei Geſchlechts ledigen Standes aufzählen, welche ſich eines ordentlichen Dienſtes entſchlagen und mit unerlaubten Erwerbsmitteln zu anderer Leute Schaden fortbringen.

Sehr zeit- und zwekgemäß hat die königl. württembergiſche Regirung durch das Polizei-Strafgeſez von 1839 beſtimmt, daß von Staatswegen öffentliche Beſchäftigungs-Anſtalten errichtet werden ſollen, in welche ein, wegen tief eingewurzelter Spiel- oder Trunkſucht, wegen Müſſiggang oder Bettelei auf einen Gemeinde- oder Ortsbezirk Confinirter eingeſprochen werden kann, wenn er arbeitsfähig iſt und es auſſer dieſer Anſtalt an den Mitteln gebricht, ihm einen zu ſeinem Fortkommen hinreichenden Arbeitsverdienſt zu verſchaffen, oder wenn er es an der geregelten Benüzung der Gelegenheit zu ſolchem Arbeitsverdienſt auf nicht entſchuldigte Weiſe mangeln läßt, namentlich, wenn er, des Vorhandenſeyns derſelben ungeachtet, in das Vergehen der Landſtreicherei, Betteli oder Aſotie zurükgefallen iſt; von dieſen Anſtalten nun, deren 6 beſchloſſen ſind, werden in der laufenden Finanzperiode 2 männliche und 1 weibliche errichtet werden. Man hat wohl Urſache, von dieſen neuen Inſtituten ſich Gutes zu verſprechen, in einer Zeit, wo die Arbeitsſcheue ſo ſehr überhand nimmt.

Die Redaktion.

Erwiederung.

In dieſem intereſſanten Blatte (Nro. 23) fanden ſich einige ſo intereſſante Worte „Merkantiliſches," daß ich nicht umhin kann, dagegen einige Bemerkungen hiermit anzubringen, darüber Einiges zu liefern; denn heute zu Tage ſind die Lehrlinge wirklich einer viel ſtrengeren Wahl und Lenkung unterzuordnen, als früher, indem das Aufſtreben der Zeit ſich bis ins Einzelnſte verbreitete und jedenfalls der Jüngling in ſeinem Fache vorzüglich ausgebildet ſeyn muß, ſoll er mit Glük und Ehre das Ende ſeines Lebens abwarten können. Sowie in manch anderer Beziehung eine Scheidung und Lichtung eintreten muß, wobei der Abfall (déchet) größtentheils verloren gehen wird, ſo iſt es auch in einigen gewerblichen und induſtriellen Seiten zu erwarten, nicht ohne Grund vielleicht ſchon mehrfach gewünſcht. Doch nun zu unſerm Aufſaze in Nro. 23 zurük!

Hinſichtlich der Volontäres iſt allerdings die Bemerkung nicht ganz unrichtig; deren hat es aber zu jeder Zeit gegeben und ſie haben ihre Schuld größtentheils auf die häusliche Verziehung (in zu groſſer Verzärtlung) zu werfen. So weit gehen aber unſere Worte und Geſeze nicht, dieſem anerkannten Verderben unſerer Tage radikal abzuhelfen. Die Zukunft mag es ändern!

Dann aber kommt jedenfalls der Mangel an Vorbildung für den ſo wichtigen Handelsſtand zur Sprache; denn ohne feſte Theorie iſt nimmermehr Etwas ausgerichtet, gibt es kein Heil. Wir wiſſen dieß nur zu gut. Aber ob durch Schulen ſchon ſpeziell genug für die kaufmänniſche Vorbereitung — ſelbſt noch eine tüchtige Lehre angenommen und deren größten Nuzen zugegeben — geſorgt werde, das möchten wir ſehr bezweifeln. Daher dieſe Erwiederung. Wir haben jenen Aufſaz in Nro. 23 und die Definition beider Anſtalten reiflich erwogen, und finden Folgendes:

1. Der Unterricht in den lateiniſchen Schulen iſt allerdings höchſt wichtig, auch für den Bürgerberuf. Es hat ſich gezeigt, daß lateiniſche Schüler von geringem Fortgange im gewöhnlichen Leben noch immer ſich etwas hervorthaten, namentlich an Begriffen und Schreibfertigkeit. Auch möchte wohl ſchwerlich Jemand den Nuzen der lateiniſchen Sprache in Abrede ſtellen. Nur entſtehen daraus wieder 2 Fragen von Wichtigkeit. Die eine iſt, ob man lateiniſche Vorkenntniſſe nicht auch auf andere Weiſe und in viel kürzerer Zeit ſich erwerben könne; und die zweite, ob es ſich der Mühe lohne, einer entfernt vorbereitenden Sprache 4 und mehr Lebensjahre zu widmen, hierauf erſt noch das Fachbezügliche, etwa 3 Jahre an einer vollſtändigen Gewerbſchule nachzuholen, dann 3 Jahre ein Gewerbe zu lernen; vielleicht auch zu wandern und ſo nach 10 bis 13 Jahren erſt an der Pforte der Erfahrung und freien Thätigkeit zu ſtehen!

2. Unter die Anſicht, daß der Buchhaltungs-Vorbereitung in wochentlich 2 Stunden genügt werde, kann ich mich keineswegs ſtellen. Wie ſehr hat man zu thun, um nur die einſchlägigen Kunſtausdrüke, Bücher und Bücherzweke, das wichtige Abc (Abſchluß, Buchung, Capital) u. dgl, beſonders auch Debet, Credit, Uebertrag und Ausſcheidung zu begreifen! Wenn ich nicht irre, ſo werden auch an manchen techniſchen Schulen durch eigens beſoldete Realienlehrer (nach Einem Geiſte alſo) Buchhaltung und andere Lehrgegenſtände viel umfangsreicher gegeben, als der Verfaſſer jenes Aufſazes nothwendig zu fordern ſcheint; und dieß iſt ſehr löblich, ja nothwendig. Alles Halbe taugt nicht, und ein bloſſer Name genügt weder einer Anſtalt, noch ihren Schülern.

3. Privatunterricht iſt demnach noch immer der vorzüglichere für den Zwek der kaufmänniſchen Berufsvorbereitung. Jedoch nur, wenn dabei a) einiger lateiniſcher Unterricht (etwa die Declinationen, Conjugationen und einfache Syntax, mit Leſung eines leichten Claſſikers verbunden) gegeben wird, oder 1 höchſtens 2 Jahre an der lateiniſchen Schule. Wenn z. B. für Apothekerlehrlinge mehr Zeit geſezlich vorgeſchrieben iſt, hört dieſe Bemerkung natürlich auf; b) Dann mehrere Fächer einer vollſtändigen Gewerbsſchule; c) nebenbei privater Unterricht in neuern Sprachen, als erſtens im Italieniſchen, weil die Terminologie ganz lateiniſch iſt, zweitens im Franzöſiſchen, weil dieſe noch immer die Weltſprache iſt, drittens im Engliſchen, um für alle Fälle der Beſtimmung geborgen zu ſeyn. Die gründliche Kenntniß dieſer Sprachen iſt in Deutſchland nicht überall gleich nothwendig, gleich wichtig; jedenfalls wird ſie vorausgeſezt und ſchwer trägt Keiner daran; d) die deutſche Correſpondenz in mindeſtens wochentlich 4 Stunden, die Buchhaltung mit ihren Nebenwiſſenſchaften (Wechſel-, Effekten-, Maß-, Münzkunde u. dgl.) in mindeſtens 5 Stunden durch einen Privatlehrer, ferner 3 Stunden Arithmetik. Das gäbe an 4 Jahre, und 3 Jahre Lehrzeit abzuthun, 7 ſolche Vorbereitungsjahre. Dann läßt ſich aber auch von einem ſolchen Menſchen Etwas hoffen, was ehrenwerth bleibt. —

Dieß war es zunächſt, was ich hierüber erwiedern wollte; nicht aus Luſt zum Widerſpruche, nicht auch in der Meinung von Unfehlbarkeit, nicht auch in Annahme von Alleskönnenden und Allesleiſtenden, nein — es ſoll durch dieſe Oeffentlichkeit auf die Wichtigkeit der Berufswahl aufmerkſam gemacht, aber keiner Anſtalt und keinem Stande nahe getreten werden. — Ich bin zugleich Vater von 3 Söhnen, welche im Handelsſtande bereits als Commis arbeiten, und deren jeder einen andern Vorbereitungsweg ging. Darum habe ich wohl auch eine Stimme. —

Ein Handelsmann.

Staat und Kirche.

Die hochverehrlichen Leſer dieſer ſo geſchäzten Zeitſchrift werden ſich noch erinnern, daß ich einmal unter obigem Titel: Staat und Kirche, und zwar vor einigen Jahren, ein Scherflein zur Jugend-Erziehung darin deponirte. — — Da ich der Meinung — bin, daß in Erziehungs-Inſtituten die weltlichen Lehrer und Vorſteher gleichſam den Staat, die geiſtlichen Vorſtände und Lehrer aber, und gleichſam die Kirche repräſentiren, — beide aber dort mit vereinter Kraft und Eintracht herzlichſt zuſammenwirken müſſen, um Segen und Heil für Gegenwart und Zukunft — über die ihnen durch Gottes Hand und Fügung anvertrauten Zöglinge reichlich und wohlthätig wirkend zu ſpenden; — ſo nehme ich mir abermals die ergebenſte Freiheit, ein Buch bekannt zu geben, welches ich am 15. Juli d. J., bei einem bürgl. Tändler in der Vorſtadt Au — bei München — erkaufte, und welches Buch, unter paſſenden Aneignungen ꝛc. ꝛc. an unſere Zeit mir ganz geeignet ſcheinet, in höhern adelichen Bildungs-Inſtituten, in Seminarien u. dgl., und zwar für k. Gymnaſien Eingang, Aufnahme und praktiſche Anwendung finden zu dürfen; indem dieſes wahrhaft herrliche Buch voll Kraft den geſunden Menſchenvernunft, auch zugleich voll Macht und Herrlichkeit des Gottheiligen Geiſtes iſt!!! — — — Der Titel dieſes vor-

trefflichen Werkes iſt, kurz gegeben: „Joſeph Pergmayrs, ex societate Jesu etc. gründliche Erwägungen ewiger Wahrheiten ꝛc.“ etwas deutlicher ins Licht geſtellt von Ferdinand Reiſner ꝛc. ꝛc., Augsburg bei Ignaz Wagner, 1777. — In der Vorrede zu dieſem Werke S. XV. wird man gar lieblich auch an einen Eichſtätter, und an deſſen Leben, Sterben und Wohlthaten, nemlich an den gottſeligen Mann, Philipp Jenningen, — aber leider! nur zu flüchtig, aber dankerwekend, — zurükerinnert. — K.

Ueber das Wagenausſpringen.

Wir haben Alle ſchon von Unglüksfällen gehört, welche dadurch entſtanden, daß Pferde durchgingen oder ſcheu wurden, dann die Fahrenden hinaus ſprangen, um ſich zu retten. In neueſter Zeit hörten wir von dem Tode des Herzogs von Orleans, auf gleiche Art herbeigeführt.

Wir warnen daher Jedermann in Folgendem:

Das Hinausſpringen aus dem Wagen ſoll man ſtets unterlaſſen; denn, wenn auch das Fuhrwerk umfällt, ſo iſts noch immer weniger gefährlich, als das Hinausſpringen. Denn durch das Hinausſpringen werden wir mit Gewalt hingeworfen, und ſind Steine, Bäume ꝛc. da, ſo iſt ein Todtfallen ſehr leicht möglich.

Räthlich wird das Ausſpringen nur 1) wenn wir fürchten müßten, von der Laſt unſers Wagens erſchlagen zu werden, 2) wenn der Sturz des Wagens in einen Abgrund, in ein Meer, in einen Strom ꝛc. geſchehen müßte, wobei wir ebenfalls umkommen müßten.

Wie muß man aber ausſpringen? 1) Am geeignetſten Plaze: daher den Kopf nicht verloren! 2) Nicht im Zuge des Wagens, d. i., ganz vorwärts, ſonſt kommen wir unter die Räder und werden zerquetſcht. 3) Nicht gerade weg, ſonſt werden wir zu todt geprellt; denn unſer Sprung macht ſtets die Diagonale, weil ſich eine zuſammengeſezte Kraft ergibt. Nemlich der Wagen zieht vorwärts, wir trachten ſeitswärts, da geht unſere Richtung in der Mitte durch. Einfluß hat das Gewicht des Körpers, der Bogen des Sprunges u. dgl.

Beherziget wohl die Gefahren, die ihr ſo gerne ſchieferige Pferde unterhaltet; und nehmt euch wohl in Acht, die ihr ſo gerne ausſpringet! Dieß iſt unter 10 Umſtänden gefährlicher, als Sizenbleiben, und beinahe immer tödtlich. Für ſtudirte Leute iſt dieſe Mahnung in der Regel überflüſſig; aber Andere wollen oft gar nicht einſehen, welche Folgen ſo ein unzeitiger Sprung nach ſich ziehen könne. — (—*—)

Noch ein Wörtchen zu den mehr launigten,

als erſten Vorſchlag, die Bildung einer Aſſekuranz-Anſtalt für die durch die Ausbreitung der Eiſenbahnen im Schaden und Nachtheil kommen könnenden Landwirthe, Gewerbs-Männer, u. ſ. a.

Einige meinen, vorbezeichnete Aſſekuranz-Anſtalten können nur am Beſten durch die Einführung einer Klaſſenlotterie mit der Dauer eines Zeitraumes von 20 — 25 Jahren, erzielet werden; und Mehrere dieſer Einigen ſchlagen hiezu jenen dem 14. Bande der Leipziger Sammlungen de anno 1760 von Seite 577 — 582 enthaltenen Plan, vor. — Meiner Anſicht nach aber können hierüber nur einſichtsvolle Männer vom Fache abſprechen, wozu ich mich am Allerwenigſten befähiget fühle, und nur daher mir über dieſen Plan folgende Bemerkungen unmaßgeblichſt erlaube. Wenn eine Lottokompagnie eben ſo viel ausgibt, als ſie einnimmt, womit deket ſie ihre Regieköſten?

Nach vorgemeintem Plane würden für 10,000 Looſe, 9000 Gewinne beſtehen, alſo 1000 Einſezer mit Rieten, oder leer davon kommen, und ſo bei Manchem Unluſt zum Einlegen erweken. — Doch dieſen unliebſam erſcheinenden Verhältniſſe könnte vielleicht dadurch abgeholfen werden, wenn man belieben wollte, die Gewinnſte nicht an die einzelnen Gewinner, ſondern an die Maſſe der durch die Ausbreitung der Eiſenbahnen benachtheiligt werdenden Städte, Märkte und Dörfer, und zwar in der Art und Weiſe hinauszubezahlen, daß dieſe Maſſe den Eiſenbahnengeſellſchaften gegen 3 — 4% Zinſen,

zahlbar alljährlich an vorige Gemeinden, alſogleich übergeben, und der Beförderung der *Eiſenbahn-Zweke überlaſſen würde*. In der Vorausſezung, daß ich wenigen Leſern dieſer verehrten Zeitſchrift durch die Mittheilung des Eingangs erwähnten Planes einen Dienſt, oder auch nur eine kleine Gefälligkeit erweiſen möchte, und in der weitern Vorausſezung, daß Diejenigen, welche in ſich den guten Willen, den Beruf, die Einſicht und die edle Abſicht haben, ſich um dieſe gemeinnüzliche Sache annehmen zu können, dieſe Leipziger Sammlungen wohl ſelbſt beſizen werden, umgehe ich daher eben erwähnte Planesmittheilung, und wünſche nur aufrichtig und herzlichſt, durch dieſes weitere *Scherflein* den wirkſamen Ideengang der *Einſichtsvollen* auf das *wahre Wohl* meines Vaterlandes *Bayern*, und — *Deutſchlands* ehrerbietigſt hinzulenken. —

Ueber das Schmolen der Weiber.

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte iſt, einen Engel; meine jezige Frau nenne ich, wenn ich böſe auf ſie bin, einen gefallenen Engel, iſt das Ehewetter aber heiter, einen geſtuzten. „Warum geſtuzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erſtenmale dieſes Ausdruks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verſtellen gelernt, ich wußte wohl nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen ſey, und wie ohne dieſen Lichtſchirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine!“ — ſagte ich, indem ich ihr ein Stükchen Zuker, den ſie ſehr liebt, in den Purpurmund ſtekte — „liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glük, wenn deine Engelsflügel nicht etwas geſtuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt“ .... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimat iſt — wollte ich höchſt poetiſcher Weiſe hinzuſezen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchteſt alſo, ich könnte dir untreu werden?“ fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und *ſchmollte*. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab; in *Engels Mimik* iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Natur-Treue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreiſſigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glük in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jezt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſäze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nuzen. Staatspapier-Händler oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jezt oft, welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillaskrieg, den ſie gegen die konzentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nüzt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Müke nach Müke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind gründefeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld,

dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen Kriegskunſt Schmollen heißt), iſt alle Mühe vergebens, ſie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurükziehen, und ſchließt um jede Bedingung einen pyrenäiſchen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigſtens mit dem Kopfe über die Wolken ſeines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter ſeinen Füſſen; die Frau aber ſteht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finſteres Geſicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelſtunde wieder verſöhnt ſeyn werde; mein ſchmollender Engel aber hat gar keine Vorſtellung davon, daß ſie mir je wieder gut werden könnte. Ein komiſches Mißverſtändniß trägt gewöhnlich dazu bei, ſie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nemlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber ſo oft ſie zankt, rufe ich ſie Minchen. Dieſes Wort macht ſie nur unverſöhnlicher, denn ſie wähnt, ich bediene mich der liebkoſenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich ſie, wenn ſie ſchmollt, nur darum Minchen nenne, weil ſie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — ſo geſchikt weiß ſie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau ſchon oft vorgeſchlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreiſſig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns beſſer ſtehen, aber ſie wollte von einem ſolchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Haus-Kalender einzutragen, und beim Schluſſe des Jahres fällt die meteorologiſche Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch ſeltſameres und trauriges Anſehen gibt, iſt, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu ſchmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo ſie zu ſchmollen aufgehört. Sie vergrollt ſo leiſe und allmählig, daß nicht zu beſtimmen iſt, wenn der lezte Laut ihrer Unzufriedenheit verſchallte, und plözlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glüke, ohne zu wiſſen, wie ich hineingekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber ſo machten, die, wenn ſie ihr ſtillſtehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertelſtunden, über welche der Zeiger rüke, ſchlagen lieſſen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe ſtünde. Sie müßten das ſo machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinausſchmollt, ſo iſt das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Prinzip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuſſe, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Wiz, Empfindung; aber auch Tüke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſezgebung weiſe in zwei Kammern getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bayeriſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt, und der Frieden!

Ludwig Börne.

Die zwölf Himmelszeichen der Liebe.

Die Sonne der Liebe tritt nach Verſchiedenheit ihres Standes zu den Lebensbildern des Menſchen in dieſelben Zeichen, wie die Sonne am Himmel.

So tritt in unſerem goldenen Zeitalter die Sonne der Liebe, weil die Liebe jezt immer gegen Gold gewogen wird, zuerſt in das Zeichen der Wage, und befindet ſich bald darauf im Skorpion, der dann das Leben und Glük der Liebenden vergiftet.

Die Zeichen des Waſſermannes betritt ſie, wenn die Thränen der verlaſſenen und betrogenen Geliebten auf das Herz des treuvergeſſenen Mannes fallen, oder wenn der Geliebte von ſeiner Geliebten gewaſchen wird. Nicht lange nach den Flitterwochen gelangt die Sonne der Liebe in das Bild des Krebſes, wo die Liebe wie ein Krebs zurükzugehen beginnt, rollt dann raſch in das Zeichen der Fiſche, wenn die Liebenden ſchmollen, und dabei ſtumm wie die Fiſche bleiben. Wird der Mann vom Weibe geſchoren, ſo ſieht man den Liebesſtern im Zeichen des Widders, um bald darauf das Bild des Stieres zu beziehen, wenn dem geplagten Ehemann die Geduld ausgeht.

Will ſich der Ehemann oder Geliebte über die Untreue der Gattin oder Geliebten eine Kugel durch den Kopf ſchieſſen, dann ſteht die Liebesſonne im Schüzen. Im Zeichen der Jungfrau findet man ſie ſelten, denn wenn ſie zur Jungfrau gelangt, ſteht ſie ſchon im Krebſe, weil ſie in unſeren Tagen der Frühreife leider! ſchon im Mädchen ihren Umlauf beginnt. Daß die Liebe unſerer ſchwachen und ohnmächtigen Generation nur ſelten die Stärke des Löwen zeigt, und nur wenig Liebende den Löwen an Kraft und Großmuth gleichen, macht es, daß man den Stern der Liebe auch nur ſelten im Bilde des Löwen ſieht, in das er aber dennoch gelangt, wenn ſich die Liebenden Midasohren aufſezen, wo dann freilich der Löwe zum Müllerlöwen wird.

Erkennen endlich die Liebenden ihren Bok, den ſie mit ihrer Liebe geſchoſſen haben, dann hat die Liebesſonne ihren Stand im Zeichen des Bokes, der zum Steinbok wird, wenn der Liebesbok auf den Herzen der Liebenden wie ein Stein laſtet. Beherbergt das Herz der Liebenden zwei Liebesgötter, oder einen Amor und einen Satan zugleich in ſeinem Schooſſe, dann erblikt man den Liebesſtern im Bilde der Zwillinge, worauf er erſt jenſeits ſeinen Umlauf wieder beginnt.

Saphir.

Der Krieg der Stände,

oder unbefangene Beleuchtung der verſchiedenen Berufsklaſſen nach ihrer natürlichen, politiſchen und ſocialen Eintheilung, beſonders aber der ſich unter den verſchiedenen Ständen einander entgegenſtrebenden Verhältniſſe, der Veranlaſſungen zu dieſem feindſeligen Kampfe und deſſen nachtheilige Einwirkungen auf das gemeine Wohl, wie auf das Heil des Einzelnen. Nebſt einem Verſuche zur Verwandlung dieſer verderblichen Zuſtände in eine allgemeine Verſöhnung. Mit Beachtung der Vergangenheit und Gegenwart und aus dem Leben gegriffen. Von Fr. v. Sydow, k. preuß. Major a. D. 8. geh. Weimar, Voigt. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Der aus mehrern gediegenen Werken verwandten Inhalts, namentlich durch ſeinen klaſſiſchen „Welt-Bürger im Umgange mit Menſchen“ (von der Kritik über Knigges Umgang erhoben), rühmlichſt bekannte, ja bei dem Publikum, das er ſich ſelbſt geſchaffen hat, ſehr beliebte und verehrte Hr. Verf. ſezt durch dieſe ſeine neueſte ſo ganz zeitgemäſſe Gabe, ſeinen in das Leben der heutigen Zeit mit tiefer Weltkenntniß und Erfahrung eingreifenden Schriften die Krone auf, denn er iſt der Schriftſteller, der zuerſt die Verhältniſſe und Beziehungen aller Stände zu einander, ihre gegenſeitigen Wechſelwirkungen und ihr geſammtes Eingreifen in das groſſe Ganze des kosmopolitiſchen und ſocialen Lebens mit bewundernswürdiger Allkenntniß zergliedert, vorurtheilsfrei beleuchtet und vergleichend zuſammenſtellt. Auf einem in Verhältniß zu der Wichtigkeit all dieſer Zuſtände geringen Raume dringt er mit ſeltenem Scharfblik in die innerſten Tiefen aller Stände und Klaſſen ein und hält jedem Stand, ohne Ausnahme, einen treuen Spiegel vor, der ihm ſeine Beſtimmungen, Pflichten, Verirrungen und Mißgriffe zeigt, und indem er dieſes mit gleicher Freimüthigkeit und unverholener Wahrheitsliebe bei Allen thut, ſichert er ſich vor jedem einzelnen Anſtoß bei den Schwachen. Es kann keinen Stand geben, dem dieſes Buch nicht das gröſte Intereſſe einflöſſen müßte und am Schluſſe muß ſich jeder Leſer überzeugt fühlen, daß der Verf. von Dem, was er auf dem Titel verſprach, nichts ſchuldig geblieben iſt. Von dem Geiſte der reinſten Humanität und des lebendigſten Patriotismus, der vorurtheilfreieſten Unbefangenheit und Gerechtigkeit ausgehend, kann dieſem goldnen Buche die allgemeinſte Theilnahme bei allen Ständen und Volksklaſſen nicht entſtehen, weßhalb es auch der Verleger mit beſonderer Vorliebe recht ſchön ausgeſtattet hat.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Grab.

(Gegenſtük zu den Studentenſitten in Nro. 30 d. Bl.)

Ecce die Grube homo, qui nunc bene vivere pfleges,
Atque tibi non nimmst firma exempla daraus!
Mox ferri in lochum hunc cogeris atque ergeben
Profers dulce Confect vermibus ut Jedermann.
Jam wartunt Graeberi post unum mortis opferum,
Et sic mox portant te quoque grausamice.
Ridentes erberi circumstant, quando gemachet
Vix oculos tu zu, nunc bona nox tibi Schnepf!
Ergo quaere daraus praecepta haec dulcia, vera;
Nunquam olim dixi, seltsama sunt bravibus:
Noli non schmusig hanc lebam lebere, Freundchen,
Sed sis semper aler mortis owehe eris.
Sed ne vive diem sine precibus atque Ghorsamo,
Nam malus est Fankerl, cornua longa gerit.
Ipse feci semper haec pauca, speroque Belohnung,
Angelus atque Geistus laechlere possum dereinst.

Curioſum.

Ein deutſcher Calculator, welcher viele Jahre in Frankreich gelebt, hat in nachſtehender Aufzählung der Jahreszahlen die Zeitpunkte der merkwürdigſten Begebenheiten Frankreichs folgendermaſſen herausgerechnet:

1794 Sturz Robespierre's.
1
7
9
4
―――
1815 Sturz Napoleon's.
1
8
1
5
―――
1830 Sturz Carl's X.
1
8
3
0
―――
1842 Tod des Herzogs v. Orleans.
1
8
4
2
―――
1857 ? ? ?

Dieſem Schema zufolge würde dem Reiche Frankreich im Jahre 1857, wenn der jezt 4 Jahre zählende Graf von Paris, der Thronfolger Frankreichs, das 19te Jahr erreicht hätte, wieder eine Cataſtrophe bevorſtehen.

Dr. Karl Raſſe hat in ſeiner Schrift: „Antihydriaſis" bewieſen, daß das kalte Waſſer für die Krankheiten unſerer Zeit durchaus kein Heilmittel iſt, ſondern im höchſten Grade nachtheilig auf den Körper einwirkt. (!! ? —)

Zu einem Arzte in Paris kam ein Mann, der über beſtändige Schwermuth und Bangigkeit klagte. Der Arzt ſagte zu ihm: „Beſuchen Sie oft unſer Schauſpiel. Wenn Sie der Harlekin Carlin nicht aufmuntert, ſo ſizt Ihr Uebel ſehr tief." „Carlin?" antwortete der Kranke, und ſchüttelte den Kopf, „der bin ich ſelbſt."

Ein kleiner Judenknabe ward in der öffentlichen Schule von dem Lehrer gefragt: Wie viel Viertel hat eine Elle? — Viertehalb Vartel, Hr. Lehrer!

Bücher-Anzeige.

Die Krankheiten der Haut, Haare und Nägel am menſchlichen Körper,

oder gründlicher Unterricht für das nichtärztliche Publikum, wie alle Hautausſchläge und dahin gehörige Krankheiten, als: Scharlach, Maſern, Rötheln, Blattern, Gürtel, Roſe, Neſſelfrieſel, Kräze, Flechten, Froſtſchäden, Schrunden, Leberflecke, Hizblätterchen, Sommerſproſſen, Warzen, Hühneraugen, Fußſchweiſſe u. ſ. w. auf die leichteſte und ſicherſte Weiſe verhütet, und geheilt werden können, und Angabe der Umſtände wobei man unerläßlich einen Arzt zu Rathe ziehen muß. Nebſt einer Abhandlung über die Krankheiten der Kopf- und Barthaare und der Nägel, namentlich wie man das Ausfallen und Grauwerden der Haare verhindern, den Haarwuchs kahler Stellen befördern, rothe Haare ſchwarz färben kann u. ſ. w.

Von

Dr. C. A. Bergmann,

prakt. Arzte.

Dritte vermehrte Auflage.

Ladenpreis 12 gGr.

Leipzig, 1842. Verlag von Jm. Tr. Wöller.

Der Beſiz dieſer für das nichtärztliche Publikum bearbeiteten Brochüre iſt zweifach nüzlich. Die in derſelben klar und bündig ſkizzirte Kultur der äuſſern Bedekungen, verbunden mit den unerläßlichſten Regel der hierauf bezüglichen Diätetik werden den fleiſſigen Befolger mit dem ungeſtörten, ſo wohlthätigen Gebrauchsvermögen ſeines direkten Gefühlsorgans, der Haut und ihrer Schuzwerkzeuge, der Haare belohnen, während zweitens ein, durch ſo mannigfach und ſtetig einwirkende Gelegenheitsurſachen hervorgerufenes Uebel dieſer Theile einer zwekgemeſſen Anwendung der in dieſem Werkchen angezogenen Heilmittel unfehlbar und ſchnell weichen wird. Nun laſſen wir jedem ſelbſt zu unterſcheiden übrig, ob durch Beiſchaffung dieſes Werkchens ein kleiner Hausſchaz nüzlicher Bücher (und obendrein um ſo billigen Preis) einen nicht gering zu achtenden Zuſaz erhielte, oder nicht? —

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 36. 9. September 1842.

Inhalt: Die Eichäpfel als Jahres-Propheten. — Bericht über die Ernte des Jahres 1842. — Fruchtmangel. — Neues Verfahren, die Hausthiere zu füttern. — Welcher Honig iſt zur Fütterung der beſte? — Erfahrungen über die Zubereitung des Futters durch Selbſterhizung. — Palmer's Patentpflug. — Neues Dünaungsmittel. — Chokolade und Kaffee von welſchen und einheimiſchen Nüſſen. — Eingerammte Pfähle vor Verweſung zu ſchüzen. — Sümpfe auf Wieſen zu beſeitigen. — Gefäſſe waſſerdicht zu machen.

Die Eichäpfel als Jahres-Propheten.

Willſt du ſehen, wie das Jahr gerathen ſoll,
So merk Dir die folgende Lehr gar wohl.
Nimm wahr der Eichäpfel um Michaelstag,
An welchen man das Wetter erkennen mag.
Haben ſie Spinnen, ſo kommt ein bös Jahr,
Haben ſie Fliegen, zeigt's ein Mitteljahr,
Haben ſie Maden, ſo wird das Jahr gut,
Iſt nichts darin, ſo hält der Tod die Hut.
Sind die Eichäpfel früh oder ſehr viel,
So ſchau, was der Winter anrichten will:
Mit viel Schnee kommt er vor Weihnachten,
Darnach magſt Du groſſe Kälte betrachten.
Sind die Eichäpfel ſchön innerlich,
So folgt ein ſchöner Sommer ſicherlich.
Auch wird die Zeit wachſen ſchön Korn,
Alſo iſt Müh' und Arbeit nicht verlor'n.
Werden ſie innerlich naß gefunden,
Thun ſie einen naſſen Sommer verkunden.
Sind ſie mager, ſo wird der Sommer heiß;
Dieß ſey Dir geſagt mit allem Fleiß.

Bericht über die Ernte des Jahres 1842 in den Kreiſen des Königreichs Bayern, dieſſeits des Rheins.

Nachdem der Verfaſſer des folgenden Berichtes in jüngſter Zeit faſt in allen Theilen des Königreiches Bayern dieſſeits des Rheins gereiſet iſt, und insbeſondere auch ſeine Aufmerkſamkeit der Produktion der Agrikultur gewidmet hat, ſieht er ſich in den Stand geſezt, vollſtändig über die heurige Ernte zu berichten, und glaubt, dem Publikum eine gewiß intereſſante Ueberſicht nicht vorenthalten zu dürfen.

Das Jahr 1842 iſt ein Wonnejahr! mag auch Hans Nimmerſatt oder der ſpekulative Kipperer hie und da ſeine Jeremiaden ausposaunen! all' jene Befürchtungen, daß die lange anhaltende trokene Witterung ein Mißjahr herbeiführen würde, haben ſich als ganz grundlos erwieſen; denn zum Theile füllen ſich die Scheunen gänzlich, und zum Theile kann die Frucht kaum untergebracht werden. — Es iſt aber bekannt, und leicht begreiflich, daß der Bauer ſelbſt bei dem reichlichſten Segen gerne klagt, und nur in der Gegend des Rotthales, des Innes und theilweiſe der Iſar und Donau habe ich den Landmann ganz zufrieden geſehen, was gewiß viel ſagen will. — In den genannten Gegenden hat aber nicht allein die Winterfrucht eine höchſt reichliche Ausbeute geliefert, ſondern auch die bevorſtehende Ernte der ſämmtlichen Sommerfrucht verſpricht da, wo ſie noch nicht Statt fand, ein ſehr glänzendes, ergiebiges Reſultat. Wenn auch die Sommerfrucht nicht lang im Halme iſt, ſo iſt ſie doch reich in Körnern; die Winterfrucht aber vereinigt mit langem Stroh ſolche Quantität und Qualität in den Körnern, wie es gewiß ſeit lange nicht der Fall war, und insbeſondere bezüglich der Qualität — es wurde ſchon Brod vom heurigen Korn gebaken — herrſcht nur eine äuſſerſt günſtige Stimme. Fürwahr: „es wogt die Saat und reifet wie im Flug; es thut die Schöpfung einen langen Zug aus gold'ner Schale, die am Himmel glänzt, und reichlich jedem Durſtigen wird kredenzt.“

Auch die Heuernte iſt in den obengenannten Gegenden ganz zur Zufriedenheit ihrer Bewohner ausgefallen, wogegen aber in den meiſten anderen Gauen des Reiches einiger jedoch keineswegs ſehr beſchwerender Mangel beſteht; aber es beſteht auch die Ausſicht auf eine reichliche Grummeternte, ſo daß durch dieſe eine Ausgleichung zu Stande kommen

wird, welcher die Sorgen des Landmanns bezüglich ſeines Viehſtandes gewiß ganz beſeitiget.

Der größte Theil von Oberbayern, ſo wie ganz Schwaben und Neuburg, Mittelfranken bis auf die ganz trokenen Sandfelder, insbeſondere aber Unterfranken haben ſich bezüglich der ſämmtlichen Winterfrucht, und größtentheils auch der Sommerfrucht einer ſehr reichen Ernte zu erfreuen, und nur der gröſſere Theil von Oberfranken, einzeine Streken der Oberpfalz und Regensburg leiden an der Sommerfrucht und am Futter einigen Mangel, wogegen aber Niederbayern, mit Ausnahme des bayeriſchen Waldes, höchſt geſegnet iſt, ſo wie auch der gröſſere Theil der Oberpfalz und Regensburg. Wohl aber mögen die Bewohner des Fichtelgebirges und des bayeriſchen Waldes, ſo wie überhaupt die Gebirgsländer Mangel leiden; denn ihre vorzüglichen Produkte: Kartoffel und Flachs haben allerdings durch die lang dauernde Dürre Schaden gelitten und nur die Kartoffel werden durch die jüngſten Regengüſſe ſich etwas erholen. — Aber auch dieſer Mangel verſchwindet vor der zum Theile ſchon Statt gehabten, zum Theile nahe bevorſtehenden ſo reichlichen Ernte in den übrigen höchſt geſegneten Gegenden des Vaterlandes, und wohl iſt es unſere Pflicht, unſern ſpärlicher bedachten, ohnehin größtentheils ärmeren Landsleuten unter die Arme zu greifen, welche bei der geringen Flachsernte ihren Hauptnahrungszweig ſehr fühlbar vermiſſen werden. —

Der Hopfen, ein Hauptprodukt im lieben Vaterlande, — wird heuer keine ergiebige Ernte liefern; doch meint Einſender, daß deßhalb das Bier keinesfalls einen noch höheren Preis erhalten werde, weil ſeit mehreren Jahren der Hopfen einen ſehr geringen Preis hatte, und die Ausgleichung um ſo mehr noch immer zu Gunſten der Herrn Bierproduzenten ſich herausſtellt, als die Gerſtenernte gewiß ein ſehr reichliches Reſultat gibt.

Das Obſt iſt allenthalben ohne Ausnahme ſo reichlich und gut gerathen, daß man ſich ähnlicher Fälle kaum erinnern kann.

In den Weinjahren aber wird das Jahr 1842 eine groſſe Epoche machen. Gebe der Himmel, daß die Weinleſe glüklich von Statten gehe, und daß man noch in den ſpäteſten Zeiten von dem edlen 42ger ſprechen und koſten wird, und dieß wäre dem fleiſſigen Winzer wohl vom Herzen zu gönnen.

Auch der Hagelſchlag hat uns heuer faſt ganz verſchont, nur in Mittelfranken wurde eine Streke von 7 Stunden Länge und 2½ Stunden Breite davon heimgeſucht. —

Unſere Landsleute jenſeits des Rheins erfreuen ſich nach Hörenſagen in jeder Beziehung eines höchſt fruchtbaren Jahres, und im Herbſte wird in ihren Weinbergen ein fröhliches Freudenſchieſſen erſchallen.

Und ſo biſt du 1842 uns ein Wonnejahr, ein Jahr des Segens und der Fülle! — bis auf die vielen böſen Brände, an welchen jedoch nur theils menſchlicher Leichtſinn, theils verruchte Bosheit, nicht aber die Elemente Schuld waren. —

Möchte ich durch gegenwärtigen Bericht meinen Zwek erreichen, nemlich: ungegründete Beſorgniſſe zu heben, und Jenen einen warnenden Fingerzeig zu geben, welche glauben, mit dem Verkaufe ihrer Früchte behufs der Erzielung höhere Preiſe zu zögern, und nicht etwa ſchon jezt auf einen allenfallſigen Mangel des nächſten Jahres kalkuliren; denn dieß iſt eben ſo unklug, als gottlos. — „Probatum est“ ſagen die geprellten Kipperer des vorigen Herbſtes.

G. L.... aus B.

Futtermangel.

Es wird jezt in den Zeitungen ſo viel über Futtermangel geklagt, ja der Bauer müſſe ſchon ſein Vieh um einen Spottpreis verkaufen, daß man faſt glauben ſoll, die Sache ſey wirklich ſo, und doch iſt ſie es nicht. Allerdings iſt in manchen Gegenden ſehr wenig Heu gewachſen, iſt denn aber Heu das ganze Futter? kann es nicht noch recht viel Grummet und anderes Herbſtfutter geben? und bis jezt, Gott ſey Dank, iſt Ausſicht vorhanden, daß es wirklich viel Herbſtfutter geben wird. Darum auf Gott vertraut, und nicht gleich ſo kleinmüthig. Wie hat man dieſen Sommer nicht geſchrieen, es gäbe kein Getreide und es müſſe ein theueres Jahr

werden, und doch iſt ſehr viel und gutes Getreide gewachſen. — Daß der Bauer ſein Vieh jezt ſchon um einen Spottpreis verkaufe, iſt auch nicht wahr, wenigſtens kömmt auf unſerm Viehmarkte nicht mehr Vieh, als ſonſt. — Die Meinung nun, wenn wegen Futtermangel viel Vieh geſchlachtet werden muß, ſo müſſe auch das Fleiſch billiger werden, iſt ebenfalls ungegründet, denn alles dieſes Vieh iſt kein gemäſtetes, und alſo für unſere Stadtmezger nicht brauchbar, wir wollen gutes Fleiſch von gemäſtetem Vieh, nur der Koch kann höchſtens daſſelbe kaufen und ſeinen reſpektablen Gäſten vorſezen. Vielmehr möchte, wenn wirklich Futtermangel eintritt, was wohl nicht der Fall ſeyn wird, das gute Fleiſch eher theurer, als billiger werden.

Münchner Tagblatt.

Neues Verfahren, die Hausthiere zu füttern.

Hr. Göz (Landwirth und Poſtmeiſter), der Erfinder dieſer neuen Fütterungsmethode, hat bei ſeinem Verfahren immer im Auge: 1) das Thier zu füllen und zu ernähren, 2) nach Jahreszeit und Umſtänden ſtets das wohlfeilſte Futter anzuwenden, 3) bei Anwendung deſſelben immer aufregende und kühlende Subſtanzen zuſammen zu bringen. Indem z. B. die Kartoffel mit der Luzerne vermiſcht wird, modifiziren ſie ſich gegenſeitig. Nur ausnahmsweiſe wendet er das Heu natürlicher Wieſen und Hafer an, erſezt ſie aber gewöhnlich durch ſchlechtere Getreidearten, vorzüglich durch gekochte Kartoffeln, aus welchen er mit gehakter Luzerne eine Art Teig anmacht. Um Luzerne von beſſerer Qualität zu erhalten, nahm Herr Göz in ſeiner Oekonomie das Verfahren des tiefen Abgrabens des Bodens an, um eine Lage Miſt darunter zu legen; er unterſtüzt ſo viel als möglich den Ablauf ſowohl des Regen- als des infiltrirten Waſſers und ſtreut den Samen ſehr dicht, in der Abſicht, ein ſehr dicht ſtehendes, feines, volles Futter zu erhalten.

Nachſchrift der Redaktion. Es würde ſehr intereſſant ſeyn, wenn auch einer oder der andere von den Leſern unſerer Zeitung Verſuche mit der Fütterung nach obiger Methode unternähme und das Ergebniß derſelben in unſerer Zeitung, welche doch vorzüglich die praktiſchen Intereſſen des Landwirthes berükſichtigen ſoll, mittheilte. Vorzüglich möchte wohl der von dem Oekonom G. Block neu erfundene Gewichtsmeſſer, womit man das auszuſchlachtende Gewicht der Thiere ſchon bei ihrem Leben ermitteln kann, ein brauchbares Inſtrument abgeben, um zu erforſchen, ob bei obiger Methode die Hausthiere ſchneller an Gewicht zunehmen als bei der gewöhnlichen. Eben ſo möchte wohl auch die früher erſchienene „Neue Fütterungsmethode von Beyer", wodurch über die Hälfte der Koſten gegen die bisherige erſpart wird, in Berükſichtigung zu ziehen ſeyn.

Welcher Honig iſt zur Fütterung der beſte?

Daß reiner, friſcher, noch nicht über ein Jahr alter Honig zur Fütterung der beſte iſt, darüber gibt es wohl keinen Streit; auſſer dieſem taugt jeder ältere Honig, der nicht ſchon beim Auslaſſen, Preſſen ꝛc. mit ſchädlichen Subſtanzen, wie z. B. Blumenmehl, Faulbrut, geſchwängert wurde und noch nicht verdorben und ſauer iſt, unter gewiſſen Umſtänden und im Nothfalle auch.

Der allerbeſte und allergeſundeſte Futterhonig iſt jedoch derjenige, der rein zugeſpündet in jungen friſchgebauten Fladen ſich in den Bienenſtöken vorfindet, wenn er nach der Herausnahme alſobald den Bienen ohne Läuterung zur Ausbeute vorgeſezt wird. Auſſerdem iſt die Fütterungsart mit Honigfladen nicht unter allen Umſtänden und zu allen Jahreszeiten anwendbar, und man muß daher auch geläuterten Honig haben. Unter den geläuterten Futterhonig iſt derjenige der beſte, der, ohne zu einem Feuer oder einer Ofenwärme zu kommen, freiwillig durchläuft, wenn man zerſchnittenen Fladen auf ein Drahtſieb, Durchſchlag ꝛc. legt, der, mit einem Worte, durch kalte Läuterung gewonnen wird. — Bei dem durch Feuer geläuterten Honig hat man vor-

züglich auf die Farbe zu ſehen, um die Güte ermeſſen zu können. Je heller und reiner er iſt, deſto beſſer iſt er, und je ſchwärzer, dunkler und unreiner er iſt, deſto untauglicher iſt er zur Fütterung. Er ſoll immer mehr weiß oder gelb als braun oder gar ſchwarz ſeyn. Denn Lezteres iſt immer ein Zeichen, daß er beim Feuer zu heiß wurde und unreine Theile mit ſich führe, die der Geſundheit der Bienen nachtheilig werden.

Weiters iſt der beſte Honig derjenige, den man ſich von ſeiner eigenen Zucht ſammelt, weil man da gewiß weiß, daß der Honig eines faulbrutigen Stokes nicht damit vermiſcht und alſo ein ſolcher Honig, wie man ſich ausdrükt, geſund iſt.

Iſt aber ein Bienenzüchter in dem Fall, Honig kaufen zu müſſen, ſo thut er klug, ihn bei benachbarten Bienenzüchtern zu ſuchen; je näher er bei ſeiner Heimat guten und reinen Futterhonig bekommt, je geſunder werden ſeine Bienen bleiben, weil ſie an einen ſolchen Honig ſchon gewöhnt ſind, und daher derſelbe ihrer Natur am Beſten zuſagt.

Flüſſigen Honig bei Lebzeltern zu kaufen, auſſer man iſt gewiß überzeugt, daß er ſchon beim Ausbruch fern von aller Brut gehalten und alſo abgeſondert wurde, iſt nicht rathſam. Den aus fremden Ländern kommenden Tonnenhonig hat man noch mehr zu ſcheuen. Man wird mit ſolchem Futter allezeit mit Faulbrut zu kämpfen haben.

M. B.

Erfahrungen über die Zubereitung des Futters durch Selbſterhizung.

(Vom Gräfl. Erbach-Schönberg'ſchen Verwalter Bongard zu Hohenſtein.)

Aus der Zeitſchrift für die landwirthſchaftlichen Vereine des Großherzogthums Heſſen.

Schon oft wurde dieſer Gegenſtand in der Zeitſchrift beſprochen und dadurch manche ſchäzbare Mittheilung darüber veranlaßt. Dennoch iſt aber jene Fütterungsart gegenwärtig noch nicht ſo allgemein verbreitet, als ſie bei den manchen damit verbundenen Vortheilen mit Recht verdient. Der Grund hiervon mag gröſſtentheils darin liegen, daß von Vielen wohl Verſuche angeſtellt, ſie aber, wenn ſie, wie es ja auch mir ergangen, nicht gleich gelingen wollten, ſtatt der Sache weiter nachzuforſchen, wieder aufgegeben wurden.

Je mehr aber günſtige Erfahrungen darüber ihr gewiß nach und nach Eingang verſchaffen werden, um ſo mehr ſehe ich mich bewogen, die auf der unter meiner Adminiſtration ſtehenden Gräflich Erbach-Schönberg'ſchen Domäne Hohenſtein nun ſchon ſeit 3 Jahren mit, im Allgemeinen günſtigem, Erfolge darüber gemachten Verſuche nebſt dem dabei eingehaltenen Verfahren mitzutheilen.

Das fragliche Futter laſſe ich folgendermaſſen zurichten: Ungefähr 3 Simmer Kartoffeln, mit einem Stoßeiſen in ganz kleine Stükchen zerkleinert, werden mit Häkſel von circa 18 Pfund Haferſtroh und circa 12 Pfund Heu oder Grummet, nebſt etwas Salz, in der Futtertenne gehörig mit einander vermengt. Bei dieſem Verhältniſſe erhält das Futter ſo viel Feuchtigkeit, daß ein Zuſaz von Waſſer, wie dieß von Andern empfohlen wurde, entbehrlich wird. Nur dann, wenn etwa die Maſſe des Häkſels vermehrt oder weniger Kartoffeln genommen werden, iſt es nöthig, daß die Futtermaſſe etwas angefeuchtet wird. Nach gehörigem Mengen des Futters wird es ſodann im Stalle an einem geeigneten Ort auf dem Fußboden zu einem $2\frac{1}{2}$ bis 3' hohen, freiſtehenden kegelförmigen Haufen aufgeſezt und dieſer feſt angetreten. Ein ſolcher Haufen bleibt bei einer durchſchnittlichen Temperatur von circa 5° Kälte gewöhnlich 4 Tage ſizen, bis er gehörig gegohren, und verfüttert werden kann; es müſſen daher in dieſem Falle 4 Haufen geſezt und, wenn jeden Tag hiervon einer gefüttert wird, täglich ein neuer aufgeſezt werden. Bei einer Temperatur von circa 6° Wärme, wo die Gährung ſchneller von Statten geht, ſind 3 Haufen genügend. Bei einer noch wärmeren kommt es oft vor, daß ſchon den zweiten Tag die gehörige Gährung vor ſich ging. Ob das Futter den gehörigen Grad der Gährung, wo es vom Vieh am Begierigſten verzehrt wird, erreicht hat, iſt daran zu erkennen, wenn daſſelbe ſich bis zu circa 50° Wärme erhizt, einen ſüßlich aromatiſchen Geruch angenommen hat und die

Kartoffelſtüke größtentheils bis zum Zerdrüken gar ſind. Die Gährung der Haufen durch mehr oder weniger Waſſerzuſaz befördern oder zurükhalten zu wollen, habe ich nicht bewährt gefunden. Im erſten Fall tritt gewöhnlich, wenn die Haufen zu wenig angefeuchtet ſind, gerne Schimmel, im andern Fall bei den Kartoffeln gerne Fäulniß ein. Es iſt daher das Beſte, zu ermitteln, in welchem Grad von Feuchtigkeit das Futter am Beſten vergährt und je nachdem dasſelbe ſich in Folge kälterer oder wärmerer Luft langſamer oder ſchneller erhizt, weniger oder mehr Haufen aufzuſezen. Tritt erſteres ein und der zum Futtern beſtimmte Haufen hat ſich noch nicht gehörig erhizt, ſo laſſe ich gewöhnlich einen Tag gar keine Haufen füttern, aber dennoch einen neuen aufſezen, wodurch dann der auf dieſe Weiſe 1 Tag länger ſizenbleibende, ſowie alle übrigen, ihre gehörige Erhizung erlangen. Die Fütterung wird dadurch im Allgemeinen keiner beſonderen Veränderung unterworfen, denn es wird dann in dieſem Falle ſtatt des Selbſterhizungs-, Dikwurzfutter gegeben. Tritt der zweite Fall, d. h., wärmeres Wetter ein, ſo laſſe ich gewöhnlich in 1 Tag 2 Haufen, den einen Morgens, den andern Abends füttern und nur einen neuen aufſezen, was auch ganz gut geht, weil in der Regel nur Morgens Selbſterhizungs- und des Abends Dikwurzfutter gegeben wird; werden daher 2 Haufen des erſteren gefüttert, ſo fällt die Dikwurzfütterung weg. Bei dieſem Verfahren, ſowie auch deßhalb, weil ich die Haufen gegenwärtig etwa um die Hälfte kleiner als früher aufſezen laſſe, habe ich es dahin gebracht, daß, worauf ſehr viel ankommt, die Temperatur nicht mehr ſo ſtörend einwirkt. Wenn die Haufen zu groß aufgeſezt werden, ſo hat dieß den Nachtheil, daß die Gährung nicht gleichmäſſig Statt findet. Am Geeignetſten fand ich, ſie in der oben angegebenen Gröſſe aufzuſezen. Sollte man je ſtärker füttern wollen, ſo iſt es beſſer, 2 Haufen aufzuſezen.

Eine Veränderung in der Gährung der zum Erhizen aufgeſezten Futtermaſſe geht auch dann vor, wenn zu dem unter die Kartoffeln gemiſchten Häkſel mehr oder weniger Heu oder Stroh, oder ſtatt Häkſel Kaff (Gilt) verwendet werden. Es iſt deßhalb immer nothwendig, zu ermitteln, in wie weit die jedesmalige Anfeuchtung nothwendig iſt.

Wird Vorgeſagtes genau beobachtet, ſo habe ich die feſte Ueberzeugung, daß nicht nur darnach angeſtellte Verſuche vollſtändig gelingen, ſondern auch die übrigen Vortheile dieſer Futterzubereitungs-Methode ſich bewähren werden. Neben dem, daß dadurch das ſo viel Brennmaterial erfordernde Kochen der Kartoffeln unnöthig wird, hat jenes noch das Gute, daß es von dem Vieh weit gieriger als ſonſtiges, ſelbſt mit gekochten Kartoffeln gegebenes Brühfutter verzehrt wird. Es mäſtet auch beſſer und ſchneller, als lezteres, und wirkt beſonders vortheilhaft auf die Milch. Daß Milch und Butter, wie behauptet wird, einen unangenehmen Geſchmak davon annehmen, iſt gänzlich irrig. Für kleinere Wirthſchaften, namentlich für ſolche, mit welchen keine Brennerei verbunden, iſt vorliegende Fütterungsart ganz beſonders zu empfehlen.

Bei der hieſigen Oekonomie mit einem derzeitigen Viehſtand von 15 Stük Melkvieh und Rindern, 1 Faſelochſen, 6 Zugochſen und 6 Stük Jungvieh, zuſammen 28 Stük, wird die Fütterung gegenwärtig folgendermaſſen betrieben. Des Morgens bei Anfang der Fütterung wird zuerſt ſämmtlichem Vieh Häkſel, nachher den Kühen und dem Jungvieh das Selbſterhizungsfutter in oben angegebenem Quantum gegeben, das Vieh ſodann mit hellem Brunnenwaſſer getränkt, ihm nachher nochmals etwas Häkſel und zulezt Haferſtroh in 1 — 2 Bunden, ungeſchnitten, vorgelegt. Die Zugochſen werden blos mit Häkſel gefüttert. Mittags bekommen die milchgebenden Kühe etwas warmes Getränk, worunter 1½ Simmer gekochte Kartoffeln nebſt 2 Oelkuchen eingetheilt ſind, wobei, wie auch mit dem übrigen Vieh, wieder etwas Häkſel gefüttert wird. Abends wird, wie Morgens, jedoch mit der Ausnahme gefüttert, daß ſtatt des Selbſterhizungs- dem Melk- und Zugvieh Dikwurzfutter gegeben wird. Die ganze Futtermaſſe, wobei das Vieh vorzüglich gut ausſieht und die Kühe viel Milch geben, beſteht hiernach aus 2 Centnern Heu oder Grummet, 2 Centnern Hafer- und Gerſtenſtroh, Alles zu Häkſel geſchnitten, 1 Malter Kartoffeln und 1 Malter Dikrüben.

Wenn ich mich bei Gelegenheit der vorjährigen landwirthſchaftlichen Preisvertheilung zu Reichelsheim nicht ganz günſtig über die Selbſterhizung des Futters ausſprach, ſo hatte dieß insbeſondere ſeinen Grund darin, weil ich früher immer mit ungleicher Gährung der Futtermaſſe zu kämpfen hatte; denn bald waren die Haufen zu viel oder zu wenig gegohren, wozu ſich noch das Unangenehme geſellte, daß in ſolchen Fällen das Futter von dem Vieh gewöhnlich ganz verſchmäht wurde und ſomit wenigſtens das zu viel Gegohrene in den Miſt geworfen werden mußte. Dieſe Unannehmlichkeiten ſind bei meinem jezigen Verfahren noch nicht Einmal vorgekommen, und ich muß und kann daher mein damals in dieſer Beziehung ausgeſprochenes Urtheil völlig zurüknehmen.

Einen ganz beſondern Beweis von den guten Eigenſchaften des Selbſterhizungsfutters erhielt ich im Laufe dieſes Winters durch folgende Wahrnehmung. Im vorigen Winter nemlich unwillig geworden, daß mir die Zubereitung des Selbſterhizungsfutters in Folge ſtörender Einwirkung der Temperatur nicht vollſtändig glüken wollte, entſchloß ich mich zu einem Verſuch mit Rohfütterung der Kartoffeln, der auch gut auszufallen ſchien. Hierdurch ermuthigt, beſchloß ich für den laufenden Winter dieſe Fütterung einzuführen und die Selbſterhizungsmethode ganz aufzugeben; aber nur zu bald ſah ich mich getäuſcht. Denn kaum hatte ich etwa 4 Wochen die Rohkartoffelfütterung eingeführt, ſo bekam faſt ſämmtlich damit gefüttertes Vieh krankhaftes Anſehen. Ich führte demnach ſofort das Selbſterhizungsfutter wieder ein, wobei die eben genannten Verbeſſerungen angebracht wurden und hatte das Vergnügen, wahrzunehmen, daß das Vieh hierbei in kurzer Zeit weit beſſer gedieh, und überhaupt ein viel geſunderes Ausſehen hatte. Die Kühe gaben gleich in den erſten Tagen bei wieder gefüttert werdendem Selbſterhizungsfutter aus derſelben Futtermaſſe weit mehr Milch als vorher, und gegenwärtig ſieht ſämmtliches Vieh ganz vorzüglich aus.

Nachträglich habe ich noch zu bemerken, daß ich das empfohlen geweſene Eintreten des Futters in ringsum mit Bord zuſchlagene, blos oben offenſtehende, Käſten und Bütten nicht bewährt gefunden habe. Nach meinen Erfahrungen erhizt ſich in ſolchen ringsum verſchloſſenen Behältern, wo alſo die Luft nur von oben Zutritt zu dem Futter hat, dieſes nur von oben bis auf circa 1' tief, weiter unten in der Regel gar nicht und nimmt noch überdieß einen ſäuerlichen Geruch an, den es nicht haben darf, wenn es vom Vieh gerne gefreſſen werden ſoll. Hat man im Stalle keinen geeigneten Plaz zum Auffezen des Futters, ſo eignet ſich dazu auch ein in 4 Theile getheilter, ſtatt von Bord, von Latten mit 1½ Zoll breiten Zwiſchenräumen ringsum verſchlagener Kaſten, deſſen unterer Boden mit Löchern verbohrt iſt, damit die nach unten ziehende Feuchtigkeit Abzug hat. Jedenfalls muß aber ein ſolcher Kaſten im Stall oder ſonſt an einem warmen Ort untergebracht werden. Damit beim Eintreten des Futters in einen ſolchen Kaſten nichts verloren geht, ſo müſſen an den Lattenwänden Schieber angebracht werden, welche, nach dem der Kaſten mit Futter gefüllt, wieder herauszuziehen ſind, damit die ſolchergeſtalt eingemachte Futtermaſſe von allen Seiten Luftzutritt hat, um möglichſt ſchnell und gleichmäſſig in Gährung übergehen zu können, was nach meinen nun 3jährigen Erfahrungen ſo ſehr weſentlich iſt.

Hohenſtein, am 14. Februar 1842.

Palmer's Patentpflug

iſt mit einem Stellrad verſehen, wodurch die Reibung, die zwiſchen der Pflugſohle und dem Boden der Furche Statt findet, aufgehoben wird. Die Konſtruktion des Pfluges iſt durchaus neu, unähnlich jedem andern, der jemals dem Publikum dargeboten worden. Er ſoll in jeder Hinſicht groſſe Vorzüge beſizen und für die verſchiedenen Boden-Arten anwendbar ſeyn. Der Pflugkörper bewegt ſich auf einem der Spur des Pflugrades folgenden Rade, ſo daß das bei anderen eiſernen Pflügen Statt findende Schleifen und Zuſammendrüken des Bodens unterbleibt, die Friction verhindert und ein leichter Gang, weniger Zugkraft erfordernd, bewerkſtelligt wird und die Abnüzung des Materials geringer iſt. Der Pflüger hat dieſen Pflug ganz in ſeiner Gewalt; er iſt leicht zu regiren, und je

nachdem hartes oder mürbes Land, feuchte oder trokene Witterung es erheiſcht, augenbliklich tiefer oder höher zu ſtellen. Ein ſehr ſchäzbarer Vorzug dieſes Pflugs iſt, daß man damit das härteſte Land pflügen und ſo die ſo wohlthätige Bearbeitung des Landes in deſſen troknem Zuſtande vornehmen kann. Durch einen eigenthümlich eingerichteten Anſpannhaken, der nicht auſſer Ordnung kommt, iſt die größte Genauigkeit im Zuge geſichert.

Neues Düngungsmittel.

Die Excremente eines ſüdamerikaniſchen Vogels, Guano genannt, haben ſich, laut den damit angeſtellten Verſuchen, als treffliches Düngungsmittel bewährt und dürften mit der Zeit einen beträchtlichen Handelsartikel abgeben, da ſie auf den Felſenküſten des ſtillen Ozeans in groſſer Menge gefunden werden und, den Berichten der landwirthſchaftlichen Societät in London zufolge, an Kraft jeden andern Dünger übertreffen. Zwei Centner davon reichen zur Düngung eines Akers Rüben oder Grasland hin; vorzüglich ſoll ſich dieſes neue Düngungsmittel für leichten Boden eignen. Schon Sir H. Davy hat in ſeiner Agrikultur-Chemie auf die bewundernswürdigen Eigenſchaften der Excremente von Vögeln als Dünger aufmerkſam gemacht.

Dorfzeitung.

Chokolade und Kaffee von welſchen und einheimiſchen Nüſſen.

Man nimmt etwa 15 bis 20 Stük welſche oder 100 Stük gemeine Nüſſe (Haſelnüſſe), ſchält die inwendige gelbe Haut davon ab und läßt ſie an einem warmen Orte austroknen. Nachher zerſchneidet man die Kerne in etwas kleinere Stüke; dieſe wirft man in eine irdene Pfanne und läßt ſie unter beſtändigem Umrühren über einem Kohlenfeuer gelinde röſten, bis ſie bräunlich werden. Alsdann ſchüttet man ſie aus der Pfanne, läßt ſie kalt werden und reibt ſie in einem eiſernen oder ſerpentinenen Mörſer zu einem gröblicher Pulver. Nachher läßt man ſüſſe Milch kochen, und während dem Kochen wikelt man das Pulver von den Nüſſen in ein reines Leinwandläppchen, thut es in die Milch und läßt es ſtark zuſammen ſieden. Hiernach wirft man etwas geſtoſſenen Zimmt, Kardamonen, Würznelken und Zuker dazu und, wenn man will, auch ein Paar wohlgeklopfte Eier. So hat man eine Chokolade, die alle Wirkungen des gewöhnlichen Getränkes äuſſert. Nach eben der Weiſe verfährt man mit der Zubereitung des Kaffees, nur daß da die Nußkerne mehr getroknet und ſtärker gebrannt werden.

Nachſchrift der Redaktion. Das Beſte und dabei wohlfeilſte Erſazmittel der Kaffeebohnen liefern die mit kochendem Waſſer abgebrühten, dann entſchälten und wie Koffee gebrannten, reifen Eicheln.

Eingerammte Pfähle vor Verweſung zu ſchüzen.

An mehreren Orten Frankreichs pflegt man die Eichenpfähle und Pfoſten, welche zur Befeſtigung der Zaunſtangen an denſelben in die Erde eingeſezt werden, auf folgende einfache und wirkſame Weiſe lange vor Verweſung zu ſchüzen: Man bohrt in die Pfähle oder Pfoſten von der Höhe der Erde bis auf einige Zoll unter derſelben ein Loch, welches man mit Kochſalz ausfüllt.

Sümpfe auf Wieſen zu beſeitigen.

Nach Carl Diez wird Tannenreiſig mit den Nadeln im Frühjahre bis zu Ende Juni auf dem Sumpfe ausgebreitet, und derſelbe etwas dik damit bedekt, ſo daß die abfallenden Nadeln etwa 2—3 Zoll hoch darauf zu liegen kommen. Schon in dem nächſten Jahre, mehr aber in den ſpätern 2 bis 3 Jahren zeigt ſich der günſtigſte Erfolg hiervon. Der Sumpf wird troken und es tritt ein vortrefflicher Graswuchs ein.

Gefäſſe waſſerdicht zu machen,

wenn ſie verlecht ſind, fülle man ſie mit Heu an und gieſſe Waſſer hinein. Läuft dieſes nun auch ab, ſo bleibt doch das feuchte Heu darin und befördert bald das Anquellen des Holzes.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Klugheit der Städter.

Ein Landgeiſtlicher nahm ſich eine Frau aus einer anſehnlichen Reſidenz. Das junge Weibchen kam auf dem Dörfchen an und wurde am nächſten Sonntage von einer Bauersfrau auf ihren Feldern herumgeführt. Sie kamen an einen Aker, der halb mit Flachs und halb mit Wikfutter verſehen war, welches leztere beſonders hoch und fett ſtand. „Sehen Sie, Frau Poſtorn,“ fing die Bäuerin an, „dieſer Flachs iſt auch Ihre, er ſteht recht gut.“ „Ja!“ erwiederte die Pfarrfrau mit einer ſehr wichtigen Miene, „aber das Werg da (auf das Wikfutter zeigend) ſteht doch noch beſſer.“

Die gute Urſache.

Ein Reiſender ließ ſich über den Rhein ſezen, und blieb im Schiffe auf ſeinem Pferde ſizen. Als man ihn fragte, warum er nicht abſtiege? antwortete er: „Damit ich deſto geſchwinder hinüber komme; denn ich habe Eil, ihr guten Leute.“

Eine Dame in London, welche von ihren Gatten treulos verlaſſen worden, ließ in den öffentlichen Blättern bekannt machen: ſie wünſche eine Geſellſchafterin, die ſich in der nemlichen Lage, wie ſie, befinde, um ſich mit ihr in den langen Winterabenden auf eine angenehme Art über häusliches Glük zu unterhalten.

Wie heiſſen Sie? „Krieg.“ Ihr Alter: „Dreiſſig Jahre.“ Ei, dann hab ich ja die Ehre, in Ihnen den dreiſſigjährigen Krieg zu verehren! —

Das Lichtlein.

Lag müde auf dem Lager,
Strekte die Glieder zur Ruh,
Sah dem freundlichen Brennen
Meines Lichtleins zu.

Hatt' nicht lange zu brennen,
Wollt's doch einmal ſehn,
Wie's vielleicht beim Sterben
Mag dem Lichtlein gehn.

Und es währt nicht lange,
Trüb das Lichtlein brennt,
Brannte immer trüber,
Jezt iſt's wohl am End'.

Jezt iſt es erloſchen,
Nein, ein Fünklein wacht,
Glüht noch einmal heller,
Und nun iſt es Nacht.

Dieſes Hellerglühen,
Eh' der Funke ſtarb,
War's, was mir mit Sinnen
Jene Nacht verdarb.

Franz v. Kobell.

Werthvolle Gebetbücher.

P. Aegidius Jais, Lehr- und Gebetbüchlein

für die lieben Kinder. Das auch wohl Erwachſene brauchen können. 26ſte, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Von Michael Sintzel. Augsburg bei M. Rieger. Preis für die 7 Drukbogen 12 kr.

Allzubekannt iſt die Gabe des groſſen Kinderfreundes Jais, der Jugend das Nüzliche und Belehrende zugleich Angenehm zu machen, als daß es nur der allergeringſten Lobeserhebung bräuchte, um dieſem ſchönen Büchlein bei unſern Leſern Eingang zu verſchaffen. Der freundliche Verfaſſer verſteht es, das Herz der lieben Kinder der Andacht und Gottesverehrung zu öffnen und ihnen Eifer zum wahren Gebet einzuflöſſen. Er fängt auch ſogleich zutraulich zu reden an, daß ſelbſt Erwachſene ihm gerne zuhören, und dabei gewiß an Geiſt und Sittlichkeit ſehr gewinnen. Ueberdieß bezeugt die eben vollendete 26ſte Auflage, wie ſehr das Büchlein beliebt iſt. Seelſorger ꝛc. nahmen gleich ganze Partieen ab, und erſchöpften ſo bald wieder eine Auflage.

Die heilige Oelung oder des Chriſten

Rüſtung zur Reiſe in die Ewigkeit. Ein Lehr- und Gebetbüchlein für katholiſche Chriſten, insbeſondere für Kranke, deren Freunde und Wärter. Aus bewährten liturgiſchen Schriften geſammelt und Zuſammengeſtellt von Joh. Nep. Stützle, Pfarrer zu Ober- und Unter-Flaningen. Mit 1 Stahlſtich. Ebend. Preis 30 kr.

Der Verfaſſer, bekannt als geiſtlicher Schriftſteller, bietet hier ſeinen Mitbrüdern einen wahren Schaz des Troſtes dar. Man leſe dieſes Buch, und die Sorge und Furcht vor dem Tode iſt weg, hingegen aber erlangt man eine wahre Freude auf die Stunde, wo uns der HERR in ſeine himmliſchen Wohnungen ruft. Seelſorgern iſt dieſe Schrift unentbehrlich, wenn ſie Seelſorger im wahren Sinne des Wortes ſeyn wollen. Was ſagt man dem Sterbenden zum Troſte und zur Stärkung? Hier lerne man es. — Aber auch der Kranke ſelbſt, ſowie ſeine Wärter finden göttliche Erquikung darin, und Niemand wird die geringe Ausgabe (30 kr.) für dieſe „lezte Oelung“ bereuen, darum eilt, und ſchafft euch ſie Alle an.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 37. 16. September 1842.

Inhalt: Der Lärchenanbau. — Von dem Anbau der jährlich zwei Mal erntbaren 70fältig tragenden Himalaya-Gerſte. — Fromme Wünſche. — Kalkfleke von Fenſterſcheiben leicht wegzupuzen. — Runkelrübenblätter als Tabak. — Eine eigene Art, mit der Poſt zu reiſen. — Mittel und Rathſchläge, hundert Jahr alt zu werden.

Der Lärchenanbau
als ein vorzügliches Mittel zur ſchleunigen und einträglichen Holzerzeugung.

Die lebendigen Holzvorräthe unſeres Vaterlandes ſchwinden mehr und mehr; es iſt nur zu gewiß, daß der Holzmangel über kurz oder lang die geſammte Induſtrie lähmt und die Mehrzahl der Bevölkerung in drükende Noth verſezt, ergreift man nicht jede Gelegenheit, dieſem drohenden Uebel vorzubeugen, und wendet man nicht jedes Mittel an, die Holzerzeugung mehr zu fördern. Als ein ſolches faſſen wir unter andern den Anbau des Lärchenbaumes in's Auge, einer Baumart, mittelſt welcher manche heruntergekommene Waldung wieder aufgeforſtet werden und mancher Beſizer kleiner Gründe ſeinen Wohlſtand heben kann. Wie viele entblößte Holzfleke, wüſte Hutungen, entlegene Ländereien gibt es, deren dürftige Bodenrente kaum die Grundſteuer noch dekt! Alle könnten durch den Holzbau einen reichen Ertrag abwerfen. Den bedeutendſten bietet auf ſehr vielen ſolcher oft ganz verödeten Grundſtüke der Lärchenanbau. Dieſen kann man auf dem preuſſiſchen Morgen mit 2 bis 4 Thaler beſtreiten und hat dafür zu erwarten: ſchon nach dem 3. bis 5. Jahre wieder Viehweide; vom 10. bis 15. Jahre an alljährlich unterdrüktes Gehölz und zur Noth 100 bis 200 Pfund Nadelſtreu; endlich gegen das 40. Jahr als Hauptnuzung an 20 bis 30 Fuder Nuz- und Brennholz; nach erfolgtem Abtriebe aber einen bereicherten Boden, der mehrere Jahre ergiebige Fruchternten und dann von Neuem denſelben Holz-Ertrag wieder abzuwerfen im Stande iſt. Solche Erfahrungen ſtimmen uns jezt zu der gemeinnüzigen Frage: Welche Maßregeln erfordert die Lärchenanſaat? — Vielen Wahrnehmungen nach iſt die Lärchenſaat etwas mißlich; ſie ſchlägt leicht fehl, wenn des Samens Anwurzelungsbedürfniſſe nicht recht erfüllt werden. Beſonders iſt das der Fall bei dem durch den Handel aus Tirol bezogenen, mehr oder minder geſchwächten Samen. Soll eine Lärchenanſaat in Allem nach Wunſch gelingen, ſo iſt, wo möglich, Folgendes dabei zu beobachten:

Die Lärche verlangt ein minder windiges, mehr ruhig dunſtiges Wald-, Berg- oder Seeklima, vorzüglich mit froſtfreierem Frühling und kürzerem Sommer. Sie räumt in dem flachen, waldloſen Binnenlande der Kiefer und in dem mit Schnee und Duft überhäuften Gebirge der Fichte den Vorzug ganz entſchieden ein. In einem milden, beſonders kalkhaltigen Lehmboden wächst dieſe Baumart, wenn es deren Wurzel nicht an mäſſiger Bindung, Friſche und Nahrung mangelt, binnen Kurzem zu bewundernswürdiger Gröſſe. Dem ſtrengern, wohl auch mit Steintrümmern gemengten Lehm-, ja ſelbſt dem nicht zu lettigen Thon-Boden gewinnt ſie noch reichen Ertrag ab, während der loſe trokene Sand ihr das Leben nur kümmerlich friſtet.

Guter, kräftiger Same iſt das erſte Bedürfniß einer jeden Saat. Am Zuverläſſigſten bewährt ſich der Lärchenſame aus der Nähe, den man ſelbſt einſammelt und ausklengt. Auf deſſen Keimfähigkeit iſt mindeſtens drei Jahre ſicher zu rechnen. Man braucht davon auf den preuſſiſchen Morgen 6 bis 9 Pfund. Der Lärchenſame kann nur auf einem mehr offenen, natürlich gebundenen und oberflächlich kräftigen Boden mit ſicherem Erfolge anwurzeln. Jede öffnende Bodenbearbeitung ſollte vor Allem die Lokerung meiden. In dem friſch auf-

gelokerten Erdreiche findet die Saat faſt ſtets ihren Untergang. Daher hat jede Bodenzubereitung vom Herbſte einen auffallend beſſeren Erfolg, als die vom Frühling kurz vor der Ausſaat. Bei Oeffnung des Waldbodens muß man den Uebergang von der verſchlieſſenden Bekleidung zur rohern Grunderde zu gewinnen ſuchen. Gerade da, wo die mineraliſche Bodenfarbe noch durch die feinſte Pflanzenerde mit Grau gemiſcht iſt, befindet ſich das empfänglichſte und fruchtbarſte Keimbett für den Lärchenſamen, wofern nicht ein übermäſſiges Vorhandenſeyn von Gewürzel und Pflanzenfaſern die Bodenthätigkeit hindert. Eine etwas frühzeitige Ausſaat, kurz nach Ausbruch des Birkenlaubes, etwa zur Mitte Aprils, wenn eben Spätfröſte und Zugvögel nicht mehr zu befürchten ſind, nebſt einer dünnen Deke, wo möglich von leichten Düng-Mitteln des Waldes, begünſtigen das Anwachſen ſehr erfreulich. Dagegen leidet die Lärchenſaat ſtets durch Ueberſchirmung von Oberbäumen.

In der Pflanzſchule wird der Lärchenſame auf das nur flach umgearbeitete, von allem Gewürzel und anderen Pflanzenfaſern gereinigte, nicht zu arme, aber ſattſam niedergeſezte Saatbeet bei trokener Witterung ausgeſäet, dann blos angetreten (nicht eingerecht) und leicht bedekt mit einem klaren, bindungsloſen Düngmittel, wie Laub-, Heide- oder andere Modererde, auch wohl Kohlengeſtübe, wovon eins wie das andere mit feinem Sande gemengt werden könnte.

Bei Lärchenſaaten im Freien richtet ſich das Verfahren hauptſächlich nach dem Bodenzuſtande.

Auf friſch abgetriebenen Holzſchlägen und überhaupt, wo die Bodenoberfläche zwar unbewachſen, aber noch mit pflanzlichen Ueberreſten bindungslos bedekt iſt, ſcharrt man die ledigen Dektheile ſtreifenweiſe ab bis auf die feſtliegende, mit natürlichen Düngſtoffen geſchwängerte, eigentliche Nahrungsſchicht, jedoch ohne dieſe nur im Geringſten zu lokern oder gar bis auf den Rohboden zu durchbrechen. Die Saat wird angetreten oder mit dem Rechenbalken, an welchem die Köpfe der Zinken etwas hervorſtehen können, eingeſtrichen und ſo gut als thunlich mit den feinern Abraumtheilen wieder überſtreut.

Findet ſich der Waldboden mit ausgehagerten, mehr ſchwarzen Moderreſten bedekt und mit dürftigem Waldunkraute benarbt, ein Verarmungszuſtand, welcher unter zu licht ſtehenden Bäumen nicht ſelten erſcheint, — ſo läßt man den ausgewitterten Bodenſchorf ſtreifen- oder plattenweiſe ſo tief abſchuppen, daß das Saat-Bett haftbares Erdreich gewinnt und, wo möglich, noch mit den unterſten feinen Modertheilen leicht gemengt bleibt. Fand hierbei nicht eben eine zufällige Lokerung Statt, ſo kann der ausgeſäete Same mittelſt eiſerner Rechen etwas eingekrazt werden, wenn zumal der Boden im Innern noch verwurzelt iſt.

Wird bebauetes Akerland zu Lärchenſaat beſtimmt, ſo bleibt daſſelbe liegen, bis der Boden vom Weidevieh wieder zuſammengetreten und mittlerweile hinlänglich vernarbt iſt; dann überſäet man es ohne Weiteres und läßt die Anſaat bei trokenem Wetter etliche Tage mit Schafen übertreiben, ganz wie es unter ſolchen Umſtänden bei Kiefern-Saaten zu geſchehen pflegt. Die Furchenſaat, beſonders mittelſt des gewöhnlichen Akerpfluges, mißlingt meiſt oder hat mindeſtens einen ſchwächlichen Holzwuchs zur Folge.

Auf dünn beraſeten, feſtgetretenen Hutflächen, wie ſie der Kalkboden mehr darbietet, wird der Same unmittelbar aufgeſtreut, nur etwas frühzeitiger, dann ebenfalls durch aufgetriebene Schafe gebunden. Auf ſolchen Kalkleboden hat faſt jede Bodenbearbeitung ein gänzliches Mißlingen der Saat zur Folge; dagegen iſt öfters eine Verſchonung nöthig, um erſt mehr Bodenbenarbung mit oberflächlicher Nahrung für die Saat zu gewinnen.

Etwas dichterer Hutraſen auf graſereicherem Lehmboden könnte mit der Egge tüchtig aufgeriſſen werden; dieß müßte aber, beſonders zur Lärchenſaat, wo möglich ſchon im Herbſte, oder doch zeitig im Winter geſchehen, damit die zwiſchen den Wurzeln und Blattfaſern mit aufgeriſſenen Erdtheile von der Witterung erſt wieder niedergeſchlagen würden. Je weniger dieß vor der Ausſaat

Statt fand, um ſo mehr kann man auf das Fehlkeimen rechnen und um ſo ſtärker muß die beſäete Fläche mit Schafen übertrieben werden. Gerade in dieſem Falle bewährt ſich des Schafes goldner Fuß am Beſten, wenn er nicht länger als während der erſten 14 Tage Zutritt hat.

Findet ſich ein gedrungener Hutraſen, ebenſo auch ein ungeſtörtes, aber dürftiges und minder dichtes Waldgras, zwiſchen dem der Boden von Grasreſten freier und niedergeſezt iſt: ſo läßt man die Grasnarbe mit breiten, ſcharfen Heidehaken blos abſchärfen bis auf die reinere empfängliche Bodenſchicht, dann in dieſe ohne Weiteres ſäen und den Samen tüchtig einkrazen.

Der ganz vergraſete Boden, deſſen mächtiger Grasüberzug ohne gründliche Zerſtörung die junge Saat bald wieder erſtiken würde, müßte abgeplaggt werden, wobei aber der Erfolg ſehr mißlich bleibt. Der gute Wirth wählt in einem ſolchen Falle zeitweilige Graſenuzung, oder Rodefruchtbau und nachherige Anpflanzung.

Ein mit Heide überzogener Boden. Von dieſem läßt man, wo möglich, ſchon ein bis zwei Jahre vor der Anſaat die ganze Streu mit Heidehaken oder Sicheln rein abnuzen. Iſt nun die Bodenoberfläche nach hinlänglicher Niederſezung und Verwitterung, wozu der Betrieb mit Schafen viel beiträgt, für die unmittelbare Ausſaat empfänglich genug, was ſich durch das Hervorſproſſen junger Heide zu erkennen gibt, ſo wird der Same ohne Weiteres ausgeſtreut und mit Schafen eingetrieben. — Wäre aber der Boden bei mehr Trägheit noch zu unempfänglich, ſo läßt man den vorfindlichen Ueberzug von Heidewurzeln und Moder im Herbſte vor der Saat ſtreifenweiſe abſchuppen, ſo daß das Saatbett in der Regel noch die graue Färbung von den unterſten Heiderdetheilen behält, dann den eingeſäeten Samen nach Maßgabe der vorfindlichen Bindung einrechen oder nur einſtreichen, dabei auch mit leichtem düngenden Abraum etwas bedeken.

Der mit Heidelbeerkraut nicht ſehr dicht bewachſene Boden wird ebenſo abgenuzt und abgeſchuppt wie der ſtärker belegte Heideboden. Wo ſich aber ein dichter Ueberzug von dieſem Waldunkraut befindet, muß man denſelben mit dem ganzen Wurzelfilz ſtreifenweiſe abziehen laſſen. Dabei iſt es gut, wenn die zwiſchen dem Gewürzel haftende Düngerde über dem Saatbette ausgeklopft wird. Die Saat kann in der Regel nun ohne Weiteres Statt finden und blos mit dem Rechenbalken eingeſtrichen werden, wofern der Boden weniger Bindung zeigt. Oefters gewähren auf ſolchen abgezogenen oder ſonſt entblößten Bodenſtreken flache Saatrielen, in welchen man den dünn eingezettelten Samen mit dem ſchmalen Fuſſe antritt und etwas mit Pflanzenerde bedekt, einen ausgezeichnet guten Erfolg, bei äuſſerſt wenig Samenaufwand.

Hierzu wird im Allgemeinen noch bemerkt: Wo an Berghängen ein Abräumen der Bodenbekleidung Statt finden muß, erſcheint es am Geeignetſten, ſchmale wagerechte Saatſtreifen anzuwenden und dieſe nach oben etwas einzuſezen, damit ſie die Feuchtigkeit beſſer auffangen und halten. Doch darf dabei weder der obere Rand zu hoch gemacht, noch der rohe Unterboden ganz zu Tage gelegt werden. Müßten aber die Streifen wegen eines zu mächtigen Unkrautes mehr Ausbreitung bekommen, ſo läßt man dieſelben blos abräumen und dann noch beſondere Saatrielen wagerecht hineinziehen.

In ſolchen freien Lärchenſaaten finden ſich überflüſſige Pflänzchen in Menge mit der vollkommenſten Wurzelbildung, die man ſchon im 2. und 3. Jahre auf Erdballen weiter verſezen kann. Dieſe Anpflanzungen werden an Schnellwüchſigkeit in den erſten Jahrzehenden nicht leicht von einer andern Holzart übertroffen.

Nachträglich wäre noch zu erinnern, daß die Lärche, ſelbſt in der früheren Jugend, den dichten Stand auf keine Weiſe verträgt und daß es uns dermalen noch in der Erziehung reiner Lärchenbeſtände gar ſehr an ſicherer Erfahrung mangelt, indem wir nur ſo viel gewiß wiſſen: daß dieſe Baumart in gemiſchtem Stande bei minder dichtem Waldſchluſſe mit ungemeiner Wachsthumskraft auftritt und eine bedeutende Gröſſe erreicht, in reinem Beſtande zwar anfänglich oft das Unglaubliche leiſtet, ſpäter aber die beſten Hoffnungen täuſcht.

Daher bleibt es für die Walderziehung im Groſſen ſehr rathſam, bis dahin, wo die Natur der Lärche mehr erforſcht iſt, den Lärchenſaaten auf einem Boden, welcher der Kiefer mit zuſagt, etwas Kiefernſamen, und auf einem, welcher die Fichte zugleich begünſtigt, etwas Fichtenſamen beizumengen. Dieſelben Vorſichtsmaßregeln möchten wir auch bei der ſo ſehr zu empfehlenden Lärchenpflanzung anrathen, wo ein höheres Benüzungsalter im Plane liegt. Wer jedoch die Lärche anbaut, um nicht eben ſtarke Bäume zu erziehen, ſondern in kurzer Zeit groſſe Holzmaſſen zu ſchaffen und dabei den verarmten Boden wieder zu beſſern, wie der Landmann, der braucht jene Miſchungsregel nicht zu beachten. — Möchte ſich doch mancher Landbeſizer hierdurch mehr beſtimmen laſſen, mit doppelt bereicherndem Gewinne ſeine Dünger- und Arbeitskräfte den zunächſt gelegenen beſſeren Aeckern zuzuwenden und die hungrigen Auſſenländer zeitig mit ſchnell wachſendem Holze zu bebauen. Es gibt für ihn und die Seinen wohl keine beſſere Sparkaſſe!

Dieſe Abhandlung iſt zunächſt das Ergebniß einer gemeinſchaftlichen Prüfungsarbeit der Forſt-Lehranſtalt zu Eiſenach, welches ſich dieſes trefflichen, allen Gewerbsſchulen nicht genug zu empfehlenden Lehrmittels fleiſſig bedient. Es wird nemlich ein mehr gemeinnüziges Thema aus dem Leben gegriffen und ohne alle beſondere Vorbereitung aufgegeben. Jeder Schüler bearbeitet daſſelbe ſchriftlich, ſo gut er kann. Bei der Durchſicht dieſer Arbeiten ſammelt dann der Lehrer alles Brauchbare und theilt das Geſammtergebniß erläuternd, beiſtimmend und berichtigend wieder mit. Dieß hebt die Lernbegierde des jungen Mannes und zieht ihn vom todten Buchſtaben zur nüzlichen Thatſache; der Lehrer aber gewinnt ein gutes Prüfungsmittel und wird dabei auf Anſichten geführt, die ihm vielleicht noch lange fremd geblieben wären; iſt er nicht ein Pedant, ſo kann er ſelbſt durch ſeine Schüler noch Manches lernen. —

Was endlich den Gegenſtand an ſich betrifft, ſo hat der Unterzeichnete ſeine Studien über die Natur und Erziehung dieſes ſo nüzlichen und noch wenig verbreiteten Waldbaumes durch vieljährige Beobachtungen für Mitteldeutſchland begründet, dann in Tirol, wo dieſe Baumart mehr einheimiſch iſt, erweitert und kürzlich noch in Dänemark, wo man die Lärche ſchon ſeit langer Zeit als Fremdling pflegte, zu dieſen Mittheilungen vor Allem bereichert. Die Wanderungen in den Wäldern Dänemarks boten ihm das größte Intereſſe nicht nur durch die eigene Anſchauung der Großartigkeit in den forſtlichen Leiſtungen, hauptſächlich auch durch die freundliche Belehrung von den königlich däniſchen Forſtbeamten, beſonders im kronenburger Bezirke Nordſeelands. Mit freudig hoffendem Gemüthe betrat er den vaterländiſchen Boden wieder, nachdem er dort geſehen, wie der Menſch durch gemeinſam ernſtes Streben ſelbſt groſſe Wälder wieder aufbauen kann.

Eiſenach. Oberforſtrath König.

Von dem Anbau der jährlich zwei Mal erntbaren 70fältig tragenden Himalaya-Gerſte.

Die ſeit einigen Jahren in Deutſchland bekannt gewordene Himalayagerſte, deren Samenkörner ohne Schelfe und blos mit einer Kernhaut umgeben ſind, gehört unſtreitig zu den gewichtigern und nahrungsſtoffreichern Getreidearten und verdient ihres leichten Anbaues, ihres überaus reichlichen Ertrages und mehrſeitigen nüzlichen Gebrauches wegen von jedem Landwirth mit Fleiß angebaut zu werden. Ein einziger Sommer gewährt zu zweimaliger Reife genügende Zeit, ſie fordert nur geringen Samenaufwand, iſt weder dem Lagern noch dem Roſt und Staubbrand ausgeſezt, leidet von Hize und Froſt keinen Schaden und der Hagel raubt die Ernte nicht, weil die Gerſtenſtöke vor erlangter Reife wieder friſche Schoſſen treiben.

Die Körner der Himalayagerſte unterſcheiden ſich von der Himmelsgerſte wie auch von andern Gerſtenarten durch ihre ausgezeichnete Gröſſe, dikbauchige und gewöhnlich ekige Form mit groſſer und tiefer Keimgrube, durch ihre grünbraune Farbe und mehrere ſpezifiſche Schwere, welche der des Weizens gleich kommt. Das Korn der Himalaya-Gerſte liefert ein für Brennerei und Brauerei ganz

vortreffliches Malz und ein zu verſchiedenen Bakwerken ſehr brauchbares Mehl. 42 Pfund Himalayagerſte lieferten nach Herrn Rittergutsbeſizer Gühlers angeſtellten Verſuchen 31 Pfund 12 Loth ſchönes weiſſes Mehl, 5 Pfund 26 Loth ſchwarzes Mehl, 3 Pfund 9 Loth Kleie, und gaben nur 1 Pfund 29 Loth Mehlverluſt. Auch eignet ſich die Himalayagerſte trefflich zu Grünfutter, und ſelbſt das Stroh gibt nach vollendeter Körnerreife, wegen des in den Halmen zurükbleibenden ſüſſen Markes, noch ein dem Viehe ſehr nahrhaftes und dienliches Futter.

Die Himalayagerſte gedeiht auf dem ſtärkſten wie auf dem ſchwächſten Gerſtenboden. Ein durchläſſiger von Waſſergallen freier Untergrund, gegen Ueberſchwemmung und Regenteiche geſchüzte Bodenfläche, — 10 bis 12 Zoll düngerkräftige, wohl aufgelokerte, vollkommen gepulverte und quekenfreie Akerkrume, dieß ſind nach des Herrn Geheimen Legationsrath von Trautvetters Erfahrungen die weſentlichſten Eigenſchaften des ihr zuträglichen Feldes.

Was die Zubereitungen des Bodens zur Saat betrifft, ſo iſt das Pflügen mit dem Ruchadlo oder Prager Pfluge am Vortheilhafteſten, weil ſogleich auf die rohe Furche geſäet werden kann und die Saat gleichzeitig aufgeht. Bedient man ſich aber des gewöhnlichen Pfluges, ſo muß das Feld vor der Einſaat gut geeggt werden, damit die Unebenheiten des Bodens ausgeglichen werden, und keine Regenteiche entſtehen können. Nach der Zubereitung des Bodens ſchreitet man dann ſogleich zur Saatbeſtellung, damit nicht Regengüſſe den Boden wieder durchnäſſen oder Luft und Sonne denſelben ausdorren. Um einen Dresdner Scheffel Land = 150 Quadratruthen angemeſſen mit Himalayagerſte zu bebauen, ſind auf ſtarkem Gerſtenboden 10, auf ſchwachem Boden hingegen 12 Dresdner Mezen genügend, um eine dichte Gerſtenflur zu erhalten.

Der möglichſt gleichmäſſig geſtreute Same iſt mit der Egge oder ſonſt einem ſchiklichen Akerwerkzeuge gleichmäſſig und 3 bis 4 Zoll tief unterzubringen.

In einem feuchten, warmen, gut zubereiteten Boden fängt die Himalayagerſte ſchon am zweiten Tage an zu ſpizen und geht am fünften ſchon auf. Sobald dann die Saat genugſame Wurzeln geſchlagen, tritt plözlich eine kräftige Beſtaudung ein, und man ſucht nun durch Jäten die ſich zeigenden Unkräuter auszurotten. Schon in der fünften Woche kommen mächtige ſechszeilige Aehren mit langen Grannen zum Vorſchein, deren weiſſe Blüten ſich ſo früh entwikeln und ſo ſchnell verſchwinden, daß dieſelben kaum bemerkt werden. Würde die Himalayagerſte jezt noch von einem zerſtörenden Hagelwetter getroffen, ſo hat man nur nöthig, ſie etwa 3 Zoll über den Wurzelknoten abzuſchneiden, den Boden rund herum aufzulokern, und die Saat fängt in kurzer Zeit an, neue Schoſſen zu treiben. Bei guter Pflege und günſtiger Witterung erlangt die Himalayagerſte nach ungefähr 11 Wochen ihre vollſtändige Reife. Iſt das Stroh troken und abgeſtorben und die Witterung günſtig, ſo ſchreitet man ſofort zur Ernte.

Der Schnitt der Himalayagerſte geſchieht mit der Senſe. Werden die Schwaden fleiſſig umgewendet, ſo troknet in den ſchönen Tagen das Getreide ſo weit aus, daß es gebunden, eingefahren und in der Scheune auf über einander befindlichen Stangenborden aufbewahrt werden kann.

Eine Meze des beſten grobkörnigen Himalaya-Gerſtenſamens wiegt ungefähr 10 Pfund und faßt 100,000 Körner. Jedes Samenkorn treibt eine Pflanze, welche einen Stok von 3 bis 16 Halmen bildet, von denen jeder eine ſechszeilige Aehre mit 8 bis 12 Körnern in jeder Zeile trägt. Geſezt nun, daß auf der Fläche von 150 Quadratruthen = 1 Dresdner Scheffel Land, welches die erforderliche Zubereitung hat, 10 Mezen Himalayagerſte oder ungefähr 10×100,000 = 1,000,000 Körner eingeſäet worden ſind, ſo werden davon doch wohl 500,000 geſunde Pflanzen zum Vorſchein kommen, von denen jede einen Stok von 3 bis 16 Halmen bilden wird, die dann ſechszeilige Aehren mit 8 bis 12 Körnern in jeder Reihe tragen. Es mag nun jeder Stok durchſchnittlich 3 Aehren mit 10 Körnern in jeder Zeile haben, ſo wird ſich ein Ertrag ergeben von 3×6×10×500,000 = 90,000,000 Körnern = 50 5/16 Scheffel, oder das 90ſte Saat-Korn.

Wenn nun die erſte Ausſaat ſpäteſtens in den erſten Tagen des Aprils erfolgte, ſo iſt die Ernte vor Johannis gemacht. Man akere nun ihre Stoppeln mit dem Ruchaldo in ſchmalen Furchen 10 Zoll tief um, und laſſe von der friſch geernteten Himalayagerſte 10 Mezen auf die rohe Furche ſäen und gehörig untereggen, ſo wird man noch in demſelben Sommer eine eben ſo ergiebige Ernte zu erwarten haben. Nach den Erfahrungen des Herrn Legationraths von Trautvetter iſt dieſe zweite Saat ſo ergiebig, daß bei günſtiger Witterung der Scheffel Landfläche durch ſie 70 Scheffel Körnertrag binnen 6 Monaten liefern kann.

Soll die Himalayagerſte als Grünfutter benüzt werden, ſo kann man dieſelbe noch den ganzen Monat Auguſt hindurch einſäen.

Fromme Wünſche.

(Eingeſendet.)

1. Wo junge Leute, Militär u. dgl. in Menge einzukehren pflegen, in manchen Schenken innerhalb der Feſtungsbezirke u. ſ. w., würde es ſehr wohlthätig wirken, wenn Creditſtatuten befohlen würden und alle weibliche Dienerſchaft entfernt bleiben müßte.

2. Wünſchenswerth bleibt es, daß buchhälteriſche Vorträge auch an höheren Lehranſtalten eingeführt werden; denn gerade die aus ihnen ins Leben übertretenden Prieſter, Beamteten, Aerzte u. ſ. w. bedürfen dieſer Vorſchule und ſie ſind es, welchen vorbehalten bleibt, durch Beiſpiel auf Berechnung und geordneten Haushalt einzuwirken und ſomit zugleich Wohlſtand, Sparſamkeit und häuslichen Sinn zu heben.

3. Möchte doch in jedem Lande eine Geſellſchaft für die Mutterſprache ſich bilden und erhalten! Sicherung, Reinigung, Verbeſſerung durch Unterwerfung des Sprachgebrauches unter die Conſequenz und Wahrheit, Vereine, öffentliches Blatt, Unterſtüzung rc. ſollen in den Statuten berührt werden.

4. Ein öffentlicher Lehrer, welcher 25 Jahre mit Treue gedient hat, verdiente vielleicht einen Orden; Einer mit 50 Dienſtjahren vielleicht — den Adel.

5. Viele wünſchen recht ſehnlich, daß der Bierſaz der freien Concurrenz preisgegeben werde. Wir können hierin nicht entſcheiden.

6. Zur allſeitigen Ausbildung, zu möglichſter Handhabung der Parteiloſigkeit und zur ſchleunigeren Expedition würde es gewiß beitragen, wenn Referate und Rektorate alle 5 Jahre an Andere immer wieder abgetreten werden müßten.

7. Manche Blätter gehen ganz von ihrer Gründungstendenz ab; ſie könnten zur Rükkehr gezwungen werden.

8. Möchten gewiſſe Krankheiten zu Preisaufgaben von angeſtellten (mindeſtens nach 10 Jahren Praxis) Aerzten gezogen und ſo ihre Gefährlichkeit vermindert werden!

9. Manche Waiſen- und Narrenhäuſer bedürften einer beſſeren Controle.

10. Man ſoll des Aergerniſſes wegen Hündinnen nur bei Waſenmeiſtern geſtatten, von denen Hunde gekauft werden mögen!

11. Die Auswahl der beſſern Leute, für einzelne Compagnieen iſt vielleicht dem guten Geiſte und der Ordnung eher nachtheilig — im Ganzen. —

Kalkfleke von Fenſterſcheiben leicht wegzupuzen.

Mit bloſſem Waſſer iſt es ſchwer, und ſehr langweilig, Kalkfleken von Fenſterſcheiben abzuwaſchen. Vielmehr werden, durch das lange ſtarke Drüken und Reiben ſehr oft die Glastafeln zerbrochen. Wenn man aber dieſe Kalkfleke mit einem guten Eſſig ſanft reibt, ſo wird durch die Säure des Eſſigs der Kalk leicht aufgelöst und weggebracht.

Runkelrübenblätter als Tabak.

Die Runkelrübenblätter geben einen mildern, angenehmern, auf jeden Fall geſündern Rauchtabak als die Tabaksblätter. In Baden werden die Runkelrübenblätter in groſſer Menge zuſammengemiſcht, um unter Tabak gemiſcht zu werden.

Eine eigene Art, mit der Poſt zu reiſen.

Ein Reiſender, der mit Poſtpferden fuhr, kam auf einer Poſtſtation an und forderte vom Poſtmeiſter, daß er ſchnell friſche Pferde einſpanne. Der Poſtmeiſter entſchuldigte ſich, daß alle ſeine Pferde mit Reiſenden auf der Straſſe ſeyen. Der Reiſende fluchte und ſagte zum Poſtmeiſter: „Wenn Sie mir nicht augenbliklich einſpannen laſſen, ſo reiſe ich auf ihre Unkoſten ohne Pferde weiter!"

Mittel und Rathſchläge, hundert Jahr alt zu werden.

Vier Abhandlungen geſchrieben für Diejenigen, welche ihr Leben zu verlängern wünſchen, von Ludwig von Cornaro, im 86ten, 88ten, 90ten, und 95ten Lebensjahre.

Nach der 5ten Originalausgabe aus dem Italieniſchen in das Deutſche übertragen von Dr. Hörnig.

Augsburg 1842. Verlag der Math. Rieger'ſchen Buchhandlung.

Für keine Zeit eignet ſich es wohl mehr, das Publikum neuerdings mit Cornaro's hinterlaſſenen Schriften bekannt zu machen, als für die unſrige. Nicht aber etwa deßhalb, weil in ihr die Schlemmerei, das Laſter der Völlerei und die Unmäſſigkeit ſich vermehrt hätten, ſondern vielmehr, weil aller Orten ein rühmliches Streben ſich kund gibt, jenen Untugenden entgegen zu arbeiten und dagegen der Mäſſigkeit und Nüchternheit mehr und mehr Freunde erweken. Wie würde der edle Cornaro ſich freuen, wenn er den Wetteifer ſehen könnte, mit der im Norden wie Süden Vereine von Menſchenfreunden die Grundſäze und Lebens-Regeln zu verbreiten ſuchten, die er vor beinahe 300 Jahren ſchon aufſtellte und wofür er leider damals ſo wenig Anhänger gewinnen konnte. Die Verbeſſerungen, welche in der öffentlichen Geſundheitspflege eingetreten ſind, die raſtloſen Bemühungen der Mäſſigkeitsvereine, die neuerwachte Liebe zu den kalten Bädern und zu dem von der Natur für den Menſchen beſtimmten Getränk, dem Waſſer, mit welchem Intereſſe würde er dieſes Alles wahrnehmen, mit welchem Beifall bezrüſſen.

Umgekehrt muß es aber auch für Jedem, der in der Gegenwart ſich zu ſeinen Anſichten bekennt, angenehm ſeyn, dieſe Stimme der Wahrheit aus längſt vergangener Zeit zu vernehmen, und ſchon das wäre wohl hinlänglicher Grund, die neue Ausgabe vom Cornaro zu rechtfertigen, der unverdienter Weiſe vergeſſen wurde, obſchon Hufeland und Reveille in Paris zwei ſo berühmte Männer, wiederholt auf ihm die Aufmerkſamkeit zu lenken verſuchten. Wem damit nicht genügt wäre, dem können wir noch andere nüzliche Seiten des Buches anführen, die er ſchwerlich in Abrede ſtellen und überhaupt jede Oppoſition beſeitigen dürften.

Cornaro war keineswegs einer von denjenigen Sitten- und Mäſſigkeitspredigern, von denen es heißt: haltet Euch an meine Worte und nicht an meine Werke; vielmehr hat er ſeine Vorſchläge auch an ſich ſelbſt erprobt und durch ſein Alter, durch ſeine bis in die ſpäteſten Jahre dauernde Geſundheit und das ſanfte Ende bewieſen, wie richtig ſie ſeyen und wie der nach ihnen Lebende die ſichere Hoffnung habe, ein glüklicher lebensfroher Greis zu werden und der ſonſt gefürchteten Stunde des Todes mit Gleichmuth entgegen ſehen könne.

Ferner beziehen ſich Cornaro's Mittheilungen hauptſächlich auf einen Theil der Lebens-Ordnung, das rechte Ziel und Maß im Eſſen, welcher bisher weniger beachtet wurde, obgleich er eben ſo ſehr der Aufmerkſamkeit werth iſt, als das Trinken. Die Völlerei im Eſſen mag der Opfer jährlich nicht weniger fordern, als die im Trinken, es fallen nur die Erſcheinungen, welche dort im Körper hervorgerufen werden, nicht ſo ſehr in die Augen, wie hier. Wenn alle Freſſer einen Rauſch bekämen, wie die Trunkenbolde, würden wir uns bald davon überzeugen.

Endlich zeigt uns der Verfaſſer, daß eine zwekmäſſige Lebensordnung ſelbſt einen kränklichen und nicht mehr jugendlichen Körper zu reſtauriren und zu einem hohen Alter zu bringen vermag.

Und ſo hoffen wir denn, daß kein Seelſorger, kein Erzieher, kein Arzt, überhaupt kein Menſch, dem anderen und eigenes Geſundheitswohl am Herzen liegt, bereuen wird, ſich mit Cornaro's trefflicher Schrift bekannt gemacht zu haben, deren ſchmukloſe, kernige und treuherzige Worte, den Stempel der Wahrheit tragen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

München, 8. Auguſt. Vor einigen Tagen iſt eine höchſt freiſinnige k. Miniſterial-Entſchlieſſung auf Sr. Majeſtät allerhöchſten Befehl erlaſſen worden. Ein gewiſſer S. Sugenheim, Privatgelehrter aus Frankfurt, hatte nemlich im Jahre 1838 die Bitte geſtellt, das k. allgemeine Reichsarchiv zum Zwek der Herausgabe einer „Sitten- und Rechtsgeſchichte des Mittelalters" benüzen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, von Seite der Beamteten des Reichs-Archivs wurde mit zuvorkommender Freundlichkeit allen ſeinen Wünſchen begegnet: da entfernte ſich Sugenheim, ohne die Excerpte, wie dieß gewöhnlich Bedingung iſt und auch von ihm verſprochen wurde, vorerſt vorzulegen. Im Oktober 1839 ſchon edirte er zu Berlin „das Staatsleben des Clerus im Mittelalter," eine Schmähſchrift gegen die katholiſche Religion, den Klerus und insbeſondere gegen Bayern. Seitdem hat ſich Sugenheim mit einer Schrift: Bayerns Kirchen- und Volkszuſtände ſeit dem Anfange des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" beſchäftigt, auf deren Erſcheinen, als einer muthmaßlichen weitern Schmähung gegen Bayern, die k. Regierung ſchon am 16. v. Mts. aufmerkſam gemacht wurde. Inzwiſchen iſt bei G. F. Heyer zu Gieſſen die Vorrede dazu erſchienen, welche wirklich alle Merkmale einer Schmähſchrift an ſich trägt. Se. Majeſtät der König haben nun anzuordnen geruht, daß gegen die Verbreitung dieſer Schmähſchrift, ſollte ihre Veröffentlichung in irgend einem deutſchen Staate zugelaſſen werden, in Bayern nicht eingeſchritten werde, ſoferne nicht, abgeſehen von den Schmähungen, der ſonſtige Inhalt als unabweisbare verfaſſungsgeſezliche Pflicht ein Einſchreiten begründen würde. Dem Rechtsſinne und dem Ehr- und Nationalgefühle der b. Buchhandlungen ſoll es vielmehr anheim gegeben werden, ob und in wie weit ſie ſich mit der Verbreitung dieſer Schrift befaſſen wollen.

Das Schrekhorn, der wildeſte, unerſteiglich gehaltene Gipfel des Schweizer-Oberlandes, iſt am 8. Auguſt endlich doch erſtiegen worden. Herr E. Deſor, A. Eſcher und C. Girard haben in Begleitung von 5 Führern die Beſteigung der 12,560 Fuß hohen Felspyramide glüklich vollbracht.

Ein Berliner ſchildert den Geſchmak einer Schildkröten-Suppe, die er in London zum Erſtenmale aß, auf folgende Weiſe: Wenn es möglich wäre, daß ein mit Oel, Pfeffer und anderem ſtarken Gewürze beſtrichener Beſen durch die Gurgel fahren könnte, ſo wüßte das Gefühl wohl demjenigen gleichen, das wir erlitten, als wir den erſten Löffel dieſes berühmten Lekerbiſſens verſchlukt hatten.

Amor und Pſyche.

Pſyche malend, malte Blumen;
Huyſum malte ſie ſo ſchön!
Wer ſie ſah, mit Kenneraugen
Konnte ſich nicht müde ſehn.

Amor kam, und ſah ſie malen;
Welch ein Schatten! welch ein Licht!
Liebe, ſprach er; Liebe! male
Mir doch ein Vergißmeinnicht!

Gleim.

Anakreon im Traume getäuſcht.

Nachts auf purpurnen Tapeten
Schlafend, leicht berauſcht von Bakchos,
Träumt' ich, unter loſen Mädchen
Scherzend auf der Zehen Spizen
Schnellen Laufs umher zu kreiſen.
Meiner ſpotteten da Knaben,
Zarter als der junge Bakchos,
Mich mit bittrer Rede nekend
Dieſer ſchönen Mädchen wegen.
Eben da ich wollte küſſen
Flohn mir mit dem Traum ſie alle,
Und ich Armer, ach! verlaſſen
Wünſchte wieder einzuſchlafen.

Bücher-Anzeige.

Anweiſung zur Kettenvermeſſung.

Für Landwirthe, welche ihre Grundſtüke, auch ohne mathematiſcher Vorkenntniſſe, ſelbſt ausmeſſen wollen, faßlich dargeſtellt

von

A. Fr. Pleſſe,

Lehrer u. ſ. w. Mit 4 lith. Tafeln. 6 Bogen in gr. 8.
Preis ½ Thlr.

Dieſe Schrift iſt ſehr zwekmäſſig abgefaßt, und entſpricht ihrem Titel völlig, ſie ermuntert jeden Grundbeſizer, ſein Eigenthum ſelbſt zu vermeſſen, und belehrt ihn, daß es keine geheimnißvolle und koſtbare Kunſt ſey, ſondern daß dazu nur geſunder Menſchenverſtand und die in niedern Schulen zu erlernende Rechenkunſt erfordert werden. Mit wenigen Vorrichtungen, die beinahe gar nichts koſten, kann man nach ihrem Unterricht eben das erreichen und leiſten, wozu man ſonſt die koſtbarſten Inſtrumente nöthig zu haben glaubte. Es iſt daher die allgemeine Bekanntwerdung und Einführung dieſer Schrift ſehr zu wünſchen.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger= und Bauern=Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 38. 23. September 1842.

Inhalt: Grün. — Der Handel mit den Erzeugniſſen aus den Waldbeeren. — Betrachtungen über den Stand der Landwirthſchaft in Großbritannien ꝛc. — Kälber=Transport und Mittel gegen die ſogenannten Bremſen, Inſekten. — Kalligraphie und Orthographie. — Die Redefiguren. — Verkittung gußeiſerner Waſſer=Röhren.

Grün.

Ich liebe ſtets die grüne Farbe,
Das Feierkleid des holden Lenzes,
Denn überall und allerwegen
Lacht mir das heit're Grün entgegen.

Es bliket aus des Waſſers Spiegel
Das Grün mich an in ſchöner Friſche.
Grün ſind die Auen und die Felder,
Grün iſt der Schmuk der kühlen Wälder.

Und oben aus dem Raum der Lüfte
Schielt ſanft das grüne Laub der Bäume,
Und ſelbſt des Himmels Regenbogen
Kommt roth und grün herangezogen.

Doch auch noch eine and're Deutung
Die grüne Farbe mir verheiſſet:
Verlieſſe mich das Grün doch nimmer
Als Bild von ſüſſem Hoffnungsſchimmer.

Eugen Fürſt.

Der Handel mit den Erzeugniſſen aus den Waldbeeren.

Darüber enthält der bayeriſche Landbote folgenden beachtenswerthen Artikel:

In unſeren Wäldern wächst jährlich ein groſſer Schaz, der zwar eifrig begehrt und gehoben wird, jedoch Denen, welche ſich mit ſeiner Hebung beſchäftigen, noch lange nicht den Verdienſt gewährt, welchen ſie davon gewinnen könnten und auf den ſie durch die Verhältniſſe hingewieſen werden. Dieſer Schaz iſt das Beerenobſt, mit welchem unſere deutſchen Wälder ſo reichlich geſegnet ſind.

Man redet heut zu Tage viel davon, daß die Gegenden, welche das Rohprodukt erzeugen, auch zu deſſen weiterer Verarbeitung und Veredlung für menſchliche Zweke vorzugsweiſe Beruf haben; aber man ſcheint über dem Streben nach Gewerbszweigen, welche in groſſen Fabriken und mit großartigen Maſchinen betrieben werden und wegen ihres groſſen Kapitalaufwands nur den Reichen möglich ſind, häufig die kleinen Gewerbe zu vergeſſen, welche zwar weder beſondere künſtliche Vorrichtungen, noch groſſe Geldmittel erfordern, daher aber deſto mehr ſelbſtſtändige Unternehmer beſchäftigen können.

Mühſam tragen die Waldbewohner, namentlich der weibliche Theil derſelben, die geſammelten Heidelbeeren (Vacc. Myrtillus), Preiſſelbeeren (Vacc. Vitis Idaea) und Himbeeren (Rubus Idaeus) weit in das flache Land hinein zum Verkaufe, wo ſie in groſſen Mengen mit und ohne Zuker eingemacht, zu Wein ꝛc. verwendet, oder zu Saft verkocht werden. Nicht aber blos hier iſt ihr Verbrauch, ſondern ſie bilden in lezteren Formen in vielen Städten einen nicht unbedeutenden Gegenſtand des Handels in entferntere Länder. So iſt dem Verf. bekannt, daß in ſeinem Wohnorte ein einziger Liqueurfabrikant in einem Jahre allein über 1000 Kannen Himbeeren für ſein Geſchäft verbraucht hat. Ein groſſer Theil des rothen Weines iſt mit Wein von Heidelbeeren gefälſcht, und namentlich wird der im Handel vorkommende ſogenannte Biſchof (Wein mit Orangenextrat) aus Heidelbeerwein gefertigt. Dieß darf auch gar nicht Wunder nehmen, denn wer lezteren gut zubereitet, ſelbſt im unvermiſchten Zuſtande, zu genieſſen Gelegenheit gehabt hat, wird wiſſen, daß er ein ganz liebliches Getränk iſt.

Man ſollte glauben, daß bei einem ſo groſſen Verbrauche und ſo mannigfacher Verwendung der fraglichen Beeren der Waldbewohner ſelbſt mit der

Zubereitung derſelben für die verſchiedenen wirthſchaftlichen Zweke ſich abgebe, daß er Wein bereite, Saft koche und auf die eine oder andere Weiſe die Beeren einmache, und diese Gegenſtände im Handel abzuſezen ſuche. Allein, wie ſchon angegeben, dieß iſt nicht der Fall, ſondern er überläßt Anderen dieſes Geſchäft und den Gewinn, und begnügt ſich mit dem armſeligen Lohn für das Sammeln der Beeren.

Und doch iſt Alles vereinigt, was ihm die verſchiedenartige Zubereitung und weitere Veredlung des von der Natur verliehenen Schazes erleichtert, ihn darauf hinweißt, dieſes Geſchenk auch gehörig nuzbringend zu verwenden. Er hat das Holz wohlfeil, wo es ſich darum handelt, mittelſt Feuers jenen Früchten die nöthige Zubereitung zu geben, ſich die erforderlichen Fäſſer zur Verſendung des Weines und des Eingemachten zu verſchaffen. Wo er gläſerner Gefäſſe bedarf, kann er ſolche aus den Glashütten, welche ja meiſtentheils in ſeiner Nähe ſich befinden, zu geringeren Preiſen beziehen, als die im flachen Lande Wohnenden.

Aber, hört man ſagen, wer wird von dem Waldbewohner dergleichen feine Speiſen und Getränke beziehen wollen, bei deren Bereitung Reinlichkeit und Geſchiklichkeit erforderlich ſind, wenn man ſie nicht nur ohne Ekel ſoll genieſſen, ſondern auch verſichert ſeyn können, daß ſie ſich gehörig aufbewahren laſſen? — Was die Reinlichkeit anbetrifft, ſo iſt ſolche nicht gröſſer erforderlich, als beim feinſten Traubenweine, der uns Allen ſo herrlich mundet, bei gewelktem Obſte und anderen dergleichen Früchten, bei denen wir unbekümmert darum ſind, daß ſie meiſtens auch nicht von Städtern, ſondern nur von Bauern zubereitet ſind. Die Geſchiklichkeit aber iſt wahrhaftig nicht von dem Belange, daß ſie nicht in Kurzem ein Jeder, der nur geſunde Sinne hat, ſich verſchaffen könnte. Allerdings fehlt es an ihr zur Zeit wohl bei den meiſten Waldbewohnern, und der Verf. hat z. B. nicht ſelten ſogar faſt gänzliche Unkenntniß des einfachſten Verfahrens, die fraglichen Beeren einzumachen, gefunden. Allein es thue nur der Staat ſeine Pflicht, und es wird anders werden. Es handelt ſich für ihn hier nicht um groſſe Geldopfer, um beſondere, Zeit und Mühe ſehr in Anſpruch nehmende Anſtalten, ſondern nur um angemeſſene Belehrung, Aufmunterung und Empfehlung Derer, welche ſich durch gute Bereitung der, aus den obigen Beeren zu gewinnenden Speiſen und Getränke auszeichnen. Zu dieſem Behufe möchte in Vorſchlag zu bringen ſeyn:

1) Daß nicht nur durch zwekmäſſig abgefaßte Schriften der Waldbewohner auf die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes aufmerkſam gemacht, ſondern auch jungen Burſchen und Mädchen Gelegenheit verſchafft werde, durch Augenſchein und eignes Handanlegen das Verfahren bei Bereitung der verſchiedenartigen oben gedachten Erzeugniſſe kennen zu lernen. Sicherlich würden viele erfahrene Hausfrauen in den benachbarten Städten ſehr gern bereit ſeyn, jungen Mädchen vom Wald gelegentlich den nöthigen praktiſchen Unterricht zu ertheilen; vor Allem aber würden die Frauen der Geiſtlichen und Schullehrer in den Waldortſchaften für dieſen Gegenſtand zu gewinnen ſeyn.

2) Man ſeze auf eine Reihe von Jahren angemeſſene Preiſe für diejenigen Waldbewohner aus, welche vorzügliche Erzeugniſſe aus den fraglichen Waldbeeren zum Verkaufe darſtellen, und mache

3) nicht nur die Namen dieſer Perſonen öffentlich bekannt, ſondern ertheile ihnen auch, um den Verkauf ihrer Erzeugniſſe zu erleichtern, alljährlich, nach vorausgegangener Prüfung der lezteren, unentgeltlich amtliche Beſcheinigungen über die Tauglichkeit und Preiswürdigkeit derſelben. Eine ſolche, allerdings mit einiger Beſchwerlichkeit verbundene Maßregel würde übrigens nicht für längere Zeitdauer, ſondern nur nach Befinden auf ſo lange erforderlich ſeyn, bis das Publikum hinlängliches Vertrauen zu dem fraglichen Handel gewonnen und lezterer einigermaſſen feſten Fuß gefaßt haben würde. Sollte lezteres gelingen, ſo würde ſicherlich mit der Zeit ein erheblicher Verdienſt den Waldortſchaften zuflieſſen, welcher die aufgewendete Mühe und ſonſtige Unterſtüzung reichlich erſezte.

Betrachtungen über den Stand der Landwirthſchaft in Großbritannien und Angabe der Mittel, durch welche dieſelbe auf ihre gegenwärtige Höhe gebracht wurde.

Ohngefähr unter obigem Titel gibt Herr J. G. Booth, Samenbauer- und Händler bei und in Hamburg, dem deutſchen landwirthſchaftlichen Publikum eine Ueberſicht des Standpunktes, den die engliſche Landwirthſchaft einnimmt, und empfiehlt die nachſtehenden Verfahrungsweiſen in Verbeſſerung des Akerbaues auch zur Anwendung in Deutſchland mit der gewiß von jedem denkenden Landwirthe zu berükſichtigenden Prophezeiung, daß wenn ſolche einmal erſt durchgreifend und nachhaltig auch bei uns angewendet werden würden, gleiche Urſachen, gleiche Wirkungen haben werden.

Da dieſe hervorgehobenen Punkte faſt eine wörtliche Rekapitulation — und gewiß dem würdigen Verfaſſer ganz unbewußt — von den in 20 Jahrgängen unſerer vaterländiſchen Zeitſchrift ertheilten Rathſchläge und Aufmunterungen enthalten, viele, gar viele unſerer ſinnigen Landwirthe ſolche bereits auch befolgt und zum überzeugenden Beiſpiel und Muſter ihren verbeſſerten Betrieb des Akerbau ꝛc.-Gewerbes zur Nachahmung für Jedermann hingeſtellt haben, ſo theilen wir dieſelben in ihrer überſichtlichen Form mit dem Wunſche mit, daß ſie, vereint mit jenen Beiſpielen, neuerdings dazu beitragen mögen, ſegensreiche Verbeſſerungen in der inländiſchen Landwirthſchaft zu bewirken.

ꝛc. „Den ernſten, kräftigen, vereinten Willen voraus geſezt, ſind es nun die folgenden, wichtigen Punkte hauptſächlich, denen Schottland und England die Hebung ihres Akerbaues verdanken und deren Befolgung wir, mehr als bisher, uns zur ernſten Aufgabe machen müſſen:

1) Vor Allem die Bildung tüchtiger Arbeiter. Die Vorzüglichkeit der dortigen Bauknechte, die (man möchte ſagen alle ohne Ausnahme) ihre Arbeiten nicht plump oder dumm — mechaniſch und gleichgiltig, ſondern auf eine intelligent-geſchikte und gründliche Weiſe mit Sachkenntniß, Ueberlegung und Fleiß und, wo es nöthig iſt, mit der größten Anſtrengung ihrer Körperkraft und mit der determinirteſten Ausdauer ihres Willens, als einer, ſich von ſelbſt verſtehenden, Sache — verrichten. — Warum finden wir dieſe Arbeiter nicht bei uns? Weil wir ſie nicht bilden, ihren Ehrgeiz nicht weken und ihnen nicht lohnen.

2) Der 2te Punkt, den wir zu beachten und zu befolgen haben, iſt die Einführung des Entwäſſerungsſyſtems durch Legung unterirdiſcher Abzugskanäle, wodurch der durch Näſſe und Kaltgründigkeit unfruchtbare Boden in das Gegentheil umgeſchaffen wird und auch dadurch alle offenen Gräben mit ihren vielſeitigen Nachtheilen entbehrlich gemacht werden. Dieſe Verbeſſerung erſcheint zwar koſtbar, allein der Vortheil iſt überwiegend. Dazu kommt:

3) Eine tiefere und vollkommnere Bearbeitung des Bodens vermittelſt verbeſſerter zwekdienlicher und zwekerleichternder Akergeräthe, hauptſächlich das Aufbrechen und tiefere Auflokern des Unterbodens, ohne ihn ſogleich auf die Oberfläche zu bringen oder anders als allmählig von Jahr zu Jahr mehr mit dem ſchon fruchtboden Oberboden zu vermengen. Es dient dazu der hier noch wenig bekannte, aber überaus nüzliche Unterbodenpflug (Subsoil Plough). Es wird Niemand gereuen, ihn anzuſchaffen und benüzen zu lernen; ferner:

4) Die Drillwirthſchaft als: a) das einzige Mittel zur vollen und vortheilhaften Nuzanwendung der konzentrirten Düngerarten, des Knochenmehls, der Rapskuchen und ſonſtiger kurzen gehaltvollen Komposte; b) als das einzige Mittel zur Erſparung von mehr als der Hälfte der Einſaat und dennoch der Erzielung einer beſſern und reichern Ernte; c) als das beſte Mittel, das Land rein und loker zu erhalten, indem nur dann die Pferdehaken ꝛc. benüzt werden können.

5) Der Rüben- und Wurzelbau, wodurch man in den Stand geſezt wird, ſeinen Viehſtand zu verdoppeln und zu verdreifachen, die Qualität deſſelben zu verbeſſern, den Ertrag davon zu erhöhen und durch beſſern und vermehrten Dünger die Wirthſchaft von Jahr zu Jahr mehr zu heben. Weiter

6) die Auswahl und Benüzung des allerſchönſten Korns zur Saat und ein möglichſt öfterer Wechſel desſelben; alſo daß nur der reinſte, beſte und zuverläſigſte Same von jeder Art genommen werde, unter den Arten wieder die auf das Sorgfältigſte ausgeſucht, die ſich für den verſchiedenen Boden und ſeine Lage am Meiſten eignet. Der Engländer zahlt jeden Preis für den beſten und reinſten Samen, und behilft ſich ungern und nur dann mit einer geringeren Waare oder mit einer weniger guten Sorte, wenn das Beſſere nicht mehr für Geld zu bekommen iſt. So würde z. B. dort der ärmſte Landmann zur Gras- oder Heubenüzung keine Trespe ausſäen, auch ſelbſt nicht, wenn er den Samen ganz umſonſt haben könnte. Hier werden jährlich viele Tauſend Centner dieſes ſchlechten, unnahrhaften Graſes als Raigras, und noch dazu mit allem möglichen Unkrautſamen vermiſcht, ausgeſäet, weil der Same weniger koſtet, als der aller übrigen Gräſer.

7) Die Veredlung der Arbeitspferde, des Hornviehs, der Schafe, Schweine ꝛc. durch Bedekung mit den ausgezeichnetſten Exemplaren ihrer Art, und wäre dieſe nur mit Mühe und groſſen Koſten zu erreichen. Geht darin der Angeſehenere und Reiche mehr als bisher voran und iſt er bereit, es Andern zu erleichtern, ſo wird bald der Geringere folgen. So ſah ich neulich in Liverpool, daß ein ſchlichter Landmann aus der Grafſchaft Suffolk, dem ausgezeichneten Schafzüchter, Hrn. Webb, einen Bok abmiethete, um ihn zum Deken nur während der nächſten Springzeit zu benüzen, obgleich 320 Thlr. Pr. der Preis für dieſen Dienſt war. Derſelbe Landmann ſagte mir dabei, daß ſein Bruder dem Hrn. Webb 640 Thlr. für einen noch ſchönern Bok zu gleichem Dienſte zahle. Soviel können oder wollen wir noch nicht aufwenden; werden wir es aber nicht auch einmal zu der Einſicht des überwiegenden Vortheils bringen und es allgemein nachthun? Ganz gewiß; denn nicht der Ehrgeiz und die Prahlſucht oder die Liebhaberei, nur der wohlberechnete Vortheil ſchloß jenen Vertrag. Wer zu rechnen verſteht, wird es begreifen.

8) Die Anſchaffung und die Benüzung von dem allerbeſten Akergeräth jeder Art, das nur zu finden und zu erlangen ſeyn mag, theils um die Arbeit ſo vollkommen als möglich herzuſtellen, theils um ſie zu erleichtern, theils um Handarbeit und Zeit zu erſparen. Auch das iſt freilich von Thaer genug empfohlen, aber wie wenig befolgt.

9) Des Landwirthes genaue Kenntniß von Dem, was jeder Arbeiter, jedes Pferd in einer beſtimmten Zeit zu leiſten vermag, ohne daß dieſelben überarbeitet werden. Nur hierdurch iſt er im Stande, gerade ſo viel Menſchen und Pferde, als er zu ſeiner Wirthſchaft gebraucht, und nichts Ueberflüſſiges zu unterhalten, und ſicher, daß es ihm nicht mangelt.

10) Die Kenntniß der verſchiedenen Düng-Mittel und ihrer richtigen Anwendung für den verſchiedenen Boden, ſowie deren Wirkung auf die verſchiedenen Früchte. Auſſerdem genaue Kenntniß der beim Unterbringen des Düngers möglichen und ſtatthaften Erſparung des koſtbaren Materials, ſo daß dabei dennoch eine gröſſere Nuzanwendung erzielt wird, indem er es verſteht, vermöge des regelrecht geführten Pfluges und mittelſt der Drill-Maſchine, den Dünger ſo unter die Fruchtreihe zu bringen, daß er dieſer allein und ganz zu Nuzen kommt.

11) Kein Kornbauer dort denkt daran, ſich ohne eine Dreſchmaſchine zu behelfen; weil deren Gebrauch es ihm allein möglich macht, ſein Getreide nach der Ernte, ſobald er will, zu Markt zu ſchaffen, ohne ſeinen Feldarbeiten deßwegen Abbruch zu thun oder fremde Arbeiter miethen zu müſſen, um durch ſie ſein Korn weniger gut und doch ungleich koſtſpieliger ausflegeln zu laſſen. Eine Maſchine verdient ſich bald, und geſchikte Handwerker finden ſich, wo ſie bezahlt werden, und arbeiten dann immer wohlfeiler.

12) Die Erſparung an Zeit, Arbeitslohn, Pferden ꝛc. durch die dortigen Wirthſchaftswagen (Carts), deren leichte Radbewegung (Rädergang) und Behendigkeit in den Stand ſezt, die Fuhren mit der halben Anzahl Pferde und mit wenigern Menſchen zu vollbringen. Ueberdem koſtet die Anſchaffung und Unterhaltung dieſer zweirädrigen Karren, auf die 20 bis 30 Centner geladen, und von Einem Pferde gezogen werden können, lange nicht ſo viel,

als unſere viel weniger zwekmäſſigen, vierrädrigen, ſchwerfälligen Blokwagen. Freilich ſind die Wege in England auch beſſer, als in Deutſchland, aber an wem liegt die ſchlechte Beſchaffenheit unſerer Landwege?

13) Rechtzeitige, frühe Saat, je nach der Art und Eigenheit der Sämereien und der Eigenthümlichkeit und Lage des Bodens, in einem wohlbereiteten, von Licht, Wärme und Luft wohl durchdrungenen Boden — lieber zu früh, als zu ſpät, nie in Schlamm und Näſſe. Zeitige und wohlbearbeitete Ausſaat bringt den Landmann in die Höhe; ſpäte Ausſaat in ſchlecht bearbeiteten oder bis zum Schlamm durchnäßten Aker an den Bettelſtab.“

(Aus der landwirthſchaftlichen Zeitung für Kurheſſen.)

Kälber-Transport und Mittel gegen die ſogenannten Bremſen, Inſekten.

Bisher wurden 25 Kälberhändler und Karrner öffentlich angezeigt, die ihre Wägen ſo eingerichtet haben, daß die Köpfe, ſtatt herabzuhängen, auf zwei ungefähr einen halben Schuh von einander entfernten, dik mit Stroh umwundenen und auch unter ſich mit einem Strohgeflecht verbundenen Stange liegen. Neuerdings haben ſich wieder folgende hiezu herbeigelaſſen: Modeſt *Meyer* von Genteldorf, Ldgs. Bruk; *Jäger* von Lindenberg, Ldgs. Buchloe, ſo daß dieſe verbeſſerte Art des Kälbertransportes für *München* ſehr bald eingeführt ſeyn wird. Man bittet wiederholt die Magiſtrate, Landbeamten, Geiſtlichen u. dgl. hiezu für München ſowohl als auch für *die übrigen Städte des Königreichs* mitzuwirken. Man darf dieſe Mitwirkung wohl um ſo ſicherer erwarten, als das für *München* gegebene Beiſpiel ſogar im *Auslande, namentlich in Oeſterreich, ſchon Nachahmung gefunden hat*. Insbeſondere wurde vom Gouvernium in *Innsbruk das Herabhängen der Köpfe der Kälber bei Strafe verboten* und die *verbeſſerte Einrichtung der Wägen nach dem bayeriſchen Muſter anbefohlen*. Mit Vergnügen ſah der Verfaſſer dieſes Aufſazes ſelbſt in Tyrol ſolche Kälberwägen und erfuhr officiell, daß ein Kälberhändler wegen Nichtbefolgung jenes Befehls zu 6 Gulden Strafe verurtheilt wurde. Ja auch dahin wirken öſterreichiſche Behörden ſchon, daß die Kälber *ungebunden* auf den Wägen geführt werden. Gewiß werden ſich alle Mitglieder des unterzeichneten Vereins über dieſe Folgen ſeiner Einſchreitungen freuen und viele, die bisher an der Nüzlichkeit des Vereins noch zweifelten, zum Eintritte in denſelben ſich entſchlieſſen. An alle Städte des Königreiches aber und an alle Kälberhändler erlaubt man ſich die Frage, ob ſie ſich hinſichtlich der verbeſſerten Einrichtung der Wägen und hinſichtlich des Nichtbindens der Kälber, alſo in Maßregeln, die von der Reſidenzſtadt von *Bayern* ausgingen, vom *Auslande übertroffen* oder das Ausland *zuvorkommen* laſſen wollen. — Bei dieſer Gelegenheit zeigt man an, daß nach mehreren angeſtellten Verſuchen ☞ *Fiſchſchmalz* ſich als ein wirkſames Mittel gegen die ſogenannten Bremſen bewährt hat; es verbreitet nicht den unangenehmen Geruch wie manche andere Mittel, *koſtet äuſſerſt wenig* und die geringen Unannehmlichkeiten, daß die Pferde etwas mühſamer zu puzen ſind, iſt nichts im Vergleiche zu den entſezlichen Leiden die den ohnehin ſo unglüklichen Thieren, und zu den ſonſtigen *Bemühungen und Koſten, die den Pferdebeſizern oder ihren Dienſtboten durch die Abtreibung der quälenden Inſekten erſpart werden*. Wiederholt bittet man alle *Zeitungs-Redaktionen*, dieſen und andere Aufſäze dieſes Inhalts abdruken zu laſſen.

Der Münchner-Verein gegen Thierquälerei.

Kalligraphie und Orthographie.

Der Artikel: Ueber Deutſchlands jüngere Induſtrie in Nro. 7 dieſer Blätter enthält einige Andeutungen über die Mangelhaftigkeit der Orthographie bei den Gewerbsleuten. Schon oft ſezte ich die Feder an, um über dieſen Gegenſtand zum allgemeinen Beſten einige Worte zu ſprechen. Hier

nun bietet ſich eine ſo ſchöne Gelegenheit dazu dar, daß ich es nicht unterlaſſen kann, meinen Takt darein zu geben.

Erſt vor einigen Tagen bekam ich einen Schneiderkonto, der in ſolchem Tone abgefaßt war, daß ich unterm Durchleſen das Lachen nicht verhalten konnte. Ich ließ mir den Schreiber kommen, und fragte ihn, was das Wort: „fan" bedeute? Es ſollte Faden heißen. Ich ſagte es ihm, allein er gab mir zur Antwort: „Wiſſen's, wir Schneider ſchreibens halt ſo. — — Knöpfe ſchreiben alſo die Schneider mit knef, Seide mit ſein, Wattirung mit Wachirung ꝛc.! Wer ſich aber ſeine Orthographie durchaus nicht abſtreiten ließ, war mein guter Schneider, obwohl ich ihm zum Beweiſe eine Menge gedrukter Konto's zeigte, worin obige Worte ſprachrein ſtanden.

Ferners kenne ich eine Perſon, die grundfalſch ſchreibt, mir aber auf Belehrungen immer erwiederte: „Ja, das wüßte ich wohl, wie man Dieß und Das ſchreibt, aber wiſſen's, ich ſchreib halt immer ſo dahin —. Die Perſon ſchämte ſich nicht, dieß zu ſagen.

Herr N., ein Mann von Adel, zeichnet ſich in allen Geſellſchaften durch Wizprunk ſehr aus und er beſizt die ſeltene Gabe, recht angenehm zu unterhalten. Laſſen wir ihn jedoch die Feder ergreifen, ſo werden wir ſehen, daß er nicht einmal das Wort „Freund" korrekt ſchreiben kann, wie einer ſeiner Briefe an mich mit: „Lieber Freind" lautete.

Der Sohn dieſes Mannes beſizt troz ſeiner Jugend zwar nicht die Gabe ſeines Vaters; in Geſellſchaften zu glänzen, aber er beſizt die Kunſt, orthographiſch ſchreiben zu können. Er ſagte jüngſt zu mir: „So oft ich ein unrichtig geſchriebenes Wort irgendwo erblike, kann ich ein unwillkürliches Lachen über den Schreiber nicht unterdrüken. Wie muß ich ihn doch bedauern, da er ſich nicht einmal in ſeiner eigenen Mutterſprache richtig ausdrüken kann." —

Gewiß haben mit mir ſchon Mehrere bemerkt, daß die unkorrekten Schreiber eine viel ſchönere Schrift haben, wie die korrekten, die wieder gar keinen Sinn für Kalligraphie beſizen, ſondern nur ſo dahin ſudeln, und dem Leſer die Ausdeutſchung ihrer Schrift überlaſſen. Am Fehlerhafteſten wird gewöhnlich Wohnort und nomen proprium geſchrieben, welche doch am Deutlichſten ſeyn ſollten.

Der Verfaſſer jenes Briefes hat die Idee, eine Anſtalt zu errichten, worin nach Beſtimmung der nach verſchiedenen Provinzen zu regulirenden Lehrſtunden nur Unterricht in der Mutterſprache den erſten Plaz einnehmen und gelehrt werden ſoll.

So wahr dieſe Anſicht auch iſt, dürfte ſie doch erſt das lezte Mittel ſeyn, die Orthographie der Sprache zu heben. Dazu gehören noch ganz andere Einleitungen, wovon die erſte zweifelsohne Mithülfe der Regirungen ſeyn müßte. Denn ohne dieſe, wie ſchon Autor jenes Briefes weitläufig verlauten läßt, würde gar nichts zu Stande kommen. Das zweite müßte die Einführung eines allgemeinen deutſchen Sprachlehrbuches ſeyn, welches vom A. B. C. an, den Schüler auf leichtverſtändlichſte Art alle Haupt- und Nebenregeln der Sprache vorführt. Man ſage mir nicht, daß es ſchon ſolche Lehrbücher gäbe. Nein, wir haben noch Keines, und ohne die Mitwirkung der Regirungen, die zur unentgeltlichen Abgabe dieſer Bücher beſonders in pekuninärer Hinſicht beitragen müßten, werden wir ſchwerlich welche bekommen.

Die Verfaſſung der beſprochenen Lehrbücher müßte mehreren, dem Schulfache beſonders vertrauten Männern zugetheilt werden.

Alsdann müßten eigene Lehrer gut beſoldet werden, und rein nichts zu thun haben, als Leſen und Schreiben ſchriftgemäß zu lehren. Dieſelben ſollten vorerſt einer Prüfung der Lehrmethode, welche ſie anzuwenden geſonnen wären, ſich unterwerfen, uud die Verfaſſer des allgemeinen deutſchen Sprachlehrbuches dieſer Prüfung vorſtehen.

Weiters müßten auſſerordentliche, ebenfalls von den Autoren des Lehrbuches gewählte Prämien veranſtaltet werden. Denn es iſt bekannt, wie ſehr Prämien zur Ermunterung im Fleiſſe ꝛc. günſtig beitragen.

Zum Unterrichte müßte Jedermann an beſtimmtem Orte erſcheinen, und eigens die Lehrlinge von Profeſſionen zum Erſcheinen angehalten werden.

Das wäre nun der Hauptgrundriß zu meinen Statuten. Es ſind nur einige Winke, die weiterer Beachtung verdienten. Ich erſuche daher den Verfaſſer jenes Briefes, die Sache nicht zu verlaſſen, ſondern weiter zu verfolgen, zumal er mit den Worten ſchließt: „Ich hätte noch Manches auf meinem Herzen — aber es wäre zuviel für einen Brief. Vielleicht ein andermal .... cura, ut valeas.“

Demoſthenes.

Die Redefiguren.

Wenn Einer ein Schelm iſt und ehrlich thut, ſo iſt dieß eine Redefigur, die aber nur Der kennt, welcher nicht vom Intereſſe oder durch Bombaſt einen Augenſtaar erhielt.

Wenn nun dieſe Redefigur viele Geſtalten annehmen kann, wie jenes fabelhafte Thier, ſo zeigen ſich ihre Arten. Freilich bei uns nicht! Noch weniger bei Genoſſen!!!

Die Redefigur lobt ſich nur immer ſelbſt, obgleich ſie nur eine Figur iſt, und das iſt die Alliteratio. Sie heißt immer ſich menſchenliebend; denn Amor incipit ab Ego. Etwas ſteif, nun das ſchadet nicht.

Unſere Figur ab Ego, wenn ſchon unadelich, iſt gelegenheitlich auch ein wenig unedel, dann wieder etwas boshaft, unerſättlich, aufgedunſen, dünkelſtark ꝛc., und das nennt jeder Doktor en philosophie Wiederholung.

Jene Figura, von einem groſſen D — als Fikör ausgeſprochen, macht in ihrer Handlungsweiſe allerhand Krizkraz und Seitenſprünge à la Haſe, Bok, Widder und Roß, und ſolches iſt, per Tubus beſchaut und am Phantome betrachtet, die ſogenannte Inverſion. Ein gangbarer Verlagsartikel.

Die Figur ſieht manchmal einer Leiter gleich und heißt daher Climax. Denn nachdem man aus dem Sch. einen * und dann ein ✝ gemacht, fragt es auch ſchon wieder, ob es nicht die zwei Buchſtaben d'esprit erlangen könnte. Die Aufſchrift Anticlimax ſpart ſich unſere Perſon auf künftige Weihnachten.

Unſere Figur nannte ſich einſt Congruenz zu allen Winden und Problemen; aber ſie beſann ſich eines Beſſern und klopft überall ehrfürchtig an, und iſt ſo zur Präterition geworden. Ich will auch nicht ſagen von dieſen Schleichwegen, aber bemerken will ich blos, daß ich ſo Etwas doch bemerken mußte, um ein nothwendiges Epitheton geſezt zu haben.

Unſere Perſon litt Mangel an Individualiſirung. Da nahm ſie die Kellnerin zur goldenen Nadel und machte ſie zur gnädigen Frau Offiziantin.

Beiſpiele und Gleichniſſe wären zwar ſehr wirkſam; aber die Figur unſerer Applikation liebt mehr die Metonymie und die Synekdoke. Jene, weil ihr die Wirkung des Geldes viel lieber iſt, als die Urſache der Verdienſte; dieſe, weil ſie die Müken fängt und Elephanten verſchlingt. Iſt ſie nicht ganz glüklich im Werke; ſo nimmt ſie zur Perſonifikatio die Zuflucht, wie der Schiffer zu Hafen und Anker.

Dabei liebt die Redefigur aller Redefiguren weder Polyſyndeton, noch Aſyndeton. Der Grund davon iſt einfach. Wer Nichts iſt, kann nicht neben Vielen Etwas gelten, und wer Nichts iſt, muß Verbindungen anknüpfen. Das iſt aber keine Hyperbel, ſondern nur ein — Gedicht, dem wir folgendes Rezipe beifügen:

Lies es ſo lange, bis du es auswendig behielteſt. Dazu alle Abende eine Meditation von ½ Stündchen. Hilft gewiß zum Beſſerwerden.

Dr. Gg. S—*—l.

Verkittung gußeiſener Waſſerröhren.

Man bewirkt dieſe durch Anwendung von Filzkappen von 3 Zoll Länge und ¼ Zoll Dike, welche in warmen, mit etwas Harz gemiſchten Talg geſtoſſen werden. Es hat ſich dieſe Verkittung bei 20 Fuß Druk des Waſſers und durch zehnjährige Erfahrung bereits bewährt. Es wird durch dieſelbe bei nicht ganz runden Röhrenöffnungen der Verſchluß ſchneller und gleichmäſſiger bewirkt, auch übt bei langen Röhrenleitungen die Temperatur keinen Einfluß auf den Filz aus.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Maler Ludwig Cigoli hat in einem Gemälde, die Beſchneidung Chriſti vorſtellend, den Hohenprieſter mit einer Brille auf der Naſe vorgeſtellt, um ſein hohes Alter anzudeuten.

In Paris konnte man noch im Jahre 1814 in der rue de Prouvaires ein Gemälde ſehen, worauf Kain abgebildet war, wie er ſeinen Bruder Abel mit einem groſſen Huſarenſabel niederhaut.

Ein alter franzöſiſcher Dichter, Salluſte du Bratas, nannte den Donner, den Tambour Gottes; die Winde, die Poſtillons des Eolus; die Sonne, den Fürſten der Lichter; den Mond, die Fürſtin der Laternen, und die Sündfluth, die groſſe Wäſche des menſchlichen Geſchlechts.

Eines Tages trat der empfindelnde Baculard d'Arnaud ins Zimmer des jungen und liebenswürdigen Grafen von Frieſen als dieſer eben ſein Haar ordnete. Er ſtudirte einige Zeit auf ein recht neues und geniales Kompliment, und ſagte dann: „Sie haben rechtes Geniehaar." — „Ach d'Arnaud! — erwiederte der Graf — wenn ich das wüßte, ließ ich es mir auf der Stelle abſchneiden, um Ihnen eine Perüke daraus machen zu laſſen."

Am 21. Juli ließ ſich zu Paris ein junger Mann Morgens 7 Uhr taufen, kommunizirte um 10 Uhr, erhielt um 11 Uhr die Konfirmation und verheirathete ſich um 12 Uhr.

Ein Mann machte ſich in einer Geſellſchaft ſehr vorlaut. — Ich wette, daß dieß ein Schriftſteller iſt? — ſagte eine fremde Dame. — Gewiß! — war die Antwort eines Einheimiſchen. — Und was hat er denn geſchrieben? — Thorzettel, gnädige Frau. — Ei! das Buch kenne ich wahrhaftig nicht.

Der Hofrath W... gerieth mit dem Doktor B... in einen Streit. Des Leztern Behauptungen kamen dem Erſtern ſo paradox vor, daß er erzürnt ausrief: Sie werden doch noch ins Irrenhaus kommen! — „Thut nichts," erwiederte der Doktor: „das Vergnügen, Sie auch dort zu finden, wird mich hinlänglich entſchädigen."

Ein Wucherer, dem man ſein unerlaubtes Wuchern vorhielt, und ihn fragte, ob er ſich nicht der Sünde fürchte, zog einen Dukaten aus der Taſche, und ſagte: „Sie ſehen doch hier den Dukaten? Iſts nicht vor Gott einerlei, ob er in meiner oder in Ihrer Taſche iſt, er bleibt immer Herr darüber.'

Ein berühmter Prediger einer engliſchen Stadt zog durch ſeine ſchönen Predigten viele Leute in die Kirche. Auch ein Matroſe ging neulich hinein und nahm Plaz. Nach der Predigt kam die Stuhlvermietherin, ſich einen Penny (Stüber) auszubitten. „Einen Penny?" fragte der Matroſe: „wenn ich den hätte, wäre ich nicht hier!"

Gaubier verfertigte ein Schauſpiel, welches bei der Aufführung misfiel. Ein Freund fragte ihn, wie er dieſes Stük habe auf die Bühne bringen mögen. Er antwortete: „Paris hat mir ſchon oft im Einzelnen lange Weile gemacht; ich habe alſo die Gelegenheit ergriffen, um es zu verſammeln, und es ihm im Ganzen wieder zu vergelten."

In den Laden eines Buchhändlers zu Berlin kam ein ältlicher Mann, deſſen Aeuſſeres nichts weniger als Wohlhabenheit und Bildung verrieth. „Sie haben Wieland's Werke in den Zeitungen angekündigt," ſagte er, „haben Sie Exemplare davon?" — Wollen Sie ein Exemplar kaufen? fragte der Buchhändler. — „Nein, das nicht." — Was veranlaßt Sie denn zu dieſer Frage? — „Ich wollte Sie nur bitten, mir ein Exemplar zu zeigen. Ich heiße Wieland, und habe vor einigen Jahren eine Schrift herausgegeben, wie man Meſſer und Scheeren ſchleifen kann; ich wollte ſehen, ob ein Nachdruk davon gemacht worden iſt."

Ein irländiſcher Profos mußte einem Soldaten eine Anzahl Stokſchläge geben. Der Geſchlagene rief bittend: „Freund, etwas höher!" Der Profos erfüllte dieß Erſuchen. „Um Gotteswillen!" rief jezt der Soldat, „ſchlag doch weiter unten!" — „Ei!" entgegnete Jener: „Der Teufel mag gerade den Ort treffen, wo Du Dich gern möchteſt ſchlagen laſſen!"

Vor Kurzem kam die Frau eines Kaufmannes in die Wochen, der dieſe Nachricht in dem Wochenblatte ſeines Orts, mit der Unterſchrift: S. . und Kompagnie, bekannt machte.

Notiz für Phyſiker.

Compreſſibilität tropfbarer Flüſſigkeit
Zeigt jedem Zweifler Gaſtwirth Haſche;
Er preßt euch, unverlangt, mit viel Geſchwindigkeit,
Ein halb Maß Wein in eine Schoppenflaſche.

Wer nicht weiß zu genieſſen, muß entbehren.

Beim Gaſtmahl wurden Krebſe aufgetragen,
Mein Nachbar wußt' damit nicht umzugehn;
Er faßt den Krebs beim Schwanz, bald bei dem Kragen,
Und ließ ihn endlich ungenoſſen ſtehn.

Die Hauptperſon.

Ein Böſewicht ward zum Galgen ausgeführt:
Das Volk drang ſich im Haufen vor ihm her.
„Ei," ſprach er lächelnd, „eilt nur nicht ſo ſehr;
Denn ohne mich wird doch nichts produzirt."

Bücher-Anzeige.

Bei B. F. Voigt in Weimar iſt erſchienen:

Die Kunſt mit der Stahlfeder

ſchön, ſchnell und kek zu ſchreiben. Mit verſchiedenen Winken zum zwekmäſſigen Gebrauche der Stahlfeder, über das zu ihr paſſende Papier und Tinte. Zweite Aufl. 8. geh. Preis ½ Rthlr. oder 27 kr.

Den vielen Liebhabern der Stahlfeder wird dieſe Schrift ganz gewiß ſehr willkommen ſeyn, und wir hoffen, ihnen dadurch einen Gefallen zu erweiſen, daß wir ihnen dieſes nüzliche Werkchen hiemit dringendſt zum Ankaufe empfehlen.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 39. 30. September 1842.

Inhalt: Die Sonne bringt es an den Tag. — Andeutungen und Grundzüge des neuen Feldbauſyſtems. — Die Gräſer. — Straſſenweſen. — Ueber Mechanik. Münchens Frauenthurmuhr.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkſtatt ſaß
Zum Frühtrunk Meiſter Nikolas,
Die junge Hausfrau ſchenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenſchein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So ſpricht er für ſich, indem er erblaßt:
Du bringſt es doch nicht an den Tag!

»Wer nicht? was nicht?« die Frau fragt gleich,
»Was ſtierſt du ſo an? was wirſt du ſo bleich?«
Und er darauf: »»ſey ſtill, nur ſtill!
Ich's doch nicht ſagen kann, noch will«« —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forſcht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit ſüſſem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

»»Nein nimmermehr!«« — »Du ſagſt es mir noch.« —
»»Ich ſag' es nicht.«« — »Du ſagſt es mir doch.« —
Da ward zulezt er müd und ſchwach,
Und gab der Ungeſtümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

»»Auf der Wanderſchaft, 's ſind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einſt gar ſonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh'
War hungrig und durſtig und zornig dazu.«« —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

»»Da kam mir juſt ein Jude in die Quer',
Ringsher war's ſtill und menſchenleer:
Du hilfſt mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, ſonſt ſchlag' ich dich todt!««
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: »» vergieſſe nicht mein Blut,
Acht Pfenn'ge ſind mein ganzes Gut!«««
»»Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, ſchwacher Mann." —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

»»So rüklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne ſah;
Noch hob er zukend die Hand empor,
Noch ſchrie er röchelnd mir in's Ohr:
»»»Die Sonne bringt es an den Tag!«««

»»Und macht' ihn ſchnell noch vollends ſtumm,
Und kehrt ihm die Taſchen um und um:
Acht Pfennige, das war das ganze Geld,
Ich ſcharrt' ihn ein auf ſelbigem Feld«« —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

»»Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jezt zu Haus, —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und ſey geſcheidt;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.««

»»Wenn aber ſie flimmernd ſcheint,
Ich merk' es wohl, was ſie da meint,
Wie ſie ſich müht und ſich erboßt, —
Du, ſchau' nicht hin, und ſey getroſt:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.««

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
»Gevatterin, um Jeſus Chriſt!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt.« —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten ſie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag. —

A. von Chamiſſo.

Andeutungen und Grundzüge des neuen Feldbauſyſtems des Herrn Kollegienrath Dr. Schmalz, Profeſſor in Dorpat.

„In manchem Untergrunde liegen bedeutende Schäze unbenüzt, die leicht gehoben werden können, und die Atmoſphäre iſt ein reich begabtes Gemeingut, wovon keine Steuern bezahlt werden; nur wenn wir jene Schäze heben

und dieſes Gemeingut gehörig benüzen, ſind wir im Stande, den möglich höchſten Reinertrag aus einer gegebenen Bodenfläche zu ziehen und den Bodenreichthum bedeutend zu vermehren.“

Wir wiſſen ſchon lange, daß wir mit blätterreichen Gewächſen reiche Ernten von einem fruchtbaren Boden ziehen können und dabei doch die Akerkrume noch an Fruchtbarkeit gewinnen kann; wir nennen darum ſchon längſt ſolche Gewächſe „Bodenverbeſſernde,“ dagegen die verſchiedenen Getreidearten „Bodenverzehrende.“ Wir wiſſen ferner ſchon längſt, daß ein von Natur armer Boden eine ſehr groſſe Maſſe von Holz gibt, und dennoch nach dem Abſchlagen desſelben reicher an Humus befunden wird, als er war, da die Bäume auf ihm ſtanden. So wiſſen wir auch, daß auf manchem Boden der Klee einmal ſehr üppig wächst und eine reiche Ernte gibt, aber auf derſelben Stelle ſehr ärmlich gedeiht, ſobald er wiederholentlich raſch nach einander angebaut wird. Wir legen einen groſſen Werth auf den Wechſel der Gewächſe, indem vielfältig die Erfahrung gemacht worden war, daß, wenn zwei Getreidegattungen unmittelbar nach einander angebaut wurden, die zweite Ernte gewöhnlich niedriger ausfiel, als auf ganz gleichem Boden, wo zwiſchen zwei Getreidegattungen ein blätterreiches, tief wurzelndes Gewächs geſäet wurde, alſo die zweite Getreideernte doch das dritte Gewächs nach einer vorhergegangenen Düngung war. Wir ſuchten auch wohl die Haupturſache dieſer Erſcheinung, und ſo die Theorie des Fruchtwechſels in gar wunderlichen Dingen, ſogar in den Excrementen der Pflanzenwurzeln; aber deſſen ungeachtet kommt mir es vor, als ſey man im Pflanzenbau noch lange nicht auf dem rechten Wege und handle mit der Benüzung der uns ſehr freigebig dargebotenen Naturkräfte noch nicht weiſe genug. — Wir ſahen gewöhnlich viel zu einſeitig auf die Bodenkrume, waren froh, wenn wir dieſer nur von Zeit zu Zeit Das wiedergeben konnten, was ſie uns in den aus ihr gezogenen Ernten gab. Viele finden ſich jezt noch glüklich, wenn ſie nur recht groſſe Flächen mit Getreide beſäen können, und ſind dabei höchſt beſcheiden in ihren Forderungen hinſichtlich des Körnerertrags.

Wer blos Gewächſe mit flachgehenden Wurzeln, z. B. nur Getreide, baut und obenein nicht gehörig dafür ſorgt, daß dieſe ein möglich groſſes Blattvermögen ſich anſchaffen können, der benüzt Das, was an Pflanzennahrung in ſeinem Untergrunde liegt, gar nicht und die ihn ebenfalls zur freien Benüzung gegebene Atmoſphäre nur ſehr ſchlecht. — Zu den Ernten, die er ſo ſeinem Boden abnimmt, mußte die Bodenkrume Alles geben, und darum iſt es kein Wunder, wenn ſie nach und nach erſchöpft wird, nach und nach ſchlechtere Ernten gibt, ſobald ihr nicht eben ſo viel Dünger wieder gegeben wird, als ſie an das auf ihr erbauete Getreide abgab. Je ärmlicher das ſo erbauete Getreide wuchs, deſto mehr entzieht es, im Verhältniß der Gröſſe ſeiner Ernten, der Bodenkrume; denn nicht allein, daß es mit einem ſehr geringen Blattvermögen auch nur ſehr wenig aus der Atmoſphäre ziehen und auch nur unvollkommen ausgebildeten Blättern der Nahrungsſaft ausgebildet werden kann, ſondern es kann auch ein blattarmes und dabei dünnſtehendes Gewächs nicht den Boden gehörig bedeken, auch nicht das Verflüchtigen der im Boden entwikelnden, pflanzennährenden Luftarten verhindern.

Wenn aber ein Landwirth oder ein Gärtner mehrere Gewächſe baut, die tiefgehende Wurzeln und ein groſſes Blattvermögen erlangen; wenn derſelbe z. B. Klee, Luzerne, Rübſen, Raps, Rüben und andere Wurzelgewächſe baut: ſo werden damit die in der Tiefe liegenden Schäze, z. B. das Kali und andere pflanzennährende Stoffe, heraufgeholt und wieder produktiv gemacht. Je zahlreicher und üppiger die Blätter dieſer Pflanzen wachſen, deſto thätiger ſind ſie in der Atmoſphäre, deſto mehr Nahrungsſtoff ziehen ſie aus derſelben ein, deſto vollkommner werden dieſe in ihnen verarbeitet, deſto mehr dadurch die Wurzeln zur Thätigkeit angereizt, und deſto mehr verhindern ſie bei einem dichten Stande das Verflüchtigen nährender Stoffe aus der Akerkrume. Zwar mußte dieſe, nemlich die Krume, der jungen Pflanze ſo viel geben, als dazu gehörte, um ſich ein bedeutendes Wurzel- und Blattvermögen anzuſchaffen; aber ſo viel als ſie gab, erhält ſie ſelbſt dann wieder von

den Pflanzen zurük, wenn dieſe abgeerntet werden; denn es fallen oft eine Menge Blätter ab und die Wurzelſtöke bleiben ja doch auch im Boden zurük. — Aber ſehr bereichert wird die Boden-Krume, wenn die tiefwurzelnden, blätterreichen Gewächſe darauf abſterben und verweſen. — Wie weit es mit der Anhäufung des Humus auf dieſe Weiſe kommen kann, davon geben die reichen Steppen Südrußlands ein ſchlagendes Beiſpiel; ſeit Jahrtauſenden wuchſen dort blätterreiche Pflanzen, ſtarben ab und verweſten, und vermehrten in demſelben Verhältniß, in welchem ſie aus der Atmoſphäre und aus der Tiefe Nahrung eingezogen, den Humus in der Dammerde. *)

Wir ſind daher im Stande, von einem fruchtbaren Boden mehrere ſehr reiche Ernten zu nehmen, ihn dabei doch noch zu bereichern und noch fruchtbarer zu machen, und ſo nicht allein ſicher hohe Renten vom angelegten Kapitale zu ziehen, ſondern auch das Kapital ſelbſt bedeutend zu vergröſſern.

Es kann Fälle geben, in welchen man aus einer Akerfläche dauernd den möglich höchſten Reinertrag gröſtentheils durch hochedle Thiere erlangt, doch verlangen freilich dieſe im Stalle ein gutes Bett, und zum Auffangen der zum Dung nöthigen Excremente iſt Streu erforderlich. Kann nun dieſe Streu nicht durch irgend etwas Anderes erſezt werden, muß ſie aus Getreideſtroh beſtehen, und kann dieſes nicht etwa mit Vortheil angekauft, nicht vielleicht von einem andern Gute herbeigeſchafft werden, dann wird freilich Getreide erbaut werden müſſen, wenn auch wirklich die für die Wirthſchaft nöthigen Körner wohlfeiler gekauft werden können.

So baute man z. B. im Elſterthale (bei Zeiz in Sachſen) und auf den angrenzenden Höhenfeldern ſchon lange gröſtentheils nur Klee, Erbſen, Kartoffeln, Raps, Rübſen, Hirſe, Kohl, Rüben, Möhren, Paſtinaken und Peterſilienwurzeln, Gurken, Zwiebeln u. dgl. Gewächſe mehr auf dem Aker, aber nur auf ſehr kleinen Flächen Getreide, und zieht ſo eine ſehr bedeutende Grundernte. In Zangenberg, was in dieſem Elſterthale liegt, zog ich von 219 ſächſ. Akern Feld und 50 Akern Wieſe viel über 5000 Thlr. Reinertrag, und ich mußte für dieſes Real 4200 Thlr. Pacht zahlen, wobei noch zu bemerken iſt, daß das Rittergut Zangenberg weder Fröhner- noch Schafweidegerechtſame hatte. In dieſem Thale wurden die Ländereien für einen ſehr hohen Preis gekauft, aber nicht etwa darum, weil der Boden eine bedeutende natürliche Fruchtbarkeit beſizt, ſondern nur darum, weil man es verſteht, den Untergrund und die Atmoſphäre gehörig zu benüzen, und mit vieler Umſicht und Thätigkeit den Akerbau betreibt. *)

Auf meinem Gute Kußen in Preuſſen erbaute ich Anfangs noch nicht das dritte Korn, in den nächſtfolgenden Jahren durchſchnittlich nur das fünfte Korn im Roggen; der Ertrag ſtieg aber nach und nach bis zum 10ten Korn; und ſelten wird jezt dort unter dem 9ten Korn im Roggen erbaut. Hauptſächlich darum ſtieg der Ertrag und überhaupt die Bodenkraft, weil ich den Untergrund und die Atmoſphäre ziemlich hoch in Anſpruch nehme; aber freilich baute ich nur auf $\frac{2}{5}$ der ganzen Akerfläche, wozu trokene Wieſen und Weiden und ehemaliges Unland gezogen worden, Getreide.

Wenn aber bei einer ſolchen Bewirthſchaftung nur durchſchnittlich das 8te Korn in Roggen da gebaut wird, wo ehemals nur das 4te gebaut wurde, ſo braucht man ja nur eine halb ſo groſſe Fläche zum Getreidebau, um doch dieſelbe Quantität Körner wie ehemals zu ernten.

Wir haben auch nur die Hälfte der Beſtellungskoſten für den Getreidebau nöthig, erzielen alſo das Getreide viel wohlfeiler und können bei niedrigen Preiſen ſchon darum ſicherer beſtehen; aber der Kartoffel-, Klee-, Erbſen- und Wikenbau können unmittelbar und mittelbar nur einen hohen Ertrag gewähren.

*) Hierbei erinnere man ſich an die Verſuche, welche der Profeſſor Hermbſtädt auf humusloſem Sandfelde bei Berlin anſtellte. D. R.

*) Mit der hier von Hrn. Dr. Schmalz veröffentlichten Anſicht, über Bodenverbeſſerung durch Pflanzen, ſtimmt die Kohlgärtnerwirthſchaft bei Leipzig überein. D. R.

Um aber mit tiefwurzelnden und blätterreichen Gewächſen den Untergrund und die Atmoſphäre gehörig benüzen zu können, muß entweder die Bodenkrume ſchon eine natürliche hohe Fruchtbarkeit beſizen, oder wir müſſen ihr einen gewiſſen Grad Fruchtbarkeit künſtlich verſchaffen, damit die darauf erbauten Gewächſe in ihr ſo viel finden, als dazu gehört, ein bedeutendes Wurzel- und Blattvermögen zu erlangen.

Je mehr nach und nach bei der Befolgung meines Syſtems die Fruchtbarkeit des Bodens ſteigt, deſto kleiner kann dann die für den Bau des Getreides beſtimmte Fläche ſeyn, um doch die nöthige Menge Streu und eine bedeutende Quantität Körner zu erbauen. Darum werde auch ich in Kurſen eine noch kleinere Fläche für den Getreidebau einräumen, da wir dort nur auf ſehr niedrige Getreidepreiſe rechnen können.

Wenn Vater Reichart 15 Jahre nach einander ohne friſche Düngung und ohne Brache gute Ernten aus ſeinem guten Erfurter Boden erzielte, ſo lag es weniger in dem Wechſel der Früchte, als darin, daß er größtentheils ſolche Gewächſe baute, mittelſt welcher der Untergrund und die Atmoſphäre gehörig benüzt wurden. Reichart gibt z. B. folgende Fruchtfolge an: 1) Kohlgewächſe; 2) Zwiebeln, Peterſilienwurzeln, Rettige, Wirſing, auch Salat; 3) Paſtinaken, Kohlrüben, Möhren; 4) Saflor, Mohn; 5) rothe Rüben, Möhren, Paſtinaken; 6) Saflor, Mohn; 7) Winterroggen oder auch Hirſe; 8) noch einmal Winterroggen oder auch Hirſe; 9) Gerſte, Sommerroggen, Futterbohnen, Erbſen; 10) Möhren; 11) Mohn, Saflor, Siebenzeiten, Schwarzwurzeln; 12) Roggen oder Gerſte; 13) Anis, Koriander, Schwarzkümmel; 14) Winterrogen; 15) Gerſte, Hafer, Sommerroggen, Kanarienſaat; 16) Erbsbohnen oder türkiſche Erbſen, und 17) Gerſte oder Hafer. Man ſieht hieraus, daß es doch eigentlich mit dem Wechſel der Gewächſe bei der Reichartſchen Fruchtfolge nicht gar zu weit her iſt, daß aber meiſtentheils tiefwurzelnde und blätterreiche Pflanzen gebaut wurden.

Ein gewiſſer Wechſel wird bei unſerem Syſteme Vortheile gewähren und ſogar nöthig ſeyn; ſo wird z. B. Klee auf derſelben Stelle, wo bereits alles Kali, wenn es die Pflanzen erlangen konnten, aufgezehrt wurde, nicht eher wieder gedeihen, als wenn wieder eine gehörige Menge Kali — was ja ſehr leicht auflöslich iſt und darum leicht aus der Krume ausgelaugt wird — in den Untergrund von oben gekommen iſt, dann wird ja auch für irgend ein nüzliches Gewächs der Boden durch den vorhergegangenen Anbau eines andern beſonders gut vorbereitet, weßhalb auch durch eine paſſende Wahl der Fruchtfolge Vortheile zu erlangen ſind.

Jedes Kind ſoll einen Namen haben; aber ich bin in Verlegenheit, für mein Syſtem einen paſſenden zu ſuchen, der ſo kurz wie z. B. „Fruchtwechſel" oder „Koppelwirthſchaft" iſt. Mag es vor der Hand heiſſen: „Das den Untergrund und die Atmoſphäre möglichſt benüzende Syſtem."

Man nehme gefälligſt dieſes nur als vorläufige Andeutungen. Erläuterndes und manches Andere iſt zu finden in meiner Schrift, die bei den Gebrüdern Bornträger in Königsberg unter dem Titel: „Theorie des Pflanzenbaues, mit Beiſpielen aus der Erfahrung im Groſſen erläutert und beſtätigt; eine Anleitung für Landwirthe, Forſtmänner und Gärtner" nächſtens erſcheinen wird.

Friedrich Schmalz.

Die Gräſer.

Wenn Salomo der Weiſe ſagt: der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes; ſo hätte er auch hinzufügen ſollen: der kluge Oekonom vernachläſſiget keine Pflanze.

Die Heiden fanden deßhalb in ihrer Naturreligion, gemäß der ſie in jeder Pflanze das Inwohnen einer Gottheit glaubten, ein mächtiges Gefühl zur Schonung der Pflanzen und Beförderung der Anpflanzungen. Dieſes war ſehr gut und weiſe, ſonſt hätte die heidniſche Religion nicht ſo lange beſtanden und ſolchen heftigen Widerſtand gegen die von Gott ſelbſt geoffenbarte Religion geleiſtet. So gut man ſich der Thiere zu erbarmen hat, ſo

ſehr hat man auch die Pflicht, für die Pflanzen zu ſorgen, und nicht nur für die edle Weinrebe, den veredelten Apfelbaum oder die glühende wohlduftende Roſe und die nährende Kornähre, ſondern für jegliches Gräslein, welches von Gott nicht ohne Beſtimmung erſchaffen iſt. Ich kann mich daher nicht wundern genug, wie oft ohne Zwek und Verſtand nur nach eingebildeter Mode das ſchöne junge friſche Gras in Städten und auf den Straſſen mit Mühe und Koſten beſeitiget wird. Während man wünſchen ſollte, daß die ganze Erde da, wo nichts Beſſeres angepflanzt iſt, mit dem ſanften Grün, wie mit einem weichen Teppich belegt ſeyn ſollte, gibt man ſich Mühe, dieſes nüzliche Grün zu beſeitigen. Wie herrlich und nüzlich wäre es, wenn ſelbſt die Gaſſen in den Städten wenigſt groſſentheils mit Gras überwachſen wären; man würde nicht ſo viele Hize und Blendung von den Steinen auszuſtehen haben, man würde da weicher auftreten, und die Windſtürme würden nicht ſo viel Staub erheben können, ſondern der Staub würde ſich da deſto leichter verbergen und ruhig bleiben; es würde ein viel lebhafteres Bild des Lebens und Empfindens ſich darſtellen, als durch die harten, gefühlloſen todten Steine. Man lobt die Sommerwege in Polen als Muſter, und wünſcht ſie überall; aber damit ja den vernünftigen Wünſchen recht unvernünftig entgegen gearbeitet werde, ſo verſäumt man die Zeit für beſſere Arbeit, und verſchwendet Taglöhnergelder, um derlei Grasdeken wegkrazen zu laſſen, damit die Straſſe rauher, härter und leichter verderblich wird; ja man geht in die ganz unnöthigen Seitengräben hinab, um auch hier nuzloſe ja ſchädliche Arbeit zu haben; damit das Nöthige, die Beſeitigung ſchädlicher Steine unterbleibt, und die Wegmeiſter einträglichere Lieferungsverträge u. ſ. w. anzuordnen und nachzuſehen haben. So gut man alſo Thiere in Schuz nehmen ſoll, welche oft gar keinen Nuzen oder Zwek haben, um ſo mehr ſoll man auch alle Gräſer achten, und um ſo mehr ihre Kultur befördern, als man derſelben Nuzen vielfach mit Händen greifen kann.

—444.—

Straſſenweſen.

Der Numer 98 des bayeriſchen Eilbotens bringt wieder einen traurigen Beweis von dem Umwerfen der Kutſchen über den Straſſengraben zur Sprache. Man könnte ſolche Fälle tagtäglich auftiſchen; allein dieſes Abfallen von der Straſſe iſt ſchon ſo allgemein, daß man davon zu reden ſelten mehr der Mühe werth findet, denn wer wird nur einen Tag fahren, ohne ſo etwas nicht ſelbſt an ſich oder Andern in Erfüllung gehen zu ſehen, und als vorzügliche Urſache immer das Unzwekmäſſige in Bauung der Seitengräben oder Abdachung der Wegdammſeiten zu finden. Wenn man Deutſchland durchreiſet, und ein Augenmerk auf den Straſſenbau richtet, ſo findet man hauptſächlich, daß die Wegmacher mit den Seitengräben und Straßböſchungen beſchäftiget ſind. Man ſollte demnach glauben, das wäre nüzlich oder nothwendig; allein dem iſt nicht ſo; und doch treibt man dieſes Unweſen aus Mangel an Einſicht, oder Anhänglichkeit an den alten Schlendrian ſo fort; denn oft und meiſtens iſt das Straſſendamm ſchon höher als das anliegende Land, warum alſo noch einen Seitengraben machen, um die Böſchung zu erhöhen und zu gefährden? — Es iſt daher meiſtens kein Seitengraben nöthig, oder wo ſolcher wegen Ableitung des wilden Waſſers doch nöthig und nüzlich ſeyn ſollte, ſo iſt er mit etwas Verſtand und Umſicht zu machen, nicht immer nach einer und derſelben Form. So veränderlich die Erdfläche iſt, ſo ungleich die Geſichter der Menſchen ſind, ſo verſchieden können die Seitengräben und die Straßböſchungen ſeyn, und doch entſprechender als bisher, wo ſie Unglüke und immer Unglüke verurſachen!

Alle Straßböſchungen ſollen ſich möglichſt verflächen, wenigſt ſo viel als es vor der Hand Zeit, Geld und Verſtand erlauben, ſo zwar, daß, wenn mit den Pferden ein Unglük eintritt, nicht gleich mit den nächſten zwei Schritten ſchon das Umwerfen des Wagens über den Straßgraben unausbleiblich iſt. Statt, daß man aber dieſe ganz einfache Lehre annimmt, thut man lieber das Gegentheil, und ſchabet und krazet beſtändig recht

müheſam nach der Schnur der Böſchungen ſo ab, daß ſie immer ein Präzipiſſe bilden, und ſogar für die Fußgeher, insbeſondere bei der Nacht, gefährlich werden. Ich will zugeben, daß man dieſe gefährlichen Böſchungen nicht auf Einmal nach Wunſch und Vernunft hinlänglich verflächen kann; allein man kann dazu doch leicht den Anfang machen, wenn man das von Zeit zu Zeit wegzuräumende Straſſenkoth auf die Böſchungen hinabrichtet. So verfahren, wird dieſe Arbeit wenig koſten und bald von den wohlthätigſten Wirkungen ſeyn. Das Straſſenbauen, vielmehr das Unterhalten der Straſſen wird ſo vielfältig kritiſirt, und iſt ſo wichtig für den allgemeinen Verkehr: ſollte man denn nicht endlich doch hier mehr Aufmerkſamkeit und Kunſt weken können?

Der berühmte und gelehrte Lichtenberg ſagt: „Die Leute von Profeſſion, d. h., vom Fache, wiſſen oft das Beſte nicht." Das könnte man auch bei dem Straſſenbau, und den ſich darnach richtenden ſogenannten Vizinalwegbau behaupten. Man ſieht da, ſo viel auch ſchon von erfahrnen Männern darüber geſagt worden iſt, nur das gewöhnliche ſehr läſtige und koſtſpielige Steinaufführen und unnüze Grasabſchärfen allein auf dem Damm und Böſchungen, d. h., Seitenwänden des Straßdammes. Allein das ganz genaue fleiſſige wilde Waſſerabrichten vom Damm insbeſondere im Frühjahre, welches oft alles Fahren unmöglich macht und den Damm bis auf den Grund ruinirt, das wird wegen unangenehmer Witterung — ꝛc. ꝛc. überſehen; das täglich fleiſſige Abräumen der frei herumliegenden Steine, die gleich unangenehm für das Fahrwerk als ſchädlich der Straſſe ſind, wird auſſer Acht gelaſſen! — ꝛc. ꝛc.

Von Verſchönerung der, an den auſſerhalb der Seitengräben durch Hinauswerfen des Straſſenkothes verunſtalteten Strich Landes will ich gar nichts ſagen; darauf wird man erſt nach hundert Jahren kommen! Im Kleinen ſoll man die fleiſſige Hausfrau kennen lernen. So durch das Aufräumen und Reinhalten in ihrem Wirkungskreiſe erkennt man ſie. Nichts iſt zu unbedeutend! Wir ſind noch weit von der höchſten Stufe entfernt, als daß man die Hände ruhig in den Schooß legen und wie jener Bauer zuſchauen dürfe, bis der Waſſerſtrom abgelaufen ſeyn wird! — Die Klagen über das Straſſenweſen ſind noch zu allgemein, als daß man dabei ruhig ſeyn ſollte. Die Leute vom Fache dürfen nicht glauben, daß ſie die Leute, die nicht vom Fache ſind, nicht zu hören brauchen. Die Wegmacherei iſt eben keine ſo groſſe unſichtbare Kunſt, daß nicht Jedermann, dem das allgemeine Beſte am Herzen liegt, ſich verpflichtet halten ſollte, über derſelben ganz nachläſſige und ungeſchikte Behandlung aufmerkſam zu machen, damit dieſe höchſt wichtige Sache für Handel, Induſtrie, wiſſenſchaftlichen und freundſchaftlichen wie ökonomiſchen Verkehr nicht ganz wieder einſchlafe, wenn ſie gleichwohl ſchon ſo oft durch groſſes Jammergeſchrei gewekt worden oder unempfindlich gemacht worden iſt! —

B.....g im September 1842.

Johann Frank.

Ueber Mechanik. Münchens Frauenthurm-Uhr.

(Verſpätet.)

München im Auguſt 1842. Zwei der ausgezeichnetſten Künſtler in der Mechanik, welche auſſerordentliche Bewunderung ja Erſtaunen erregen, geben dermal hier Stoff zu den vorzüglichſten Tagsgeſprächen. Der Eine iſt Herr Mechanikus Tſchuggmall aus Tyrol, welcher durch ſeine Liliputer Seiltänzer und Kunſtreiter unſre heurige Dult rühmlichſt ausgezeichnet hat. Schöner und künſtlicher kann man ſich nichts denken. Das Auge ſtreitet hier mit dem Verſtand über die Wirklichkeit der Darſtellung. Man muß die kleinen Figuren für gezauberte Menſchlein, für Amoretten halten, welche alle körperlichen Künſte, wie man ſie bisher in ihrer Grazie und Kraft geſehen hat, übertreffen. Dieſe Vortrefflichkeit in der Mechanik macht den Deutſchen groſſe Ehre, und um ſo mehr, wenn damit Nuzen verbunden wird, wie dieſes bei den zweiten oben erwähnten Künſtler Mechanikus Herr J. Mannhardt der Fall iſt, welcher eben ſeine neue Thurmuhr für die beiden Rieſenthürme der Metropolitankirche zu Unſer lieben

Frau in ſeiner Werkſtätte als vollendet aufgeſtellt hat.

Dahin wallfahrten unzählige Menſchen, um dieſes neue Kunſtwerk des ſchon rühmlichſt bekannten Herrn Mannhardt zu ſehen. Der Centralverwaltungsausſchuß des polytechniſchen Vereins fand es für wichtig genug, ſolches Kunſtwerk von Commiſſionswegen zu unterſuchen, und in ſeinem Kunſt- und Gewerbsblatte Nro. 8 das erzellente Zeugniß oder Gutachten kund zu machen. Das ganze Werk iſt nicht ſo, wie faſt alle Uhren, hier etwa nur weit gröſſer, maſſiver, ſolider, nach Art des bisher beſtandenen Uhrwerks, welches 1524 der Uhrmacher Lichte aus Winterthur gefertiget hatte, ſondern Herr Mannhardt hat hier einen ganz eigenen Mechanismus erfunden, welcher gegen alle bisherigen nachtheiligen Zeit- und Ortseinwirkungen ſchüzet. Wenn auch Herr Mannhardt ſchon ſeit 20 Jahren ſich in Verbeſſerungen bei ſeinen 78 Thurmuhren ausgezeichnet hat, ſo iſt man doch zur Behauptung berechtiget, daß er gerade hier durch dieſes allervorzüglichſte Werk ſich die Krone ſeines eifrigen wiſſenſchaftlichen Triumphes errungen hat. Selbſt die Zeitungen des Auslands, z. B. die Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen Nro. 184 rühmen dieſes Meiſterſtük, in deſſen einzelne ausgezeichnete Beſchreibungen wir hier eben nicht eingehen, ſondeen uns vor der Hand auf das Selbſtanſchauen, und das polytechniſche Gutachten *) berufen wollen.

So ausgezeichnet gut und dauerhaft, als Herr Mannhardt ſeine Großuhren macht, eben ſo billig ſind ſeine Preiſe im Verhältniß zu der ſoliden Arbeit, und man hält ſich verpflichtet, ihn als den beſten Meiſter überall zu empfehlen. Eben bearbeitet er eine Fabrikuhr mit Geläute von neuer Wichtigkeit.

*) Der polytechniſche Verein für das Königreich Bayern, eine Schöpfung des unvergeßlichen Hrn. geh. Raths v. Utzſchneider, beſteht ſchon ſeit 30 Jahren, und liefert monatlich ein Kunſt- und Gewerbsblatt nebſt Kunſtzeichnungen. Der Beitritt iſt Ehrenſache für jeden vermöglichen patriotiſchen Kunſtfreund. Er koſtet jährlich nur 5 fl., wofür man durch dieſes Blatt (portofrei geſendet), hinlänglich entſchädigt wird.

Noch muß ich aber eine nicht unintereſſante Frage beantworten: wer denn der Lehrmeiſter dieſes bewunderungswürdigen originelen Künſtlers geweſen?

Herr Mannhardt iſt ein Bauersſohn aus der Gegend von Miesbach, lernte in der Schule kaum Leſen und Schreiben, kam nach Miesbach zu einer Uhrmacherswittwe in die Lehre, war fleißig, verachtete das Herumſchwärmen der Handwerkspurſche an Feiertagen, ſondern blieb lieber zu Hauſe und lernte und zeichnete für ſich. Der gemeine Mann hielt ihn deßhalb für einen Sonderling, wo nicht gar für einen Tölpel. Indeſſen veranlaßte der dortige Herr Landgerichtsaſſeſor Greger Kulturkongreſſe, und bewog auch den jungen Mannhardt, beizutreten.

Mannhardt fand ſich da fleiſſig ein und hörte gerne von den neuen Erfindungen vorleſen. Es fügte ſich, daß Hr. Generalmautdirektor v. Miller nach Miesbach kam; dieſem empfahl der Hr. Aſſeſſor dieſen Mannhardt als einen jungen Menſchen mit welchem ſich etwas machen lieſſe. Hr. Direktor beſuchte Mannhardten öfters, fand die Empfehlung gegründet, und gab ihm eine Aufgabe über Herſtellung der bisher aus England bezogenen Plumbirmaſchinen. Mannhardt machte ſich daran und ſtellte dieſe Maſchine weit vorzüglicher, als die engliſche, her, verdiente ſich dadurch einen bedeutenden billigen Erwerb, und da er auch andere Maſchinen machte, und damit Aufſehen in München erregte; ſo wurde er von den kunſt- und fleißliebenden Magiſtrate der Reſidenzſtadt München mit dem Bürgerrechte beehrt, weßhalb Hr. Mannhardt dahin zog, in Bälde die erſte großartige Fabrik in dieſer Art ſich bereitet und in ſeinem Fache das größte Verdienſt erworben hat. Was alſo Mannhardt iſt, das iſt er mit der Tugend des Fleiſſes und der Rechtſchaffenheit, und noch bewundert man vorzüglich auch ſeine Einfachheit und zurükgezogenheit aus Liebe zum Fortſchreiten in den ihm von Gott verliehenen Geiſtesgaben; ſo gerne er alle ſeine nüzlichen Erfindungen einem Jeden gerne mittheilt, und als ein wahrer uneigennüziger Menſchenfreund ſich erprobet.

Bonifacius Walter v. H.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

In der holländiſchen Provinz Gelderland und Utrecht gibt es in dieſem Jahre eine ſo auſſerordentliche Menge von Weſpen, daß die Landleute, aus Furcht vor den Neſtern dieſer Inſekten, die Aeker nicht umzupflügen wagen.

☞ Das Branntweinbrennen ſoll nach Ablauf von 10 Jahren in Norwegen durchaus verboten ſeyn! So lautet der Beſchluß des Odelsthings.

Die Weimaraner dürfen ihre Wieſen nicht bewäſſern; es iſt ihnen obrigkeitlich verboten worden, „weil dadurch den Mühlen das Waſſer entzogen werde!“

Der gröſte natürliche Bienenſtok befindet ſich in einem Auslaufer des Alleghannygebirges in Virginien. Eine Felſenwand von 50 Fuß Höhe hat eine 80 Fuß lange Querſpalte bis 6 Zoll breit, die ſo voll Bienen iſt, daß ſie in mehreren, fußlangen Trauben herabhängen und in Klumpen aufſteigen, die drei eimerigen Fäſſern gleichen. Im Frühling liegen die getödteten Drohnen einen Fuß hoch.

Die Produktion des Eiſens in ganz Europa wird in einem Jahre auf 15,500,000 Centner angeſchlagen, worunter England die bedeutendſte Quantität erzeugt, nemlich 7,000,000 Centner. Preuſſen bringt nur 100,000 Centner von dieſem Metalle hervor.

Tauſend Klafter Holz ſollen in den vereinigten Staaten von Nordamerika jährlich zu Schwefelhölzchen verſchnitten werden. Zu dieſen Hölzchen braucht man nicht weniger als 60 Centner Schwefel.

In Würzburg lebt jezt ein Kellner, der (vielleicht iſt er der einzige Menſch auf Erden, der dieſen Namen führt) Schickſal heißt. Die Gäſte rufen ihn des Spaſſes halber ſtets bei ſeinem Namen. Nichts Komiſcheres, als wenn man an der table d' hôte rufen hört: „Schickſal! einen Zahnſtocher!“ — „Schickſal, ein Stük Rindfleiſch!“ — „Schickſal, noch ein Bischen Sauce!“ ꝛc. ꝛc. Als dieſer Kellner neulich einer jungen Dame eine Mehlſpeisſauce auf's Kleid goß, ſagte ein neben ihr ſizender Schriftſteller; „Das iſt nicht des Kellners Schuld, das iſt Schickſals Tüke!“

Um den brillanten Erfolg anzuzeigen, den ein Luſtſpiel bei ſeiner erſten Vorſtellung gehabt, ließ unlängſt ein Theaterdirektor in Irland auf den Theaterzettel druken: „Das Haus war ſo voll, daß die Zuſchauer ſich genöthigt ſahen, perpendikulär zu lachen, weil es ihnen im Gedränge unmöglich war, den Mund in horizontaler Richtung zu öffnen.

In Amerika iſt ein Zeitungsſchreiber, nemlich der Redakteur der „Naſhville Gazette“ ſo ſchön, daß er, ſobald er ausgeht, einen gewichtigen Prügel mit ſich führen muß, um die Damen abzuwehren.

Schlangen-Häutung.

Oft hatte Schlangen ich gefangen,
Betrachtend ihre Lebensart,
Und glaubt, es haben mir die Schlangen
Schon Manches heimlich offenbart.

Oft ringeln ohne Ruh' und Raſten
Sie ziſchend ſich, ſo Alt, wie Jung:
Oft ruhen träge ſie im Kaſten,
Befriedigt von der Sättigung.

Am Trägſten aber ſind die glatten,
Steht ihrer Häutung Zeit bevor.
Der Schuppen Farben dunkelt Schatten,
Die hellen Augen dekt ein Flor.

Wenn ich ſo träg und trüb die kranken
Nahrungverſchmäh'nden angeſchaut:
Kam mir das Sprichwort zu Gedanken:
Ich möchte fahren aus der Haut.

Das iſt's, das iſt's! Naturgeheimniß,
Verſchied'ner und doch gleicher Trieb.
Zum Unglük ſchlägt Dem die Verſäumniß,
Der in dem alten Balge blieb.

Heraus, heraus und friſch in's Weite:
Die Schlange ſchnellt verjüngt und friſch
Sich aus der Haut im neuen Kleide,
Und ſchillert herrlich im Gebüſch.

Heraus, o Menſch, verjüngt, geſchmüket,
Wenn über dir der Himmel blau't,
Laß' ſie zurük, die dich gedrüket,
Des Mißmuths graue Schlangenhaut!

Ludwig Bechſtein.

Bücher-Anzeige.

Handbuch der Pulverfabrikation.

Unter Mitwirkung eines Artillerieoffiziers herausgegeben von einem deutſchen Techniker. Mit 7 lith. Tafeln. 8. Weimar. Voigt. 1⅙ Rthlr. oder 2 fl. 6 kr.
(Bildet auch den 113. Band des Schauplazes der Künſte und Handwerke.)

Es fehlte unſrer Literatur gänzlich an einem Werke über dieſen wichtigen Gewerbszweig und es verdient groſſe Anerkennung, daß ſich endlich zwei Männer vom Fach zur Ausfüllung dieſer Lüke entſchloſſen haben. Wir ſind dadurch mit einem ſehr wichtigen Werke beſchenkt worden, welches, allen Anforderungen entſprechend, ſowohl dem Pulverfabrikanten als der Artillerie von weſentlichem Nuzen ſeyn wird.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 40. 7. Oktober 1842.

Inhalt: Der Bettler und ſein Hund. — Engliſche und deutſche Induſtrie. — Sehr feuchte Wieſen, oder Hutweiden, die keinen Abzug für das Waſſer haben, nutzbringend zu machen. — Wann ſoll zur Haberſaat geakert werden? — Vom Mäſten des Rindviehs. — Der Münchner Verein gegen die Thierquälerei an die ſehr verehrlichen Zeitungsredaktionen. — Erzeugung künſtlicher Klebmaſſen. — Eine eiſerne Kirche. — Deutſcher Michel. — Pferdezahl in Deutſchland.

Der Bettler und ſein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund?
So ſchlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was ſoll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groſchen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brod,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat ſich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir ſich geſellt?

Wer hat mich geliebt, wenn ich mich gehärmt?
Wer, wenn ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wenn ich hungrig gemurrt,
Getroſt gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns Zwei'n,
Es muß, mein Thier, geſchieden ſeyn;
Du biſt, wie ich, nun alt und krank,
Ich ſoll dich erſäufen, das iſt der Dank!

Das iſt der Dank, das iſt der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdenſohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das iſt der Strik, das iſt der Stein,
Das iſt das Waſſer, — es muß ja ſeyn.
Komm her, du Köter, und ſieh mich nicht an,
Noch einen Fußſtoß, ſo iſt es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm geſtekt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge ſogleich zurük,
Und warf ſie ſchnell um ſein eigen Genik.

Und that einen Fluch, gar ſchauderhaft,
Und raffte zuſammen die lezte Kraft,
Und ſtürzt' in die Fluth ſich, die tönend ſtieg
In Kreiſe ſich zog, und über ihm ſchwieg.

Wohl ſprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er ſie winſelnd und zerrend her, —
Wie ſie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verſcharret in ſtiller Stund',
Es folgt' ihm winſelnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde dekt,
Sich hingeſtrekt und iſt da verrekt.

Adelbert von Chamiſſo.

Engliſche und deutſche Induſtrie.

Englands Vorrang unter den handeltreibenden Völkern ruht zunächſt in ſeiner inſulariſchen Lage und der dadurch begründeten Leichtigkeit ſeiner Bewegungen nach allen Punkten der Erde; ſodann in dem Beſiz ungeheuerer Kolonien, deren Produktenreichthum es mit ſeinen Fabrikaten bezahlt, in dem Vorhandenſeyn groſſer Kapitalien und einer ausgedehnten Rhederei, endlich in einer Handelsgeſezgebung, die — wir erinnern an die Navigationsakte — wie excluſiv auch ihre Richtung gegen das Ausland iſt, doch für England ſelbſt als ein Meiſterwerk des raffinirteſten Verſtandes betrachtet werden muß. Zu dieſen ganz allgemeinen Elementen der brittiſchen Handelsgröſſe treten mit beſonderer Beziehung auf die Induſtrie noch folgende Momente. England kultivirt nicht einen einzelnen, ſondern mit Ausnahme weniger Artikel faſt alle Zweige des menſchlichen Kunſtfleiſſes; die brittiſche Induſtrie greift daher wie ein einziges groſſes Räderwerk in einander, und während der Fabrikant jenſeits des Canals ſich dergeſtalt in dem konzentrirten Beſiz aller Fabrikationsmittel befindet, ſind die vereinzelten Induſtrien des Continents genöthigt, hundert und aber hundert kleine Artikel aus England zu beziehen, was natürlich die Vorausſezungen ihres Geſchäftsbetriebes ſehr vertheuert. Ferner fabrizirt England nicht erſt ſeit geſtern und

heute; daher findet ſich in dieſem Lande Das, was wir mit einem Worte die induſtrielle Tradition nennen wollen, das heißt, ein Schaz von Kenntniſſen, Erfahrungen und Handgriffen, ein Raffinement der Technik, wie in keinem andern. Mit dieſem Umſtande ſteht die bewunderungswürdige Ausbildung des engliſchen Arbeiters für ſeinen Beruf in genauer Verbindung. Wer jemals in perſönlicher Anſchauung Gelegenheit gehabt hat, die Arbeiten in den Fabriken Englands und des Feſtlandes zu vergleichen, wird die Thatſache beſtätigen können, daß der engliſche Arbeiter im Durchſchnitte faſt die Hälfte mehr leiſtet, als bis jezt jeder continentale. Dieſer Umſtand würde ſelbſt die Differenz des Arbeitslohnes ausgleichen, wenn dieſer wirklich in England höher auf dem Continente wäre, was er aber blos ſcheinbar und in der That nicht iſt. Combinirt man dieſe Thatſachen, ſo iſt es klar, daß die continentale, insbeſondere die deutſche Induſtrie in einer Konkurrenz auf gleiche Bedingungen mit ihrer brittiſchen Nebenbuhlerin bald zu Grunde gehen müßte. Und doch erwähnten wir bis jezt des Hauptumſtandes nicht einmal, der England in Herſtellung wohlfeiler Fabrikate vor allen übrigen Gewerbsvölkern begünſtigt: England hat nemlich den Markt für viele Rohſtoffe in erſter Hand, und auſſerdem erzeugt es das Material der Anlagen und des Betriebes, Eiſen und Kohlen, dieſe Grundlagen der ganzen neuern Induſtrie, in einer Wohlfeilheit und Güte, wie kein anderes Land der Welt. Wohin daher die Handelsfreiheit praktiſch führen würde, das iſt klar — zum Monopol der engliſchen und zum unrettbaren Verfall aller andern Induſtrien. Ein ſolches Reſultat gerade auszuſprechen hütet ſich England wohl, oder vielmehr es umgeht es mit dem Grunde; im Fall eine ausländiſche Induſtrie mit der ſeinigen nicht konkurriren könnte, ſo ſey dieſelbe in ihrem Lande unnatürlich. Unterſuchen wir dieß Argument etwas näher. Da der Handel nichts iſt als ein groſſer Tauſch, ſo würde eine Induſtrie unnatürlich ſeyn in Ländern, die wie die tropiſchen von der Natur mit einer verſchwenderiſchen Produktenfülle geſegnet ſind, deren Ueberſchuß ſie, nach Abzug des eigenen Conſumo's, nur auszutauſchen brauchen, um ſich dafür in den Genuß aller übrigen Bedürfniſſe materieller Behaglichkeit zu ſezen. In Beziehung auf ſolche Länder kann daher die Richtigkeit des Arguments keinem Zweifel unterliegen. Länder dagegen, welche alle Bedürfniſſe einer hohen Civiliſation haben, aber verhältnißmäſſig nur eine geringe Quantität roher Produkte ausführen können — ſolche Länder ſind zur Entwikelung ihrer innern Wohlfahrt im Allgemeinen auf Induſtrie mit angewieſen, und welchen beſondern Zweig derſelben ſie vorzugsweiſe kultiviren ſollen, darüber müſſen die poſitiven Verhältniſſe jedes einzelnen Landes entſcheiden. Durch den Umſtand allein aber, daß ſie mit der engliſchen in Wohlfeilheit des Fabrikats nicht wetteifern kann, iſt eine ſolche Induſtrie noch nicht unnatürlich; denn dieſes Minus von Wohlfeilheit kann durch die übrigen nationalökonomiſchen Vortheile, welche eine ſolche Induſtrie hervorbringt, reichlich aufgewogen werden und daher im Zuſammenhang der ganzen Volkswirthſchaft betrachtet, in nichts verſchwinden. Das ſollten Diejenigen bedenken, welche an die Beurtheilung dieſer Dinge mit keinem andern Maßſtabe herangehen, als der kümmerlichen und für das Ganze nichts beweiſenden Vergleichung, was dieſelbe Waare hier und was ſie anderwärts an Fabrikations- oder Produktionskoſten erfordere. In den Ländern, welche lediglich Akerbau treiben, ſtokt jede höhere Entwikelung, während ſich dieſelbe in bloſſen Fabrikenſtaaten präcipitirt; Länder dagegen, in welchen in dieſer Hinſicht ein glükliches Miſchungsverhältniß beſteht, erfreuen ſich der feſteſten Organiſation und Gliederung ihrer Geſellſchaft, ſie tragen in ihrem eigenen Schooß die Elemente einer unabhängigen und nachtheiligen Macht und Wohlfahrt. Erwägt man, welche Kapitalien die Induſtrie verzinſt, welche Maſſen — ſonſt brodloſer — Hände ſie beſchäftigt, wie ſie dadurch ſegenbringend auf alle Verhältniſſe zurükwirkt, und wie nur unter ihrer Vorausſezung tauſend Dinge nuzbar werden, die ſonſt als todte Kapitalien ruhen würden, ſo begreift man leicht, daß die Wohlthat, welche ſie dem Ganzen gewährt, den kleinen Nachtheil unendlich ausgleicht, den der Einzelne dadurch erleidet, daß er die fertige

Waare etwas höher als die ähnliche des Auslandes bezahlt. Natürlich aber wird der Conſument, der nur die handgreifliche Thatſache dieſer Differenz vor Augen hat, ohne die Wirkung auf das Ganze zu überſehen, immer Beſchwerden erheben, und es ſtände ſchlimm um die Intereſſen der Induſtrie, wenn die Regirungen in dieſer Angelegenheit ſich nicht auf einem erleuchteteren und univerſelleren Standpunkt bewegten. — Nach dem oben Angeführten bedarf es keines weiteren Beweiſes, daß dieſe Induſtrie nicht etwa blos den Fabrikanten und Arbeitern, vielmehr weſentlich der ganzen Geſellſchaft zu Gute kommt, indem ſie dem Akerbau einen Abſaz in dem Conſumo der arbeitenden Klaſſe eröffnet, den Gewerbsfleiß der Städte belebt, die Kapitalien rentbar, den innern Handel — bei Weitem den wichtigſten — lebendig macht, und durch dieſe ihre weiteſten Wirkungen eine höhere Bewerthung aller Güter, ſo wie einen lebendigern Aufſchwung der geſammten Nationalbetriebskraft vermittelt.

Sehr feuchte Wieſen, oder Hutweiden, die keinen Abzug für das Waſſer haben, nuzbringend zu machen.

Oft gibt es in Thälern Wieſen oder Weidepläze, welche von allen Seiten mit Erhöhungen umgeben ſind. Schon wegen dieſer Lage ſind ſie feucht, oft ſogar ſumpfig, weil in den Thälern immer die Quellen zu Tage ausbrechen, welche ſich in den nahen Bergen aus dem eindringenden Regenwaſſer bilden. Zu groſſe Feuchte iſt einem geſunden Graswuchs nicht zuträglich; vielmehr wachſen da Sumpfgräſer, welche keinem unſerer landwirthſchaftlichen Haus-Thiere eine kräftige Nahrung geben, dem Rindvieh, und noch mehr den Schafen aber ſogar ſchädlich ſind. Ich habe oft auf meinen vaterländiſchen Reiſen Rindvieh auf ſolchen Sumpfwieſen, die meiſtens Gemeindegrund waren, weiden geſehen, und mich gewundert, daß nicht weit öfter, als es wirklich geſchieht, Viehkrankheiten unter ſolchen Heerden ausbrechen. Einigermaſſen iſt dieß daraus erklärbar, daß das Dorfvieh von der erſten Jugend an, mit ſolchen ſchlechten Sumpfgräſern genährt wird, und daß dieſe von Jugend angewöhnte Koſt darum weniger ſchädlich iſt. Sollte aber ein oder das andere Gemeindeglied aus einer Gegend, wo das Vieh an ſolche Sumpfgräſer nicht gewöhnt iſt, Vieh kaufen, ſo würde dieſes über ſolche ſumpfige Weidekoſt gewiß erkranken, und vielleicht gar die Heerde anſteken.

Warum verbeſſert man aber ſolche Sumpfwieſen nicht, damit ſie geſundes Futter tragen, von welchem ein Pfund dem Vieh mehr Nahrung und Kraft gibt, als 3 Pfund Sumpfgräſer, deren Hauptbeſtandtheile ungeſundes ſtehendes Pfüzenwaſſer iſt?

Es ſoll hier ganz kurz angedeutet werden, wie die überflüſſige Feuchte auch von ſolchen Wieſen abgeleitet werden kann, die um und um keine tiefere Lage haben, über welche das Waſſer abgeleitet werden könnte.

Manchmal, ja oft iſt eine ſolche Wieſe nur auf *einer* Seite von einem ſchmalen oder niedrigen Hügel umgeben, der aber doch den natürlichen Abfluß des Wieſenwaſſers unmöglich macht, weil bekanntermaſſen das Waſſer von ſich ſelbſt auch nicht um einen Zoll aufwärts, ſondern immer abwärts lauft. In dieſem Falle wäre die Hülfe ſehr leicht, wenn nur hinter dieſem ſchmalen oder niedrigen Hügel das Erdreich, oder die Flur um etwas niedriger als die Wieſe liegt, und die Ableitung des Wieſenwaſſers auf dieſe Flur geſtattlich iſt. Man braucht nemlich den Hügel, der das Wieſenwaſſer abzuflieſſen hindert, nur an einem oder mehreren Orten abzugraben, ſo daß da kein Hügel mehr bleibt, ſondern eine mit der Wieſe gleiche Fläche, und dann in Gräben das Wieſen-Waſſer dahin abzuleiten. Selbſt wenn der Hügel höher, aber dabei nicht ſehr breit iſt, kann man ihn auf dem geeignetſten Punkt, nemlich da, wo die Wieſe am Niedrigſten iſt, gleich einen Teich-Damm bei der Trokenlegung des Teiches durchgraben, und einen Ablaufkanal für das Wieſenwaſſer machen. Dieſe Durchgrabung läßt ſich ſogar wieder verſchütten, nachdem man unten für den Waſſerablauf aus Stein oder Ziegeln einen der Waſſermenge angemeſſenen Kanal aufgebaut hat. Dadurch geht dann von der nuzbaren Oberfläche des Hügels gar nichts verloren, und ſomit geſtattet es

leichter der Eigenthümer des Hügels, der oft, wenn er hinter dieſem Hügel einen trokenen Wieſengrund hat, dieſes aus der Wieſe ablaufende Waſſer für ſich gut benüzen kann. Damit aber durch dieſen Kanal alles überflüſſige Wieſenwaſſer ablaufe, muß durch die ganze Wieſe nach den Regeln des Waſſergefälls ein oder mehrere Hauptwaſſergräben geführt, und in dieſe von allen naſſen Pläzen der Wieſe durch Seitengräben das Waſſer in den Hauptgraben geleitet werden. Es müſſen nebſtbei die in der Wieſe hie und da befindlichen Vertiefungen mit guter Erde ausgefüllt, die einzelnen Wieſenhügel aber abgegraben, kurz es muß die Wieſe vollkommen geebnet werden, weil nur in der Ebene, und zwar nach einem, wenn gleich noch ſo kleinen Gefäll, das Waſſer abflieſſen kann. Die durch Auftragung, oder Abgrabung der Erde entſtehenden nakten Pläze, müſſen im Frühjahr mit paſſendem Klee= oder Heuſamen, nach vorgegebender Düngung beſäet werden, damit ſich ſchneller als von ſich ſelbſt, eine fruchtbringende Grasnarbe bilde.

Wer die Lage einer ſolchen Sumpfwieſe nach allen Seiten genau und öfter betrachtet, wird finden, daß in den *meiſten Fällen* ſie auf dieſe Art abgezapft werden könnte. Die dabei eintretende Arbeit wird reichlich bezahlt durch den *alljährlichen* Gewinn eines beſſern und mehreren Heues oder Graſes, dann durch die Geſundheit, und den vermehrten Milchertrag des Rindviehes. Nehmen wir aber den Fall an, daß die Lage der Wieſe, und ihrer Umgebung von keiner Seite eine Ableitung des Waſſers zulaſſe, oder daß die Waſſerquellen der Wieſe ſo tief ſich verbreiten, daß man das Waſſer durch Gräben anderswohin nicht ableiten könne. Soll eine ſolche Wieſe ein Sumpf bleiben? oder kann man auf derſelben doch nicht, wenigſtens mit Aufopferung eines Theils des Wieſengrundes gutes geſundes Gras und Heu erzeugen? Allerdings; und zwar auf folgende Art.

Hat die Wieſe in ihrer Mitte eine, oder wenn ſie groß iſt, mehrere Vertiefungen, gegen welche die äuſſeren Seiten der Wieſe etwas erhöht ſind, ſo vertiefe man dieſe noch um 1 oder 2, oder nach Erforderniß um mehr Schuh. Dieſe Ausgrabung muß im Winter geſchehen, wo der Sumpf gefroren iſt. In dieſe Vertiefung führe man dann Sand oder runde Kieſelſteine, je nachdem man eins oder das andere näher hat, aber nur einen halben Schuh hoch. Die Ränder dieſer ausgegrabenen Vertiefung muß man recht ſchief abſtechen, damit keine Erde in dieſelbe fallen kann, wodurch ſie nach und nach ausgefüllt würde. In dieſe künſtlichen Vertiefungen leite man aus allen naſſen Punkten der Wieſe das Waſſer in Gräben, die nach der Lage der Wieſe mit einem mäſſigen Gefälle angelegt werden müſſen. Es wird ſich ſomit durch dieſe Waſſerleitungsgräben das Waſſer aus der übrigen Wieſe in die Vertiefung, wie in einen Brunnen oder Teich ziehen, wo es ſich durch den Sand oder die Kieſelſteine in die Erde verlieren, und zum Theil verdunſten wird, ſo daß das aus der Wieſe zuflieſſende Waſſer immer in dieſem Teich Plaz finden wird, wenn er angemeſſen groß und tief angelegt wurde. In dieſen Teicheln wird das Wieſenwaſſer von Zeit zu Zeit auf dem Sand, oder den Kieſelſteinen einen Schlamm anſezen, welcher herausgehoben, einen guten Dünger für Wieſen und Felder gibt.

Wäre aber die Wieſe ſo gar ſumpfig und waſſerreich, daß ſolche Teicheln in den Vertiefungen alles Waſſer nicht aufnehmen könnten, oder wäre es nicht möglich, das Wieſenwaſſer dahin zu leiten, dann iſt es viel rathſamer, ſolche Wieſen in einen Teich zu verwandeln, und mit Fiſchen zu beſezen. Teiche ſind weit einträglicher, als ſehr ſumpfige Wieſen, denn der Fiſchertrag iſt nicht unbedeutend und der in Teichen wenigſtens an deſſen Rändern entweder von ſelbſt oder mittelſt Pflanzung oft wachſende Schilf gibt dem Landwirth eine ganz gute Streu, welche beſonders in Jahren des Strohmangels höchſt willkommen iſt; endlich ſammelt ſich in Teichen, wenn ſie zwiſchen, oder unterhalb Feldern liegen, mittelſt des von denſelben abflieſſenden Regenwaſſers aus der gedüngten oberflächigen beſten Akererde ein fetter Schlamm, welcher, wenn er in kleinen Haufen auf dem Felde überwintert hat, und dann ſtatt des thieriſchen Düngers eingeakert wird, dem Felde für mehrere Jahre Kraft und Bodenvermehrung gibt.

Ritter Dr. Kalina von Jäthenſtein.

Wann ſoll zur Haberſaat geakert werden?

Es ſcheint eine allgemeine Gewohnheit bei dem vaterländiſchen Landmann zu ſeyn, daß er jenes Feld, auf welches im Frühjahr Haber zu ſäen kömmt, im Herbſt nicht akert, ſondern in den Stoppeln über den Winter ſtehen läßt. Erſt im Frühjahr wird in einigen Gegenden das Feld zur Haberſaat geſtürzt, darüber der Haber ausgeſäet und eingeegt, in andern Gegenden aber der Haber unmittelbar auf das Stoppelfeld ausgeſäet, eingeakert und beeggt.

Bei dieſem Verfahren treten aber folgende Nachtheile ein:

1. Die Stoppeln, welche nebſt den Unkräutern, wenn ſie im Herbſte untergeakert würden, das Feld etwas düngen möchten, werden im Herbſte vom Weidevieh zertreten, zerbrochen und im Winter vom Winde verweht.

2. Die Unkräuter bewurzeln ſich im Herbſte nach dem Schnitt vollkommener, andere, welche Samen tragen, bringen dieſen zur vollkommenen Reiſe, er fällt aus, und ſo müſſen ſowohl die ein- als mehrjährigen Unkräuter im Felde ſich vermehren.

3. Da der Haber die Winterfeuchte liebt, ſo verſpätet ſich deſſen Anbau, wenn das Feld nicht ſchon im Herbſt, ſondern erſt im Frühjahr geakert wird. Es iſt ſomit weit beſſer, wenn das zur Haberſaat beſtimmte Feld noch im Spätherbſt geakert, jedoch ohne es zu eggen, in der rauhen Furche überwintert wird. Durch dieſe Herbſtakerung werden die Wurzeln und der Same der Unkräuter an die Oberfläche gebracht, erſtere und die noch im Herbſte aus dem Samen aufgekeimten Pflanzen müſſen an der Oberfläche über den Winter erfrieren. Indem das Haberfeld im Frühjahr ſchon geakert iſt, kann es um ſo früher beſäet, und dem Haber die ihm ſo zuträgliche Winterfeuchte vergönnt werden. Wird aber das Feld erſt im Frühjahr beakert, ſo muß es durch dieſe Lokerung weit ſchneller austroknen, als ein im Herbſt geakertes Feld, welches in die Furchen die Winterfeuchte aufgenommen hat.

Nur bei jenen Feldern iſt hievon eine Ausnahme zu machen, welche nach ihrer Lage oder Bodenbeſchaffenheit zu feucht ſind. Hier iſt es gut, erſt im Frühjahr die Stoppeln zu ſtürzen, und dadurch die Vertroknung der zu groſſen Feuchte möglich zu machen. Auch zu leichte, ſandige Gründe ſoll man für die nächſte Haberſaat nicht im Herbſte akern, weil dadurch der Boden zu loker würde, wo doch der Haber einen etwas bindenden Boden liebt.

Ritter Dr. Kalina von Jäthenſtein.

Vom Mäſten des Rindviehs.

Will man von dem Rindvieh, das in der Maſt ſteht, den möglichſten Gewinn erzielen, ſo beachte man bei ſeiner Pflege die größte Ordnung und Reinlichkeit. Jedes Reichniß werde zu der einmal feſtgeſezten Stunde, und ſtets in kleinen, öfters wiederholten Portionen gegeben.

Frißt das Thier einmal dieſe nicht völlig auf, ſo muß an der Quantität abgebrochen werden, damit man jenes ſtets bei Appetit erhalte.

Es wird mit Heu und Häkerling, geſtampften Rüben und Kraut, gekochtem Getreide, Malz, Träbern, Mehltrank, Gras und Klee genährt. Dabei könnte man der Ordnung folgen, die ich jezt angeben werde.

Morgens und Abends gebe man Häkerling mit geſtoſſenen Rüben und Träbern, im Sommer mit geſchnittenem Klee vermengt. Mittags erhalte das Maſtvieh Heu und ſpäter Brühfutter und Mehltrank, unter beides miſche man gekochtes, doch wieder abgekühltes Getreide, Malz und dergleichen. Vor- und Nachmittag kann man entweder etwas Heu oder Gras reichen.

Dabei darf das Tränken des Viehs nicht verſäumt werden.

Gegen das Ende der Maſt wähle man beſonders ſolches Futter, das dem Fleiſche einen guten Geſchmak verleiht. Dahin gehören:

Gelbe Rüben, Mangoldrüben, kräftiges Heu, Getreide, vorzüglich Malz. Weiſſe Rüben dürfen nur im Anfange der Maſtzeit gefüttert werden.

Leinkuchen zu geben iſt gar nicht räthlich, das Fleiſch wird davon nicht gut.

Das ſchönſte, weiſſeſte Unſchlitt erhält man von dem Rindvieh, das viel Heu bekommen hat. Gelbe Rüben in Menge gefüttert, verleihen dem Balge eine gelbliche Farbe.

Kurzbeinige und tiefbäuchige Ochſen laſſen ſich beſſer mäſten, als die hochbeinigen. Kühe, welche trächtig ſind, taugen gar nicht zum Mäſten. Die Kühe, welche in der Maſt ſtehen, kann man zwar bis zum Schlachttage melken, man gewinnt indeſſen an Fleiſch und Unſchlitt, wenn man es unterläßt. Von alten Kühen bekommt man kein gutes Fleiſch, eben ſo wenig von Zuchtochſen, ſie mögen auch noch ſo gut gemäſtet worden ſeyn.

Die erfahrene Landwirthin.

Der Münchner Verein gegen Thierquälerei an die ſehr verehrlichen Zeitungs-Redaktionen.

Schon öfter hat der unterzeichnete Verein ſeinen in ein öffentliches Blatt eingerükten Aufſäzen die Bitte beifügen laſſen, andere Redaktionen möchten dieſe Aufſäze auch in ihre Blätter aufnehmen, dieſe Bitte wurde aber bißher an die meiſten Redaktionen vergeblich geſtellt. Einige ſchlugen ſogar dieſe, ſpeziell an ſie geſtellte Bitte aus dem Grunde ab, „der Aufſaz hätte *zuerſt* an ſie eingeſchikt werden ſollen.“ Dieſe Redaktionen bedenken gewiß nicht, daß dieſes dem Vereine — beſonders bei Aufſäzen, deren mehrere als ein Ganzes und von denen die ſpätern als eine Fortſezung der frühern erſcheinen, z. B. bei denen über den Kälber-Transport — unmöglich iſt, daß nemlich hiedurch das Zuſammengehörige getrennt und in undeutliche Fragmente aufgelöſt würde. Man kann nicht einer Redaktion den erſten, einer andern den zweiten oder dritten, und wieder einer andern den vierten oder fünften Theil eines Ganzen zuſenden. Abgeſehen aber hievon bittet man die verehrlichen Redaktionen gefälligſt zu erwägen, daß es ſich ja hier lediglich *um einen wohlthätigen Zwek, nicht um das Intereſſe der Zeitungs-Blätter ſelbſt handelt.* Wer wird eine Wohlthat aus dem Grunde verweigern, weil Derjenige, der ſie ausüben ſoll, nicht zuerſt darum gebeten worden ſey, oder weil ſie ihm keinen Vortheil bringe, wie könnte nach dieſem Grundſaze überhaupt ein wohlthätiger Verein ſich bilden, und nach welch einem ganz andern Grundſaze handeln jene Mitglieder des unterzeichneten Vereins, die mit groſſem Aufwande von Zeit und Mühe ihn gegründet und bißher zur Erreichung ſeines Zwekes mitgewirkt haben? Manche derſelben haben *ſeit vielen Monaten oft ganze Tage hieran gearbeitet*, haben häufig 4 — 5 der früheſten Morgenſtunden am Kälber-Markte zugebracht und ſich einer ſolchen Maſſe von Geſchäften unterzogen, daß ſie mit der hiezu nöthigen Zeit und Mühe viel, ſehr viel für ihren eigenen Nuzen hätten thun können. Warum verweigern ihnen alſo viele Redaktionen die für dieſe ſo unbedeutende und für den wohlthätigen Zwek des Vereins ſo hochwichtige Gefälligkeit, kleine Aufſäze in ihren Blättern, ſey es auch ohne eigenen Nuzen, abdruken zu laſſen? Aber ſogar die Vorausſezung, daß dieſes ohne ihren eigenen Nuzen geſchehe, iſt unrichtig, denn die Aufſäze über Thier-Quälerei finden ein groſſes und immer noch gröſſer werdendes Publikum, das ſich für ſie intereſſirt. Es lieſſen ſich viele Fälle anführen, daß Zeitungs-Blätter, die oft ſolche Aufſäze enthalten, eben deßwegen neu angeſchafft wurden, wozu beſonders viele Geiſtliche und Lehrer mitgewirkt haben. Dieſes Motiv des eigenen Nuzens ſoll aber hier gar nicht als entſcheidend angeführt ſeyn, nur an den *Wohlthätigkeitsſinn der verehrlichen Redaktionen* will man hiemit appelliren, da ja die armen Thiere nichts ahnen von dem gegenſeitigen Rivaliſiren einzelner Zeitungen über die Priorität. Wiederholt und dringend bittet man daher alle Redaktionen um die oben erwähnte Gefälligkeit; möchten ſie erwägen, daß es in der Macht liegt, die ihr ſchöner Beruf ihnen verleiht, unzähligen armen Geſchöpfen namenloſe Leiden zu erſparen und die allmählige Realiſirung des Vereinszwekes *vielleicht um Jahrzehnte zu beſchleunigen.* Wer ein für Mitleid empfängliches Herz in ſich fühlt, kann eine ſolche

und ſo leicht zu gewährende Bitte unmöglich abſchlagen. An vielen Orten im Lande wird nur ein Blatt gehalten, warum alſo den Leſern dieſes einen Blattes jene Aufſäze vorenthalten, während man ihnen für ſie ganz gleichzeitige Notizen über die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten mittheilt? und — was ſtets der Hauptgeſichtspunkt iſt — warum die jedenfalls ſchuldloſen Thiere leiden laſſen unter einem auf einen Wohlthätigkeits-Zwek durchaus nicht anzuwendenden Rangſtreit? Jede einzelne Redaktion, die damit den Anfang macht, die gegenwärtige Bitte des Vereins zu erfüllen, wird das Bewußtſeyn haben, hiedurch unendlich viel Gutes, theils unmittelbar, theils dadurch zu veranlaſſen, daß gewiß auch andere Redaktionen ihrem Beiſpiele folgen.

Der Münchner Verein gegen Thierquälerei.

☞ Die Bürger- und Bauernzeitung iſt ſtets geneigt, dergleichen Aufſäzen ihre Spalten zu öffnen, inſofern ihr ſolche zukommen.

Erzeugung künſtlicher Gliedmaſſen.

Ein in der Nähe von Radkersburg befindlicher ſchlichter, in den Jahren bereits weit vorgerükter Greis, ein mechaniſches Genie, Namens Joſeph *Verzhizh*, verfertigt nach eigener Erfindung künſtliche Füſſe zum Gehen, Reiten, Jagen ꝛc., Hände, einzelne Finger u. dgl. mehr, und zwar von ſolcher Vollkommenheit und Güte, daß z. B. der Hr. Fürſt v. *Ahrenberg* den durch ihn erhaltenen jenem Fuſſe weit vorzog, den er ſich für ſchweres Geld aus Paris hatte kommen laſſen; Hr. Graf v. *Wurmbrand*, der als Soldat einen ſeiner Füſſe verloren, bedient ſich des von ihm angefertigten Fuſſes auch auf Jagden mit groſſer Leichtigkeit durch viele Stunden, ohne daß er ihm, wie es bei andern derlei künſtlichen Füſſen der Fall iſt, durch einen Druk irgend einen Schmerz verurſacht.

Eine eiſerne Kirche.

Die Georgskirche in Liverpool iſt an und für ſich als erſte eiſerne Kirche in Großbritannien, und auch wegen ihrer geſchmakvollen Bauart höchſt bemerkenswerth. Die Fenſterrahmen, die Thüren, das Dachwerk, die Kanzel, die reichen Verzierungen ſind von Gußeiſen; die Länge beträgt 119, die Breite 27 Fuß. — Es iſt vielleicht nicht allgemein bekannt, daß an den in den lezten zehn Jahren in England errichteten gröſſeren Fabriksgebäuden, die Mauern ausgenommen, Alles von Eiſen iſt, und daß ſeit zwei Jahren in der Nähe von London mehrere Hütten und Villen von Gußeiſen aufgeſtellt wurden. In England, wo das Holz theuer, das Eiſen aber wohlfeil iſt, kommt natürlich ein aus dieſem Metalle verfertigtes Gebäude weit billiger zu ſtehen, und auſſerdem iſt auch die Dauer und Schönheit desſelben in Betracht zu ziehen.

Deutſcher Michel.

Das neuerdings faſt ehrenrührig gewordene Prädikat: „*Deutſcher Michel*" hat einen ſehr edlen und dem deutſchen Volke Ehre machenden Urſprung. Der Erſte, welcher mit dieſem Beinamen ausgezeichnet wurde, war Johann Michael Obertraut, ein wakerer Degenknopf und däniſcher Generallieutenant. Den Ruf ſeiner Tapferkeit machte er am Meiſten gegen die Spanier geltend, denen er in vielen Aktionen empfindlichen Verluſt verurſachte. Wenn die Geſchlagenen dann von ihrem Schaden ſprachen, ſo thaten ſie das mit den Worten: „das haben wir wieder *dem deutſchen Michel* zu danken." Wurde damals irgend etwas Kühnes, Groſſes, Verwegenes ausgeführt, und man fragte, wer der Thäter geweſen ſey, ſo war die Antwort: „*der deutſche Michel* hat es gethan!"

Pferdezahl in Deutſchland.

Oeſterreich zählte 1838: 2,200,000, Preuſſen 1,400,000, Bayern 335,000, die übrigen deutſchen Staaten 771,000 Pferde, alle zuſammen gegen 5 Millionen. In Oeſterreich kommen auf hundert Menſchen 7, in Preuſſen 10, in England 16, in Frankreich 7 Pferde.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Johann Chryſoſtemus Wolfgang Amadeus Mozart, Tondichter.

Geboren in Salzburg 1756.
Geſtorben in Wien 1791.

Es dürite vielen unſerer zahlreichen Leſer angenehm ſeyn, zu erfahren, was unſer erhabener Monarch in dem Werke »Walhallas Genoſſen« über den unſterblichen Mozart, deſſen Standbild am 4. September zu Salzburg feierlich enthüllt wurde, ſagt: »Drei Jahre alt, phantaſirte bereits Mozart auf dem Klaviere, komponirte im ſechsten, im vierzehnten ſchon (darum erſucht) eine Oper für Mailand. Er reiste damals eigentlich nur, ſich auf dem Klaviere hören zu laſſen; Kennerbeifall, auſſerordentlicher ward ſeinem Spiele, erſt dann als Tonſezer, (Compoſitore) nachdem er in Frankreich, England und zweimal in Italien. Der Seele tiefſte Tiefen offenbart Mozart, wie Schiller, und wie dieſer die Ichheit (Individualität) jedes Dargeſtellten richtig ausdrükend; herrliche Dichter beide; der eine bediente ſich der Buchſtaben; der Noten der andere. Nach dem Verlorenen ſehnt Schiller, Mozart genießt den Augenblik; nur in Titus (ſeines Todes nächſten Oper) durchdringt ſüſſe Wehmuth die Seele, wie bei dem Anblike Roms. In jeder Gattung der Tonkunſt groß, beherrſchte er der Töne unendliches Reich, ſein der Muſik unwiderſtehliche Gewalt, läßt ſie nach ſeinem Willen empfinden; auch darin wohl einzig, daß er, (der von keinem Muſik je geraubt) ſich nie wiederholt. Eben ſo wenig, wie von Schiller's Werken, kann geſagt werden, welches ſein beſtes; beide unerreicht. Unbefangen, frei, weder der Schmeichelei noch Verſtellung fähig, blieb Mozart, immer für's Leben unmündig, vermochte ſeinen Angelegenheiten nie vorzuſtehen. Sechs Jahre ohne Beſoldung in Wien zugebracht, ſollte er dann mit geringer Kapellmeiſter an der Stephans-Kirche werden; da ſtarb er. Geiſt und Körper ſtrengte Mozart auf's Höchſte an, komponirte meiſt Nachts, in vier und zwanzig Stunden Don Juan's Ouvertüre (der keine gleichkommt), in vier Monaten, während welchen zwei Reiſen, die Zauberflöte, Titus und das Requiem; es ward das ſeine. Frühe gereift, entſank er frühe.

Des Nachtwächters Ruf.

Die Frau:

Ich muß Dich doch um Etwas fragen,
Der Wächter ruft in jeder Nacht:
»Ihr lieben Herren laßt Euch ſagen;«
Warum wird nichts von Frau'n geſagt?

Der Mann:

Ich will recht kurz die Antwort faſſen:
Weil Frauen ſich nichts ſagen laſſen.

Vor einigen Tagen ſpeiſten in Brügge drei Perſonen, welche zuſammen 302 Jahre alt waren, nemlich ein Hoſpitalit aus Brügge von 103 Jahren, ein Hoſpitalit aus Brüſſel von 107 und eine 92jährige Frau, welche dem Lezteren bei ſeinem Beſuch in Brügge als Führerin diente.

Englands gewichtigſter Mann, Mr. Floyd zu Romſey, ſtarb im 47. Jahre ſeines ſtattlichen Daſeyns. Er wog nur 448 Pfund.

Bücher-Anzeigen.

Die groſſe Völkerſchlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Herausgegeben von Carl Groſſe. Mit Plan von Leipzig. Verlag von C. B. Polet in Leipzig. Preis 8 gr. oder 36 kr.

Eine Erinnerungsſchrift an Leipzigs Schrekenstage während der groſſen Völkerſchlacht ſoll dieſe Schrift ſeyn. Der Krieger, welcher Zeuge war jener mörderiſchen Tage, wird mit Begierde nach dieſem Andenken greifen, und ſeine Enkel werden ſich an den groſſen Thaten ihres Ahnen ſtolz fühlen. Gut durchgeführt, gewährt dieſe Schrift dem Leſer ein treues Bild, in unterhaltender und verſtändlicher Sprache, und ſie verfehlt nichts um das lebhafteſte Intereſſe zu erregen und jede Erwartung zu ſpannen.

Neues erklärendes Fremd-Wörterbuch der in der Gerichts- und Umgangsſprache vorkommenden fremden Redensarten und Kunſtausdrüke nebſt Angabe ihrer richtigen Ausſprache und Betonung. Ein Nachſchlagebuch für Beamte, Kauf- und Handelsleute, Gewerbtreibende, Schullehrer, Gemeindevorſteher, Zeitungsleſer, überhaupt aber für jedem Stadt- und Landbewohner zur Verdeutſchung der in Büchern, Zeitungen, gerichtlichen Zufertigungen, Geſezen und juriſtiſchen Schriften vorkommenden fremden Wörter und Redensarten. Neue verbeſſerte Auflage. Leipzig. Verlag von C. B. Polet. Preis 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Keinem Geſchäftsmann und überhaupt keinem Gebildeten Menſchen darf ein Fremdwörterbuch fehlen. Leider ſind bis jezt nur wenige erſchienen, welche ihrem Zweke völlig entſprächen. Petri allein hat ſeine Aufgabe erfüllt. Allein hier haben wir wieder einmal einen getreuen Wortführer, ein Nachſchlagebuch, wie wir es nur verlangen können. Freilich nicht ſo umfaſſend wie das Petri'ſche, aber Alles enthaltend, was der Umgang und das Leben erfordert. Es zählt 408 enge zweiſpaltige Seiten, mit deutlichem Druke und freundlichen Lettern verſteht ſich ohnehin. Niemand verſäume, ſich dieſen Dollmetſch recht bald von der nächſten Buchhandlung kommen zu laſſen. —

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürſt.

N e u e

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 41. 14. Oktober 1842.

Inhalt: Der nächtliche Ueberfall. — Ruhm der Germanen. — Tageslügen.

Der nächtliche Ueberfall.

Es war im Januar, ein feiner, weichlicher Schnee fiel, und ſezte ſich an den Fenſtern in den verſchiedenartigſten Formen ab, oder ward wohl auch vom Nordwinde in eiſigen Floken in der Luft herumgetrieben. Eine weiſſe, düſtere Deke lag auf dem Boden wie ein Leichentuch; von Zeit zu Zeit ſah man ſtumme Schatten darüber hinſtreichen, dann verſchwinden — und es war wieder ſo ruhig, als vorher. Die ganze Natur ſchien zu ſchlafen.

In einem Saale des alten Schloſſes Ville-lez-Pomerest ſaß vor einem luſtig praſſelnden Feuer, das aber mit ſeiner Glut die kalte Temperatur des Gemaches kaum zu mildern vermochte, der Notar L., in tiefem Schweigen; neben ihm ſeine Gemahlin mit einem Kinde auf dem Schooſſe, das freundlich zu der Mutter hinaufblikte. Der Notar ſchien ein Vierziger zu ſeyn; war aber wirklich viel jünger, eine hohe Geſtalt mit einem ziemlich kahlen Haupte und einem ſchwarzen, feurigen Auge, unter einer Stirn, deren Furchen ein Phyſiognomiker für die unzweifelhaften Spuren tiefer Leidenſchaft erklärt hätte. Er ſah unverwandt in das Feuer, in jene ſüſſe Träumerei verſunken, in jenes unbeſchreibliche Wohlbehagen, das man gewöhnlich an einem erleuchteten Herde empfindet, wenn drauſſen die Elemente toben. Der Abend verbreitete bald ſeine Schatten über dieſes Wintergemälde, und die Dunkelheit brach unter dem grauen, unfreundlichen Himmel ſehr raſch herein.

Der Sturm raste noch immer um die Thürme, und entlaubte Bäume und ſeufzte in den Fugen und Spalten der Thüren. Dieß war das einzige Geräuſch, Alles ſonſt ſtill, nur zuweilen vernahm man die Silberſtimme des Kindes, das ſeine Mutter liebkoste. Wir überlaſſen die Bewohner dieſes Saales ihrem Schweigen, und benüzen die ſchwindende Dämmerung, um noch einen Blik auf das alte Gebäude zu werfen, deſſen Anblik uns bald die Nacht rauben wird. Meine Phantaſie und meine Feder beſchäftigen ſich vielleicht zu lebhaft mit der Schilderung des düſtern Schloſſes. Man möge mich entſchuldigen, es knüpfen ſich für mich die ſtärkſten Erinnerungen daran.

Das Schloß Ville-lez-Pomerest liegt zwiſchen Mons und Condé, in einer groſſen Ebene, zunächſt an den beiden Dörfern, nach denen es genannt wird. Ein Kranz von Eichen, die daſſelbe umgeben, und im Frühjahr und Sommer beſchatten, verleiht ihm von ferne das Anſehen einer Oaſe in einer Sumpfwüſte; zur Winterszeit gleicht es einem groſſen Mauſoleum, das in Trümmern liegt. Seine einſame Lage macht bei Tage den Anblik des Schloſſes traurig, in der Dämmerung geſpenſtiſch. Es hat ſich unter den abergläubiſchen Landleuten eine Sage erhalten, die die zerfallenen Thürme mit der Seele eines alten Kaſtelans bevölkert, welcher um Mitternacht ſchrekliche Töne von ſich geben ſoll. Nach Einbruch der Nacht beſucht Niemand mehr das Schloß.

Vier groſſe Thürme, von denen nur einer ganz iſt, bilden ein gleichlaufendes Vierek, um das ſich ein breiter, tiefer Graben zieht; ſie werden durch hohe Mauern mit einander verbunden, in deren zahlloſen Riſſen Epheu, Hauswurz und Schlinggewächſe aller Art in Fülle wachſen. Die eine der gröſſeren Seiten dieſes Viereks iſt in der Mitte durch zwei weitere Thürme geſchüzt, die kleiner ſind, und einſt zur Vertheidigung der Zugbrüke gedient hatten. Ein düſteres Gewölbe und eine gewaltige Thüre von Eichenholz verbinden dieſe zwei Thürme, auf denen noch einige Stüke von ſteinernen Rittern zu ſehen ſind. Dieſe Wache

wäre jezt überflüſſig, die undurchdringlichen Brom-Beerſtauden, mit denen die Thürme überwachſen ſind, würden zum Schuze hinreichen. Die andere gröſſere Seite des Vierekes bildet eine lange Reihe von Zimmern, bedeutend moderner, als alles Uebrige; ohne Zweifel wurde ſie nach einer Zerſtörung in aller Geſchwindigkeit wieder aufgebaut; auch das Baumaterial ſteht dem der übrigen Gebäude um Vieles nach. Der Mörtel, der bei der älteren angewendet und mit Roggenmehl vermiſcht wurde, iſt hart wie Stein geworden. Ein groſſes Stük Mauer zieht ſich längs der Wohnungen hin, und bedroht ſie mit ihrem Einſturze. Schon oft wollte man dieſelben niederreiſſen; noch iſt kein Stein davon gekommen. Das Schloß mußte heftige Belagerungen aushalten. Noch ſieht man überall die Spuren des Feuers und der Belagerungswerkzeuge; die Vorſprünge an den Mauern ſind verkohlt, die Steine an mehreren Stellen verkalkt; bei Ausgrabungen fand man ſchon geſchmolzenes Eiſen, Blei, Feuergeſchoſſe, ſteinerne Kugeln von verſchiedener Gröſſe. Stammen ſie aus der Zeit vor oder nach der Erfindung des Schießpulvers? Schleuderte man ſie aus Balliſten oder aus Kanonen? Das bleibt vor der Hand unentſchieden. Wir beſizen gar keine Nachrichten über die älteſten Schikſale dieſes Schloſſes. Das Einzige, was man gewiß weiß, iſt, daß es im 13. Jahrhunderte dem Hauſe Ligne gehörte. Ein Fürſt von Ligne, Großteufel genannt, hatte mit den Engländern gegen die Franzoſen Partei ergriffen; die Lezteren rächten ſich, belagerten ſein Schloß, nahmen es ein, und verbrannten es. Die Familie Ligne zog ſich ſofort auf ihr Schloß Belonil zurük, und ihr bisheriger Aufenthalt, von dem in Folge des Brandes nur einige Thürme übrig geblieben, blieb lange Zeit unbewohnt. Wann die neuen Wohnungen angelegt wurden, weiß man nicht genau, das alte Schloß war vermuthlich weit großartiger, was man aus den ungeheuern Grundmauern ſchlieſſen kann. Um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts hatten zwei Benediktiner ihren Wohnſiz daſelbſt aufgeſchlagen, und die Kapelle ausbeſſern laſſen. So war die Beſizung, die rechtlich immer noch dem Hauſe Ligne angehörte, die Einſiedelei zweier frommen Brüder geworden, die von den benachbarten Landleuten viele Beſuche und Geſchenke empfingen; ſie ſtarben, und das Schloß gehörte wieder einzig den Schlangen und Nachteulen.

Zu der Zeit, von der wir hier reden, hatte der Notar L. dieſe Ruinen an ſich gebracht. Der unheimliche Aufenthalt ſtimmte wunderbar mit ſeinen Gedanken zuſammen. Die Zimmer hatte er ſorgfältig herſtellen und bewohnbar machen laſſen, die feuchten Mauern troknen und verblenden.

Eine mit Brombeerſtauden und anderem Geſtrüppe bewachſene Terraſſe ließ er bis an den Fuß der Mauer hinauffüllen; im innern Raume wurde ein Hof und ein Garten angelegt; Eidechſen und Molche mußten ſich wieder in die Gewölbe flüchten. Nichts deſto weniger blieb das Schloß Ville-lez-Pomerest ein trauriger Aufenthalt, wo, wie wir ihn geſehen, L. und ſeine Gemahlin am Kaminfeuer ſich wärmten.

Picard, der treue Wächter des Schloſſes, verrieth an dieſem Winterabende eine ſonderbare Unruhe; troz Schnee und Kälte lief er an die Mauern hin, die Teraſſe auf und ab, um die Thürme herum, ſpizte die Ohren, und bellte wieder. Mehreremal ſchon hatte L. ärgerlich ihm gerufen, und ſein Gebell ihm verwieſen; Picard ließ ſich das wenig kümmern; er glaubte ſeinen Herrn in Gefahr. L. ward die Unruhe des Hundes unerklärlich, und endlich ermüdend; er lud ſein Gewehr.

„Was willſt Du thun, mein Lieber?“ ſagte L's Gemahlin. Aus ihren Mienen ſprach ein trübes Vorgefühl.

„Ich will doch einmal ſehen, warum Picard ſo unruhig iſt. Der Hund hört gar nicht auf zu bellen.“

„Um's Himmelswillen gehe nicht, gehe nicht ſo allein! Alles iſt ja gut verſchloſſen; bleibe bei mir, ich will beten.“

„Sey ruhig! Vielleicht hat ſich ein Fuhrmann vom Wege verirrt. Ich will einmal im Hofe horchen, ob ich kein Geräuſch höre.“

„L's Frau konnte ſich von einem Unglüksgedanken nicht losmachen; ſie hielt ihren Mann zurük mit den Worten:

„So war es eine Nacht, als auf dem Lerchenhofe, der auch ſo einſam liegt, wie —"

Langſam ſchlug die Gloke; ſtumm und ſchauerlich klangen die Töne an dem metallenen Gehäuſe wieder.

„Wie doch die Gloke ſo langſam und unheimlich ſchlägt." — „Ohne Zweifel iſt das Oel durch die Kälte geſtanden," erwiderte L., und ging fort.

Er ſchritt über den Hof, der Hund folgte keuchend. Er ſtieg auf einem Thurm und lauſchte.

Immer noch die gleiche Stille. Nur eine Nachteule unterbrach ſie mit ihrem Gekrächze und ihrem ſchweren, gemeſſenen Fluge. Mit Mühe ſchritt er die ſchlüfrigen, beſchneiten Stufen hinab, dem Thurme zu, der dem erſtern gegenüber am Ende des Gartens lag. Er horchte abermals einige Minuten, er ſah Nichts, er hörte Nichts, er konnte in der Dunkelheit Nichts unterſcheiden. Er hatte Nichts geſehen — was konnte Picard gehört haben? L. kehrte zurük, der Hund hörte nicht auf, zu bellen; L's Frau hatte jede Minute mit Bangigkeit gezählt. Ihr Gemahl ſuchte ſie zu beruhigen, und zum Schlafengehen zu bereden; er ſelbſt wachte neben ihr und ſeinem Kinde.

So ging eine Stunde vorüber, Picard ſchwieg endlich. Nur vom Dorfe her hörte man hier und da Hunde bellen, die wie Wachtpoſten einander antworteten. Bald trat eine Todtenſtille ein.

L. entſchloß ſich nun, auch zu Bette zu gehen; in Kurzem war er eingeſchlafen. Im Schloſſe ſchien es ruhig und ſicher zu ſeyn; L., ſeine Frau, ſein Kind und eine Magd waren deſſen einzige Bewohner.

Picard ſchlief nicht. Um Mitternacht fing er an, dringender und nachdrüklicher zu bellen. Er lief unruhig unter den Fenſtern der Schlafkammer ſeines Herrn herum. Seine Stimme ward immer ſtärker, und ſchien zu ſagen: Verliert keine Minute! Es iſt Gefahr da, ſie kommt immer näher. —

In derſelben Nacht fiel auf der Chauſſée, die nach Paris führt, eine Meile von unſerem Schloſſe, eine ſonderbare Scene vor. Es war ungefähr eilf Uhr; der Zollbeamte hörte die leiſen Schritte eines Pferdes in dem Schnee, ging heraus, um ſeine Gebühr in Empfang zu nehmen, und rief: Halt! — keine Antwort. Das Pferd ging ruhig fort, nicht ſchneller, nicht langſamer. „Donnerwetter!" fluchte der Beamte, iſt vielleicht dem Pächter ein Pferd durchgegangen? Ich will einmal unterſuchen." Er ging weiter; kaum war er dem Pferde nahe, ſo bemerkte er, troz der Dunkelheit, auf ſeinem Rüken einen ſtattlichen Reiter. „Halt!" rief er wiederholt. Alles ſtill. Der geheimnißvolle Mann ritt weiter. Den Beamten ärgerte dieſe Verhöhnung ſeiner Rechte, er überwand eine augenblikliche Furcht, und wollte dem Pferde in die Zügel fallen — alsbald fühlte er auf ſeiner Stirne den eiskalten Lauf eines Gewehres. Er fiel zu Boden. Zum Glüke kam er mit dem bloſſen Schreken davon. Der unbekannte Reiter ſezte ſeinen Marſch fort, kein Wort, keine Sylbe kam aus ſeinem Munde, ſein Pferd ging ſo langſam und gemeſſen, wie vorher. Der Beamte erholte ſich ein wenig von ſeinem Schreken, raffte ſich auf, fuhr aber plözlich zuſammen. Ein langer, ſchwarzer Zug ſchritt ſchweigend an ihm vorüber, wie eine Reihe von Schatten. Starr heftete er ſeine Augen auf dieſe Erſcheinung, er glaubte, ſchwarze, ſchrekliche Geſichter zu ſehen; ſie waren bald vorüber, er ſah Nichts mehr; er hörte Nichts mehr. War das Traum oder Wirklichkeit? Menſchen oder Teufel? Für den Geiſt eines ehrbaren Beamten war die Erſcheinung ſchreklich genug; er bekreuzte ſich, und kehrte zurük.

In derſelben Nacht wekte Picard ſeinen Herrn zum zweiten Male aus dem Schlafe. Kaum vor einem Monate waren auf dem Lerchenhofe dreizehn Perſonen ermordet worden; noch ſah man die Blutſpuren in ihren Wohnungen. Der Schreken war allgemein, der Name Moneuſe in Aller Mund; man wagte nicht, ihn laut auszuſprechen, und ſah furchtſam um ſich.

Kaum war L. aufgewacht, als er, troz der Bitten ſeiner Frau, haſtig ſich ankleidete, ſein Gewehr ergriff, ſeine Frau küßte, in ſeinen Mienen ruhiger, als in ſeinem Herzen, und aus dem Gemache ſchritt. Seine Frau konnte ihn nicht ſo allein fortgehen ſehen, ihr ahnete etwas; ſie zog ſich an, und ging ihm nach. Ihr Kind ſchlief, ſie ſtörte es nicht.

Als L. in dem äuſſerſten Zimmer des Hauſes angelangt war, das auf die Terraſſe hinausging, öffnete er leiſe ein Fenſter, und wollte horchen; die Dunkelheit war ſo groß, daß man keine drei Schritte vor ſich ſehen konnte. Der Hund bellte immer wüthender. Er ſchien am Ende der Terraſſe in einem heftigen Kampfe begriffen zu ſeyn. Plözlich hörte man einen ſtarken Schrei, und darauf ein klägliches Winſeln. Der gute getreue Picard war für ſeinen Herrn, den er nicht mehr vertheidigen konnte, gefallen. L. erblaßte, all ſein Blut ſtrömte zum Herzen, das in lauten Schlägen pochte, er ſpannte den Hahn ſeines Gewehres, ſeine Frau fiel auf die Kniee, und bat Gott für ihn und ihr Kind.

Wiederum erfolgte eine kurze Stille. Dann vernahm man Waffengeklirr, man erblikte Licht auf der Terraſſe. „Wer da?" rief L. mit lauter, doch etwas bebender Stimme. In demſelben Augenblike ſah er von der anderen Seite des Fenſters her dunkle Geſtalten auf ſich zukommen, mehrere ſtarke Arme pakten ihn mit Blizesſchnelle an der Gurgel, ſezten ihm Dolche auf die Bruſt und eine dumpfe Stimme rief: „Die Waffen weg, oder Du biſt des Todes!"

L. ließ ſein Gewehr fallen.

Ein ſtarkes Geräuſch ließ ſich hören. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes flogen in Stüken. Das Schloß ward von Fakeln erhellt. Sonderbar gekleidete Männer, bis an die Zähne bewaffnet, mit geſchwärzten, maskirten, oder auf ſonſtige Weiſe entſtellten Geſichtern überfielen die Bewohner des Schloſſes.

Es war Moneuſe mit ſeiner Bande.

Moneuſe war der Schreken des nördlichen Frankreichs und der belgiſchen Grenzen geworden. Er machte ſeine Beſuche bei den Landleuten, Beamten und Hirten dieſer Gegenden. Mit ſeiner Bande, die nur aus ſechzig Mann beſtand, konnte er nicht wohl Dörfer und zahlreiche Gemeinden überfallen, er machte daher ſeine Jagd wie ein wildes Thier auf Weiler, Höfe, einzeln ſtehende Gebäude. Mord und Grauſamkeit bezeichneten ſeine Schritte.

L. war feſtgenommen und geknebelt worden; ebenſo ſeine Frau und ſeine Magd. Die erſtere rief unaufhörlich nach ihrem Kinde, ſie fiel vor den Scheuſalen nieder, die ſich Menſchen nannten. — Die einzige Antwort war ein fürchterliches Gelächter, wobei die weiſſen Augen und Zähne auf den ſchwarzen, hölliſchen Geſichtern grauſenerregend hervortraten. Die Strike, mit denen man L. geknebelt, drangen ihm in's Fleiſch; er beklagte ſich darüber. „Fort!" herrſchte man ihm zu, und ſtieß ihn in den nächſten Saal.

Hier befand ſich Moneuſe mit dem größten Theile ſeiner Getreuen; vor ihm ſollte der Notar, als vor einem Richter erſcheinen, der mit dem ſchreklichen Rechte des Stärkeren bewaffnet iſt.

Moneuſe war ungefähr vierzig Jahre alt, von hoher Statur, und anſcheinend groſſer körperlicher Stärke; ein diker Bart bedekte ſeinen Mund. Seine Züge hatten nicht ſowohl etwas Fürchterliches, es war mehr eine kalte Grauſamkeit, die in dieſem blaſſen, ruhigen Geſichte ſich offenbarte. Er konnte gewiß ſeines Gleichen mit einer Gleichgiltigkeit erwürgen, mit der der Mezger ein Lamm ſchlachtet. Seine Züge ſchienen nur wenig Gefühl zu verrathen; es war dieß die Freude, die der Henker beim Anblik des Verurtheilten empfindet. Er trug einen groſſen Hut mit ſchwarzen Federn, einen blauen Rok, ſcharlachrothe Hoſen, und eine Schärpe von gleicher Farbe, Stulpſtiefeln; in ſeinem Gürtel glänzten zwei Piſtolen und ein breiter Dolch, an ſeiner Seite ein Säbel.

Es entſtand im Saale ein groſſes Geräuſch. Moneuſe lehnte ſich an den Tiſch, mit übereinandergeſchlagenen Armen, und ließ ſeine Blike langſam umherlaufen. Nun ward es ſtille, man hörte nur noch das Oeffnen oder Zuſchlagen der Thüren in den oberen Zimmern.

„Biſt Du der Notar?"

„Ja."

„Kennſt Du mich?"

„Nein! ich ſehe Euch zum erſten Mal."

„Wer bewohnt dieß Schloß?"

„Ich, meine Frau, mein Kind und eine Magd."

„Niemand ſonſt?"

„Nein."

„Sage mir die Wahrheit! Bedenke es wohl; es handelt ſich um Dein Leben. Vor drei Tagen trug der Amtsbote einen groſſen Pak Geld hierher; nicht ſo?“

„Ja.“

„Der Bote iſt wieder fort, aber ohne das Geld. Wo haſt Du das?“

„Ich will Euch die reine Wahrheit ſagen, die Ihr vielleicht ſchon wißt. Derſelbe Bote, der das Geld hierher gebracht, ging mit dem nemlichen Pak heute früh um 9 Uhr nach Mons. Es waren 6000 Fr., die ich zu T. bei M. C. erhoben hatte. So verhält ſich die Sache, bei Gott!“

„Ein hübſches Märchen! Man bringe ſeine Frau!“

Sie erſchien, leichenblaß, ließ ihre Blike über den ſchreklichen Schwarm gleiten, bis ſie Den gefunden hatte, den ſie für den Anführer hielt, und auf den ſie nun entſchloſſen zuſchritt.

„Vor drei Tagen brachte man eine Summe von 6000 Franken hierher,“ fuhr Moneuſe fort. „Lüge nicht, ſonſt fällt Dein Gemahl vor Deinen Augen unter meinem Dolche! Wo iſt das Geld?“

Sie warf ſich vor ihm nieder.

„Um's Himmels Willen, tödtet meinen Mann, tödtet mein Kind nicht! Seyd barmherzig, ich will Euch Alles erzählen. Das Geld haben wir nicht mehr; wir ſendeten es heute nach Mons.“

„Sie können das abgekartet haben,“ murmelte Moneuſe.

Die L. hörte es.

„Gnade! Höret mich! Bei Gott, bei meiner Seele, es iſt wahr. Kann ich meinem Manne das Leben erkaufen? Wir haben das Geld nicht mehr, doch wir haben ein wenig Gold, einige Edelſteine — nehmt Alles! Alles! Nur das Leben laßt uns!“

Sie zog ihren Ring vom Finger, und bot ihn den Räubern dar. Moneuſe ſchien ſich ein wenig zu bedenken, dann ſprach er:

„Steh auf, führe uns herum! Ich will ſehen, ob Du das Leben verdienſt.“

Sie führte die Räuber in das Zimmer ihres Gemahls. Dort wies ſie auf einen Sekretär, den man öffnete; es fand ſich darin eine kleine Schatulle, mit Elfenbein und Schildplatt eingelegt, und in derſelben eine kleine Summe in Gold. Moneuſe nahm ſie.

„Das iſt Alles?“ ſprach er verächtlich.

„Folgt mir!“ Sie führte ihn in das Schlafzimmer. Dort hatte ſie ihr Kind gelaſſen; ſie ging ſo ſchnell, daß man ihr kaum folgen konnte.

„Es lebt doch!“ rief ſie mit Thränen.

Die übrigen Räuber waren bereits in dieſem Gemache geweſen. Das erſchrokene Kind weinte; man hatte ihm Deken und Kiſſen genommen; es ſtrekte ſeine Händchen gegen ſeine Mutter aus; ſie eilte hin; man riß ſie weg. Ihre Hände waren gebunden; ſie ſprach von einem Schlüſſel; man fand ihn und öffnete einen Kaſten. Nur noch das Linnenzeug war übrig.

„Auch das wollen wir nicht!“ rief Moneuſe mit einer Donnerſtimme. „Die 6000 Franken!“

„Ich weiß Nichts mehr!“ ſagte ſie verzweiflungsvoll.

Moneuſe ließ ſie an einen Fuß ihrer Bettſtelle binden, und ging mit ſeinen Leuten fort.

Bald darauf traten zwei Männer ein. Der eine hielt eine Fakel, in der andern Hand blizte ein ſcharfer Dolch. Er riß der L. ihr Kind weg, ſezte ihm den Dolch auf's Herz und brüllte:

„Du haſt noch Geld! Wo iſt es?“

Sie wollte ſprechen; die Worte erſtarben auf ihren Lippen; ein Nebel ſchwamm ihr vor den Augen; ſie that einen durchbohrenden Schrei und ſank zuſammen.

Moneuſe war in den Saal zurükgekehrt, wo er L. gelaſſen hatte.

„Sagſt Du mir nun, wo das Geld iſt?“ fragte er wiederholt.

„Eher nehmt Ihr mein Leben, als ich Euch eine Antwort geben kann.“

Ganz gelaſſen ſagte Moneuſe zu ſeinen Leuten: „Holz!“

L. bebte am ganzen Körper. Er erwartete den Tod, und hatte für ſeinen lezten Augenblik alle Seelenſtärke zuſammengerafft. Statt des Todes kamen Martern, die ihm alle Faſſung rauben ſollten. Man brachte Holz, und auf dem Herde ward ſofort ein groſſes Feuer angezündet. An

einen Stuhl, auf dem L. ſaß, wurde noch ein anderer feſtgebunden. L. wendete ſich zu Moneuſe und beſchwur ihn, noch einen Augenblik mit der Marterung zu verziehen.

„Ihr wollt mir ſchrekliche Qualen bereiten. Hätte ich eine Million, ich gäbe ſie hin, um mich ihnen zu entziehen; ich beſize nur wenig Geld, und das habt Ihr ſchon. Was ſoll ich für einen Eid leiſten? Ich bin zu jeglichem bereit. Hegt Ihr noch irgend ein Gefühl, o ſo habt Mitleiden mit einem Manne, der Euch Nichts zu Leid gethan, der Euch Alles geſagt, Alles gegeben hat, was er beſaß. Erſpart mir dieſe unnüzen, ſchauderhaften Qualen!“

„Nein, die ſollen Dir Geſtändniſſe entloken. An das Feuer mit ihm, er friert!“

Ein Gelächter erſcholl. L. hatte alle Hoffnung aufgegeben. Man rükte die Stühle an das Feuer; die Muskeln ſeiner Füſſe zogen ſich zuſammen, ſeine Haut ward verſengt.

Die L. war immer noch an ihre Bettſtelle angebunden. Seufzer aus dem Nebengemache brachten ſie allmählig zur Beſinnung. Sie horchte, und glaubte die Stimme ihres Mannes zu hören. Dann dachte ſie wieder an ihr Kind; ſie wollte ſich erheben, ſie war gefeſſelt. Seufzer und Schreien dauerten fort; gewiß war es die Stimme des Gemahls, der mit den größten Schmerzen rang. Das Alles war für ſie zuviel; ſie machte ſich Luft in den durchdringendſten Schmerzenstönen. Alsbald traten einige Perſonen in das Zimmer.

„Stille!“ rief Jemand mit drohender Stimme.

Sie kannte ſich ſelbſt nimmer; ſie fuhr fort zu jammern. Da warf man ihr ein Tuch über das Geſicht, wie einſt der Johanna Gray, um ihr den Anblik des Schwertes zu erſparen. Das brachte die L. wieder zu ſich; ſie ſchien zu begreifen, befahl ihre Seele Gott, und erwartete den Tod. Ein Schwert fährt klirrend aus der Scheide — man hört Tritte — Stimmen — ſie erwartet immer noch den Todesſtreich. Man hört keine Tritte, keine Stimmen mehr; das Seufzen in der Nebenkammer hört auf — endlich iſt es ganz ſtill.

„Iſt Er todt? Lebe ich allein noch?“

Dieſe Ungewißheit peinigte ſie länger als eine Stunde; ohne Zweifel hatten die Räuber das Schloß verlaſſen; man vernahm nicht das geringſte Geräuſch. Da glaubte ſie auf Einmal wieder Seufzer zu hören; ſie raffte alle ihre Kraft zuſammen und rief. Eine ſchwache Stimme drang an ihr Ohr; es war die ihres Gemahls. Sie rief ihrem Kinde, ihrer Magd; keine Antwort erfolgte.

Ein düſterer Morgen, wie er auf eine ſolche Nacht folgen mußte, brach endlich an. L. hatte nicht ſehr viele Bekannte; mehrere Wochen vergingen oft, ehe ihn Jemand auf ſeinem Schloſſe beſuchte. So hatte ſeine Frau, nachdem ſie den Dolchſtöſſen der Räuber entgangen, nur die traurige Ausſicht, vor Hunger und Kälte zu ſterben, ohne ihr Kind ſehen, ohne ihrem Gemahl helfen zu können, den ſie von Zeit zu Zeit beim Namen rief, und ihn, wenn ſie ſeine ſchwache Stimme nicht ſogleich vernehmen konnte, für todt hielt und betete.

Gegen 10 Uhr Morgens lieſſen ſich im anſtoſſenden Zimmer raſche Tritte hören. Die Thüre öffnet ſich, und ihre Magd ſtürzt weinend zu der L. Füſſen. In ihren blutigen Händen hält ſie ein zerbrochenes Meſſer. Sobald ſie ſich von ihrer Bewegung ein wenig erholt, begann ſie, die Bande ihrer Gebieterin zu löſen, und erzählte, auf welche ſonderbare Art ſie ſich von ihren Banden befreit hatte.

Als die Räuber das Schloß überfallen hatten, flüchtete ſie in einen Keller, wurde aber verfolgt, geknebelt und an die Thüre gebunden. Zufällig kam ſie auf einen Stein zu ſizen, auf dem ſie ſchon Meſſer geſchliffen hatte. Da fiel ihr ein, daß ſie vor einigen Tagen ein ſolches zerbrochen und dort liegen gelaſſen habe; ſie ſuchte und fand es, und löste mit der abgebrochenen Klinge, troz dem, daß ihre Hände auf den Rüken gebunden waren, ihre Bande.

Sobald die L. losgemacht war, flog ſie zu ihrem Gatten, der in der Wiege ſeines Kindes lag; ſeine Beine und Füſſe, die ſchreklich verbrannt waren, hingen darüber hinaus; ſeine Hände waren an die Seitenſtüke der Wiege gebunden. Die Magd leiſtete ihm Hülfe, ſo gut ſie im Augenblike möglich

war: die L. suchte inzwiſchen ihr Kind, und fand daſſelbe in einer abgelegenen Kammer vor Kälte erſtarrt. Sie erwärmte es an ihrem Buſen und hauchte ihm mit ihren Küſſen wieder Leben ein.

Für L. ward eiligſt ein Wundarzt herbeigerufen. Im ganzen Hauſe war kein Bett und keine Leinwand mehr; man mußte beides aus dem Dorfe holen laſſen.

Erſt drei Jahre ſpäter konnte L. wieder gehen, aber den ungeſtörten Gebrauch ſeiner Füſſe hat er nie wieder erlangt.

Picard wurde auf der Terraſſe liegend gefunden, die Halswirbel waren durchgehauen.

Man fürchtete einen abermaligen Beſuch der Räuber, und traf alle möglichen Sicherheitsanſtalten. Indeſſen wurde Moneuſe bald darauf mit dem größten Theile ſeiner Bande gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. L. war ein Hauptzeuge gegen ihn. Moneuſe hatte dieß befürchtet, und war, wie er vor ſeiner Hinrichtung geſtand, öfters um das Schloß herumgeſchlichen, um L. zu tödten.

L. ſelbſt iſt nun auch todt; ſeine Frau ebenfalls; von ſeiner zahlreichen Familie lebt nur noch der älteſte Sohn, der jenen nächtlichen Ueberfall mitgemacht.

Ich kann für jeden Umſtand in der vorliegenden Erzählung einſtehen; ich habe Nichts davon und Nichts dazu gethan; ich ſelbſt bin jener älteſte Sohn; L. war mein Vater.

Paris. Le Hon.

Ruhm der Germanen.

Dr. C. Weerth ſtellt in ſeiner „Entwikelung der Menſchenracen“ Ausſprüche alter Schriftſteller über die alten Deutſchen zuſammen, welche merkwürdig zum Ruhme unſerer Vorfahren übereinſtimmen: Welches Volk der Erde kann ſich eines Denkmals freuen, wie es dem Deutſchen der Römer Tacitus und ſeiner „Germania“ erſchuf? Aber auch andere Sänger und Redner ſtimmen in deſſen Worte ein. „Die Freiheit,“ ſagte der römiſche Dichter Lucanus, „iſt ein deutſches Gut.“ — „Es iſt ein Wunder,“ ſagt der römiſche Geſchichtsſchreiber Florus, „daß die Deutſchen ſchon von Natur haben, was die Griechen mit aller Kunſt nicht erreichen — Freiheit.“ — „Alles,“ ſagt Hume, „was noch in der Welt an Freiheit iſt, Ehre, Edelmuth und Würde, verdanken wir dieſen großmüthigen Barbaren.“ — „Die Freiheit“ — ſagt Montesquieu, „iſt in deutſchen Wäldern erfunden worden.“ — Cäſar behauptet, die Gallier, das ſind die jezigen Franzoſen. Jezt ſcheint das Ding geändert, die Deutſchen thun ſchwindelig, wenn die Franzoſen die Rheingrenze anſehen. Der Kaiſer Titus ſagte: „Groß ſind die Körper der Germanen, gröſſer ihre Seelen.“ — Seneca fragt: „Wer iſt kühner als der Germane?“ — Sidonius ſagt von ihnen: „nur der Tod überwältigt ſie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode; ihr Muth überlebt ſie ſelber.“ — Dieſer Ruhm iſt größtentheils älter, als tauſend Jahre.

Tageslügen.

So wie an vielen Orten „Waſſerheilanſtalten“ beſtehen, ſo wird nächſtens hier eine „Bierheilanſtalt“ errichtet werden. Da in dieſer Anſtalt die Maß Bier nur 1 Kreuzer koſten wird, ſo wird dieſelbe nicht nur ſehr ſtark beſucht, ſondern alle Beſucher werden radikal von der Trink- und andern Sucht geheilt werden. — Zur erſten deutſchen Induſtrie-Ausſtellung nach Mainz, iſt von hier aus ein Straſſenbeleuchtungs-Apparat abgegangen. Unter den „finſtern Werken“ wird er den erſten Preis erhalten. — Der Kaiſer von China will ſich eine Höflichkeits-Ehrengarde errichten. Da Seine chineſiſche Majeſtät von der groſſen Höflichkeit unſerer Münchener Hausknechte gehört haben, ſo wollen Sie Sich zu dieſer Garde eine Anzahl derſelben kommen laſſen. — Beim jüngſten Käferloher-Markt ſind ſo viele Geſuche um Verleihung des Flegelordens eingetroffen, daß es nicht möglich war, den zehnten Theil derſelben zu berükſichtigen. Einige Geſuchſteller erhielten jedoch ihrer ausgezeichneten Verdienſte halber das Kommandeurkreuz dieſes Ordens. — Auf künftiges Oktoberfeſt wird auch ein rother Geisbok als Preisbewerber kommen; er wird von vier Männer gehalten, weil das Vieh gar grob iſt. —

(M. Tagbl.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Sehnſucht nach Ruhe.

Ich ſuche die Ruhe, und mein Herz ſehnet nach dem Frieden ſich. Armes, betrogenes Herz, das bunte Gaukelſpiel erdoſter Welt leiht dir die Seelenruhe nicht.

Suche die Ruhe im goldenen Scepter, der die Reiche regirt, oder ſuche ſie in des Landmanns beſcheidener Hütte, oder lies ſie von des Bettlers Mienen, — aber du findeſt ſie nicht!

Verirre dich in labyrinthiſche Wälder, in ſchauerliche Wildniſſe, die zagend der Menſch flieht, und klage einſamen Felſen dein Leid, die graubemooſt aus der Höhe ſchauen, — das hilft dir zur Ruhe nicht!

Oder ſuche ſie in des Ozeans unendlicher Ferne, wo dich aus träumeriſcher Seligkeit nicht der Trug menſchlicher Eitelkeit wekt, — es gibt dir die Ruhe nicht!

Oder laſſe dich begeiſtern von des Dichters ſprechender Feder, die zufriedene Seelen in die Einſamkeit malt, — umſonſt rührt dich das geſprächige Lied.

Armes Herz! In dir ſelbſt ſuche die Ruhe, im Bewußtſeyn der Redlichkeit, am Borde der Genügſamkeit, und du haſt die langerſehnte gefunden.

Karl, Graf von Waldenburg.

Poetiſche Liebesingredienzen.

Thu' tauſend »Strahlen Mondenſchein«
In einen »ſtillen Bach« hinein!
Gib zu der »nächtlich-ſtillen Ruh«
Dann »eine Nachtigall« hinzu!
Laß »Lieder liſpeln, Eichen rauſchen!«
»Zwei Tauben« etwa »Küſſe tauſchen;«
Miſch' etwas bei von »Heldenruhm,«
Von »zartem Sinn« von »Ritterthum!«
Laß' allegoriſch »Stürme brauſen,«
Laß »Degen klirren, Speere ſauſen;«
Sprich auch von »Sehnſucht, Tod und Grab;«
Steig' — (iſt es Noth) — »zum Styx« hinab!
Doch gieß' »der Thränen köſtlich' Naß«
Vor Allem in das Tintenfaß!

Und alſo »fern von Sonnenlicht,«
Im »magiſch-ſüſſen Mondenſchein,
Beglänzt allein von Sternelein«
Verſchweb' im »trüben Dämmerlicht!«
Gib endlich — in der Muſe Namen!
Dem Nebelkinde einen Namen,
Will's nicht gelingen, nenn' es ſchlicht
»Des Sängers Lied!« nenn's ein »Gedicht;«
Rühr' Alles ſo zu ſüſſem Brei,
Damit die Brühe fertig ſey
»Moderner Liebeständelei!«

J. J. Hannuſch.

Wichtige Schrift für Hämorrhoidalkranke.

Bei Jm Tr. Möller in Leipzig iſt erſchienen:

Die zwekmäſſigſte
Diät und Lebensordnung
für
Hämorrhoidalkranke.
Ein unentbehrliches
Noth- und Hülfsbüchlein

für Alle, welche an blinden, flieſſenden oder ſchleimigen Hämorrhoiden und den mit der Hämorrhoidalkrankheit verbundenen mannigfaltigen Unterleibsbeſchwerden und andern läſtigen Uebeln leiden, und die bewährteſten Maßregeln kennen lernen wollen, durch deren Befolgung ſie gründlich geheilt werden können.

Nebſt einer ausführlichen Abhandlung
über die
Verhütung und Heilung der Hämorrhoidal-Krankheit
durch das kalte Waſſer.
Nach vieljährigen eigenen Erfahrungen bearbeitet
von
Dr. Karl Auguſt Koch,
praktiſchem Arzte.
Dritte, vielfach vermehrte Auflage.
Ladenpreis 15 ggr. oder 1 fl. 9 kr.

Dieſe von Aerzten und Nichtärzten ſo wohl aufgenommene Schrift enthält Alles, was das beſchwerliche Uebel der Hämorrhoiden nicht nur erleichtern, ſondern auch gänzlich heilen kann. Wie höchſt erwünſcht und willkommen muß ſie Dem mit dieſer Krankheit behafteten nicht ſeyn! Es beſpricht dieſes Werk data und unwiderlegbare, gründliche Beweiſe für die ſicherſten Heilmethoden. Und ohne dieſes müßte es ſich ja ſchon durch den bekannten Namen des Verfaſſers empfehlen. Ferners iſt als Probe der Brauchbarkeit dieſer Schrift ſchon die erlebte dritte Auflage anzunehmen, was in jeziger Zeit, wo es an Büchern über dieſe Krankheit gar nicht fehlt, ſehr ſchwer iſt. Sehr intereſſant behandelt Verf. diejenigen diätiſchen Vorſchriften, welche zur Verhütgung der Hämorrhoiden dienen. Hülfebedürftige ſollen nicht verabſäumen, ſich den Beſiz dieſes Werkes zu verſchaffen.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 42. 21. Oktober 1842.

Inhalt: Vermooste Dächer. — Der polniſche Lancier. — Zwei Vorurtheile. — Wer die Interpunktion vernachläſſiget. — Kalmükiſche Lehren. — Eine Frage. — Mittel gegen den Brandſchaden. — Tageslügen. — Anekdote.

Vermooste Dächer.

Bei den mit Ziegeln gedekten Dächern iſt die Erfahrung ſehr unangenehm, daß wenn ſie auch noch ſo gut eingedekt und mit Schindeln verſehen ſind, doch im Winter, bei Stürmen, der Schnee durch die feinſten Rizen eindringt und die Dachräume anfüllt, und bei dem bei einfallendem Thauwetter eintretenden Schmelzen nicht nur groſſe Unbequemlichkeiten verurſacht, ſondern auch an dem in den Dachräumen aufbewahrten Sachen und am Holzwerk Schaden verurſacht.

Dieſem Uebelſtand kann auf verſchiedene Art abgeholfen werden:

1) wenn man innen die Dachfugen mit gutem Kalkmörtel auswerfen und ausſtreichen läßt.

Dieß iſt aber koſtſpielig und hat den Nachtheil, daß ausgefallene Ziegel nicht ſo leicht nachgeſchoben werden können, und daß der dadurch verurſachte Schaden nicht ſo leicht, namentlich im Winter nicht, auszubeſſern iſt.

2) Wenn man gut angemachten zarten Lehm mit ſtark durchgeklopften Kuh- und Kälberhaaren miſcht und damit die Dachfugen ausſtreichen und auswerfen läßt.

Die Haare verhindern das Brökeln und Abfallen des Lehms. Bei einer entſtehenden Ziegel-Lüke iſt ziemlich leicht ein neuer Ziegel einzuſchieſſen und friſcher Haarlehm anzubringen.

3) Das Einfachſte und Leichteſte iſt aber das Vermooſen der Dächer. Dieß kann jeder Haus-Eigenthümer ſelbſt beſorgen oder auch leicht durch Dienſtboten und Taglöhner beſorgen laſſen. Es hat den Vortheil, daß im Sommer die Dächer nicht ſo heiß ſind, und daß ſie im Winter nicht leicht Kälte eindringen laſſen. Sind die Dächer gut vermoost, ſo dauert die Vermooſung ſo lange, als das Dach dauert; Wind, Schnee, Regen und Staub bringt nie ein, und entſtandener Schaden an den Ziegeln oder an der Vermooſung läßt ſich leicht und zu jeder Zeit verbeſſern.

Das Verfahren iſt ziemlich einfach und leicht ausführbar, dabei gar nicht koſtſpielig.

Man ſammelt oder läßt ſich ſammeln, je nachdem das Dach gröſſer oder kleiner iſt, einen ziemlichen Vorrath von Moos — wie es in allen unſern Wäldern ſich findet und wie es vielfältig zur Stallſtreu und zu Moosmatrazen verwendet wird. Nur darf kein Laub und kein Reisholz darunter ſeyn.

Dieſen Moosvorrath bringt man nun, oder läßt ihn bringen, auf die Dachräume, und beginnt nun damit, daß man die Schindeln unter den Ziegeln ſo viel in die Höhe zieht, daß ſie über dem obern Rand des Ziegels einen Zoll vorſtehen. Neue Dächer läßt man gleich ſo eindeken.

Nun nimmt man andere, in Bereitſchaft gehaltene, gewöhnliche Dachſchindeln und ſtekt ſie horizontal hinter die vorragenden Schindelenden ſo ein, daß ſie den obern Rand des Ziegels noch etwas mitfaſſen. Den Raum zwiſchen dem überſchieſſenden Ziegel und dieſer horizontal aufgeſtellten Schindel ſtopft man recht feſt mit Moos aus, ſo daß über der Reihe der obern Kanten der Ziegel eine fortlaufende Reihe Moosverſtopfung ſich findet.

Ein fleiſſiger Arbeiter kann in einem Tage einen Raum von tauſend Ziegeln ausſtopfen.

Geht ein Ziegel verloren, ſo nimmt man die horizontale Schindel mit dem Mooſe weg, ſchiebt einen neuen Ziegel ein, bringt die Schindel wieder an, und ſtopft das Moos wieder an die vorige Stelle. Fällt eine Schindel mit dem Moos dahinter durch irgend einen Zufall weg, ſo iſt der

Schaden zu jeder Jahreszeit leicht wieder gut zu zu machen.

Ein Dach von 12,000 Ziegeln kann, mit Ankauf des Mooſes, der Schindeln und dem Arbeitslohn kommen auf circa 8 — 10 fl. Wer das Moos ſelbſt anſchafft und die Arbeit ſelbſt verrichtet, hat faſt gar keine Auslagen. D...

Anmerkung der Redaktion:
Der Herr Verfaſſer des vorſtehenden Aufſazes hat ſelbſt ein Dach mit dem beſten Erfolg vermooſen laſſen. Denjenigen, welche einen ähnlichen Verſuch machen wollen, können wir mit einer Handzeichnung dienen, durch welche die ganze Manipulation klar aufgefaßt werden kann.

Der polniſche Lancier.

Als Murat in Madrid war, mußte er Depeſchen an Junot ſenden; ſie waren ſehr wichtig, und ſchon waren alle Straſſen nach Liſſabon mit Guerillas bedekt, und beſonders mit Truppen, welche von den wichtigſten Revolutionsmännern Spaniens befehligt wurden, und damals das Armeekorps von Caſtannos bildeten. Murat ſprach von ſeiner Verlegenheit mit Stroganoff, dem ruſſiſchen Geſandten, der in Madrid geblieben war. Man weiß, daß Rußland damals nicht nur der Verbündete, ſondern ſogar der Freund Frankreichs war. Der Baron Stroganoff ſagte zum Großherzog von Berg, daß die Sache ſich leicht ausführen laſſe. „Der Admiral Siniavin iſt in dem Hafen von Liſſabon,“ ſprach der Geſandte; „geben Sie mir den Geſcheidteſten von Ihren polniſchen Lanciers: ich laſſe ihn eine ruſſiſche Uniform anziehen, und händige ihm Depeſchen für den Admiral ein. Sie vertrauen ihm Ihre Sendung mündlich an, und ſo kann nichts verloren gehen, wenn er ſelbſt zwanzigmal von hier nach Liſſabon gefangen würde; denn die Inſurgenten wünſchen zu ſehr unſere Neutralität zu erhalten, als daß ſie ſelbſt ein Mittel zum Bruch herbeiführen ſollten.“

Murat war ganz entzükt von dieſem wahrhaft geſcheidten Einfall. Er forderte von dem polniſchen Oberſt Kraſinski, ihm einen tüchtigen jungen Mann zu ſtellen. Tüchtig waren zwar die Polen alle, aber hier handelte es ſich um nichts Gewöhnliches. Zwei Tage hierauf führte der Oberſt einen jungen Menſchen ſeines Regiments zu dem Großherzog von Berg, für deſſen Kopf er bürgte. Er hieß Leckinski, und war nicht älter, als achtzehn Jahre.

Der Großherzog von Berg wurde ſeltſam ergriffen, wie er einen ſo jungen Menſchen ſah, der ſich einer gewiſſen Gefahr Preis zu geben wünſchte; denn wurde er erkannt, ſo war ſein Schikſal der Tod. Murat ſelbſt wußte der Gefahr zu trozen, doch konnte er ſich nicht enthalten, den jungen Leckinski auf Das aufmerkſam zu machen, was er zu unternehmen im Begriffe ſtand. Der Pole lächelte: „Eure Kaiſerliche Hoheit möge mir nur Ihre Befehle geben,“ antwortete er beſcheiden, „und ich werde meine Sache gewiß gut ausrichten. Ich danke dafür, daß ich aus meinen Kameraden erwählt wurde; denn ſie würden Alle dieſer Gefahr gerne entgegen gegangen ſeyn.“ Der Großherzog ſchloß aus dieſem Benehmen günſtig auf den Erfolg der Sendung, und gab dem Lancier ſeine Inſtruktionen. Der Baron Stroganoff machte die Depeſchen für den Admiral Siniavin fertig; der junge Pole wurde ruſſiſch gekleidet; und dann ſchlug er den Weg nach Portugal ein.

Die Straſſe war, wie ſchon gemeldet wurde, mit ſpaniſchen Truppen bedekt. Die beiden erſten Tage gingen gut vorüber; am dritten aber Nachmittags ſah ſich Leckinski von Spaniern umringt, die ihn, nachdem ſie ihn entwaffnet und gebunden hatten, vor ihren Generalkommandanten ſchleppten: zum Glüke für unſern Abenteurer, war dieſes Caſtannos ſelbſt.

Indeſſen begriff Leckinski wohl, daß er verloren wäre, wenn man in ihm den Franzoſen entdekte; daher beſchloß er im Augenblik nur ruſſiſch oder deutſch zu ſprechen, welches er gleich gut kannte.

Die wüthenden Flüche, welche ſeine Begleiter ausſtieſſen, lieſſen ihn ſein Schikſal im Voraus ahnen; und die ſchrekliche Ermordung des General René, der unter furchtbaren Qualen umkam, als er eben auch zu Junot gehen wollte, war erſt vor wenigen Wochen geſchehen, und war daher noch hinlänglich im friſchen Andenken. Der Tod allein vermag ein groſſes Herz nicht zu erſchreken, aber

ihn mit barbariſchem Raffinement ausſtehen, das iſt oft mehr, als menſchliche Kraft zu ertragen vermag.

— „Wer ſeyd Ihr?" fragte Caſtannos auf Franzöſiſch, da er in Frankreich erzogen worden war. Leckinski blikte den Fragenden an, machte ein Zeichen, und antwortete auf Deutſch: „Das verſteh' ich nicht!" Caſtannos ſprach und verſtand Deutſch; aber er wollte wahrſcheinlich ſich nicht näher mit dem Verhör abgeben, und rief einen Offizier ſeines Generalſtabs herbei.

Der junge Pole antwortete bald ruſſiſch, bald deutſch, und hütete ſich wohl, auch nur einen franzöſiſchen Laut von ſich zu geben. Jedoch konnte er ſich leicht verrathen, denn er befand ſich in dem kleinen Zimmer umgeben von einer Menge, die nach ſeinem Blut lechzte, und mit einer thieriſchen Ungeduld auf den Augenblik wartete, wo er als Franzoſe erkannt würde, um ſich auf ihn zu werfen und ihn zu ermorden.

Aber bald wuchs dieſe wilde Wuth, daß ſie von dem General ſelbſt nicht mehr gezügelt werden konnte, durch einen Zufall, der über den unglüklichen jungen Mann ein Nez warf, aus dem ihn nichts mehr befreien zu können ſchien. Ein Adjutant von Caſtannos, ein fanatiſcher Patriot, wie ſo Viele im ſpaniſchen Kriege, der den Gefangenen gleich vorhinein für einen franzöſiſchen Spion erklärt hatte, ſtürzte in das Zimmer, wo das Verhör geſchah, mit einem Bauern an der Hand, in der braunen Jake und mit dem hohen, roth befiederten Hut. Der Offizier dringt durch die Menge und ſtellt ſeinen Bauern dem Polen gegenüber: — „Sieh ihn an," ſprach er „und ſage dann, ob es ein Deutſcher, ein Ruſſe ſey.... Es iſt ein Spion, das ſchwör' ich bei meinem Heil," ſezt er hinzu, indem er mit dem Fuß haſtig zur Erde ſtieß.

Der Bauer ſah aufmerkſam den Polen an; die Unterſuchung währte aber nicht lange; bald ſchoß ſein Auge Haß und Rache. — „Es un Frances, es un Frances!" ſchrie er, indem er in die Hände ſchlug: und nun erzählte er, daß er vor einigen Wochen mit Stroh in Madrid geweſen war, weil man ihn dazu in ſeinem Dorfe requirirt hatte. — „Und nun erkenn' ich dieſen Mann," fuhr er fort; „er war es, der meine Fourage empfangen hat, und mir darüber quittirte. Wie wir ihn fingen, ſagte ich gleich zu meinen Kameraden: das iſt der franzöſiſche Offizier, dem ich meine Fourage geliefert habe."

Und damit hatte es ſeine Richtigkeit.

Caſtannos ſah wahrſcheinlich, daß die Ausſage des Bauern Wahrheit ſey, aber er war ein edler und großmüthiger Feind, und nicht durch Mordthaten wollte er die ſpaniſche Freiheit befeſtigen, die ſchöner und dauerhafter ſich erhoben haben würde, wenn Männer, wie er, La Romaná, Palafox und einige Andere nur allein dieſes groſſe Schiff regiert hätten, welches ſo nahe dem Scheitern war. Er ſah wohl ein, daß dieſer junge Mann vielleicht kein Ruſſe war, aber er fürchtete den Ausbruch der Grauſamkeit, wenn man ihn als einen Franzoſen erkannt hätte. Auf jeden Fall konnte man Zweifel hegen. Er ſchlug daher vor, ihn ſeine Reiſe fortſezen zu laſſen, denn Leckinski beharrte darauf, nicht ein Wort franzöſiſch zu verſtehen. Aber bei dem erſten Wort, welches der General ſprach, erhoben ſich tauſend drohende Stimmen, und das Wort „Verräther" tönte ihm ſein Ohr. Hier war kein Mittel, an Milde zu denken. Der Menſch wird wild, wenn er für ſich zu fürchten hat.

„Alſo wollt Ihr Euch einem Bruche mit Rußland ausſezen, an deſſen Neutralität uns ſo viel gelegen ſeyn muß?"

„Nein," antworteten die Offiziere, „aber wir wollen den Menſchen auf die Probe ſezen."

Leckinski verſtand Alles. Er wurde nun in einen Kerker geworfen, der noch aus den furchtbarſten Zeiten der Inquiſition herzuſtammen ſchien. Er hatte ſeit achtzehn Stunden keine Nahrung zu ſich genommen, und rechnet man hiezu die Ermüdung, die Angſt und die Gemüthsunruhe in ſeiner ſchreklichen Lage, ſo wird man es ſich wohl denken können, daß er halb ohnmächtig auf das Stroh ſank, welches in einem Winkel des Kerkers aufgeſchüttet lag. Die Sonne war noch nicht untergegangen; er ſah ſie durch das kleine Gitterfenſter oben an der Deke, und ihr Licht, das ſo glänzend

ſcheint in dem ſchönen Esdremadura, erfreute noch einige Zeit die Blike des armen Gefangenen. Aber bald verſchwand auch dieſer Troſt; die Nacht umgab ihn, und Leckinski ſah ſich allein, ſeinem ſchreklichen Schikſal gegenüber; er ſah ein, daß er ohne Rettung verloren war. Wohl war er brav, aber mit achtzehn Jahren ſchon ſterben .... noch ſo jung! Er kämpfte einige Zeit gegen die Viſionen an, die er hatte; endlich wichen Jugend und Müdigkeit dem Schlaf, in deſſen Armen er feſt gehalten wurde, daß er faſt dem Tode glich.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geſchlafen haben, als die Thüre ſeines Kerkers langſam geöffnet wurde, und Jemand vorſichtig zu ihm eintrat; man hielt die Hand vor der Lampe, um ihren Schein zu verbergen.... Dann ſenkte man ſich leiſe zu dem Bett des Gefangenen.... Hierauf klopfte eine Hand auf Leckinski's Schulter und eine ſilberne, ſanfte und anmuthige Stimme, die Stimme eines Weibes fragte ihn: „Wollt Ihr eſſen?“ Der junge Pole ſchrekt auf, und die Augen kaum geöffnet, ruft er auf deutſch: „Was wollt Ihr?“

„Man gebe dieſem Mann zu eſſen,“ rief Caſtannos, der dieſe erſte Prüfung mit angehört hatte. „Dann gebe man ihm ſein Pferd zurük, damit er weiter reiſen könne. Er iſt kein Franzoſe! Wie wollt Ihr, daß er in dieſem Augenblike ſich ſo beherrſchen ſollte; das wäre unmöglich!“

Aber Caſtannos war nicht allein. Wohl reichte man Leckinski Speiſen, aber ſein Pferd wurde ihm nicht zurükgegeben, und er blieb bis zum Morgen in ſeinem Kerker. Dann führte man ihn an einen Ort, wo er die verſtümmelten Leichname von zehn Franzoſen ſehen konnte, welche die Bauern von Truxillo getödtet hatten. Hier mußte er den Tag über bleiben, von einem ſchreklichen Tode bedroht. Rings umgaben ihn Fallſtrike; Ohren und Blike lauerten, ob er ſich nicht durch Etwas verriethe; aber der edle und muthvolle junge Mann hatte ſein Wort gegeben, die Gefahr zu beſtehen, und nicht nur halten wollte er dieſes, ſondern auch die Miſſion erfüllen, die ihm übertragen war. Endlich nach mehreren Stunden der grauſamſten Prüfungen wurde er in ſein Gefängniß zurükgeführt, und hatte hier eine fürchterliche Muſſe, über ſeine Lage nachzudenken.

„Meine Herren,“ ſagte der General Caſtannos, „ich ſehe gleich Ihnen die Wichtigkeit ein, die Verbindungen zwiſchen den franzöſiſchen Chefs in Spanien zu verhindern; aber dieſen Offizier können wir dennoch nicht auf die einfache Ausſage eines unſerer Leute wie einen Spion behandeln. Eine Aehnlichkeit kann ihn täuſchen, und dann würden wir einen Mord begangen haben. Und dieſe Rolle wollen wir nicht ſpielen.“

Der Offizier, vor welchem der Bauer ſeine Erklärung gemacht hatte, war einer jener leidenſchaftlichen Menſchen, die ſich mit der Lage identificiren, die ſie ſelbſt provocirt haben. So hatte auch dieſer die Frage geſtellt: daß dieſer Menſch ein franzöſiſcher Spion ſeyn müſſe; und von nun an bildete er ſich ein, ſelbſt eine wichtige Perſon zu ſeyn; und nicht um das Leben eines Menſchen würde er dieſen Wahn aufgegeben haben; „auch die Ruſſen ſind Kezer und Verbündete der Franzoſen.“

Leckinski begrüßte ſein Gefängniß faſt mit Freuden, denn drauſſen hatte er 12 Stunden lang nur Galgen und blutende Leichname vor Augen gehabt, und Menſchen umgaben ihn mit teufliſchen Bliken und hölliſchen Geſichtern. Alle ſeine Gedanken waren wie von einem Zauber der Hölle gefeſſelt.

Er glaubte, durch die geborſtenen Mauern ſeines Kerkers die Schatten der Schlachtopfer zu erbliken, die er drauſſen an den Bäumen gehängt geſehen hatte. Umringt von dieſen furchtbaren Bildern war er indeß abermals feſt eingeſchlafen, denn die Natur und die Jugend wollen ſtets ihre Rechte, und gleich wie geſtern öffnete ſich leiſe ſeine Thüre, und dieſelbe ſanfte und wohlklingende Stimme hauchte die Worte: „Stehet auf und kommt mit, man will Euch retten; Euer Pferd ſteht bereit!“ —

Und der muthige junge Mann, aufgewekt durch die Worte: „Man will Euch retten, kommt!“ antwortete wieder auf deutſch: „Was wollt Ihr von mir?“

Caſtannos, der dieſe neue Prüfung mit angehört hatte, ſagte, daß der junge Ruſſe ein edler Menſch ſey. Wohl hatte er es errathen! Aber

ſeine Meinung konnte die Commiſſion nicht beſtimmen, die nun einmal einen Schuldigen in ihm entdeken wollte, und die immer wüthender wurde, da ſie ihre Unmacht einſah, den Gefangenen zur Entdekung ſeines Geheimniſſes zu bringen.

Die Leidenſchaft der Parteien, wie man ſie in Spanien findet, iſt mit einem hizigen Fieber zu vergleichen, welches den Verſtand angreift. Dieſe Menſchen, welche ihren Willen nicht zu befriedigen im Stande waren, verläugneten ihre Natur. Es waren dieſelben Richter, die den General René aus einander ſägen lieſſen und den Oberſten Pavetti in einen Ofen warfen. Und doch iſt die ſpaniſche Nation eine groſſe und ſchöne Nation. Alles iſt dort in rieſenhaften, ungezügelten Verhältniſſen; die Vaterlandsliebe und die Liebe für König beherrſchen den Spanier, und die Pflicht forderte es, ihnen einen Cultus zu weihen, zu einer Zeit, wo beide von Feinden bedroht wurden.

Leckinski war von der Rechtmäſſigkeit ihres Betragens vollkommen überzeugt. Er wußte, wie viel ihnen daran liegen mußte, das Schikſal zu kennen, welches man der ſpaniſchen Armee reſervirt hatte, die unter Junots Befehl ſtand. Die Lage des Gefangenen wurde dadurch noch gefährlicher; das wußte er, und erbleichte nicht; es beſtärkte ihn im Gegentheil noch mehr, in dem Entſchluſſe nicht zu wanken, da es ſich nun für ihn um Tod oder Leben handelte.

Dieſe Nacht war ſchreklich, kaum war die Sonne aufgegangen, als vier Männer, unter denen der ſich befand, der Leckinski in Madrid geſehen haben wollte, eintraten, um ihn vor eine Art von Gericht zu ſtellen, welches aus einigen Offizieren von Caſtannos Generalſtabe gebildet wurde. Während ſie ihn dahin führten, ſtieſſen ſie fürchterliche Drohungen gegen ihn aus, aber treu ſeinem Entſchluſſe, that er, als ob er ſie nicht verſtünde.

Vor ſeinen Richtern angelangt, ſchien er zu verſtehen, was man mit ihm vorhatte, und fragte auf deutſch, wo ſein Dollmetſch wäre. Man ließ ihn kommen, und das Verhör begann. Zuerſt wollte man wiſſen, weßhalb er von Madrid nach Liſſabon reiſe. Er zeigte die Depeſchen des ruſſiſchen Geſandten an den Admiral Siniavin und ſeinen Paß. Es iſt anzunehmen, daß ohne das unglükliche Zuſammentreffen mit dem Bauern, der ihn in Madrid geſehen haben wollte, dieſe Dokumente mehr als hinlänglich geweſen wären; aber die Angabe des Lezteren, der ſo feſt dabei beharrte, weil er wirklich recht hatte, warf auf den jungen Polen immer wieder das zweifelhafteſte Licht. Er aber blieb dennoch feſt in ſeiner Vertheidigungsweiſe.

„Fragt ihn einmal,“ ſagte der Präſident der Kommiſſion, „ob er die Spanier liebe, weil er doch nun einmal kein Franzöſe ſeyn will?“

Der Dollmetſch überſezte die Frage.

„Ja“, erwiderte Leckinski auf deutſch, „ich liebe die ſpaniſche Nation, und ich achte ſie wegen ihres ſchönen Heldenmuthes. Ich wünſchte, daß unſere beiden Nationen Freunde wären.“

„Mein Oberſt,“ ſprach der Dollmetſch zum Präſidenten. „Der Gefangene ſagt, daß er uns haſſe, weil wir wie Banditen Krieg führen; er verachtet uns, und bedauert nur, daß die ganze Nation nicht ein Mann ſey, um mit einem Schlage dem abſcheulichen Kriege ein Ende zu machen.“

Und während er ſprach, folgten die Augen Aller dem Ausdruke der ſich auf Leckinski's Geſichte malte, indem er die Treuloſigkeit ſeines Dollmetſchen vernahm. Der Pole war aber auf jede Prüfung vorbereitet, und war feſt in ſeinem Entſchluß, jeden Angriff zurük zu ſchlagen.

Tödten ſie mich, dachte er bei ſich, ſo tödten ſie nicht nur einen unſchuldigen Menſchen, ſondern auch einen, der den Schein der Unſchuld für ſich hat, und ſie würden dann meinen Tod nur um ſo ſchwerer büſſen müſſen.

Und in der That war er nicht ſchuldig, denn er war nicht Spion. Er reiste wohl durch Estremadura, aber er wollte nichts auskundſchaften.

„Meine Herren,“ ſagte der General Caſtannos, der auch dieſer Prüfung beigewohnt hatte, obgleich ſie gegen ſeinen Willen unternommen worden war, „jezt iſt es erwieſen, daß kein Verdacht auf ihm ruhen darf. Der Bauer muß ſich getäuſcht haben. Man gebe dem Gefangenen die Freiheit, damit er ſeinen Weg fortſeze. Und

wenn er von Dem, was ſich hier mit ihm ereignet, Bericht abſtattet, ſo möge er unſere Strenge mit der Gefährlichkeit unſerer Lage entſchuldigen wollen.“

Man gab Leckinski Waffen und Depeſchen wieder, nebſt einem Paß, und der edle junge Mann ging ſiegreich aus der ſtärkſten Prüfung, die einem Menſchen wohl jemals auferlegt wurde. Um ſie zu beſtehen, mußte man faſt mehr als Menſch ſeyn. —

Er kam nach Liſſabon, erfüllte ſeine Botſchaft, und wollte denſelben Weg nach Madrid zurükgehen; aber Junot erlaubte es ihm nicht.

Zwei Vorurtheile.

Die Welt iſt voller Vorurtheile von ungleicher Schädlichkeit. Ich will vor 2 ſolchen warnen.

1) Hält man die Citronen= und Limonienſäfte für krampferregend, und ſind gerade krampfſtillend. Man hat in neuerer Zeit ſie mit viel Glük — vorausgeſezt Diät (Enthaltung von Bier beſonders) und Erhaltung von Leichtleibigkeit durch Genuß von ſchwarzen Hollunder — gegen den Magenkrampf angewendet, der beinahe aller Medizin zu widerſtehen pflegt.

2) Die Lugenſucht ſey unheilbar, und kann doch durch Einreiben und Genuß von Spek (bei jenem ungeſalzen, bei dieſem geräuchert) und Gebrauch von Saft guter Kräuter in Fleiſchſuppen (ſpiziger Wegerich, Gundelrebe, Cichorie und Sauer-Ampfer eignen ſich am Beſten hieher; Huflattig paßt mehr für Thee) ſicher geheilt werden.

Dieß als ein kleiner Beitrag zur neulich begonnenen Hausapotheke. — •.

Wer die Interpunktion vernachläſſigt,

1) hat keine Logik überhaupt;
2) keine Conſequenz, alſo auch nicht Charakter;
3) iſt leichtſinnig hinſichtlich des fremden Urtheils;
2) iſt unfähig zum Schriftſtellern und Schriftſtellerbeurtheilen;
5) kann in Wahrburg das Doktorat nicht erhalten und keine Preisfrage löſen;
6) bleibt als Verächter des Inländiſchen gefährlich;
7) wird überall dem Krebsgange huldigen;
8) kann als fleiſſiger und ſelbſtdenkender Arbeiter nirgend empfohlen werden;
9) muß unter das alte Eiſen gezählt werden, aber nicht unter die alte Rüſtung des goldenen Vließes;
10) kann keinen Nachruhm anſprechen.

*l.

Anm. Dieſer Dekalog lieſſe ſich auf die Orthographie der Buchſtaben übertragen.

Die Redaktion.

Kalmükiſche Lehren.

B. Hoffmann, welcher ſchon im 45. Lebensjahre am 30. Auguſt 1841 ſtarb und durch ſeine „Bewohner der Erde“, ſeine „Hertha“, ſein „Deutſchland und ſeine Bewohner“ u. dgl. ſich groſſen Ruf eines gründlichen und ſehr angenehm ſchreibenden Geographen erworben hatte, ſagt in obigem Betreffe in den „Völkern der Erde“ I. S. 36 Folgendes: „Die 10 Hauptvorſchriften der kalmükiſchen Lehre ſind: 1) Verehre Gott, gehorche der Geiſtlichkeit, und erfülle die heilige Religion. Dieſe 3 geſegneten Mächte werden dich auf allen deinen Wegen behüten. 2) Ehre Vater und Mutter, als ſichtbare Götter. 3) Tröſte die Leidenden, hilf den Armen, verachte und richte Niemand. 4) Meide den Stolz als das Verderben der Seele. 5) Tödte kein Thier; wiſſe, daß in ſelbigen die eingewanderten Seelen der Leidenden wohnen. 6) Fliehe Ehebruch, Diebſtahl und jegliche Miſſethat. Thue nur nichts Böſes, ſondern denke es nicht einmal. 7) Meide die Trunkenheit als die Wurzel, aus welcher gottwidrige Dinge entſtehen. 8) Läſtere nicht und ſey dadurch nicht dem Teufel wohlgefällig. 9) Die von der linken Hand begangene Sünde verbeſſere durch die Rechte. 10) Beſtrebe dich, durch die in dieſem Leben ausgeübte Tugend dir die ewige Seligkeit zu erwerben.“ —

Ein groſſer, häuslicher Erziehungsirrthum.

Es gab leider! eine Zeit, wovon leider!! der Geiſt noch immer hie und da ſpuket und umgeht, wo man ſich nicht nur allein in höhern Zirkeln, ſondern ſelbſt in den gemeinſten Kneipen damit herum trieb, und ſich damit groß machen wollte, vermeintlich dadurch dienend „dem guten Tone" überall brüſtend zu verbreiten: „Wir ſind Gott weder ein Bitt-, noch ein Dankgebet ſchuldig; denn es iſt Gottespflicht, für uns Menſchen, als ſeine Kinder, himmliſch väterlich zu ſorgen."

Daher mag es auch gekommen ſeyn, daß ſich ſo manche Mutter nicht entblödete, und ſelbſt im Beiſeyn des Vaters zu ihren Kindern zu ſagen: „Ihr Kinder, ihr ſeyd dem Vater keinen Dank ſchuldig; denn Alles, was er euch thut, iſt ſeine verdammte, ſeine verfluchte Schuldigkeit."

Eine Frage.

Welcher wahrhaftige Katholik verkauft ein heiliges Bild, oder gar das Bildniß der göttlichen Mutter!! — an einen Käskäufler?!! —

Mittel gegen den Brandſchaden.

Ein ſechsjähriger Knabe ſtürzte, wie die „Warte an der Donau" erzählt, mit den Händen in ein in voller Gluth ſtehendes Kaminfeuer. Seine Großmutter riß den Knaben empor und trug ihn eilig nach der Küche zu, um die übel zugerichteten Hände in's Waſſer zu tauchen. Auf dem Vorſaale fällt ihr ein Gefäß mit friſch ausgelaſſenem Honig in die Augen. In der Angſt läßt ſie das ſchreiende Kind die Hände in dieſes tauchen, und gleich darauf tritt Schmerzloſigkeit ein. Den Reſt des Tages und die folgende Nacht blieben die Hände des Knaben fortwährend in Honig getaucht und im Laufe des zweiten Tages war das Uebel ſo vollſtändig gehoben, daß die Haut-Bedekungen vollkommen geſund und kein Schmerz vorhanden war. Blaſen waren gar nicht zur Entwikelung gekommen.

Tageslügen.

Im Stachusgarten iſt ein groſſes Kameel angekommen, dasſelbe beabſichtiget einige Zeit hier zu faulenzen und dann Rezenſent zu werden. — Ein geborner Münchner, der als ſolcher natürlich hier kein Glük machen kann, wird ſich in der Schönfärberei des Herrn Ziegler gelb färben laſſen, und ſodann als Grönländer dahier groſſes Aufſehen erregen. — Ein Maler hatte dieſer Tage einem im Streite das Auge blau geſchlagen. Vor Gerichte darüber zu Rede geſtellt, behauptete er, es ſey dieß nicht von den Schlägen, ſondern er habe als Maler nur den Verſuch gemacht, ſeinen Freund al fresco zu malen. — In Augsburg hat ein Sänger, Namens Schmidhofer, ſo ſchauderhaft ſchön geſungen, daß die ganze Geſellſchaft, die ihn gehört hat, erkrankt iſt. (M. Tgbl.)

Anekdote.

Bekanntlich iſt Oh! Oh! der Ausruf, durch den Fuhrleute ihre Pferde zum Stehen bringen. Mehrere Fuhrleute übernachteten einſt in einem Dorfe, und ſchliefen ermüdet ſehr bald auf ihrer Streue ein. Einem dieſer Menſchen träumte, ſeine Pferde gingen durch, und er ſtimmte ſein Oh mit fürchterlicher Stimme an. Die andern, vom Schlafe aufgeſchrekt, glaubten, daß ein Pferd ſich vielleicht in die zur ebenen Erde befindliche Stube gedrängt hätte, und um nicht beſchädigt zu werden, rafften ſie ſich in aller Eile auf, ſprangen auf Tiſch und Bänke, und verbanden ihr Oh mit dem des Schlafenden. Man denke ſich den Höllenlärm! Der Wirth war auch ſo erſchroken, daß er in aller Eile mit dem Lichte herbei gelaufen kam, und nicht wenig erſtaunt war, dieſe Leute mit ſichtbarer Angſt alle in der Höhe zu ſehen. Er glaubte, ſie wären närriſch geworden. Der Schlafende war durch den Lärm auch aufgewacht. Er erzählte ſeinen Traum, und ſie gingen Alle beſchämt und lachend wieder zur Streue zurük.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
»Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt doch du, Helene,
Mein theures Töchterlein!«

Ein ſchmuker Ritter trat herein:
»Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach' mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüſſe Braut!«

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

»Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!«

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
»O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüſſe Braut!«

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

»Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach! ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löklein,
Wie wär' ich freudenvoll!«

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut:
»Du haſt, o lieber Goldſchmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüſſe Braut.

Doch, daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh',
Tritt, ſchöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe ſeh'
Den Brautſchmuk meiner Liebſten,
Sie iſt ſo ſchön, wie du.«

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſezt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er ſtekt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.

»Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt.
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſeyn,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.«

Uhland.

Bücher-Anzeige.

Bei Voigt in Weimar iſt erſchienen:

Der Arzt für Wurmkranke

jeden Alters, oder die Eingeweide-Würmer und die durch ſie erzeugten Krankheitsformen; nebſt zwekmäſſigem Heilverfahren dagegen mit ausführlicher Angabe der beſondern Receptformeln gegen alle Wurmarten und der in älterer und neuerer Zeit als Geheimmittel oft ſehr theuer verkauften Specifica gegen Bandwürmer ꝛc. Von Dr. J. C. Fleck. Mit 17 lithographirten Abbildungen. gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Noch fehlte uns ein Werk, das Aerzten und Müttern gegen dieſe Plage ſo vieler Familien als Rathgeber dienen könnte. Aber nicht nur dieſen, ſondern auch Köchen, Fleiſchern und Fiſchern empfehlen wir daſſelbe, da es ſie auf die Würmer in dem Gehirn, in den Lungen, in der Leber und im Darmkanal, ſo wie am Nez und Gekröſe der geſchlachteten Thiere, ſowohl der Säugethiere als Vögel (beſonders bei Schnepfen) aufmerkſamer macht, und zwar unter den Säugethieren ganz vorzüglich bei Schafen, Schweinen, Kälbern und bei Wildpret; unter den Fiſchen aber bei Karpfen, Karauſchen und Lachſen.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 43. 28. Oktober 1842.

Inhalt: Aſche als Düngungsmittel. — Die 6 Sterne eines guten katholiſchen Chriſten. — Der Sultan, der Seiltänzer und der Bombaſchi. — Küchliches.

Aſche als Düngungsmittel.

Bei der Anwendung der Aſche als Düngungsmittel unterſcheidet man Holzaſche, Seifenſiederaſche (Aeſcher), Pottaſche, Torf- und Steinkohlenaſche. Nach dieſen verſchiedenen Aſchegattungen iſt auch ſowohl die Wirkung als Anwendung derſelben in landwirthſchaftlicher Hinſicht verſchieden, im Ganzen genommen aber doch von ſehr erheblichen Nuzen für die Produktion.

1) Holzaſche. Obgleich dieſe Aſche als Rükſtand von verbrannten Pflanzenſtoffen mehr zu den vegetabiliſchen Düngmitteln zu gehören ſcheint, ſo iſt ſie doch ihrer vielen mineraliſchen Beſtandtheile halber beſſer zu den mineraliſchen Düngmitteln zu zählen, zumal da ſie noch in ihrer Wirkung dieſen gleich kommt. Es iſt vorzüglich das in der Holzaſche enthaltene Kali, welches als Auflöſungs- und Zerſezungsmittel des in dem Boden enthaltenen Humus eine groſſe düngende Wirkung äuſſert. Die Aſche zerſezt nemlich das Waſſer und dadurch entſteht Sauerſtoffgas, das die Kohlenſäure aus dem Humus entwikelt. Daher leiſtet auch die Aſche am Meiſten, wenn ſie noch troken und folglich noch nicht mit Waſſerſtoff geſättigt iſt. Sie wirkt vorzüglich auf einem thonigen Boden, deſſen Säure ſie an ſich zieht und den ſie loker macht; aus dieſem Grunde leiſtet ſie daher auch auf ſauren bemooſten Wieſen gute Dienſte. Am Beſten wirkt ſie auf Klee-, Erbſen- und Wikenfeldern, wenn ſie vor einem nahe bevorſtehenden Regen ausgeſtreut wird. Je trokner ſie in Anwendung kommt und je mehr ſie Kali enthält, deſto gröſſer iſt ihre Wirkung. Uebrigens taugt die unausgelaugte Holzaſche faſt allein für Thonboden, für feuchte Stellen, überhaupt für feuchte Jahre, und kann unter dieſen Umſtänden auch ſehr nüzlich für Getreide- und Hakfruchtfelder angewendet werden.

2) Die Seifenſiederaſche kommt als Düngmittel am Häufigſten in Gebrauch. Sie iſt völlig von Kali entblößt, enthält aber milden Kalk und zeigt dadurch ebenfalls eine auflöſende Wirkung auf gebundenen Humus. Auf kräftigem Boden verſpürt man ihre Wirkung eine Reihe von Jahren hinter einander; auf thonigem feuchten Boden wirkt ſie aber am Auffallendſten, wenn ſie nicht zu tief in den Aker gebracht wird. Selbſt auf ſchlechten Gründen, welche aufgebrochen worden ſind, können durch ſolche Aſche-Düngung mehrere Jahre hindurch ſchöne Ernten gewonnen werden, wenn ein paſſender Fruchtwechſel beobachtet wird. Alsdann muß aber erſt eine Miſtdüngung kommen, ehe die Aſchedüngung wiederholt werden darf. Man wendet ſie auch häufig zum Ueberſtreuen der Wieſen an, wo ſie das Moos vertilgt und ſtatt deſſen ein üppiges Gras, ſonſt aber kleeartige Gewächſe ſchleunig und nachhaltend hervorbringt. Wo dieſe Aſche nur um einen ziemlich hohen Preis zu haben iſt, wird ſie ſich blos dann bezahlt machen, wenn der Boden, auf dem ſie angewendet werden ſoll, vorher durch Miſtdüngung in Kraft geſezt worden iſt. Auf einem ausgezehrten Boden hingegen würde ſie der Erwartung nicht entſprechen und wohl ſchwerlich, wie man behaupten will, 10 bis 12 Jahre lang ſichtbare Wirkung äuſſern.

3) Pottaſche. In Gegenden, wo das Holz in ſo groſſem Ueberfluß vorhanden iſt und ſo wenig Abſaz findet, daß man es nicht vortheilhafter als zu Pottaſcheſiedereien verwenden kann, erhält man, nachdem das Kali aus der Aſche ausgelaugt worden iſt, eine groſſe Menge Rükſtand derſelben. Sie zieht ebenfalls als chemiſches Reiz-

Mittel den Sauerſtoff an ſich und löst ſomit den Humus auf. Daher leiſtet ſie auch gute Dienſte auf urbaren Aekern, die viel alten Humus enthalten, und ſezt friſch aufgebrochenen humöſen Boden ſchneller in Kraft. Die in der Haushaltung ausgelaugte Holzaſche klumpenweiſe auf den Miſthof zu werfen und ſodann in dieſem Zuſtande mit auf das Feld zu ſchaffen, iſt fehlerhaft und bringt wenig Nuzen, indem die Aſche durchaus dünn vertheilt ſeyn muß, damit ſie löſend auf den Humus wirken kann; zuſammengehäuſt, macht auch die ſchönſte Aſche vermöge ihrer äzenden Kraft gerade den Flek unfruchtbar, worauf ſie fällt.

4) Torf- und Steinkohlenaſche unterſcheidet ſich von der Holzaſche beſonders dadurch, daß ſie kein Kali enthält, dafür aber oft ihrem Gewichte nach $\frac{1}{3}$ Gyps bei ſich hat. Die Torf-Aſche enthält nach den verſchiedenen Torfarten ſehr auffallend von einander abweichende Beſtandtheile; indeſſen machen doch die verſchiedenartigen Kalktheile, beſonders aber der ſchwefelſaure Kalk (Gyps) ihren Hauptbeſtandtheil aus. Gewöhnlich enthält ſie noch einen beträchtlichen Zuſaz von Eiſenoxyd oder auch zuweilen von Vitriol, wenn dieſer durch heftige Gluth nicht zerſezt worden iſt. Nach der Verſchiedenheit jener Beſtandtheile der Torfaſche richtet ſich auch die Verſchiedenheit ihrer düngenden Kraft, wenn ſie auf Aeker und Wieſen angewendet wird. Diejenige, welche eine ruſſige, rothe oder dunkelbraune Farbe zeigt, enthält viel Eiſen-Oxyd und Vitriol und hat den geringſten Werth, indem ſie meiſtens den Pflanzen eher ſchädlich als nüzlich wird. Je gröſſer aber ihr Antheil an reiner Wurzel- und Pflanzenaſche iſt und je weniger ſie Eiſen und fremdartige Erdtheile bei ſich hat, um ſo höher iſt ihr Werth. Die gute Torf-Aſche ſieht weiß oder ſilberfarbig aus und iſt im Gegenſaze von der guten Holzaſche leicht von Gewicht. Auch dieſe muß, wie jede andere Aſche, bis zu ihrer Verwendung durchaus troken aufbewahrt werden, wenn ſie nicht die Hälfte ihres Werthes verlieren ſoll. Man wendet ſie gewöhnlich mit Vortheil auf Kartoffeln, Erbſen, Flachs, Raps und ganz beſonders auf Klee und Wieſen an. Wird eine ſolche Wieſendüngung 3 — 4 Jahre hinter einander wiederholt, ſo ſteigert ſich der Ertrag derſelben leicht bis auf oder über das Doppelte, vorausgeſezt, daß die Wieſen nicht zu hoch gelegen, aber auch der Ueberſchwemmung nicht ausgeſezt ſind, da ſie in jenem Falle nicht genug Sauer-Stoffgas an ſich ziehen und dadurch den Humus löſen, wie auch überdieß wegen Mangel an Feuchtigkeit kein Waſſerſtoffgas für die Pflanzen beſchaffen könnten; im leztern Falle aber würde unter dem Waſſer ebenfalls kein atmoſphäriſcher Sauer-Stoff ausgezogen und der durch das Waſſer verſäuerte Humus nicht aufgelöst werden können. Ihre gröſte Wirkung äuſſert jedoch die Torfaſche auf Klee. Wird dieſer im Frühling in das Wintergetreide geſäet, ſo wird bald nach der Kleeſaat das Feld geaſcht und der Klee wird meiſtens in dieſem Jahre in Blüte treten. Das nächſte Frühjahr wiederholt man das Aſchen auf Klee und hat ſelbſt auf leichteren Sandfeldern eine gute Kleeernte zu erwarten. Steinkohlenaſche beſizt vorzugsweiſe die Eigenſchaft, den Aker ungemein zu lokern, daher ſie auch nur für ſchwere und zähe Bodengattungen, durchaus aber nicht für leichte Gründe paßt.

Im Allgemeinen wirkt alle Aſche, ſowohl im rohen als im gelaugten Zuſtande, meiſtens auf alle Pflanzen und Erdarten vortheilhaft, wenn gleich in verſchiedenen Graden. Denn die Früchte, die auf einem mit Aſche gedüngten Aker angebaut oder mit derſelben überſtreut werden, zeichnen ſich durch ein lebhaftes, üppigeres Dunkelgrün aus; körnertragende Früchte erhalten einen ſtärkeren Körneranſaz und ein ſtärkeres kräftigeres Stroh. Selbſt auf entkräfteten Aekern wird eine Aſchendüngung auch noch in ſofern vortheilhaft, in wiefern die zurükgebliebenen ſchwer auflöslichen Rükſtände des Humus durch ſie in organiſche Pflanzennahrung umgeſchaffen werden. Die Aſche als Düngmittel oben auf den Klee geſtreut, namentlich die vom Torf, wirkt ganz beſonders auf dieſelbe Art, wie der Gyps, jedoch in einem weit ſchwächern Grade. Im Winter über den Boden verbreitet, verflüchtigt ſich das Kali von der vegetabiliſchen Aſche in die Atmoſphäre, eben ſo in trokner Luft und heiſſer Sonne. Sie taugt auch nicht in der Gülle (Miſtloch), weil

ſie Kohlentheile enthält, welche der Fäulniß widerſtehen. Den höchſten Nuzen wird die Aſche jederzeit gewähren, wenn ſie auf Wieſen und Futter-Felder ausgeſtreut wird. Für Getreidefrüchte wendet man ſie aber vortheilhafter mit Miſtdüngung zuſammen an, weil man wahrgenommen hat, daß ohne eine ſolche Düngung der Boden durch Aſche, mit Fruchternten benüzt, erſchöpft wird. Darin liegt aber auch der hinlängliche Beweis für die eigentliche Wirkungsart der Aſche. Sie entfernt oder bindet vorzüglich die Säuren, welche der Humus im Boden, ſo wie der aufgefahrene Dünger unauflöslich erhielten und wandelt dadurch die organiſchen Stoffe in gedeihliche Pflanzennahrung um, und nur hierdurch können jene heilſamen Erfolge auf die Pflanzenproduktion entſtehen; denn wäre die Aſche zugleich ſelbſt als Nahrungsmittel für die Pflanzen zu betrachten, ſo müßte ihre wiederholte Anwendung ebenſo nüzlichen Erfolg haben, als bei wechſelsweiſer Anwendung derſelben, welches man aber nirgends gefunden hat; es mußte im Gegentheil um ſo mehr mit organiſchem Dünger nachgeholfen werden, als die Aſche vorher ergiebige Fruchternten gebracht hatte.

Um die Aſche beſſer ausſtreuen zu können, vermengt man ſie mit dem 6. Theile ihres Umfanges ſehr vortheilhaft mit gebranntem Kalk, indem dadurch beſonders die ausgelaugte Aſche völlig getroknet, gelokert und in Pulver verwandelt wird und ſomit auf dem Aker am Gleichmäſſigſten vertheilt werden kann. Durch eine ſolche Beimiſchung vergröſſert ſich die Maſſe der ausgelaugten Aſche mittelbar durch den gebrannten Kalk bedeutend und wird in ihrer düngenden Wirkung dadurch mindeſtens um $\frac{1}{5}$ im Werthe erhöht.

Was die erforderliche Menge einer Aſchedüngung betrifft, ſo kann dieſelbe nicht leicht übermäſſig ſeyn, ſondern man wird immer nur nach dem Verhältniß der aufgebrachten Menge von Aſche eine auffallendere und nachhaltige Wirkung verſpüren. Im Allgemeinen muß ſich dieſe Menge nach dem gröſſern oder geringern Reichthume des Bodens an unaufgelöſtem Humus richten, und je mehr ein zäher, ſchlüſſiger oder ein torfiger und mooriger Boden an Humus enthält, deſto mehr Aſche wird man anwenden können; überhaupt aber braucht ein kalter, ſchwerer Boden zur Düngung viele, ein trokener Sandboden wenig Aſche. Soll nun die Wirkung der Düngung vollkommen ſein und auf einige Jahre anhalten, ſo ſind zum Ueberſtreuen 40 — 60 C. F. oder ungefähr 20 — 30 Ctnr. ausgelaugte Aſche auf den Morgen erforderlich; ſoll ſie hingegen auf der Brache zur Getreideernte in Anwendung kommen, in welchem Falle ſie mit der Akerkrume ſorgfältig vermengt werden muß, ſo wird das Doppelte nicht leicht zu viel. Indeſſen kann jene Menge nach Verhältniß der Umſtände auch weniger betragen, ſo wie man überhaupt auf Torf- und Moorboden die Aſchedüngung nicht zu ſtark auf einmal anwenden darf, weil hier durch den ſtärkern Zutritt der Luft mit Hülfe eines Auflöſungsmittels die Beſtandtheile ſehr leicht in zerſezende chemiſche Bewegung gebracht werden können, wodurch die Früchte übertreiben und Lager zuwege bringen. Es iſt daher hier gerathen, lieber die Aſche nach ein Paar Fruchternten zu wiederholen. Von der Seifenſiederaſche gebraucht man 20 — 30 Berl. Scheffel Haufmaß auf den Magdeb. Morgen, wovon man 4 — 5 Ernten annimmt und erſt nach 12 — 15 Jahren, wo während dieſer Zeit der Aker einige Male thieriſchen Dünger erhält, wird eine ſolche Düngung wieder anwendbar. Von einer gröſſern Menge, als hier zulezt angegeben, hat man ſelten Vortheil gehabt, öfters mehr Schaden, beſonders in trokenen Jahren.

So vortheilhaft nun auch die Aſchedüngung auf die landwirthſchaftliche Produktion einwirkt, ſo ſteht doch ſelten ſo viel davon zu Gebote (Seifenſiederaſche für manche Oertlichkeit abgerechnet), um eine ſolche Düngung in einer gröſſern Ausdehnung zu bewirken; daher brennt man in einigen Gegenden den Torf und Torfmoor in beſondern Oefen ausſchließlich für Gewinnung der Aſche für die Düngung oder ſchält den Raſen von Heideland, Dreiſch und Angern, um ſolche zu Aſche zu brennen. Am Häufigſten und mit dem größten Vortheile kommt aber die Aſcheſchüttung in den Niederlanden, beſonders auf Futtergewächſe, in Anwendung; daher man dort ſagt, wer Aſche für

ſeinen Klee kaufe, habe ſie nicht umſonſt; wer es aber unterlaſſe, zahle ſie zweimal! —

Die 6 Sterne eines katholiſchen Chriſten.

Auf unſerer Lebensfahrt verdunkeln ſich manche Tage, und im Jammerthale der Pilgerſchaft geht durch dieſe Finſterniß gar Mancher verloren. Alles iſt hinfällig, zerbrechlich und ſchwach, was menſchlich heißt; der Zahn der Zeit beweiſet dieß ſogar am Metalle.

Da hat uns der allgütige Himmelsvater wieder gar ſchöne Leuchter angezündet, wie dem auf hoher See Herumtreibenden etwa Mond und Fir-Sterne glänzen; nur verſtehen es gar ſo Wenige, ſie zu benüzen, alle zu benüzen. Eitler Wiz, Irrthum und Widerwille halten die Meiſten davon ab.

Und wie heiſſen wohl die 6 Sterne eines guten katholiſchen Chriſten? Wie heiſſen ſie, die ſo hellleuchtend ihm gleichſam zuwinken? Wie heiſſen ſie, die Allen verſtändlich zurufen, des rechten Pfades zu wandeln?

Sie heiſſen: 1) Jeſus Chriſtus, 2) die heilige Schrift, 3) die freie Natur, 4) die Geſchichte, 5) das Gewiſſen, und 6) die Prieſterſchaft.

Laſſet ſie uns nun etwas näher betrachten, zur Ueberzeugung, Erſtehung, Bekräftigung und gegenſeitiger Erbauung! Reden alle Blätter von einem Schiffbruche, von einer Finſterniß, von einem Morde — warum ſollte von ſo Wichtigem auch nicht einmal hier die Rede ſeyn?! Alſo:

1) Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes und Erlöſer, iſt der erſte und größte Stern, von dem ſich der gute Katholik ſollte auf ſeiner Pilgerreiſe leuchten laſſen; und dieſer leuchtet ſo gerne, glänzt ſo mild und unübertrefflich, winkt ſo klar und uneigennüzig Allen und Jeden. Leidenſchaften ſtürmen in den Seelen, Haß und Liebe durchkreuzen die Bruſt, Hoffnung und Verzweiflung begegnen ſich in Einer Seele, Armuth und Verachtung ſuchen Dich zu unterdrüken, Verkennung und Verfolgung wollen Dich nicht aufkommen laſſen, Schmerz und Leiden betrüben Dich Tag und Nacht, Fehler und Laſter kleben Dir an — was es auch ſey, guter Menſch! es iſt zu tragen, zu verbeſſern. Du haſt einen Retter, Rather, einen Stern in Jeſus Chriſtus. Betrachte ihn, er wird Dich tröſten; bete zu ihm, er wird Dir helfen; folge ihm, er wird Dich recht führen; liebe ihn, er iſt die höchſte Liebe; fürchte ihn, daß Du nicht von ihm verlaſſen werdeſt und zu Grunde geheſt! — Zwei höchſt wohlthätige Orden haben daher ihren Namen, die Jeſuiten und Redemptoriſten.

2) Die heilige Schrift oder die dem Menſchengeſchlechte begreifliche und nöthige Belehrung durch fromme Männer, über die wichtigſten Seelenangelegenheiten und unter dem Beiſtande des heil. Geiſtes — theils durch Propheten vorgetragen, theils aus dem Munde Jeſu ſelbſt vernommen — iſt der zweite Leitſtern für das Menſchen-Geſchlecht. Hier möge man Nachfrage halten, leſen, befolgen; hier iſt ein ſchöner Quell der Wahrheit und des Lebens. Wenn Du, o geliebter Mitbruder! Dich nicht mehr zurecht findeſt vor lauter Lektüre, Geſchäft, Ruhm, Genußdrang, Ableitung, Spekulation u. dgl., gehe hin, ziehe den Stern der heiligen Schrift zu Rathe — es wird Ruhe und Glük zurük in das Herz kehren, die wahre Lebensaufgabe klar erſcheinen und das hereinbrechende Seelenverderben verbannt werden.

3) Die freie Natur iſt ein recht heiterer, ſchöner Stern für den ächten Katholiken. In ihr ſpricht ſich die Allmacht, Weisheit und Güte — vom Kleinſten und Unſcheinbarſten bis zur Eiche, zum Elephanten, zur Rieſenſchlange, zum Vulkane und Erdbeben, zum Ocean — aus; in ihr prediget der Schöpfer, in ihr belehrt der Herr, in ihr ermuntert der ewige Vater. Sie iſt rein und unverfälſcht, in ihr leſe! Dieſer ſchöne Stern im Dunkel des leidenſchaftlichen Lebens, des eitlen Treibens, er lehrt den rechten Weg finden, er leuchtet für beſſere Schritte, er erhellt die Abgründe und Untiefen, Felſen und Hinterhalte. Laßt uns bei ihm zuſprechen, laßt uns dieſe Wohlthat benüzen!

4) Die Geſchichte bildet den vierten Stern, welcher uns leuchtet und leuchten ſoll zur Wahrheit, Sittlichkeit, Frömmigkeit, redlicher Glük-

ſeligkeit. Dieſe Geſchichte umfaßt aber folgende Theile:

a) Die Legenden oder Lebensbeſchreibungen (Biographien) derjenigen Blutzeugen Chriſti, welche für ſeine heilige Lehre entweder das Leben lieſſen, oder doch das irdiſche Leben gleichſam opferten, um das ewige zu erlangen.

b) Die Kirchengeſchichten, welche von der Erfüllung des Beiſtandes und deſſen Wirkungen deutlich und ermunternd ſprechen.

c) Fromme Erzählungen, wie die eines Schmid, Nelk u. A., worin das Nüzliche mit dem Angenehmen ſo künſtlich und ſchön vereiniget erſcheint.

d) Das Evangelium.

Leider hat die ehemalige und ſo ſchöne Sitte, an Feiertagen der frommen Lektüre einige Zeit zu widmen, ſogar ſchon auf dem Lande beinahe gänzlich abgenommen.

5) Das Gewiſſen. Man benüze dieſen Stern ſo, daß man von jeder That, vor jeder Rede in ſein Inneres ſchaue und ſich frage, ob Das und Jenes recht ſey oder nicht; ob nothwendig, förderlich, gefordert, das Himmliſche verherrlichend, gebotegemäß u. ſ. w. ſey.

6) Die Kirche. Dieſe zerfällt in 2 Theile, welche aber Eines ausmachen. Einmal die Kirche, die von Jeſus Chriſtus ſchon vor circa 1800 Jahren gegründete und felſenfeſte Kirche als Lenkerin des Glaubens, Beſchüzerin der reinen Schrift und Tradition, als Anordnerin beſonderer Statuten, als warnende, liebende, richtende und ſtrafende Mutter; dann als die geſammte Prieſterſchaft, an deren Vorträgen, Ermahnungen, Verrichtungen, Beiſpielen, Unterweiſungen man ſich halten ſoll, um nicht in den irdiſchen Sorgenheeren die rechte Straſſe zu verfehlen.

So, mein Katholik! habe ich Dir gezeigt, wie der Herr Dir 6 Sterne leuchten ließ, in's Dunkel dieſes Leben ſcheinen läßt einem Jeden, auf daß Du Dich daran halteſt, darnach richteſt, darum erkundigeſt, nicht aber in deren Mißachtung verloren geheſt für die Ewigkeit. —

Der Sultan, der Seiltänzer und der Bambaſchi.

Der Sultan Mahmud iſt ein Beſchüzer der Künſte und Wiſſenſchaften.

Unter allen Künſten liebt er vorzüglich den Tanz, d. h., daß die Leute tanzen wie er pfeift, und unter allen Gelehrten liebt er die Seiler am Meiſten, weil die ihm die feinen Strike machen, mit denen er ſeine Gunſt bezeugt, und das groſſe Narrenſeil, an dem er ſein Volk herumführt. Deßhalb iſt er ein leidenſchaftlicher Freund der Seiltanzkunſt, und es ſtrömen von allen Landen Seiltänzer nach Konſtantinopel, um vor dem Sultan zu tanzen.

Der Ruf des Seiltänzers Kapuda Bosla erfüllte die ganze Türkei, er kam nach Konſtantinopel und kündigte an, er wolle auf dem geſpannten Seile über den Bosphorus hinüber ſpaziren. Der beſtimmte Tag erſchien, die ganze Stadt war in Aufruhr, alle Geſchäfte und der Verſtand des Sultans ſtanden ſtill, er begab ſich mit ſeinem ganzen Gefolge an das Ufer des Bosphorus, um das unglaubliche Wunder und non plus ultra der Seiltanzkunſt mit anzuſchauen.

Kapuda Bosla warf ſich dreimal in den Staub, empfahl ſeine Seele dem heiligen Propheten und ſeinen Leib den Winden, und begann ſeine Produktion. Zuerſt kamen einige equilibriſtiſche Vorübungen, die auch mit ſo groſſer Geſchiklichkeit ausgeführt wurden, daß der Sultan ſchon in gute Laune gerieth. Endlich beſtieg Kapuda Bosla das über den Bosphorus hinüber ausgeſpannte Seil und begann den gefährlichen Weg. Kein Athem war unter den Zuſchauern zu hören, Alles hatte ſeine Augen auf den gottverſuchenden Wandler gerichtet. Dieſer ſchritt unerſchroken auf dem ſchwanken Seile fort über die groſſe Waſſerfläche glüklich hinüber und glüklich auf ebendemſelben Wege zurük.

Ein allgemeines Jauchzen — man denke ſich nur jauchzende Türken — empfing ihn. Der Sultan war ergriffen, gerührt, begeiſtert und noch mehr dergleichen. Er ließ den Kapuda Bosla vor ſich

kommen und geſtattete ihm, ſich eine Gnade auszubitten, die er ihm ſodann gewähren wolle.

Einem andern Sterblichen wäre bei einer ſolchen Gnade ſchwindlig geworden, aber ein Seiltänzer verliert nie ſein geiſtiges Gleichgewicht! Der Seiltänzer wußte zwar, daß der Sultan ein Beſchüzer der Künſte und Wiſſenſchaften iſt, allein er wußte auch, daß der Sultan ein groſſer Beſchüzer des Geldes war, d. h., ſeines eigenen Geldes, und es nicht gerne aus ſeinem Schuze in die tauſend Gefahren der Welt hinein losläßt. Er wollte alſo kein Geld begehren, und doch eines bekommen. Er warf ſich alſo nieder in den Staub und ſprach: Hoher Herr! Erlaube allergnädigſt, daß ich vor Dir noch ein gröſſeres Kunſtſtük produzire, daß ich nemlich den Bambaſchi auf demſelben Seile über den Bosphorus hinüber und zurüktrage.“

Der Sultan gab ſogleich Befehl, daß der Bambaſchi zur Stelle geſchafft werde. Der Bambaſchi aber war Niemand Anderer, als der — Juden-Rabiner.

Der Judenrabiner ſaß eben umgeben von den Größten, d. h., von den Reichſten ſeiner Nation bei einem Nationalfeſte, als der Befehl kam, er möchte ſich augenbliklich zum Sultan verfügen. Wenn die Modenſer und die türkiſchen Juden zu ihrem Herrſcher gerufen werden, ſo nehmen ſie immer aus Vorſicht eine groſſe Summe Geld mit ſich, denn das Sprichwort heißt: „auf den Juden ſchlägt man, den Sak meint man.“

Der Bambaſchi wurde alſo von den Groſſen, d. h., von den Reichen ſeiner Nation mit Piaſterbeuteln geſpikt und gefüttert und zum Sultan begleitet. Der Bambaſchi warf ſich auf's Antliz und ſprach: „Was befiehlſt Du von deinem Sklaven, Du groſſe Sonne des Aufgangs?“ „Nichts,“ ſagte drr Sultan, „halte Dich bereit, der Kapuda Bosla wird Dich auf dem geſpannten Seile über den Bosphorus hinüber tragen.“

Man denke ſich einen diken Judenrabiner, wenn er mit der Gnade überraſcht wird, auf einem Seile troknen Fuſſes über den Bosphorus getragen zu werden!

Der Bambaſchi zerriß ſeine Kleider, alle reichen Juden zerriſſen ihre Kleider und ſchrien: „au wai, das wird er nicht aushalten! der Schreken!“

Es nüzte Alles nichts, der Kapuda Bosla trat ſchon heran, um den Rabiner auf die Schulter zu paken und über den Bosphorus hinüber zu ſpaziren. Da riefen die reichen Juden den Bosla zur Seite, und boten ihm 10 Beutel Piaſter, 20 Beutel, 30 Beutel, 50 Beutel, 100 Beutel, endlich 500 Beutel.

Kapuda Bosla ſprach zum Sultan: „Hoher Herr, ſieh', jezt kann ich zu einer groſſen Summe Geldes kommen, die Dich nichts koſtet, erlaube, daß ich den Bambaſchi nicht hinüber trage.“

Der Sultan lachte, die Juden ſchütteten ihre Beutel vor dem Kapuda Bosla aus, und in der Judengaſſe wurde ein groſſes Feſt gehalten aus Freude, daß ihr Rabiner nicht auf einem geſpannten Seile über den Bosphorus hinüber getragen wurde.

Küchliches.

Wir eſſen ohne Anſtand Fröſche, Krebſe, Schneken, auch in dieſen Gegenden, wir ſchauern aber ein wenig zuſammen, wenn wir davon hören, daß Schildkröten gegeſſen werden. „Wie? das graue, abſcheuliche, kriechende Thier!“ ruft man aus — „wie iſt das möglich?“ Und nicht einmal die bekannte Landſchildkröte iſt es, die verſpeiſt wird, die würde einen magern, unſchmakhaften Biſſen geben, es iſt die Seeſchildkröte aus Oſt- oder Weſtindien, ein wahres Ungeheurr, aus deren Fleiſch man in Europa einen hohen Lekerbiſſen macht. Ihre Farbe iſt grünlich, und ſie wiegt oft an 150 Pfund. Sie wird in Fäſſern mit Salzwaſſer zu uns gebracht, das alle 4 bis 5 Tage gewechſelt werden muß. Man füttert ſie während der Reiſe mit gehakten Piſangſtengeln, worunter Hühnerdärme gemiſcht werden. Sie freſſen manchmal auf der ganzen Ueberfahrt nichts und kommen fetter oder leichter in England an. Doch dieß hängt weniger vom Freſſen als von der Witterung und dem Waſſerwechſel ab. Auf Jamaica ſteht ihr Fleiſch mit dem Rindfleiſche gleich im Preiſe. Matroſen

auf jenen Schiffen, welche Mahagoniholz aus der Honduras-Bay holen, bedingen ſichs aus, nicht öfter als dreimal wochentlich Schildkrötenfleiſch zur Mahlzeit zu erhalten. Dieß erinnert an eine frühere Verordnung des Senates in Hamburg, daß das Geſinde nur dreimal wochentlich von ſeiner Herrſchaft mit Lachs verköſtigt werden ſolle. Dieſer köſtliche Fiſch war nemlich vormals ſo ſehr im Ueberfluſſe da, daß die Leute ſich durch ſeinen häufigen Genuß das Fieber zuzogen. Jezt iſt es freilich anders, und der Lachs droht ganz an jenen Küſten zu verſchwinden, welches man den vielen Dampfſchiffen zuſchreiben will.

Ein Schildkrötenſchmaus gehört in London und Hamburg zu den häuslichen Feſten der Vornehmern. Schwarze Köche aus Weſtindien, die immer zu haben ſind, und die Bereitung aus dem Grunde verſtehen, werden gern dazu genommen. Man ſezt einen eigenen Werth darin, alle Gewürze, von dem feurigen Carry bis zum Salze, transatlantiſch zu haben.

Die Tortle-Suppe iſt des Mahles Anfang. Sie wird in Dry-Madeira gekocht, und enthält eine ſtarke Doſe Carry. Auſſerdem ſind Klöschen darin, von Schildkrötenfleiſch bereitet, auch kleine Stükchen dieſes Fleiſches au naturel. Da das Fett der Schildkröte grünlich iſt, ſo hat die Suppe eine ähnliche Farbe.

Nun wird von den Eingeweiden und dem Blute des Thiers ein Ragout, als zweite Schüſſel, in der obern Schale ſelbſt aufgetragen.

Dieſes Entre met iſt beſonders beliebt, denn hier wird nichts geſpart, was an erhizenden und pikanten Gewürzen uns Indiens heiſſe Zone ſendet. Beſonders iſt es die feurige Soya, die, wenn ſie ächt iſt, aus dem Blute eines Büffelkopfs beſteht, das mit einer eigenen Art in Indien wachſender Schwämme bereitet wird. Die in Europa verfertigte wird von Champignons gemacht, und kommt weder im Geſchmak noch in der Wirkung der ächten gleich.

Zum Beſchluß erſcheinen eine Art von Cotelettes, dünne Stüke Fleiſch, welche geröſtet ſind, und wozu eigene Beiſäze von mixed-pikles, Anſchowen, Aſiabambou u. dgl. gereicht werden.

Die einzige Bedingung, eine ſolche Mahlzeit zu verdauen, iſt: reichlich und gut zu trinken, namentlich wird feiner Bordeaux dazu genoſſen, und hin und wieder dazwiſchen ein Gläschen Port hinabgeſtürzt. Es gibt auch Leute, die nur an den leztern Wein ſich halten, dazu gehören aber feſte Naturen und Bewegung in der nebligen Seeluft, ſonſt könnte bei oft wiederholten Tafelfreuden dieſer Art ein gelinder Schlagfluß dem Spaß ein Ende machen.

In einer durch viele Journale verbreiteten Räubergeſchichte: Joſé Maria, finden wir die Worte: „ſie ſchnitten die köſtliche Olla an.“ Wer aber weiß, was eine Olla iſt, weiß auch, daß ſolche nicht angeſchnitten wird, weil es eine Suppe iſt. Die „Olla potrida“ iſt der Gipfel der ſpaniſchen Kochkunſt. Die beiden Worte ſind dem franzöſiſchen: pot-pourri ganz entſprechend. Sie iſt die eigentliche Nationalſpeiſe der Spanier, und der Vornehmſte wie der Aermſte hat ſeine Olla, wie die Britten den Plumpudding, wie die Nudel hier zu Lande. Bei geringen Leuten iſt es freilich nur eine Art von Rumfordiſcher Suppe, aus Erbſen, Kartoffeln, Wurzeln, wozu, wenns hoch kommt, ein Stük geräuchertes Ziegenfleiſch genoſſen wird. Man ſehe aber, wie ein Grand ſein Leibgericht bereiten läßt. Hier iſt es die kräftigſte Fleiſchbrühe, worin ein ganzer Küchengarten ſchwimmt, und wozu eine gewiſſe Art kleiner ſpaniſcher Erbſen „garbanzos“ vorzugsweiſe genommen werden müſſen. Eben ſo kommen überaus wohlſchmekende Würſtchen „chorizos“ dazu, die eigens zu der Olla verfertigt werden. Verſchiedene kleingeſchnittene Fleiſchſorten läßt man mitkochen, damit ſie ſich beſſer mit der Suppe vermiſchen können, und beim Auftragen werden gebratene Wachteln dazu ſervirt. Wie man ſieht, enthält eine ſolche Schüſſel alle Vorzüge einer Mahlzeit, eine überaus kräftige Suppe, ein ſchmakhaft bereitetes Gemüſe, gekochtes Fleiſch und gebratenes Geflügel. Wer jemals eine wohlzubereitete Ola gegeſſen hat, muß übrigens geſtehen, daß nicht leicht eine köſtlichere Speiſe in dem Kochbuche irgend einer Nation zu finden ſeyn dürfe. In Spanien iſt ſie dem Fremden ohnedieß erwünſcht, da die dortige Küche ärmlich beſtellt iſt, nnd ſchon gleich hinter den Pyrenäen die Oehl-Lampe, als Würze, eine bedeutende Rolle ſpielen muß.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ein Engländer, der kürzlich ſeinen Aufenthalt unter den amerikaniſchen Wilden beſchrieben hat, ſagt: „ich habe engliſche, ſchottiſche, franzöſiſche, deutſche und amerikaniſche Stuzer geſehen, aber keiner kommt einem Pani-Stuzer gleich. Er beginnt ſeine Toilette etwa früh um acht Uhr damit, daß er ſeinen ganzen Körper mit Fett beſchmiert und ſo lange reibt, bis er wieder troken geworden und die Haut nun glatt und glänzend iſt; dann bemalt er ſich das Geſicht roth und führt einen rothen Streifen auch quer über den Kopf. Beſondere Sorgfalt erfordert ſein Haarpuz, obgleich ſein Kopf bis auf einen Büſchel auf dem Wirbel glatt geſchoren iſt, von welchem zwei Flechten herunterhängen. Darauf füllt er ſeine an zwei oder gar drei Stellen durchbohrten Ohren mit Ringen und Wampum, und ſchlingt mehrere Schnüre von Glasperlen um ſeinen Hals. Ferner malt er mehrere rothe und gelbe Streifen auf ſeine Bruſt und Schultern, ſchmükt ſeine Arme über den Ellenbogen mit Armbändern und ſeine Finger mit Ringen, legt ein Paar Mocaſſins (Sandalen) an, befeſtiget rothe Beinkleider an ſeinem Gürtel und bindet ſie unter dem Knie mit vier Zoll breiten Perlenſchnüren feſt. Iſt dieß geſchehen, ſo nimmt er ſeinen Spiegel, der ſich in einem kleinen hölzernen Rahmen befindet, und den er immer bei ſich trägt, und beginnt eine höchſt aufmerkſame und ſorgfältige Muſterung ſeiner Perſon. Ich habe ihn oft Stunden lang ſo ſizen und ſein Geſicht in jeder möglichen Stellung und jedem Ausdruke im Spiegel beobachten ſehen. Nachdem er endlich mit ſeiner Toilette zu Stande gekommen, läßt er ſich ſein Pferd vor das Zelt führen, denn auch das Pferd muß geſchmükt werden, das der Stuzer reitet. Er bemalt demſelben den Kopf, den Hals und die Schultern mit rothen Streifen, und flechtet ihm wohl auch einige Federn in den Schweif. Dann legt er ihm einen alten ſpaniſchen Zaum in das Maul, von deſſen Gebiß ſechs bis acht, gegen neun Zoll lange Stahlkettchen herunterhängen, während viele kleine Glökchen am Zaume bei jeder Bewegung ihr Klingeln hören laſſen. Nun wirft er noch einen purpurrothen Mantel über ſeine Schultern, ſtekt den Spiegel zu ſich in den Gürtel, nimmt einen groſſen Fächer von Federn wilder Gänſe oder Truthähne, um ſeine zarte Haut vor der Sonne zu ſchüzen, und ergreift ſeine Peitſche, deren Stiel mit Meſſingnägeln beſchlagen iſt. So aufgepuzt ſchwingt er ſich auf ſein klingelndes Roß und paradirt in dem Lager ſeines Stammes umher."

„Aber Chriſtian, es iſt kaum Tag und er iſt ſchon wieder beſoffen!" zürnte der Geheime Sekretär N. in Berlin ſeinen Bedienten. Dieſer, deſſen ehrwürdiges Antliz noch undeutliche Spuren ſchwerer Niederlagen zeigte, und troz den glozenden Augen, halb ſpottend auf den philiſterhaften Hausherrn und ſoliden Geheimen Sekretär ſchaute, antwortete. „Verzeih'n Se, Herr Gehem Sekeltähr, heute nich, des is noch von geſtern."

Bücher-Anzeigen.

Die Volksſagen, Mährchen und Legenden

des Kaiſerſtaates Oeſterreich. Geſammelt und herausgegeben von Ludwig Bechſtein. Mit Stahlſtichen. Leipzig bei Polet.

Ueber dieſe gediegene Sammlung läßt ſich weiter gar nichts ſagen, denn der Titel ſpricht ſich über den Zwek des Buches auf die vollſte Weiſe aus. Nicht nur unſern zahlreichen Leſern in den öſterreichiſchen Staaten, ſondern auch im übrigen Deutſchland und überhaupt jedem Freund der Sagenwelt wird Bechſteins, des Längſtbekannten, Schrift erwünſchen ſeyn.

Taſchen-Tabellen der allgemeinen Welt-

Geſchichte von der älteſten bis auf die neueſte Zeit. Nebſt einer geographiſch-ſtatiſtiſchen Ueberſicht der Gröſſe und Einwohnerzahl aller Länder der Erde und ihrer Hauptſtädte. 3te verb. Auflage. Preis 3 Gr. (In Partien von 50 Exemplaren nur 2 Gr.)

Wie nüzlich ſind dieſe kleinen Tabellen. Der lernbegierige Leſer erhält darin einen Nachweis der vorzüglichſten Weltbegebenheiten von den älteſten bis auf die jezigen Tage. Nichts wäre zu wünſchen, als daß dieſes vorzügliche Heftchen in Deutſchlands ſämmtlichen Schulen eingeführt würde. Der Schüler würde mit Begierde darnach greifen, und ſich bald eine Praktik daraus geſammelt haben, welche ihm das Studium der Hiſtorik ſehr erleichterte.

Ein Gegenſtük dazu iſt der

Neueſte Taſchen-Atlas über alle Theile

der Erde zum Schul- und Handgebrauch. Mit einer tabellariſchen Ueberſicht der allgemeinen Weltgeſchichte und mehreren geographiſch-ſtatiſtiſchen Tabellen über die Gröſſe und Einwohnerzahl aller Länder der Erde und ihrer Hauptſtädte. 2te Auflage. Preis 6 Gr. (In Partien von 50 Stük nur 4 Gr.)

Die niedlichen Karten ſind eben ſo klein als akkurat. Man hat eine Ueberſicht aller Erdtheile, jedes Land für ſich eigens. Groſſe Atlaſſe ſind eben oft wegen ihrer Ausgedehntheit weniger nüzlich. Hier, dieſe feinen Blätterchen zeigen die Umriſſe aller Länder aufs Deutlichſte. Dabei fehlt es an Ortsbezeichnungen gar nicht, inſofern ſie als Hauptpunkte nothwendig ſind. Nebſtdem iſt die Ausgabe von 4 Gr. für dieſen Atlas immer ſehr gering, und man kann ihn ſtets in der Weſtentaſche herum tragen.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 44. 4. November 1842.

Inhalt: Der arme Thomas. — Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers.

Der arme Thoms.

Thoms ſaß am hallenden See,
Ihm that es am Herzen ſo weh,
Da klagten der Nachtigall Töne:
Helene!
Helene!
So klagte der Nachhall am See.

Thoms ſaß am hallenden See,
Ihm that es am Herzen ſo weh.
Da ſangen ein Klaglied die Schwäne:
Helene!
Helene!
Antworteten Winde vom See.

Thoms ſaß am hallenden See,
Verblaßt iſt die Wange zu Schnee;
Verſiegt iſt die brennende Thräne:
Helene!
Helene!
Rief dumpf aus den Tiefen die See.

Ich folg', o hallender See!
O kühle das brennende Weh,
Ob lachend die Welt es verhöhne!
Helene!
Helene!
Rief leiſe verhallend der See.

Wer wankt ſo ſpät an dem See?
Und ſeufzt: O weh mir, o weh!
Wen ſucheſt du, einſame Schöne?
Helene!
Helene!
Such' Thoms in dem hallenden See!

Joh. Falk.

Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers.

Beide hielten am Eingange des Eichenwäldchens an, welches zur Landſtraſſe nach Montgomery führte.

Bis hieher, ſagte der Jüngling, und nicht weiter, Ihr Vater leidet, und erwartet Sie.

Die junge Amerikanerin faßte ſeine Hand, und ſchluchzete. O mein Gott, welch' bittere Trennung!

Weinen Sie nicht, meine liebe, gute Jenny. Sie rauben mir allen Muth. Wenn Sie wüßten, wie unglüklich es mich macht, Sie verlaſſen zu müſſen. Ich habe lange geſchwankt, als mir Herr Plakſon den Antrag machte, mir eine Anſtellung in Boſton zu verſchaffen. Allein ich mußte der Vernunft weichen. Die Angelegenheiten Ihres Vaters ſtehen ſchlimmer, als er ſelbſt glaubt, ſeine Geſundheit nimmt mit jedem Tage mehr ab; es kann bald geſchehen, daß Sie theure Jenny eine Waiſe, ohne Hilfe, ohne Schuz da ſtehen. Indem ich die Stellung annehme, welche man mir bot, ſichere ich unſerer Beider Zukunft. Ich werde ein Dach haben, worunter ich Sie aufnehmen kann, und in einigen Monaten ſind wir auf ewig vereint.

Ach Jones! rief die Kleine, indem ſie ſich in die Arme ihres Verlobten ſtürzte. Dieſer ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme, und indem er noch einen langen Kuß auf ihre feuchten Augen drükte, rief er: Lebe wohl, lebe wohl meine geliebte Jenny, bald mein Weib, dann riß er ſich mit Gewalt von ihr los, und ſtürzte auf die Straſſe nach Montgomery.

Jenny blieb noch lange auf demſelben Plaze ſtehen, und ſuchte den Geliebten durch die Eichen noch einmal zu erbliken, und noch ein leztes Lebewohl von ihm zu erhaſchen, als ſie aber dann

verſichert war, ſie könne ihn weder mehr ſehen noch hören, trat ſie den Rükweg nach Hauſe an.

Sie war kaum einige Schritte gegangen, als ſie Herrn Plakſon begegnete. Sie ſah ſcheu um ſich, als ob ſie einen Weg ſuchte, ihm auszuweichen, allein da ſie keinen fand, ging ſie weiter.

Dieſes Benehmen der Miß Makenſie fordert Erklärungen, welche wir geben wollen.

Herr Plakſon, Eigenthümer einer nahen Baumwollpflanzung, die weiſſe Krone genannt, war ein Mann von beiläufig 40 Jahren. Er war in Irland geboren, war aber einiger Gewaltthätigkeiten wegen, worüber man nicht am Beſten ſprach, gezwungen, ſein Vaterland zu verlaſſen. Mit mehreren Auswanderern in dieſem Theil Alabamas angelangt, hatte er lange Zeit untergeordnete gewagte Dienſte verrichtet, aber immer hatte er keinen andern Leiter, als ſeinen Willen, kannte kein anderes Recht, als ſeine Stärke. Seine Jugend war unter gefahrvollen Unternehmungen, unter wilden Völkerſtämmen verfloſſen, deren Freund und Feind er abwechſelnd war. Man erzählte tauſend Geſchichten, welche Beweiſe ſeines Muthes, aber auch ſeiner Energie und ſeiner Leidenſchaftlichkeit gaben. Nichts konnte ihn bezähmen, wenn einmal ſeine Leidenſchaft mit im Spiele war. Sein Geiſt war nicht ungebildet, ſeine Sprache und ſein Benehmen zierlich, aber unter dieſem äuſſeren Firniß verbarg ſich der ſtarre Wille eines Wilden. Er hatte unter den Wilden jene ſtumme Beharrlichkeit und jene geduldige Hinterliſt gelernt, welche ſicher zum Ziele führen. Seitdem er wieder in das civiliſirte Leben getreten war, wurde er einer der reichſten Pflanzer von Alabama. Die Gelegenheit zum Ausbruch ſeiner rohen Leidenſchaften bot ſich jezt weniger dar; aber es war noch immer eine jener herrſchſüchtigen, furchtbaren Naturen, welche in ihrem Umkreiſe ſich Alles zueignen, was ihnen gefällt, eines jener leidenſchaftlichen aber harten Gemüther, welche einem Vulkane gleichen, deſſen Lava zu Stein wird, wenn ſie nicht mehr glüht.

Sein Reichthum hatte Plakſon einen groſſen Credit auf Alabama verſchafft. Man rühmte ſeine Gewandtheit in Geſchäften, und ging über ſein Böſes hinweg, wie bei allen Leuten, die man einmal brauchen kann. Er beſaß mehrere Hundert ſchwarzer Sklaven, und behandelte ſie mit einer Grauſamkeit, daß es die größte Drohung war, die man einem Sklaven machen konnte, ihm zu ſagen, man werde ihn an Plakſon verkaufen. Indeſſen war eben dieſe Grauſamkeit eine neue Quelle des Reichthums für den Pflanzer geworden, und mehrere der Pflanzer beneideten ihn ſogar um dieſen ſchändlichen Ruhm; denn dort, wo der Schwarze aufhört, ein Menſch zu ſeyn, iſt der Geprieſenſte Derjenige, der den meiſten Nuzen aus dieſen menſchlichen Maſchinen zu ziehen verſteht.

Ohne Plakſon vollſtändig zu kennen, fühlte Miß Makenſie doch eine inſtinktartige Abneigung gegen ihn. Sie empfand in ſeiner Gegenwart jenes Beben, welches das ſchwache Vögelchen beim Anblike eines Raubvogels empfindet. Die Beſuche des Pflanzers von der weiſſen Krone bei ihrem Vater, hatten ihr immer mißfallen, aber noch mehr, ſeitdem ſie häufiger und zudringlicher wurden. Es ſezte ſie alſo mindeſtens in Verlegenheit, Plakſon jezt auf ihrem Wege zu begegnen.

Dieſer kam ihr übrigens artig entgegen, und nach den erſten Begrüſſungen ſezten beide den Weg Anfangs ſchweigend gegen Jennys Wohnung fort.

Ich ſehe es an Ihren feuchten Augen, Miß, begann endlich Plakſon, daß ſie von Jones Cokeril Abſchied genommen haben.

Das Mädchen machte erröthend eine bejahende Bewegung.

Beunruhigen Sie Sich nicht, theure Miß! fuhr der Pflanzer fort, ich habe ihn an ein Haus adreſſirt, in welchem alle Commis ihr Glük gemacht haben.

Cokeril dankt Ihnen alſo dieſen Plaz, ſtammelte Jenny, und auch ich ſollte Ihnen dafür danken.

Danken Sie mir vielmehr, daß ich ihn fort gebracht habe.

Wie ſo?

Ja ja, ich hoffe, Jones Abweſenheit wird Miß Makenſie zum Nachdenken bringen, und ſie wird endlich auf dieſes Heirathsprojekt Verzicht leiſten.

Wie? Sie glauben?

Ich glaube, daß Miß Makenſie zu ſchön und zu wohl erzogen iſt, als daß ſie nicht auf ein beſſeres Loos Anſpruch machen ſollte, als mit einem armen Teufel ſein Elend zu theilen.

Sie haben ja eben die Hoffnung geäuſſert, daß Cokeril ſein Glük machen werde.

Ohne Zweifel in 30—40 Jahren. Alle Welt macht ihr Glük in den vereinigten Staaten, vorausgeſezt, daß man das Alter erreicht, wo man das Geld nicht mehr genieſſen kann. Man lebt erbärmlich mit der Gewißheit, als Millionär zu ſterben. Uebrigens glaube ich, Miß Jenny ſey zu vernünftig, um ſich zu einem Leben voll Entbehrung und Arbeit zu entſchlieſſen, da es doch in ihrer Macht ſteht, ſogleich alle Freuden, die Wohlhabenheit gewährt, ſich zu verſchaffen.

Ich verlange nicht viel, antwortete das Mädchen.

Sie verlangen doch glüklich zu ſeyn, und Sie wiſſen nicht, was man erdulden muß, biß man ſich eine unabhängige Stellung erringt. Sie haben geſehen, was es den armen Auswanderern bei uns für Mühe gekoſtet hat, bis ſie ſich mit der Haue ein Stükchen Wald gelichtet, und ein ſonniges Pläzchen gewonnen haben — in der Welt iſt die Arbeit noch härter, dort hat man ſtatt der Bäume Menſchen, und ſtatt der Hake den Willen, ein böſes Werkzeug, das ſich immer abſtumpft, und oft auch gegen uns ſelbſt kehrt. Glauben Sie mir, Miß, die Wilden haben recht, wenn ſie ſagen, gemahltes Mehl iſt gutes Mehl, und gemachte Neſter ſind die beſten.

Ich fühle mehr Muth in mir, erwiederte Jenny, und ich glaube, daß es auch ein Vergnügen ſey, ſich ſeine Zukunft ſelbſt zu machen.

Alſo, fragte Plakſon, wollten Sie Sich alle Launen des Glüks gefallen laſſen, und vielleicht ſogar Herrn Cokeril nach Boſton folgen?

Warum nicht?

Sie kennen die nordiſchen Staaten nicht, Miß Makenſie. Das, was die Schwarzen hier bei uns ſind, werden Sie dort ſeyn, denn bei unſern Brüdern, den Abolitioniſten *), iſt jeder Reiche Herr, und jeder Arme Sklave, und die Frau eines Armen die Sklavin eines Sklaven. Dort erwirbt man kein Vermögen mit den Händen Anderer, man muß ſich das Gold im Schweiſſe ſeines Angeſichts verdienen.

Und die weiſſen Hände des jungen Mädchens faſſend, fuhr er im ſcherzenden Tone fort: Wollen Sie ſehen, wie dieſe Roſenfinger, bisher nur gewohnt ihre blonden Haare in Loken zu ringeln, ſich beim Zuſammennähen der groben Pakleinwand aufrizen, oder beim Abwägen des Gewürzes Schwielen bekommen. Sie haben hier immer das angenehme Leben unſerer Frauen in Alabama geführt, Miß, o verdammen Sie Sich nicht ſelbſt zu Arbeiten, die wir den Sklaven überlaſſen.

Jenny zitterte. Im Süden erzogen, wo jede Arbeit als ein Unglük, oder wohl gar als eine Schande für Frauen angeſehen wird, ergriff ſie das Bild, welches ihr Plakſon malt, mächtig, aber dieſer Eindruk war ſchnell vorübergehend, und ſie antwortete: Ich werde mich den Gewohnheiten jenes Landes fügen, welches ich bewohnen werde.

Der Pflanzer machte eine heftige Bewegung, welche er aber gleich wieder unterdrükte. Nehmen Sie Sich in Acht, Miß Makenſie, verſezte er mit zurükgehaltenem aber ſanft drohendem Tone, denken Sie wohl nach, bevor Sie handeln, es handelt ſich nicht allein um Ihr Wohl, ſondern auch um jenes Ihres Vaters.

Das Mädchen ſah ihn ſtaunend an.

Herr Makenſie hat es eben ſo gemacht, wie alle übrigen Coloniſten, als er ſich hier anſiedelte. Er nahm die nöthigen Summen auf, um ſeine Pflanzung anzufangen.

Ich weiß wohl, er iſt Ihnen viel ſchuldig, unterbrach ihn Jenny.

Alles hat ihm bisher fehlgeſchlagen, und, wenn ich nicht irre, ſo iſt die Unmöglichkeit, ſeinen Verpflichtungen Genüge zu leiſten, eine Haupturſache ſeiner Krankheit.

O ich weiß es, ich weiß es, rief das Mädchen weinend, aber was kann ich thun? mein Gott?

Die Liebſchaft mit Cokeril aufgeben.

Was ſagen Sie?

Und Ihrem Vater einen reichen Eidam geben, der ihn aus der Verlegenheit reißt.

*) Abſchaffern eines Sklavenhandels.

Nein, nimmermehr rief Jenny, indem ſie ſich von Plakſon entfernt.

Nun, ſagte dieſer mit einem ſchneidenden Tone, Miß Makenſie hat ja freie Wahl zwiſchen ihrem Geſchmake und dem Leben ihres Vaters. Uebrigens preſſirt auch nichts. Erſt in vierzehn Tagen iſt der erſte Wechſel des Herrn Makenſie fällig, dann werde ich die Ehre haben, mich in Ihrer Behauſung einzuſtellen — und das Mädchen kalt grüſſend, verließ er ſie.

Als Jenny ſich allein befand, dachte ſie mit Schreken über dieſes Geſpräch nach. Sie konnte nicht mehr zweifeln, welche Abſichten der Pflanzer habe, und erbebte, wenn ſie dachte, wie furchtbar die Leidenſchaften dieſes Mannes ſeyen. Sie begriff nun wohl, daß er Cokeril nur darum eine Anſtellung verſchafft habe, um ihn zu entfernen, und beſchloß Anfangs, ihm von Allem Nachricht zu geben, damit er zurük käme, aber wann würde er den Brief erhalten, und was würde er bei den Geldverlegenheiten ihres Vaters thun können? Von der andern Seite, war auch ihr Vater nicht im Stande, ſich ſolch einer Verlegenheit mit Kraft entgegenzuſtellen, denn auſſer ſeiner Krankheit, die ihn zu allen Anſtrengungen unfähig machte, zeigte er auch immer zu wenig Gewandtheit in Geſchäften. Gezwungen, die nördlichen Staaten eines Fallimentes wegen zu verlaſſen, welches ſeiner Ehre nachtheilig wurde, war er in der Folge weder vorſichtiger noch genauer in ſeinen Handelsgeſchäften geworden. Er war Herrn Plakſon den größten Theil jenes Geldes ſchuldig, welches er zur Etablirung ſeiner Pflanzung ſeit zehn Jahren nöthig hatte, und da er die Unmöglichkeit einſah, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo hatte er es ſo gemacht wie alle Menſchen, wenn ſie eine Gefahr bedroht, er ſchloß die Augen, um ſie nicht zu ſehen. Jenny dachte daher, der einzige Menſch, der im Stande wäre, die Geſchäfte ihres kranken Vaters in Ordnung zu bringen, ſey ihr Onkel Williams. Schon lange hatte er verſprochen von New-Hampſhire, wo er etablirt war, nach Alabama zu kommen, um ſeinen Bruder zu beſuchen. An ihn ſchrieb Jenny, machte ihn mit der ganzen verzweifelten Lage der Dinge bekannt, und bat ihn dringend, ja ſo bald als möglich zu kommen.

Indeſſen verſchlimmerte ſich die Krankheit Makenſies mit jedem Tage. Sein Uebel war eines von denjenigen, für welche die Aerzte keinen Namen wiſſen, das Leben ſchien in ihm abzunehmen wie eine Quelle, welche ein unterirdiſches Feuer austroknet. Er war nicht ſo viel ein Kranker, als ein Menſch, der es nöthig hat, zu ſterben. Er ſuchte indeſſen ſich noch aufrecht zu erhalten, und ſeine Pflanzung zu dirigiren, nur verminderte oder verkleinerte er faſt alle Tage etwas, und ſo nahm auch mit ſeinen Kräften der Wirkungskreis ſeiner Geſchäfte ab, und ſo zog er ſich vielmehr vom Leben zurük, als daß ihn dieſes verließ.

Manchmal des Abends, wenn er Aufträge ertheilte, oder Rechnungen durchgeſehen hatte, ſezte er ſich in eine Laube im Raſen. Dann wenn er ſo um ſich die jungen Bäume ſah, die er gepflanzt, und die er nie groß zu ſehen hoffen durfte, und das zarte junge Mädchen, das er ohne Schuz in dem Chaos ſo vieles Unvollendeten zurüklaſſen ſollte, da fühlte er ein unwillkürliches Beben, ſeine Haare emporſträuben, da erhob er ſich mit Gewalt, ſuchte ſeine lezten Kräften zuſammen zu raffen, und dem Tode Troz zu bieten, aber dieſe Aufwallungen waren kurz, und ihnen folgte eine immer noch gröſſere Abſpannung, daher vermied er auch ſolche Aufregungen, und gleich einem Reiſenden, der auf dem Gipfel des lezten Berges ſteht, beugte er ſich zum Leben herab, um das lezte Geräuſch zu hören, den lezten Duft einzuathmen, ohne ſich um die Nacht zu bekümmern, welche folgt.

Jenny verſäumte nichts, um ihren Vater in dieſer Stimmung zu erhalten. Sie kannte ſeine Sorgen, und ſuchte ſeine Gedanken davon zu entfernen. Wenn Herr Makenſie ſich über ſeine Felder beunruhigte, die er nicht beſuchen konnte, und für die nächſte Ernte beſorgte, ſo führte ihn Jenny an den Lorbeerbäumen hin, zwiſchen welchen herrliche Feuerlilien prangten, und ließ ihn den Geſang der Vögel hören, die zwiſchen wilden Camellienbüſchen ihre Lieder ſangen, ſie zeigte ihm den Alabama, der unter der Gallerie ihres Hauſes vorüberfloß, die groſſen Urwälder, die in der Ferne

den Horizont begrenzten, und überraſcht von der herrlichen Harmonie in der Natur, vergaß der Kranke die Disharmonie in ſeinen Geſchäften, und fühlte ſich reich und zufrieden in dem unendlichen Reichthum der Schöpfung.

Jenny theilte übrigens die Ruhe nicht, die ſie ihrem Vater einzuflöſſen wußte. Seit ihrem Geſpräch mit dem Pflanzer der weiſſen Krone mehrte ſich ihre Bekümmerniß mit jedem Tage. Sie hatte die Zeit berechnet, in welcher eine Rükantwort von ihrem Onkel Williams aus New-Hampshire eintreffen konnte, allein die Berechnung und die Erwartung ſtehen ſelten im Einklange mit einander, noch war keine Antwort gekommen, und Jenny zitterte.

Eines Abends, als ſich Makenſie leidender befand als gewöhnlich, nahm er den Arm ſeiner Tochter, um ſich in die Baumwollen-Pflanzung führen zu laſſen, aber die Kraft verließ ihn auf dem Wege dahin, und er ſezte ſich in einer Wein-Rebenlaube nieder. Die Luft, welche durch die Blätter ſäuſelte, ſchien ihn zu erfriſchen, ſein Kopf ſank auf die Bruſt nieder, und er entſchlief.

Jenny ſtand vor ihm, ihren Athem einhaltend, und ohne Bewegung, um ihn nicht zu weken, aber als der gleiche Athemzug des Kranken ihr die Ueberzeugung gab, daß er ruhig und feſt ſchlummere, da warf ſie einen Blik auf dieſe gefurchte Stirne, auf die verzerrten Züge, auf die abgemagerten Hände, und da ſie dem Schluchzen nicht widerſtehen konnte, ſo entfernte ſie ſich einige Schritte, und ſezte ſich unter eine Eiche. Sie ſaß hier weinend und nachdenkend längere Zeit, als ſie ganz nahe ihren Namen rufen hörte, erſchroken ſprang ſie auf, und Plakſon ſtand vor ihr.

Es ſcheint, Miß Makenſie haben mich nicht erwartet, doch habe ich ihr vor vierzehn Tagen meinen Beſuch voraus angekündigt.

Wirklich, ich vermuthete nicht, antwortete das Mädchen beſtürzt.

Darf ich fragen, ob Miß über unſer leztes Geſpräch nachgedacht hat?

Ja, mein Herr.

Und waren meine Gründe ſo glüklich, Eingang zu finden?

Ich habe von Allem, was Sie mir ſagten, nur Eines begriffen, nemlich, daß mein Vater Verpflichtungen eingegangen hat, welche er nicht erfüllen kann.

Verzeihen Sie, ich glaube Ihnen aber auch ein Mittel angegeben zu haben, wie Sie ihren Vater aus dieſer Verlegenheit ziehen können.

Hierin rechne ich — antwortete Jenny den Bemerkungen Plakſons ausweichend — auf meinen guten Onkel, ich hoffe, er wird kommen und die Sachen in Ordnung bringen.

Ach! Sie haben alſo Ihrem Herrn Onkel geſchrieben — erwiederte der Pflanzer mit ſichtbarem Unwillen. Ich ſehe wohl, Sie wollten nicht Hülfe bei Ihren nähern Freunden ſuchen.

Ich habe keine Freunde, als meine Verwandte.

Und Herrn Cokeril?

Jenny erhob die Augen mit einer Art Kühnheit, und ſagte: Ja, es iſt wahr, wenn Jones hier wäre, ſo würde ich ruhig ſeyn.

Ich wußte nicht, daß Herr Cokeril ein ſo vielvermögender Vertheidiger ſey, und vor Allem war mir nicht bekannt, daß er über 10,000 Dollars zu verfügen habe.

10.000 Dollars?

So viel iſt mir Herr Makenſie ſchuldig, und hievon morgen die erſte Zahlungsrate fällig.

Aber mein Vater beſizt nicht ſo viel.

Ich weiß es.

Sie werden ihm alſo wohl noch Friſt geſtatten, mein Herr? wenigſtens die Ernte abwarten?

Ich habe das Recht, die ganze Beſizung auf der Stelle verkaufen zu laſſen.

Aber Sie werden Sich dieſes Recht es nicht bedienen? fragte Jenny erſtarrt.

Ihr Entſchluß wird den meinigen beſtimmen.

Das Mädchen ſchlug die Augen nieder und Eiseskälte rieſelte durch ihre Gebeine.

Ich habe mich zu deutlich erklärt, fuhr der Pflanzer fort, um nicht verſtanden worden zu ſeyn. Miß Makenſie, ich liebe Sie, werden Sie mein Weib, und Ihr Vater iſt gerettet. Ich bin reich, Sie wiſſen es, mein Vermögen iſt das Ihrige, befehlen Sie über mein Geld, meine Beſizungen, meine Sklaven, Ihre Befehle ſollen vollzogen, Ihre

leiſeſten Wünſche erfüllt werden. Wir bleiben in Alabama, oder wir verlaſſen es, wie Sie wollen. Stoſſen Sie mich nicht zurük, Miß, denn ich ſuche mein Glük nur in dem Ihrigen. Bei dieſen Worten hatte Plakſon verſucht, die Hand der jungen Amerikanerin zu faſſen, aber dieſe entriß ſie ihm ſchnell und rief: Nein, das iſt unmöglich, unmöglich! Ich bin Jones Verlobte, ich bleibe ſein bis in den Tod.

Bedenken Sie, Miß, die Lage Ihres Vaters, er iſt verloren.

O! wer gibt mir Geld! — Geld! ſchrie Jenny auſſer ſich.

Ah! fangen Sie endlich an, den Werth des Geldes einzuſehen?

Herr, flehte ſie die Hände ringend, ſeyn Sie großmüthig. Bedenken Sie, daß Sie ſeit zehn Jahren der Freund meines Vaters ſind.

Sie ſind ſeine Tochter ſeit zwanzig Jahren, Miß, und Sie wollen ihn nicht retten, warum ſoll ein Fremder mehr für ihn thun, als ſein eigenes Kind?

Haben Sie Mitleid mit mir.

Würdigen Sie Sich nicht zu Bitten und Thränen herab, Miß, es iſt unnüz. Ich bin nicht der Mann, der ſeine Hoffnung ſo leicht aufgibt und ſein Glük nicht zu vertheidigen weiß. Erfahrung hat bei mir längſt der Großmuth den Stab gebrochen. Ich werde Alles anwenden, um Sie mein zu nennen, ich werde nicht ruhen, bis Sie Sich in meine Arme werfen, und ſollt' ich das Bett Ihres kranken Vaters verkaufen.

Um Gotteswillen, ſezen Sie für Ihre Wohlthat keinen unmöglichen Preis! — Sie bedürfen ja des Geldes nicht, welches Ihnen mein Vater ſchuldet, was liegt Ihnen daran, noch zu warten, Sie werden nicht lange warten dürfen, denn mein armer Vater iſt dem Tode nahe, ſchonen Sie wenigſtens den Sterbenden in ſeinen lezten Stunden. — O, verſprechen Sie mir wenigſtens das, Herr Plakſon!

Die Angſt hatte in dieſem Augenblike den Sieg über Jennys Abneigung davon getragen, ſie hatte ſich dem Pflanzer genähert, ſeine beiden Hände gefaßt, und ſie auf den Knieen an ihre Bruſt gedrükt. Das Pochen ihres Herzens fühlend, ergriff Plakſon eine Art von Geiſtesverwirrung, er hob die Flehende auf, drükte ſie an ſeinen Buſen und berührte mit ſeinen Lippen ihre ſchönen blonden Haare. Ja, rief er auſſer ſich, ich verſpreche es Dir, aber verſprich auch Du mir, daß Du mein ſeyn willſt. O Jenny! Du weißt nicht, wie unausſprechlich ich Dich liebe, Dein Anblik iſt mir zum Leben nothwendig. Wie oft, wenn Du durch die Reisfelder gingſt, wollt' ich vorſtürzen, Dich faſſen und mit Dir in die Wüſte fliehen. Allein ich wollte Dich nicht durch eine Gewaltthat erringen, Du ſollteſt mich lieben, Du mußt mich lieben, Jenny.

Dieſe Worte waren mit einer Art von Wuth herausgeſtoſſen — Jenny entriß ſich ſeinen Armen und ſchrie laut auf: — Zurük von mir, Du erfüllſt mich mit Abſcheu.

Der Pflanzer erblaßte. Abſcheu — wiederholte er langſam, Abſcheu alſo wäre Alles, was meine heiſſe Liebe von Dir erringen konnte. Du fühlſt Abſcheu gegen mich. Wohlan! ſo will ich dieſes Gefühl auch rechtfertigen. Geh hin, und ſage Deinem Vater, daß er ſein Bett verlaſſe, es iſt mein. Alles was Euer war, iſt nun mein, bis auf die Luft, die Ihr athmete. Ihr ſeid nur Bettler, denen ich ſeit zehn Jahren Almoſen gegeben habe. — O! man hat nicht umſonſt Abſcheu vor mir. Sagt Lebewohl Allem, was Euch umgibt, denn morgen vertreibt Euch die Gerechtigkeit aus Euerm Hauſe, und es bleibt Dir nicht einmal ſo viel, um einen Sarg für Deinen Vater kaufen zu können.

„Elender!“ rief hier plözlich eine Stimme.

Der Pflanzer und Jenny wendeten die Köpfe zugleich nach jener Seite, woher die Stimme erſchallte, und ſahen Makenſie am Eingang zur Laube aufrecht ſtehen, in ſeiner Hand noch die Zweige haltend, welche er abgebrochen hatte, indem er ſich mit Hülfe derſelben emporraffte. Blaß und wankend näherte er ſich Plakſon, welcher unbeweglich da ſtand, der Athem pfiff in ſeiner Bruſt, und ſeine Lippen zitterten, Jenny, welche ihm entgegengeſtürzt war, ſchmiegte ſich an ihn.

Elender! wiederholte Makenſie, Du meinteſt nur ein ſchwaches Kind zu ſchreken, allein ich war in der Nähe, und habe Alles gehört.

Wohlan, fragte Plakſon, was beſchlieſſeſt Du?

Ich beſchlieſſe, ſchrie der Kranke mit Anwendung aller ſeiner lezten Kräfte, daß ich eher im Hoſpital von Montgomery ſterben will, als mein Kind einem irländiſchen Banditen zum Weibe geben.

O ich verſtehe, Du haſt wieder Deine Vorkehrungen getroffen, um einen klugen Bankerutt zu machen.

Bei dieſen Worten, welche Makenſie ein Unglük zurük riefen, das man ihm als Schande angerechnet hatte, ſtürzte er mit hochgehobenem Arme auf Plakſon los, dieſer aber trat einen Schritt zurük, und zog eine Piſtole hervor, welche er verborgen hatte, und hielt ſie dem Kranken entgegen. Dieſer aber erwartete nicht den Schuß, die Kraftanſtrengung hatte ihn ganz erſchöpft, er wankte und fiel zu Boden.

Mein Vater! mein Vater! ſchrie Jenny, und fiel neben ihm auf ihre Kniee.

Noch ein Mal blikte ſie Makenſie an, ſtrekte ſeine Hand nach ihr aus, wollte reden, dann aber ſank ſein Kopf zurük und ſeine Augen ſchloſſen ſich für immer.

Der erſte Schmerz Jennys war unbeſchreiblich, obſchon ſie dieſen ſchreklichen Augenblik ſchon lange vorhergeſehen hatte, ſo mangelte ihr jezt doch die Kraft, ihn zu ertragen. Man kann auf den Verluſt eines Vaters gefaßt ſeyn, aber wenn er dahin iſt, ſo ſieht man doch, daß alle Reſignation nur eine verkappte Hoffnung war, ſo lange wir ein geliebtes Weſen noch ſehen, wiſſen wir noch nicht was ſterben iſt, erſt durch den gänzlichen Verluſt begreifen wir den Tod.

So lange Jenny noch den Leichnam ihres Vaters ſah, hatte ihr Schmerz noch ein Maß, allein als der Sarg fortgetragen, und das Haus einſam und öde war, da fühlte ſie eine unbeſchreibliche Leere in ihrem Herzen, und empfand mit Schreken, daß ſie eine Waiſe war. Die Drohungen Plakſons kamen ihr in das Gedächtniß, ſie blikte um ſich, und als ſie ſich allein ſah, ohne Freunde, ohne Verwandte, ohne Schuz, da ſank alle ihre Hoffnung, und ſie weinte bitterlich.

Die Ankunft ihres Onkels, welche noch dieſen Abend erfolgte, riß ſie glüklicher Weiſe aus ihrer verzweiflungsvollen Stimmung. Williams Makenſie, den ſie früher nie geſehen hatte, war ein Mann vortrefflichen Herzens, ernſthaft und ſtreng mit Männern, ſanft mit Frauen und Kindern, ein treuer Verehrer des Evangeliums und der Geſeze. Weder ſeinen Blik, noch ſeine Stimme entflammte je das Feuer der Leidenſchaft; Sanftmuth ſtrahlte aus ſeinem heitern Auge, und tröſtend war ſein Ton. Nachdem er Jenny zärtlich umarmt hatte, zog er ſie auf ſeine Knie, und ließ ſie einige Zeit auf ſeiner Schulter weinen, dann aber hob er ihren Kopf empor, und ſprach mit väterlicher Herzlichkeit: Genug jezt, liebes Kind, Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Du biſt keine Waiſe, weil Dein Vater geſtorben iſt, Du ſollſt von nun an meine Tochter ſeyn.

Indeſſen wurde der Tod Makenſies bald auf ganz Alabama bekannt, und ſeine Gläubiger erhoben ſich. Sie kamen alle nach Montgomery, und klagten ihre Forderungen ein, auch Herr Plakſon erſchien mit den ſeinigen. Da des Verſtorbenen Angelegenheiten in groſſer Unordnung waren, ſo wurden deſſen Bruder und Herr Plakſon gebeten, ein genaues Iventarium ſeiner Hinterlaſſenſchaft aufzunehmen. Sie theilten ſich in dieſe Arbeit. Plakſon übernahm es, Makenſies Bücher und Schriften zu unterſuchen, und Williams den Stand der liegenden Gründe, und der Ernte aufzunehmen.

Jenny war weit entfernt, zu ahnen, daß eben dieſes Inventarium ihr Verderben herbeiführen werde.

Williams Arbeit nahm eine ganze Woche in Anſpruch, während welcher Jenny gar nicht aus dem Hauſe ging, um Plakſon zu vermeiden. Sie fand eine Art Troſt in dem Gedanken, daß ſie nun bald einen Ort verlaſſen werde, wo ihr Alles trauervolle Erinnerungen hervorrief, und ſie mit fortwährender Angſt quälte.

(Schluß folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ein ſächſiſcher Baron war ſehr ermüdet in einem Gaſthaus zu Wien abgeſtiegen und hatte den Kellner gefragt, was es zu eſſen gäbe? „Händel gibt's heut.“ Ei was! ich liebe den Frieden und brauch keine Händel: ich will eſſen. „Schoffen Euer Gnaden Roßbratel?“ Glaubſt du, ich freſſe Pferdefleiſch? „Euer Gnaden! alle Raſende eſſen es doch gerne?“ Wie? ich ein Raſender? Der Baron griff nach dem Stok, der Wirth aber erklärte dieſen Irrthum in allen Eken auf's Beſte; und als endlich der Sachſe beruhigt äuſſerte, daß er wirklich ein Thor geweſen ſey, ſo unſchuldige Ausdrüke ſo böſe zu verſtehen, ſagte der Wirth, ihn tröſtend: Machen Sich Euer Gnaden nichts draus, jeda Menſch hat ein Stroach!

Ein junger Profeſſor Philoſophiä ſprach viel auf dem Katheder über Ich und Nicht Ich. Endlich ſtand er in ſeinem Eifer auf, ſchlug ſich auf die Bruſt und ſchrie: „Ich bin Ich!“ Da hörte man einen Schüler auf einen der hinterſten Bänke antworten: „Wenn Sie Ich ſind, wer bin denn nachher Ich?“ Ein allgemeines Gelächter erfolgte.

Die »Medicial Gazetta« berichtet folgendes höchſt merkwürdiges galvaniſches Experiment: Einer Kaze wurde der Kopf abgeſchnitten und, als der Blutlauf ſtokte, das Rükenmark herausgenommen und durch ein Amalgam von Queckſilber, Silber und Zink erſezt; ſogleich begann die Pulſation aufs Neue, und der Körper machte verſchiedene Bewegungen. Bei einer andern Kaze wurde Gehirn und Rükenmark herausgenommen und Schädel- und Wirbelſäule mit derſelben Miſchung gefüllt. Das Leben ſchien dem Thiere auf's Neue wiedergegeben zu ſeyn; es hob den Kopf empor, öffnete und ſchloß die Augen und verſuchte, ſtier vor ſich hinblikend, zu gehen; ſo oft es fiel, ſtrebte es immer, ſich wieder auf die Beine zu erheben. Es blieb in dieſem Zuſtande zwanzig Minuten, fiel alsdann nieder und blieb regungslos. Die Blutſtrömung, wie auch die animaliſche Hize ſchienen gänzlich wieder hergeſtellt zu ſeyn.

Unter den Geſchenken, welche der Königin von Preuſſen bei ihrer Ankunft in Neuchatel dargebracht wurden, verdient wohl eine mit Diamanten beſezte Uhr in Form einer Buſennadel und nur von der Groſſe eines Genfer Centime's (kaum ſo groß als ein preuſſiſcher Silbergroſchen!) die meiſte künſtleriſche Anerkennung Es iſt unglaublich, was für induſtrielle Fortſchritte in dieſem Luxusartikel in jenen Uhrfabrikgegenden ſeit einigen Jahren gemacht worden.

Während zweier Tage landeten im New-York nicht weniger als 3000 Auswanderer, und während der Monate April, Mai, Juni 12,000. In Quebeck kamen bis Mitte dieſes Jahres 16,292 Emigirte an.

Zu Bologna brachen in der Abbadia, einer Wohlthätigkeitsanſtalt, zwei Fußböden ein, und begruben 7- bis 800 arme Arbeiter unter ihren Ruinen. Drei Perſonen wurden todt, und 70 verwundet hervorgezogen.

Kaiſer Maximilian II.

Georg Mauricius, ein alter deutſcher Meiſterſänger hat folgenden Charakterzug dieſes Fürſten aufbehalten:

Auch Keyſer Maximilian
Der ander, löblich drin gethan,
Daß, wann ein'r zu ihm kommen war
Der forchtſam und erſchrocken gar,
Er ihm auffs freundlichſt gſprochen zu,
Biß er ſich gänzlich gab zur ruh.
Fragt etwan ihn, von wann er wär?
Was ihn für vrſach bracht anher?
Obs thewr oder wohlfeil bei ihm ſei?
Vnd was ihm ſonſten einfil frey,
Biß er wider bekam ein Hertz
Legt allen Schrecken hinterwärts,
Vnd kam im reden beſſer fort,
Bracht für was tröſtlicher ſein Wort.

Bücher-Anzeige.

Bei Puſtet in Paſſau iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Amtlicher Bericht
an die
Königliche Regirung von Niederbayern
über eine
landwirthſchaftliche Reiſe nach Würtemberg
von
Karl Hornſtein.

Der Verfaſſer, zu dieſer Reiſe von der Regirung beauftragt, bewährte ſich als ſo umſichtiger Beobachter, daß ihm die k. Regirung ſelbſt bezeugte, er habe ſeine Aufgabe „auf lobenswerth vollkommene, befriedigende Weiſe aufgefaßt und gelöst.“ —

In der That iſt auch das vor uns liegende, nur in 101 Seiten beſtehende (wohlfeile) Büchlein (als gedrukter ämtlicher Bericht) ein Meiſterſtük ſeiner Art. Nichts entging dem Scharfblike des Beobachters, aber nur das überall Beachtenswertheſte hält er feſt und vermeidet ſo, was für uns kein Intereſſe. Eben dadurch iſt jede Seite höchſt intereſſant, und wir empfehlen allen unſern Leſern zur Belehrung und Benüzung dieſes Büchleins Anſchaffung. F.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro 45. 11. November 1842.

Inhalt: Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers. (Schluß.) — Ueber Selbſtentzündung von Heu und Oehmd. — Ueber die Akerbeſtellung zu Haber vor Winter. — Reſonnement über das Wort „Schneider". — Prüfung der Aerzte in Guiana. — Tabakrauch als Mittel wider die Gicht. — Denkſpruch.

Die Verlaſſenſchaft des Pflanzers.
(Schluß.)

Endlich war das Inventarium vollendet, und Alle, welche einen Anſpruch auf die Verlaſſenſchaft zu machen hatten, wurden eingeladen, den Berichten Williams und Plakſons beizuwohnen.

Eine Zuſammenkunft von Gläubigern in dem Hauſe ihres Schuldners iſt ein ganz eigenes Schauſpiel. Hier zeigen ſich Habgierde und Egoismus in ihrer ganzen Stärke. Man muß ſehen, wie dieſe Menſchen ſich mit verdächtigen Mißvergnügen beobachten, man muß hören, mit welcher Vorſicht ſie einander ausholen, und wie ſie ohne Erröthen einander belügen. Die Augen ſchweifen überall herum, man ſchäzt im Gedanken ſogleich Alles, was man erblikt, man berührt die Vorhänge, die Bettdeken, man ſucht auf dem Pianoforte den Namen des Verfertigers, und beſtimmt ſchon im Voraus alle Stüke, die man ſich zueignen will.

Die Gläubiger des Herrn Makenſie hatten dieſe Prüfung im Einzelnen ſchon angeſtellt, als Plakſon und Williams eintraten. Der Leztere war traurig, aber in den Augen des Erſteren flammte eine wilde Freude. Alle Beide ſezten ſich zu einem Tiſche, und Williams begann ſein Inventarium abzuleſen.

Liegende Gründe, das Wohnhaus, die Ernte, die Sklaven, Alles war mit gewiſſenhafter Genauigkeit geſchäzt, und belief ſich auf 20,000 Dollars.

Wie, nur 20,000 Dollars? ſchrieen einige Gläubiger.

Geduld, unterbrachen ſie Andere, vielleicht hat Herr Plakſon noch etwas in den Papieren des Verſtorbenen entdekt.

Nichts! ſagte Plakſon, die Achſel zukend.

Da entſtand ein allgemeiner Lärm, und mancherlei Verwünſchungen gegen den Verſtorbenen wurden laut.

Ich hab's wohl vorausgeſehen, ſagte ein groſſer Holländer, der ſich mit dem Sklavenhandel bereichert hatte, der Verſtorbene war ein Korreſpondent der Koloniſationsgeſellſchaft, ein verkappter Abolitioniſt.

Ein Menſch ohne Religion, der am Sonntag Muſik machte, fiel ein Quäker ein.

Und Alle ſchrieen unter einander: Abſcheulich, himmelſchreiend, alſo ſollen wir wenigſtens die Hälfte verlieren?

Sie werden nichts verlieren, antwortete Plakſon. Das Iventarium des Herrn Williams enthält nicht das ganze Eigenthum ſeines Bruders, und er hat das Koſtbarſte vergeſſen.

Welches?

Seine Tochter.

Ein allgemeines Gemurre drükte das Staunen der Anweſenden aus.

Ich verſtehe Sie nicht, ſagte Williams.

Sie werden mich gleich verſtehen, mein Herr! Dieſe Dokumente unter des Verſtorbenen Papieren gefunden, beweiſen, daß die Frau, welche er vor 20 Jahren in Louiſiana heirathete, eine Sklavin war. Die Töchter ſind nach unſern Geſezen, was die Mütter waren, alſo iſt Miß Jenny die Tochter einer Sklavin, auch eine Sklavin, und gehört als ſolche in die Verlaſſenſchaft des Herrn Makenſie.

Das iſt unmöglich, rief Williams, wo ſind die Dokumente?

Hier! Williams wurde gebeten, ſie laut vorzuleſen.

Sie zeigten, daß Makenſie Schritte gemacht habe, um die Mutter Jenny's frei zu machen, daß dieſe aber erſt durch das Falliment, wodurch er gezwungen war, Louiſiana zu verlaſſen, ſpäter aber durch den Tod ſeines Weibes vereitelt worden ſeyen. Die Beweiſe waren ſo klar, daß ſie keinem Zweifel Raum gaben. Williams ſtand nach der Ableſung einen Augenblik ſtumm und unbeweglich.

Sind Sie überzeugt, Herr Makenſie? fragte Plakſon ironiſch.

Der Alte, bis in ſein Innerſtes erſchüttert, antwortete nicht.

Herr Makenſie ſieht nun ein, hoff' ich, daß ſeine Nichte auch ein Verlaſſenſchaftsſtük ſeines Bruders iſt.

Hört mich, verſezte Makenſie, ich kann nichts einwenden gegen Euer ſchändliches Geſez, es iſt einmal ein Geſez, nur bitte ich Euch, daß Ihr mir die Tochter meines Bruders überlaßt. Ich bin nicht reich und habe ſechs Kinder; aber, wenn dieſe auch keine Erbſchaft zu erwarten haben, ſo ſind ſie wenigſtens freie Menſchen. Ich zahle Euch für Jenny den Preis, den man für den kräftigſten Sklaven in Alabama bezahlt, ich zahle ſo viel, daß ihr ſelbſt finden werdet, daß ein ſchwaches Kind dafür zu theuer erkauft iſt.

Miß Jenny iſt ſchön, bemerkte ein Gläubiger, und Schönheit hat ihren eigenen Preis.

Entſezlich, ſchrie Williams.

Man ſieht, daß ſich der alte Herr auf einen ſolchen Artikel nicht verſteht, ſagte lachend der Holländer. Uebrigens kauft und verkauft man nicht ungeſchaut. Herbei mit der Waare, damit man ſie ſchäzen kann.

Ganz recht, rief man von allen Seiten, laßt die Sklavin kommen, wir wollen ſie ſehen.

Makenſie ſuchte vergebens Vorſchläge und Einwendungen zu machen, man hörte ſie nicht, er ſah wohl, aller Widerſtand ſey fruchtlos, und fürchtend, man möchte ſie mit Gewalt herbeiſchleppen, ging er ſelbſt, ſie zu ſuchen.

Er fand Sie mit Begieſſen der Blumen beſchäftigt; als ſie ihren Onkel ſah, lächelte ſie Anfangs, als ſie aber die Bläſſe ſeines Geſichtes bemerkte, fragte ſie ihn ängſtlich, was iſt Ihnen, lieber Onkel?

Williams hatte weder die Zeit, noch die Geiſtesgegenwart, um ihr das zu verſüſſen, was er ihr zu ſagen hatte; daher entdekte er ihr Alles ohne Vorbereitung. Miß Makenſie war wie vom Blize gerührt.

Fürchte nichts, tröſtete ſie der Alte, ich rette Dich, was es mich auch koſten mag.

Miß Jenny traute dieſen Worten nicht. Mit jener ſchnellen und tiefen Klarheit, welche die Gefahr gibt, ſah ſie auf der Stelle ein, daß alle Hoffnung verloren ſey, und daß ſie in die Gewalt jenes Mannes fallen müſſe, den ſie mehr haßte, als den Tod. Dieſe Ueberzeugung, anſtatt ſie nieder zu ſchlagen, gab ihr im Gegentheile Muth. Wenn man dem Unglüke noch etwas abdiſputiren kann, iſt man voll Angſt, aber wenn das Unvermeidliche über uns hereinbricht, unterwirft man ſich geduldig dem Schikſal. Mit der Ruhe eines Verurtheilten, der zum Schaffote geht, folgte Jenny alſo ihrem Onkel, und dieſer, ohne die Urſache dieſer muthvollen Ruhe ſich erklären zu können, freute ſich darüber.

Die Gläubiger erwarteten indeſſen mit Ungeduld den Onkel und das Mädchen, und fanden die lange Verzögerung etwas ſonderbar. Die Argwöhniſchen wurden ſchon unruhig, da ging die Thüre auf, und William erſchien, Miß Makenſie an der Hand. Das Mädchen war blaß, aber ſie ſchritt ruhig und ſtolz einher. Es war über ihr ganzes Weſen ein ſo tiefer und erhabener Schmerz ausgegoſſen, daß bei ihrem Anblike die Gläubiger faſt ehrfurchtsvoll zurük wichen.

Ich bringe Ihnen Ihre Sklavin, ſagte der alte Williams mit Würde. Da die Geſchöpfe Gottes hier eine Waare ſind, die man verkaufen und erben kann, ſo mögen Sie ſelbſt entſcheiden, was ich Ihnen dafür bezahlen ſoll.

Das iſt eine Waare von der beſten Qualität, murmelte der Holländer. Ich verſtehe mich auf den Sklavenhandel, und ich glaube 2000 Dollars kann man dafür geben.

Ich gebe 3000, rief Williams.

Die Gläubiger berathſchlagten ſich, als Plakſon, der bisher nur ſchweigend und lächelnd zugehört hatte, vortrat, und kalt ſagte: Ich gebe 6000 Dollars.

Bei dem Tone dieſer Stimme bebte Jenny zurük, aber verrieth doch keine Angſt.

7000 Dollars, verſezte Williams, 8000, 9000, 10,000.

Makenſie ſchwieg. Er bedachte, daß 10,000 Dollars faſt ſeyn ganzes Vermögen ausmachten, welches er ſeinen Kindern hinterlaſſen wollte. Jenny, welche dieſes Schwanken bemerkte, faßte ihn bei der Hand, und flüſterte ihm zu: Genug, lieber Onkel, laſſen Sie mich.

Herr! ſprach Williams zu Plakſon, ich weiß wohl, Sie können über gröſſere Summen disponiren, als ich, aber haben Sie Mitleid mit meiner Armuth. Es iſt ja kein Streit, den ich gegen Sie führe, wenn ich mehr biete, es iſt nur eine Pflicht, die ich erfülle. Trozen Sie mir das Mädchen nicht ab, es iſt die Tochter meines Bruders, ich habe ihr verſprochen, künftig ihr Vater zu ſeyn. Um Gottes Barmherzigkeit Willen laſſen Sie mir das Mädchen. Dieſes ſagte der Alte mit zitternder Stimme, und Thränen in den Augen, er faßte Jennys Hand, und gegen die Gläubiger gewandt, rief er: Ich gebe 12,000 Dollars.

Ich gebe 15,000, ſagte kalt Plakſon.

Geben Sie mich auf, flehte Jenny.

Williams aber bleich vor Zorn und Schmerz, verſezte: Die Schuld meines Bruders beträgt 20,000 Dollars, wohlan! ich verpflichte mich, ſie binnen einem Jahre zu bezahlen.

Und ich bezahle Sie auf der Stelle, ſchrie Plakſon, indem er die Summe in Banknotrn auf den Tiſch hinwarf.

Bei dieſem Anblike näherten ſich alle Gläubiger zugleich dem Tiſche. Der Handel iſt abgeſchloſſen, rief der Holländer, wir theilen uns in die Banknoten, und Euer iſt die Sklavin.

Makenſie warf ſich in einen Stuhl, und bedekte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Das mußte ſo kommen, ſprach Jenny mit kalter Verzweiflung, das war unvermeidlich, mein theurer Onkel, Sie waren nicht reich genug, um mich zu retten. Betrüben Sie Sich nicht, Sie ſehen, ich bin gefaßt, und bedenken Sie, was Sie mir ſelbſt geſagt haben: Gott erlaubt die Thränen, aber er liebt den Muth. Dann vor dem Alten auf ihre Kniee ſinkend, und ſeine Hände faſſend, fügte ſie mit zitternder Stimme hinzu: Hören Sie nur noch meine lezte Bitte. Jones befindet ſich, eitle Hoffnung nährend, in Boſton. Vielleicht in dieſem Augenblike ſezt er ſchon die Zeit feſt, wo wir auf ewig vereinigt werden ſollen, ich fürchte ſeinen Schmerz, wenn er den Schlag erfährt, der mich getroffen. Verſprechen Sie mir, das Schrekliche ihm ſelbſt zu verkünden, ihn zu tröſten, und über ihn zu wachen.

Ich verſpreche es Dir, verſezte Williams weinend. Das Mädchen zog ein goldenes Ringlein von ihrem Finger, und es ihm reichend, ſprach ſie: Dieſen Ring ſenden Sie ihm, und verkünden ihm dabei, daß ich meinen Schwur treu gehalten habe, und als ſeine Braut geſtorben bin.

Beide hielten ſich einige Augenblike ſchluchzend in den Armen, dann riß ſich Jenny mit übermenſchlicher Kraft los, drükte beide Hände krampfhaft auf ihr Herz, als wenn ſie dieſem Schweigen gebieten wollte, hob das blonde Haupt hoch empor, und warf einen verwirrten Blik rund um ſich. Die Gläubiger hatten ſich in die Kammer daneben begeben, um ihre Forderungen auszugleichen, und ſie war mit ihrem Onkel allein. Sie ſchritt in dem Zimmer herum, wo ihr Alles ſo vertraut war, und die Arme ausbreitend, als wenn ſie Alles mit einem Male umarmen wollte, rief ſie: Lebt wohl — lebt wohl! dann kniete ſie vor einem Frauenbilde nieder, welches an der Mauer hing, und ſprach: O meine Mutter! Gott ſey gelobt, daß er Dich früher zu ſich nahm, Du darfſt doch Deine Tochter nicht verkaufen ſehen, und biſt jezt frei dort oben im Himmel.

Dann näherte ſie ſich dem Fenſter und ſah ins Freie hinaus, ſie betrachtete die Landſchaft, den Himmel, den Alabama, welcher unter dem Balkon vorüber floß, bedekte ſich das Geſicht, und ſchluchzte laut. Es war ein Augenblik des tiefſten Schweigens. Plözlich aber öffnete ſich die Thüre, und Plakſon erſchien.

Ich komme zu fragen, ſprach er, ob das Abſchiednehmen vorüber iſt.

Dieſer Kauf iſt alſo wirklich und unwiderruflich geſchloſſen? fragte Williams.

Statt der Antwort hielt ihm Plakſon den, von den Gläubigern unterzeichneten, Kaufbrief vor.

Der Alte nahm maſchinenartig das Papier.

Und durch die bezahlte Summe ſind alle Verpflichtungen meines Vaters erfüllt, und ſeine Ehre makellos? fragte Jenny.

Herr Williams Makenſie wird ſogleich die Generalquittung für ſeinen Bruder erhalten. Es bleibt jezt nichts mehr übrig, als daß Miß Jenny ihrem neuen Herrn folgt.

So leben Sie denn wohl, mein theurer Onkel, ſchrie Jenny auſſer ſich. Lebe wohl, Jones; und mit einem Sprung auf das Fenſter ſtürzte ſie ſich aus demſelben in den Fluß Alabama hinab.

Ueber Selbſtentzündung von Heu und Oehmd.

Es entſtehen nicht ſelten Feuersbrünſte in ländlichen Gebäuden, namentlich Scheunen und Vieh-Stallungen ꝛc., bei welchen die Eigenthümer boshafte Einlegung des Feuers vermuthen, während ſie gleichwohl die nächſte Schuld, wenn auch mittelbar, trifft. Dieß iſt namentlich der Fall bei Entzündung des nach in naſſem oder feuchtem Zuſtande in Scheunen eingeernteten Heues, Oehmds, Strohes ꝛc., eine Erſcheinung, die in dieſem Falle allerdings aus natürlichen Gründen erfolgen muß. Der feſte Theil der in jenen Materialien oft anſcheinend nur in geringem Maſſe enthaltenen Wäſſerigkeit tritt nemlich mit ſeiner organiſchen Subſtanz in chemiſche Verbindung, wobei die an jenen Theil des Waſſers als flüſſigmachende Materie gebunden geweſene Wärme entwikelt wird, die zwar anfänglich das überflüſſig mechaniſch eingemengt geweſene Waſſer zur Verdunſtung bringt, ſobald dieſe aber erfolgt iſt, die organiſchen, feſten Theile auf eine bis zur Verkohlung ſteigende Temperatur erhebt.

Iſt die Hize einmal ſo weit geſtiegen, ſo bedarf es nur eines Zutritts der Luft, und das Ganze muß dann in Flammen ausbrechen.

Von der Wahrheit dieſer Erklärung kann man ſich ganz einfach dadurch überzeugen, wenn man eine nicht gerade geringe Quantität Heu und Stroh in einen Kaſten feſt zuſammenſtampft, und nun die ſich hierbei darbietenden Erſcheinungen beobachtet. Angenommen, das Heu, Stroh ꝛc. ſey vorher vollkommen trokͤen geweſen, ſo wird ſolches auch nach Monaten, wenn anders keine Feuchtigkeit hinzutreten kann, keine Veränderung erleiden. Bringt man hingegen die eine Portion mit wenigem Waſſer in Berührung, ſo daß ſolches von der Subſtanz eingeſaugt werden kann, ſo wird man ſchon nach einigen Tagen finden, daß das Innere der Maſſe ſich zu erwärmen und Dämpfe zu entwikeln beginnt, auch daß die Hize, wie man durch das Hineinſteken der Hand bis zu einiger Tiefe wahrnehmen kann, ſich bis zur Läſtigkeit vermehrt, ja, daß endlich die Maſſe bis in den Zuſtand der Verkohlung übergeht. Hierauf beruht auch das Verfahren bei der Zubereitung des Futters durch Selbſterhizung.

So finden wir nicht ſelten unter unſerem Heu einzelne Partieen, welche ein bräunliches Anſehen bekommen, auch nicht mehr ſo ſüß, wie anfänglich, ſondern ſäuerlich ſchmeken, deßhalb aber auch als Futter an Werth verloren haben. Eine ſolche Erſcheinung hat ihren Grund in der gleichen Urſache, nur war hier nicht Feuchtigkeit genug vorhanden, um die bis zur wirklichen Verkohlung und flammenden Entzündung erforderliche Wärme darzubieten, daher nur eine erſt anfangende, ſchwache Verkohlung Statt finden konnte.

Für das Geſagte ſpricht weiter die Erfahrung, daß die Selbſtentzündungen von Futter weniger bei dem Heu als vielmehr dem Oehmd vorzukommen pflegen, natürlicherweiſe weil das Oehmd in der Regel nicht in dem Maſſe zur Reife gelangt, mithin weniger feſte Theile beſizt als das Heu, daher ſchwerer abtroknet, und ſich nach den oben angedeuteten Geſezen um ſo leichter erhizt. Auſſerdem äuſſert die Sonne im Herbſte nicht mehr dieſelbe Kraft, wie im Sommer; die Tage ſind

kürzer, die Nächte länger, weßhalb auch bei dem Oehmdmachen keine Arbeit, wäre ſie noch ſo umſtändlich, geſpart, und, wie nicht mit Unrecht geſagt wird, daſſelbe auf dem Rechen getroknet werden muß.

Als beſondere Regeln ſind indeſſen für die Oehmdbereitung folgende zu empfehlen:

1) Die Vornahme der Heuernte nicht ungebührlich in die Länge zu ziehen, damit das Oehmden ſo viel wie möglich noch zur guten Jahreszeit geſchehen kann;

2) das Oehmd bei naſſer Witterung eher im Freien liegen zu laſſen, und es hier, wenn auch mit mehr Mühe und Zeitverluſt, troken zu machen, als daſſelbe nicht gehörig getroknet in die Scheune zu bringen, da es im erſten Fall nicht leicht gröſſeren Schaden nehmen kann, als dieſer im zweiten Falle nothwendigerweiſe eintreten muß.

Anders verhält es ſich freilich da, wo man zu Hauſe über hinreichenden Raum zum Ausbreiten des Futters verfügen kann, was jedoch bei gröſſeren Quantitäten nicht ſo leicht möglich ſeyn wird, da überhaupt um die Zeit der Oehmdernte die Scheunenräume am Meiſten angefüllt zu ſeyn pflegen;

3) nehme man ohne Noth das Einführen des Oehmds nicht bälder vor, bis der Thau völlig abgetroknet, und nicht ſpäter am Abend, als ſich ſolcher wieder einzuſtellen pflegt. Endlich laſſe man die etwa ſpät eingebrachten Wagen über Nacht nicht im Freien ſtehen, wenn das Futter nicht ganz troken und die Nächte ſchon kühl wären, indem das Grummet die Feuchtigkeit der Luft gerne an ſich zieht. Auch ſorge man

4) dafür, daß der Stalldunſt einen leichten Ausgang finden kann, und nicht genöthigt iſt, ſich ſolchen durch das gewöhnlich über den Stallungen liegende Futter ſelbſt zu verſchaffen, eine Regel, die nicht allein für die beſſere Erhaltung des Oehmdes, ſondern überhaupt für jedes Futter höchſt weſentlich iſt, unbegreiflicherweiſe aber noch allzuhäufig mißachtet wird.

Hat man indeſſen aller angewendeten Mühe ungeachtet dennoch zu befürchten, daß das Futter nicht gehörig troken eingebracht worden ſey, und daher Schaden nehmen möchte, ſo gewährt das Durchſchichten eines ſolchen Futters mit Lagen von trokenem Stroh noch das beſte Auskunftsmittel. Als radikales Mittel darf es jedoch nicht angeſehen werden, indem es zwar allerdings zur beſſeren Erhaltung des in ſeiner nächſten Umgebung liegenden Futters beizutragen, keineswegs aber den übrigen Theil, wenn der Heuſtok einigermaſſen groß iſt, gegen ſein Verderben völlig zu ſchüzen vermag. Das Futter darf jedenfalls aber nicht zu feucht eingebracht ſeyn, indem ſonſt das mit Feuchtigkeit ſich nach und nach anfüllende Stroh ſelbſt noch die Gefahr einer Entzündung herbeiführen könnte. Ferner iſt das Unterbringen des Oehmds, wo es thunlich iſt, auf dem oberen Scheunengebälke beſſer, als wenn es in den unteren Räumen geſchieht, aber auch mit um ſo gröſſerer Arbeit verbunden, die indeſſen, wenn man ſich eines guten Erfolgs verſichert halten darf, nicht geſpart werden ſollte.

Dagegen iſt das Aufſtellen von Dunſtröhren, z. B. alter Fäſſer ohne Böden, oder das Vermengen des Futters mit trokenen Körpern, als Holzblöke, Steine ꝛc., wie ſie hin und wieder in Vorſchlag gebracht worden ſind, theilweiſe ſchon aus den bei dem Durchſchichten von Stroh angegebenen Gründen nicht zureichend, abgeſehen davon, daß dieſes Verfahren im Groſſen ohne viele Umſtände nicht ausführbar iſt.

Ueber die Akerbeſtellung zu Haber vor Winter.

(Von Oekonom H. A. Siebenhain zu Dorf-Erbach.)

Seit einigen Jahren kenne und benüze ich die von Burger und Schwerz über Landwirthſchaft geſchriebenen Bücher, und fand in denſelben, daß in ſchon im Herbſte gepflügtem und über Winter in rauhen Furchen liegen gelaſſenem Felde der Haber am Beſten gerathe. Die Sache leuchtete mir ein und ich machte deßhalb im vorigen Herbſt eine Probe, welche ich in der Vorausſezung beſchreibe, daß man Nachſicht mit mir habe, denn ich verſtehe beſſer den Pflug als die Feder zu führen.

Gleich nach der Ernte ließ ich die zu Haber beſtimmte Spelzſtoppel flach umſtürzen und nach

beſtellter Herbſtſaat nochmals mit dem Ruchadlo, welcher mir ausnehmend gut gefällt, tiefer als gewöhnlich zur Frühjahrsausſaat in rauhen Furchen umpflügen. Am 12. März d. J. kam ich auf den $10\frac{3}{4}$ Morgen haltenden Aker und fand den Untergrund noch bedeutend gefroren, die Oberkrume von ohngefähr 3 Zoll aber ganz troken und zum Eineggen des Habers ganz paſſend. Ich entſchloß mich deßhalb die folgenden Tage, als am 13. und 14., meinen Haber zu ſäen. Ehe das Eineggen des Habers beendigt war, fiel aber ſo ſtarker Schnee, daß die Egge mehr im Schnee als in der Akerkrume ging. Der Schnee ging nach einigen Tagen wieder weg, aber jezt fanden ſich eine ſolche Menge Dohlen, Spazen, Goldammer, Lerchen und Tauben aus der ganzen Umgegend ein, daß ich meinen Haber wenigſtens zur Hälfte für verloren gab. Ich entſchloß mich deßhalb zu einer kleinen Nachſaat von Haber auf die Hälfte des Akers, und ließ tüchtig einèggen. Meine Nachbarn lachten oder zukten die Achſel und ſagten, der hat im Herbſt geakert und nun unter den Schnee geſäet und die Vögel in der ganzen Umgegend mit ſeinem Haber gefüttert, wie weit wird es noch mit ſeinen Neuerungen bringen ꝛc. — Wohl ſtellte ſich der Haber beim Aufgehen etwas dünn, ſowohl auf dem nur einmal als dem nachgeſäeten Theile, was auch in der Folge keinen Unterſchied zeigte, aber er buſchte ſich in Kurzem ſo ſtark und wuchs ſo üppig und vollkommen heran, daß ich, der ungünſtigen Verhältniſſe auf dieſem Stük ungeachtet, 110 Haufen Haber ganz rein von allem Unkraut, den Haufen zu 1 heſſiſchen Malter und das Malter à 134 Pfund, erntete.

Ich halte die Zurichtung der Felder, welche Sommerfrüchte tragen ſollen, im Herbſte für ſehr vortheilhaft:

1) weil wenigſtens bei mir ein im Frühjahr gut geakertes Feld mehrentheils für Haber zu loker wird, und dann geringeren Ertrag liefert, wenn nicht ſchwere Regen fallen;

2) wuchert alles Unkraut ſtärker in Akern, welche im Frühjahr geakert, und übermannt daſſelbe oftmals den Haber;

3) iſt der früh geſäete Haber beſſer und ſchwerer im Korn als der ſpät geſäete, auch geht der früh geſäete Haber gleicher auf, leidet weniger von Dürre und wird in einem gut zubereiteten Aker eben ſo groß im Stroh als der ſpäte.

Ich werde mit der vorwinterlichen Beſtellung der Haberäker fortfahren und dieſen Herbſt auch mit einem Gerſtenaker einen Verſuch machen; denn ich habe mich vollkommen überzeugt, daß frühe Ausſaaten immer vortheilhafter ſind als ſpäte.

Zuſaz der Redaktion.

Hr. Siebenhain hat hier einen Gegenſtand angeregt, der alle Beachtung verdient, denn es iſt ganz richtig, daß die Zurichtung der zur Aufnahme von Sommerfrüchten beſtimmten Felder ſchon vor Winter, wie im Gartenlande ſo auch im Felde, im Allgemeinen von groſſem Nuzen iſt, als ein Hauptgrundſaz guter Feldbeſtellung gilt und auch in gut betriebenen Wirthſchaften meiſtens eingeführt iſt. Denn

1) wirkt tiefere Bearbeitung des Bodens vor Winter immer vorzüglich auf die Frühjahrsbeſtellung ein, indem der Boden durch den Winterfroſt und die atmoſphäriſchen Einflüſſe mehr gelokert und befruchtet wird, das Unkraut ſich eher verliert ꝛc.

2) läßt ſich auf einem ſchon im Spätjahr gepflügten Aker die Einſaat ungleich früher vornehmen, weil es, wenigſtens bei Haber, gewöhnlich blos eines Abeggens deſſelben bedarf, ein Vortheil, der um ſo erheblicher iſt, als die frühe Saat bei unſerer ſeit einigen Jahren anhaltenden fatalen Frühjahrswitterung, d. h., dem ſchnellen Eintritt heiſſer Tage nach kaum zu Ende gegangenem Winter oder dem Mangel unſerer ſonſt ſo lieblichen milden Frühjahrsluft, kurz — die Erhaltung der den Saaten ſo weſentlichen Winterfeuchtigkeit, welche das Pflügen im Frühjahr nur um ſo ſchneller entführen würde, eine Hauptſache bleibt;

3) kann ſo das Zugvieh bis tief in Winter hinein, alſo lange noch nach Beendigung der eigentlichen Winterbeſtellung, beſchäftigt werden, ſo daß um ſo weniger Geſchäfte auf das Frühjahr fallen, wo man ohnehin die Hände vollauf zu

thun hat. Es iſt deßhalb auch keineswegs eine Verſtärkung der Zugviehhaltung im Frühjahr nöthig, wie in Wirthſchaften, wo für die Frühjahrs-Beſtellung auf jene Weiſe nicht vorgearbeitet wird.

(Zeitſchrift für die landwirthſchaftlichen Vereine des Großherzogthums Heſſen.)

Reſonnement über das Wort „Schneider".

Es kann nichts Uneigentlicheres, nichts Widerſinnigeres geben, als das Wort Schneidee, wenn man nemlich diejenigen Handwerker darunter verſteht, die uns unſere Kleider machen. Iſt nicht im Grunde Jeder ein Schneider, der etwas ſchneidet, warum denn alſo dieſe Leute allein? Wollte man ſchon ſtarrſinnig bei der Benennung „Schneider" verbleiben, ſo müßte man ſie Tuchſchneider, Flanellſchneider, Taffiſchneider, Leinwandſchneider ꝛc. heiſſen, denn dieſes ſind die gewöhnlichen Artikel, die unter ihren ſchöpferiſchen Händen geſchnitten werden. Am Unpaſſendſten aber ſind unſtreitig die Ausdrüke: „Damenſchneider" und „Manns-Schneider." Mancher von den Herren dieſer ehrenfeſten Zunft hat vielleicht in ſeinem Leben nicht einmal mit einer Nadel eine Dame gerizt, viel weniger geſchnitten, und doch muß er nolens volens Damenſchneider heiſſen. Iſt das nicht lächerlich? Wären die Benennungen: Damen- und Mannsſchneider nicht vielmehr für den Chirurgen und Anatomiker anpaſſend, die buchſtäblich die Pflicht des Schneidens am menſchlichen Leibe ausüben müſſen? —

Es war daher keine eitle Neuerungsſucht, kein ſtolzer Hang zur Reform der deutſchen Sprache, ſondern ein glüklicher Einfall eines grammatikaliſchen Denkers, der mit dem Woete: „Kleidermacher" eine Benennung verdrängte, die ſo wenig zur Sache paßt. Welch eine glänzende Epoche machen daher die Schneider (Kleidermacher wollte ich ſagen!) mit dieſer Reform in der Reinigungs-Geſchichte der deutſchen Sprache! —

Prüfung der Aerzte in Guiana.

Die Abendzeitung bringt einen Nerven und Knochen erſchütternden Bericht, wie die Aerzte in Guiana geprüft werden. Ein Piace (Arzt) in Guiana muß zehn Jahre lang bei einem alten Piace zubringen und ihm dienen; er muß über 24 Jahre alt ſeyn und folgende Prüfungen mit aller Standhaftigkeit aushalten: Erſtlich wird er eine Zeit lang eingeſchloſſen und nur mit ſo wenig Nahrung verſehen, daß er faſt Hungers ſterben möchte. Hierauf zieht man ihn aus ſeinem Gefängniſſe heraus und bei aller ſeiner Schwäche muß er ſo lange tanzen, bis er ihn Ohnmacht fällt. Um ihn daraus zu erretten, bindet man ihm einen Beutel mit Ameiſen um den Hals, welche ihm wieder zurecht bringen. Nun geht es aber faſt an's Quälen. Man ſezt ihm eine Art Trichter in den Mund und durch dieſes gießt man ihm ein groſſes Gefäß voll Tabaksſaft in den Hals. Dieſes verurſacht ihm, wie leicht zu erachten, die heftigſte Zerrüttung des Körpers. Viele bleiben in dieſer Probe; die ſie überſtehen, hält man für geſchikt, alle nur möglichen Krankheiten zu kuriren.

Tabakrauch als Mittel wider die Gicht.

Ein Doktor Namens Gaglia, litt an den Händen heftige Gichtſchmerzen. In dieſem Zuſtande fing er wieder zu rauchen an, was er ſeit längerer Zeit aufgegeben hatte. Den heftigſten Schmerz empfand er am Mittelfinger der rechten Hand. Er gerieth zufällig auf den Gedanken, das kranke Gelenk ſtark anzueauchen. Bald empfand er eine Linderung der Schmerzen, die ſo zunahm, daß der ganze Schmerz verſchwunden war, als die Pfeife zu Ende ging. Der Finger war mit Schweiß bedekt, und die Gicht verſchwand gänzlich. Mehrere Bekannte des Doktors haben ſeitdem dieſelbe Erfahrung gemacht, und das Reſultat der dießfälligen Beobachtungen iſt, daß das getroknete Tabaksblatt ohne alle Zubereitung und Beimiſchung dazu am Geeignetſten iſt.

Denkſpruch.

Wenn ein Armer den andern beſchenkt,
Ein Engel ſich freut und beider gedenkt.

J. Ettinger.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Aufwand und die Verſchwendung in Oſtiadien überſteigt allen Glauben. In Kalkutta beträgt die Miethe eines Hauſes ohne Meubeln jährlich 11,000 fl. und der gewöhnliche Preis an der Wirthstafel, ohne Deſſert und Wein, iſt täglich ein goldener Mohr, d. i. zwei Karolins. Zehn Karolins ſind ein mäſſiger Einſaz beim Whiſt, und der Galla-Anzug einer engliſchen Dame muß den Mann erblaſſen machen, wenn er hört, daß der dazu nöthige Puz 30 bis 40,000 Gulden erfordert. Aber weſſen Schweiß und Blut klebt wohl an all' dieſen Herrlichkeiten? —

Die Elektrizität ſoll ein vortreffliches Mittel ſeyn, die Warzen zu vertreiben. Jemand in der Stadt Annapolis in Amerika, der mit Warzen an der Hand behaftet war, und bei dem alle Mittel, z. B. der Höllenſtein ꝛc., vergebens angewendet wurden, ließ täglich fünf Minuten lang elektriſche Funken durch dieſelben ſtreichen, und nach 5 Tagen waren ſämmtliche Warzen verſchwunden.

Ein gelehrter Freund der Aufklärung hat nach vielen Verſuchen ausgemittelt, daß, wenn ein Licht eilf Minuten lange ungepuzt brennt, es eine Abnahme von 3 Percent an Helle verliert; ſollte es 30 Minuten ungepuzt brennen, dann würden 6 ungepuzte Lichter nur ſo viel Helle vertretten, als ein eben gepuztes. Aber nicht allein an Helle iſt der Verluſt bedeutend, ſondern auch am Talge, denn ungepuzt verzehrt ein Licht um ein Drittel mehr an Brennmaterial. Man muß alſo, wie es ſich ergibt, beim Lichtpuzen nicht träge ſeyn.

Seidene Kleider ſollen ſich nach den Beobachtungen des engliſchen Naturforſchers Rennie als das beſte Mittel gegen üble Laune und Mißmuth bewähren. Leztere entſtehen nemlich aus Mangel an Elektrizität im menſchlichen Körper; dieſen Mangel aber ſoll Seide, als vorzüglicher Nichtleiter, verhindern.

Ein engliſches Blatt behauptet, daß die Haut der Erdäpfel, wenn man ſie dörret und in feinen Staub verwandelt, eine ſo entſchiedene Aehnlichkeit mit dem Tabak habe, daß ſelbſt die erfahrenſten Schnupfer ſich oft täuſchen laſſen. Zu bemerken iſt indeß, daß beide Pflanzen zu einer und derſelben Familie gehören.

Für Biertrinker.

Junges, zu neues Bier iſt bekanntlich nicht trinkbar; ſtellt man aber den Krug oder das Glas, worin ſich das Bier befindet, an einen warmen Ort, ſo übertrifft es nach einer kleinen Viertelſtunde an Güte ſelbſt das beſte, abgelegene, alte Bier. —

Empfehlenswerthe Statuten.

In den Statuten einer Privatgeſellſchaft in *** finden ſich folgende Paragraphen, die wir der »allg. Theaterzeitung« entnehmen:

1) Es dürfen nicht mehr Mitglieder aufgenommen werden, als in dem Lokale Plaz haben.

2) Der Neujahrstag wird jährlich zweimal durch ein Feſt gefeiert.

3) Will ein Mitglied mehr Verſtand haben, als das andere, ſo wird es ausgeſtoſſen.

4) Wenn ein Mitglied zwei Ideen hat, ſo iſt es verpflichtet, die eine einem andern abzutreten.

Der Geſundheitmann.

Schreit' ich ſo ganz unverdroſſen
Durch der Straſſen Labyrinth,
Schweißbedekt und ſtaubbegoſſen,
Jezt bei Regen, jezt bei Wind,
Ruft fein: »Fahr mer Euer Gnaden?«
Des Fiakers raſcher Mund. —
Doch ich denke mir, das Gehen
Stärkt den Körper, iſt geſund.

Steh' ich auf des Grabens Mitte
Still bewundernd manchen Schrein,
Liſpelt des Gefrornenhütte:
»Freund, ich liebe dich, ſey mein!«
Zukerbäker, Mandoletti's
Rufen mich im ſchönen Bund —
Doch ich denk' mir, Süſſigkeiten
Sind dem Magen nicht geſund.

Wo ich mich nur hin mag drehen,
Winkt Theater mir und Ball,
Reunions und Aſſambleen
Und der Walzerfürſten Schall;
Thées dansants, Akademien,
Mordſpektakel macht man kund.
Doch ich denk' mir, das Gedränge
Und der Dunſt ſind ungeſund.

Und drauf leſ' ich in Gedichten
Von den Freuden der Natur,
Von dem Bachkryſtall, den lichten,
Und dem würz'gen Duft der Flur.
Und da denk' ich mir: ein Becher
Waſſers aus der Grotte Grund,
Und ein Stük des Weizenbrodes
Sind idylliſch und geſund.

Theodor Flügel.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 46. 18. November 1842.

Inhalt: Wie kann man den Taubhafer auf dem Felde am leichteſten ausrotten? — Hunden und Katzen ſoll das Futter nicht auf Tiſch-, Küchen- und Melkgeſchirren vorgelegt werden. — Band- und Zwirn-Niederlage des Zeitgeiſtes.

Wie kann man den Taubhafer auf dem Felde am Leichteſten ausrotten?

Es gibt Viele, welche ſich oft über den Taubhafer beklagen, indem er ſich auf dem fetteſten Boden von Jahr zu Jahr vermehrt, ſich nicht ſo leicht ausrotten läßt und beſonders in der Haber- und Gerſtenſaat ein ſehr ſchädliches Unkraut iſt. Dieſe nachtheilige Pflanze entzieht anderen nützlichen Gewächſen die Nahrung; ihr Same reift früher, als das angebaute Getreide und fällt bei der geringſten Bewegung aus, wodurch dieſes Unkraut ſich immer mehr fortpflanzt und zur groſſen Plage des Landwirthes wird.

Allein ſo wie es in der Welt keinen Feind und kein Uebel gibt, gegen welches uns die Vorſicht nicht auch ein Gegenmittel geſchenkt hätte, ſo ſind auch die Wirthſchaftshälter keineswegs aller Mittel entblößt, mit welchen ſie dieſen groſſen Feind der Feldfrüchte, wenn nicht gänzlich vertilgen, doch wenigſtens ſeinen groſſen Schaden hemmen können. Einige glauben, daß ſich der Taubhafer durch das fortwährende Anbauen der Feldfrüchte vermehre; ſie laſſen daher ein ſolches damit behaftetes Feld Brache liegen, um ihn durch das fleiſſige Ausarbeiten des Bodens zu vertilgen; Andere bauen darauf ſolche Gewächſe an, welche man umgraben muß, wie z. Rüben, Kartoffeln, Bohnen u. a.; ſie glauben damit dieſem Unkraut jedes Aufwachſen unmöglich zu machen. Noch andere nehmen ſich die Mühe, daß ſie den Taubhafer, ehe er reif wird, ſammt den Wurzeln ausreiſſen oder ihn ausjäten. Es gibt aber noch ein anderes und ſichereres Mittel gegen dieſes Unkraut, welches der Kuneſch ſeinem Nachbar Miloſch, da er ihn auf dem Felde beim Ausjäten des Taubhafers antraf, in folgender Art mitgetheilt hat.

Kuneſch. Guten Morgen, Nachbar! Was hat euch auf Einmal gegen dieſe ſo ſchöne Gerſte aufgebracht, daß ihr dieſelbe, ohne auf den Schnitt zu warten, ſchon leget? — Ich will nicht glauben, daß ihr ſie ſo zum Körnerertrag einführen wollet?

Miloſch. Danke, danke! Gleich habe ich mir's gedacht, da ich euch von der Ferne herankommen ſah, daß ihr uns mit einem Scherz bewillkommen werdet. Wenn ich euch nicht gut kennen möchte, möchte ich mir denken, daß ihr mich zum Beſten habt.

Kuneſch. Euer Argwohn wäre ohne Grund. Verlaßt euch darauf, ich meine es aufrichtig mit euch.

Miloſch. Iſt's möglich? Ihr haltet daher dieſes hier ausgeriſſene Unkraut für eine Gerſte? oder mich für ſo albern, daß ich den unreifen Taubhafer für einen Körnerertrag aufheben wollte?

K. Bei Leibe nicht! Ich wollte euch nur auf die ſchönen Gerſtenähren aufmerkſam machen, die ich hie und da, theils mit dem Taubhafer ausgeriſſen, theils verworren und zertreten ſehe.

M. Ihr wollet mich nicht etwa überreden, daß ich von dieſer begonnenen Arbeit ablaſſe und die Zeit abwarte, bis ſich der Taubhafer von ſelbſt wieder anbaut? Ihr ſelbſt waret Augenzeuge, daß ich hier im Frühjahre lauter ſchönen Gerſtenſamen geſäet habe; ihr habt mich noch gelobt, daß ich auf die Reinigung des Samens ſo aufmerkſam bin: und was hat's mir genützt? Sehet nur her, wie kek ſich dieſer ungeladene Gaſt hier ausbreitet, wie hoch er ſich hebt, als wollte er mir in's Geſicht lachen, daß ich die Thüre nicht erſpürt habe, durch welche er ſich einzudrängen pflegt. Aber warte, deine Sterbſtunde hat ſchon geſchlagen!

K. Es freut mich, Nachbar! daß ihr ſo unverdroſſen eure Felder pflegt; wenn alle ſo fleiſſig

wie ihr wären, ſo möchten wir bei unſerem Dorfe bald weder Taubhafer, Sommerlolch, Roggentreſpe und anderes Unkraut unter dem Getreide antreffen: nur müßtet ihr, um eure Abſicht zu erreichen, auch ſolcher Mittel euch bedienen, welche euch zum Ziele bringen.

M. Und leitet mich die Ausreiſſung dieſes Unkrauts, ehe es reif wird, nicht dazu? — Ich habe mir darüber ſchon genug den Kopf gebrochen, aber bei allem meinem Nachdenken iſt mir nichts Beſſeres beigefallen.

K. Ich glaube es euch gerne. Jedes Handwerk koſtet Mühe. Man muß viel Schweiß vergieſſen, ehe man Meiſter wird, und dabei darf man doch nie den Rath der Erfahrenen verſchmähen. —

M. Ich wollte ſchon gerne gehorchen, wenn mir nur Jemand rathen wollte.

K. Wenn ihr euch von mir rathen laß't, ſo verhaltet euch hiebei nach der Predigt, die ihr neulich in der Kirche ſo aufmerkſam angehört, und mich bald darauf verſichert habt, daß ſie euch ſehr gefallen habe.

M. Ich erinnere mich wohl darauf, aber ich begreife nicht, wie ſie hieher gehört? ſie lehrt mich doch nicht, wie ich den Taubhafer vertilgen ſollte.

K. Aber ſie lehrt doch, was beinahe daſſelbe iſt, von der Ausrottung des Unkrautes unter dem Weizen, welches der göttliche Erlöſer vor der Schnittzeit auszureiſſen nicht erlaubt, mit den Worten: „Laſſet beides wachſen bis zur Ernte, damit ihr beim Ausreiſſen des Unkrautes nicht auch den Weizen mit vertilget;“ daraus folgerte der Herr Pfarrer eine ſchöne Sittenlehre für unſere Lebensweiſe, nemlich: „daß wir alle unſere Geſchäfte zur gehörigen Zeit verrichten ſollen.“

M. Das war eben die Urſache, daß ich auf das Ausreiſſen des Taubhafers, ehe er reif wird, verfallen bin. Oder habe ich ſollen bis zur Ernte warten? Gern hätte ich's gethan, damit ich ihn einbinden könnte, nicht etwa zum Verbrennen, aber zum Ausſtreuen, um daraus etwas Dünger zu gewinnen; denn die Zeit zum Ausraufen könnte ich auf etwas Nüzlicheres verwenden. Aber wie ſehr möchte ich getäuſcht werden! Die vieljährige Erfahrung hat mich belehrt, daß der Taubhafer-Same früher, als andere Feldfrüchte reift, daß er vor der Ernte ausfällt und ſich von Neuem ſelbſt anbaut. Nein, Nachbar! dazu laſſe ich mich nicht bereden, daß ich bis zur Ernte warte, um hernach leere Halme des Taubhafers zu fechſen! Ich gehorche euch gerne, indem ihr mir ſchon oft aus der Noth geholfen habt, aber dießmal kann ich unmöglich irren, wenn ich den Taubhafer vor der Samenreife ausjäte.

K. Daß ihr euch ſo ganz irrt, will ich nicht behaupten, ich muß vielmehr zugeben, daß euere Anſicht richtig iſt. Aber bedenket nur, wie ſchwierig, wie nachtheilig dieſe Arbeit iſt! wie viel Gerſte dabei zu Grunde geht! wie viel künftiges Stroh dabei verloren geht!

M. Gott befohlen! Ich ſehe es deutlich ein, daß mich hier eine traurige Ernte erwartet, — das Feld ſieht wie nach einem Hagelſchlag aus, — ich werde kaum den Samen fechſen! aber wie anders zu helfen?

K. Ihr hofft zu viel, wenn ihr von euerm Ausjäten erwartet, daß der Taubhafer nun ganz vertilgt ſeyn wird. Glaubt mir, daß, wenn ihr nicht einen andern Weg einſchlaget, werdet ihr den Taubhafer noch durch mehrere Jahre ausreiſſen müſſen.

M. Ich weiß nicht, wo er ſich hernehmen möchte, wenn ich das Ausfallen ſeines Samens verhindere.

K. Wo nimmt ſich, ſagt mir, jedes andere Gras her, womit ihr von dem lieben Frühling an bis beinahe zur Ernte euer Vieh vollfüttert? — Ihr wiſſet, daß ich auch eine Feldwirthſchaft habe; eure Felder liegen meiſtens an den meinigen: habt ihr ſchon geſehen, daß ich den Taubhafer ausreiſſen oder deſſen Samen auf der Erde zuſammenklauben laſſe?

M. Ich wollte euch ſchon oft darüber fragen, woher es komme, daß dieſes Unkraut ſich auf euren Boden nicht wagt.

K. Hättet ihr das gethan, ſo hättet ihr euch die heutige Arbeit erſpart. Indeſſen glaube ich nicht zu ſpät gekommen zu ſeyn. Ihr ſollt des

Taubhafers los werden, wenn ihr euch meines Mittels bedienen wollt.

M. Ich bin neugierig, euch anzuhören; nur keine Zauberei! lieber wollte ich mein ganzes Feld mit lauter Taubhafer verwachſen ſehen.

K. Höret nur aufmerkſam an, und ihr werdet ſelbſt über dieſe Beſorgniß herzlich lachen. Ehe wir zur Sache kommen, wünſchte ich eine Auskunft von euch. — Ich erinnere mich ſehr wohl, daß ihr ehemals viel Roggentrespe unter dem Weizen hattet; als ich heuer eure Felder beging, habe ich keine Trespe darunter gefunden. Sagt mir, mit welchen Waffen habt ihr dieſen Feind beſiegt?

M. O, könnte ich auch ſo leicht den Taubhafer ausrotten! Der Weizen, in welchem viel Roggentrespe war, gehört zu den Wechſelſamen, welcher ſowohl im Herbſt, als im Frühjahre angebaut werden kann. Indem ich voriges Frühjahr nicht genug von dieſem Samen hatte, und ein Feld ganz unangebaut zu laſſen mir ſehr leid war, habe ich darauf den Weizen ſammt dem Unkraut geſäet, und mir gedacht: „Sey ſchon etwas daraus oder nichts.“ Ihr habt ſollen neulich zugegen ſeyn, wie ich den Weizen aus der Tenne hob; ich wußte vor Freuden nicht, wo ich bin: — ſo einen ſchönen Weizen, rein wie Gold, habe ich ſchon lange nicht geſehen.

K. Die Noth war daher eure Lehrmeiſterin, daß man, wenn man ſich von der Roggentrespe befreien will, das Getreide, wo es nur thunlich iſt, im Frühjahre anbauen müſſe; das iſt auch die wahre und einzige Art, dieſelbe ganz auszurotten. Aber ſagt mir die Urſache davon, woher es kommen mag, daß dieſe ſchädliche Pflanze bei der Frühjahrſaat ganz ausgeblieben war?

M. Ich habe darüber noch nicht nachgedacht, und — es fällt mir auch nichts Anderes ein, als daß die Roggentrespe eine Winterpflanze iſt.

K. Ihr ſeyd der Sache wohl auf der Spur, aber ganz gefunden habt ihr ſie noch nicht. Wenn ihr das Winterkorn im Frühjahre anbaut, bleibt es auch ganz aus?

M. Das nicht. Es wächst aber nur langſam, zieht ſich auf der Erde und wenn das Frühjahr zu troken iſt, ſo iſt daraus gar nichts: es kommt aber doch zum Vorſchein und die Roggen-Trespe hat ſich nicht einmal gezeigt.

K. Da ſeht ihr nun ſelbſt ein, daß die Urſache hievon in etwas Anderem zu ſuchen iſt, als daß die Roggentrespe eine Winterpflanze iſt, ſonſt müßte auch das Korn als eine Winterpflanze ganz ausbleiben.

M. Ich bin ſchon ungeduldig, es zu erfahren.

K. Was machen denn die Gärtner mit ihrem Samen, damit er ſchnell keimt und wächst?

M. So viel ich weiß, ſo tauchen ſie denſelben in etwas laues Waſſer öfter ein, bis ſich der Keim zeigt.

K. Sehr wohl; möchten ſie den Samen troken anbauen, ſo müßte er ſich den zum Keimen nöthigen Nahrungsſaft ſelbſt erſt in der Erde mühſam ſammeln, welcher ihnen durch das Einweichen auf Einmal reichlich zukommt. Wie lange muß oft der Same in der Erde ruhen, bis die Feuchtigkeit durch die harte, dike Haut dringt. Aus dieſer Urſache wird das Korn lieber im Herbſt als im Frühjahre angebaut, weil die zu dieſer Zeit währenden längeren Nächte und neblichten Tage dem Austroknen des Bodens entgegen wirken, wodurch das Korn bald ſo viel Nahrung bekommt, daß es keimen und Wurzel faſſen kann. Nachdem es aber in dem Boden über den langen Winter ausgetrieben und die Wurzeln die gehörige Stärke erhalten hatte; dann kann es im Frühjahre und im Sommer jeder Hize trozen und ſich ſelbſt ernähren, da es im Gegentheile im Frühjahre angebaut, zu wenig Zeit zum Keimen, Bewurzeln, Aufſchieſſen und Ausreiſen hat. Tritt ein trokenes Wetter ein, ſo wird aus einer ſolchen Getreidegattung wenig, manchmal gar nichts. Die Roggen-Trespe kann wegen ſeiner diken Haut und nur ſchwachen Kernlein nicht einmal keimen, wenn es nicht früher durch den ganzen Winter in dem feuchten, mit Schneewaſſer hinlänglich getränkten Boden ausgelegen iſt, und iſt deßhalb, wie ihr es ſelbſt geſteht, im Frühjahr angebaut nicht einmal ſichtbar. Die Roggentrespe kann überhaupt eine trokene Jahreszeit gar nicht ertragen und verliert ſich meiſtens, ſelbſt, wenn ſie im Herbſte angebaut wäre.

M. Am Sicherſten verliert ſich aus dem Aker die Roggentrespe, bei der Sommerſaat, ſelbſt wenn darin Trespenſame wäre. Ich habe noch dazu die Stoppeln im Herbſte darauf ſtürzen, und im Frühjahre gut ausarbeiten laſſen, jezt habe ich dort eine ſchöne Gerſte und dieſes Unkraut ſehe ich da nicht mehr.

K. Daran habt ihr ſehr gut gethan! Wie ſehr hättet ihr euch getäuſcht, wenn ihr dieſes Feld über den Winter umgeakert, und im Frühjahre unangebaut gelaſſen hättet! Da ihr im Herbſt die Stoppeln geſtürzt habt, ſo kam die Roggentrespe in die Erde, konnte ſich bewurzeln und ging im Frühjahre zeitlich auf und wurde durch das neuere Einakern ſammt den Wurzeln unter die Erde gebracht und vertilgt.

M. Nun begreife ich deutlich, warum die Roggentrespe nicht mehr erſcheint, aber ich ſehe bis jezt doch nicht ein, wie ich auch den Taubhafer ausrotten könne.

K. Gut, daß ihr darauf kommt. Aus dem ſchon Geſagten habt ihr euch überzeugt, daß jeder Same früher in die Erde kommen muß, bevor er keimen und wachſen kann. Betrachtet den hier ſtehenden, ganz reifen Taubhaferſamen! Ihr findet, daß ſeine Schale hart und dik und behaart ſey, mit einer langen Spize verſehen, deſſen innerer Kern unbedeutend klein iſt. Fällt er von dem Halme ab, ſo kann er wegen ſeiner haarigen Beſchaffenheit nicht einmal zum Boden kommen und muß daher nur oben auf bleiben.

M. Und da er nicht unter die Erde kommt, ſo kann er auch nicht keimen und wurzeln. Nicht wahr? — Da wäre, ſcheint's mir, das beſte Mittel, das Feld im Herbſte ungeakert zu laſſen, damit ihm die gehörige Feuchtigkeit aus der Erde nicht zukommen könnte.

K. Gefehlt, lieber Nachbar! Wenn ihr das Feld erſt im Frühjahre akern laſſet, ſo habt ihr dazu beigetragen, daß der Taubhafer aus Mangel der Feuchtigkeit im Herbſte nicht wächst: aber ich ſtehe euch nicht dafür, daß er ganz und gar ausbleibt; denn er war durch den ganzen Herbſt und Winter dem feuchten Nebel und dem Schnee ausgeſezt, kommt er hernach im Frühjahre unter die Erde, wie leicht wird er da keimen und wachſen?

M. Stürze ich aber die Stoppeln im Herbſte um, ſo kommt der Taubhafer ganz unter die Erde, wo dann ein jeder Kern aufwächst und ſich noch mehr vermehrt; da ſcheine ich doch recht zu haben, daß man das Feld erſt im Frühjahre akern ſolle; wenigſtens habe ich ſein Wachsthum beſchränkt.

K. Damit habt ihr euch wenig geholfen; welcher euch heuer zurükbleibt, wird euch im künftigen Jahre nicht ausbleiben. Damit habt ihr nur ſo viel bewirkt, daß ihr dieſen Feldfrüchtenfeind zum Rükzuge gezwungen habt, damit er ſich in dem künftigen Winter erhole und mit neuen Kräften euer Feld deſto heftiger beſtürme, denn der Same verliert in einem Jahre die Keimkraft nicht.

M. Hm! Wenigſtens werde ich ein ganzes Jahr vor ihm Ruhe haben; lieber etwas als nichts.

K. Und ihr werdet mir zuſtimmen, wenn ich ſage: lieber Alles als blos etwas? — Ihr habt recht geurtheilt, daß der Taubhafer durch das Stürzen der Stoppeln im Herbſt keimfähig gemacht wird, und er im Frühjahre aufwächst, und ich gebe euch noch zu, daß man auf dieſe Weiſe, d. i., durch das Ausarbeiten des Feldes im Herbſt und das frühzeitige Anbauen im Frühjahre zu ſeiner Vermehrung ſehr viel beiträgt; aber man muß, wenn man ſein Keimen bewirkt hat, dann ſein Wachsthum zu vereiteln ſuchen.

M. Wie kann man aber ſeinem Wachsthume entgegen arbeiten?

K. Jezt rufe ich euch die Urſache in's Gedächtniß zurük, welche die Vertilgung der Roggen-Trespe bewirkt hat.

M. Daß ich dieſelbe, nachdem ſie im Frühjahre aufgegangen war, durch das neuerliche Umpflügen unter die Erde gebracht und ſomit erſtikt habe. Aber bewährt ſich ein ſolches Verfahren auch bei dem Taubhafer? — Dieſes nemliche Feld habe ich im Frühjahre wie im Herbſt gut ausgearbeitet, aber zu meinem eigenen Nachtheile; dadurch habe ich dem Taubhafer, wie ihr ſeht, auf die Beine geholfen.

K. Ja wohl, und zwar darum, weil ihr ihn, da er im Frühjahre aufgegangen war, nicht wieder

erſtikt habt. Ihr habt euch mit dem Akern im Frühjahre zu ſehr beeilt. Der Taubhafer keimt ſpäter, als die Roggentrespe und zwar erſt zu Ende April; ihr hättet mit dem Anbauen der Gerſte erſt bis Ende Mai warten ſollen, wenn ihr den Taub-Hafer ganz ausrotten wolltet; da wäre er erſt aufgewachſen und wenn ihr erſt dann das Feld geakert hättet, würdet ihr ihm das Grab bereitet haben. Ihr hättet dann den grünen Taubhafer unter die Erde gebracht, woher er ſich niemehr geholfen hätte.

M. Jezt begreife ich auch recht und ſehe es deutlich ein, daß es eine unnüze mühſame, ja für die angebaute Gerſte ſchädliche Arbeit ſey, wenn man ihn jezt ausreißt, da wir ein viel leichteres und dazu noch ein ganz unſchädliches Mittel, ihn zu vertilgen, haben. Aber ich wünſchte von euch zu erfahren, wie ihr auf dieſes Mittel verfallen ſeyd?

K. Nicht anders, als wie ihr auf die Vertilgung der Roggentrespe. Vor einigen Jahren waren meine Felder, wie ihr euch noch gut erinnern werdet, eben wie dieſes Feld hier voll Taubhafer. Eines Jahres war ich entſchloſſen, ein Feld, wo früher genug Taubhafer war, zu Kartoffeln, zu Miſchling und Flachs vorzubereiten und ließ es daher im Herbſte akern. Zufälliger Weiſe war die Erde, kaum als ich ein Drittel davon geſtürzt hatte, zugefroren und ich mußte von meinem Vorhaben abſtehen. Im Frühjahre habe ich auf dem ungeakert gebliebenen Theil Miſchling und auf dem geakerten ſpäter — im Monate Mai — Kartoffeln und Flachs angebaut. Ich habe zwar auf dem, im Herbſte geakerten Stük Feld im Monate April bemerkt, daß es ganz grün ſey, als hätte ich darauf Weizen geſäet, ich habe aber doch darauf die Kartoffeln und den Flachs gebaut, und im Frühjahre darauf auf dem ganzen Feld Gerſte geſäet. Aber welchen Unterſchied mußte ich da nicht wahrnehmen! Dort, wo früher die Kartoffeln und der Flachs geweſen waren, ließ ſich der Taubhafer nicht einmal ſehen, nachdem er nach dem Miſchling wie ſonſt angetroffen wurde, woraus ich mit Grund geſchloſſen habe, daß Das, was ich früher für den Weizen gehalten habe, der Taub-Hafer ſeyn mußte, welchen ich durch das Beakern der Kartoffeln und Einbauen des Flachſes, als er ſchon grünte, ſammt den Wurzeln ausgerottet habe. Durch dieſen Wink belehrt, ließ ich alle meine Felder, auſſer der Winterſeite, im Herbſte ſpät und im Frühjahre wieder akern, und habe einen Theil im Monate März und April mit Gerſte, Haber, Erbſen u. a.; einen Theil aber erſt im Mai mit Miſchling, Rüben, Kartoffeln, Flachs u. a. angebaut. Ein anderer Theil blieb für die Brache. Hier habe ich wieder in der zeitlich gebauten Sommerſaat den Taubhafer angetroffen, dagegen war er in der ſpäter beſtellten Sommerſaat ganz verſchwunden, indem ich ihn, wie bei den Kartoffeln, als er grün war, beim Anbau unter die Erde gebracht habe. Im künftigen Herbſt und darauf folgenden Frühling habe ich wieder auf jenen Feldern, wo früher Winterfrüchte waren, und wo die Probe noch nicht verſucht war, den Verſuch mit der ſpäten Frühjahrakerung und Saat fortgeſezt, und ſo bin ich nach drei Jahren zu meinem größten Vergnügen den Taubhafer ganz los geworden. — Ich hoffe, Nachbar, daß es euch nicht minder glüken werde, den Taubhafer zu vertilgen, wenn ihr nur denſelben Weg gehen werdet, den ich euch in meinem Beiſpiel gezeigt habe.

Laſſet künftighin alle Stoppelfelder, ſelbſt die Brachſeite im Herbſte ſtürzen, der Taubhafer wird indeſſen über den Winter abliegen, zum Keimen durch hinlängliche Nahrungsſäfte geſättigt recht ausreifen, und bei wärmerer Frühlingsluft im Monate April wachſen, wo ihr ihn dann, wenn er anfängt zu grünen, durch das Einakern ſehr leicht ihn vertilgen könnet. Wenn aber der Taubhafer erſt nach der bereits gemachten frühen Sommer-Saat aufwächst, da bleibt er im Felde und verdirbt die Sommerſaat. Nur müßt ihr nicht auf Einmal auf allen Feldern zur Vertilgung des Taub-Hafers mit der ſpäten Sommerſaat anfangen. Machet zuerſt mit jenen Feldern den Anfang, welche für die Brache beſtimmt ſind oder da, wo die ſpäten Sommerfrüchte kommen ſollen, z. B. Kartoffeln, Flachs, Kraut und Rüben. Der Taub-Hafer wird bei dieſer Vorſicht nicht mit einem Jahre vertilgt, ſondern erſt in drei oder höchſtens

vier Jahren: aber der Nachtheil, welchen dieſes Unkraut während dieſer Zeit anrichtet, iſt doch nicht ſo groß, als wenn ihr ihn mit einem Jahre ausrotten wolltet und dann weniger Getreide ernten möchtet.

M. Ihr habt mir einen groſſen Stein vom Halſe weggewälzt. Ich muß euch ſagen, daß mir dieſes Unkraut viele ſchlafloſe Nächte verurſacht habe.

K. Es freut mich, Miloſch! daß mein Gang zu euch nicht umſonſt war. Ich habe euch ſchon mehrmals darüber belehren wollen, aber es hat ſich nie eine ſchiklichere Gelegenheit gefunden, als eben dieſe.

M. Ich danke euch, guter Freund, für eure Mühe und eine ſo nüzliche Lehre; ich werde ſie dadurch zu benüzen wiſſen, daß ihr mich von nun an niemals antreffet, daß ich den Taubhafer vor der Schnittzeit ausreiſſe.

Es wäre mir ſehr lieb, daß die Bekanntmachung dieſes leichten Mittels alle Jene, welche ſich über den Taubhafer zu beklagen Urſache finden, zu deſſen Ausrottung benüzen wollten. Dieſes Verfahren würde ihnen auch den Nuzen bringen, daß der Boden ihrer Felder durch das Akern im Herbſte, ſelbſt wenn er für die Brache beſtimmt wird, fruchtbarer gemacht wird, denn er wird über den Winter durch die Luft und Schnee weit mehr befruchtet, als wenn er feſt, wie eine Tenne nichts einſaugen kann.

Zwikowez 1842.

J. D.

Hunden und Kazen ſoll das Futter nicht auf Tiſch-, Küchen- und Melkgeſchirren vorgelegt werden.

Manche Handlung wird verübt, ohne die möglich traurige Wirkung davon zu bedenken; öfters wenden wir die größte Sorgfalt an, um vor einem Unglüke ſicher zu ſeyn, und dennoch iſt dieſe unzureichend. Gegen unſer Erwarten, ja ohne daß wir es wiſſen, wird oft unſere Geſundheit, ja ſogar das Leben gefährdet.

Es iſt eine ſehr übliche, ekelhafte und für die menſchliche Geſundheit höchſt gefährliche Gewohnheit, wenn man Hunden und Kazen ihr Futter in Geſchirren zum Fraß reicht, aus welchen die Menſchen ſpeiſen oder in welchen ſie dann ihre Speiſen kochen. So z. B. findet man es auf dem Lande ſehr üblich, daß man Hunden oder Kazen nach der Melkung die ausgeleerten Milchtöpfe zum Ausleken Preis gibt. Es iſt gewiß, daß unſer Wohlwollen gegen dieſe Hausthiere auf benannte Weiſe ganz unverſtändig geäuſſert werde; denn man ſezt ſich der Gefahr aus, das ſchreklichſte der Gifte beim nächſten Gebrauche der Geſchirre in ſeinen Körper zu bringen. Hunde und Kazen unterliegen nemlich der ſchreklichen Wuthkrankheit, die in ihrem erſten Entſtehen kaum bemerkbar iſt. Wenn nun der Hund oder die Kaze die Geneigtheit zur Wuth in ſich ſchon hat und dann jene Geſchirre auslekt, aus welchen ſpäter der Menſch ſeine Speiſe genießt, wie leicht kann von dem Speichel des Thieres in den Rizen oder Vertiefungen des Geſchirrs etwas zurükbleiben, das dem Menſchen die Wuth mittheilt? Daß ſchon die kleinſte Portion des Wuthgiftes die entſezlichſte Wirkung hervorbringe, beſtätiget unter vielen andern auch folgende wahre Begebenheit: Ein wüthender Hund hatte eine Frau angefallen, und ihr den Rok zerriſſen. Sie nähte das Loch zuſammen, biß den Faden mit den Zähnen ab, bekam die Wuth und ſtarb des qualvollſten Todes. Wenn daher dieſes Gift ſchon beim Ausreiſſen des Fadens konnte eingeſogen werden, ſo muß es um ſo eher möglich ſeyn, es aus Geſchirren einzuſchlürfen. Zur Genüge bekannt iſt der Leichtſinn mancher Dienſtboten, die nur recht bald mit ihrer Arbeit zu Ende ſeyn wollen. Manches Geſchirr wird dem Hunde zum Ableken hingeſtellt, und ſo rein abgelekt, daß man es für abgewaſchen hält und nicht mehr ſäubert. Oft verſäumen die Dienſtboten wiſſentlich das Abwaſchen, und oft geſchieht dieß nur ſchlecht und oberflächig. Und wenn auch die Geſchirre ſehr bedachtſam abgeſpühlt werden, ſo kann doch der giftige Speichel eines Hundes oder einer Kaze in den feinen Riſſen und Einſchnitten der Geſchirre kleben bleiben, durch die darauf kommenden Speiſen aber abgeweicht und mit dieſen in den menſchlichen Körper gebracht werden.

Ich habe vermög meiner Stellung genug Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß Landleute, Hunden und Kazen ihr Futter auf Tiſchgeſchirren, worauf ſie ſelbſt erſt gegeſſen hatten, aus Unwiſſenheit der Folgen vorſezten, und jedesmal erregte dieſes meine größte Beſorgniß. Ich verbot ihnen dieſes Verfahren jederzeit, und ſtellte ihnen die traurigen Wirkungen, die daraus erfolgen könnten, vor; Viele haben es erkannt, und meinen Vorſtellungen Gehör gegeben, aber wie Viele dürfte es noch geben, an welche ähnliche Mittheilungen nicht gelangen, und die aus Unwiſſenheit fortfahren, ihr Wohlwollen gegen Hausthiere auf obige Weiſe zu äuſſern: dieſe nun gleichfalls warnen zu können, beſchloß ich dieſen Aufſaz durch das Blatt allgemein bekannt zu machen.

Wobolitz auf der Herrſchaft Liebshauſen.

Ch. Mok,
Wirthſchaftsbereiter.

Band- und Zwirn-Niederlage des Zeitgeiſtes.

Das Band der Freundſchaft. In dasſelbe iſt ein ſtets offener Wechſel mit Doppel-Louisd'oren eingeſtikt, darunter zierliche Einladungskarten zu Mittags- und Abendeſſen auf alle Tage des Jahres. Man hüte ſich, die Stikerei und die Karten abzunehmen, ſonſt wird das Band loker.

Das Band der Liebe iſt aus Roſenblättern gewoben und hält ſo lange, bis die Roſen verbleichen.

Das Band der Ehe wird oft nur gewoben, um die Dornen, welche man von den zum Bande der Liebe verwebten Roſen abgeſtreift hat, nicht nuzlos wegzuwerfen. Es gibt mehrere Sorten davon; die ſchlechteſte iſt nur aus gewöhnlichen Dornen verfertigt, dann kommen die aus verſilberten und vergoldeten Dornen. Die vorzüglichſte Sorte, die aber nur äuſſerſt ſelten zu haben, iſt die von den Künſtlerinen Milde und Sanftmuth gefertigte, welche jeden Dorn zwingen, zu einer Roſe zu erblühen.

Das Band der Treue iſt ſehr unanſehnlich aus Eiſen verfertigt. An beiden Enden iſt es ſo glatt und ſchlüpfrig, daß, wenn es Einer an dem einen Ende feſthält, Der, welchem er das andere zu halten gibt, dieſes doch leicht fallen läßt. Je älter es im Beſize wird, deſto ſchöner erſcheint es.

Das Band der Tugend hängt ſehr hoch, und man muß Kraft und Muth haben, um ſich zu ihm hinauf zu ſchwingen. Wer es aber feſt hält, den hebt und hält es leicht und frei über alle Beſchwerden des Lebens.

Das Band des irdiſchen Tandes iſt durch einen gordiſchen Knoten an die Menſchheit feſt gemacht; dieſen Knoten hat noch kein Menſch gelöst: ſein Alexander iſt der Tod, welcher ihn mit der Senſe durchſchneidet.

Das Band des Glaubens. Wer es hat, dem ſind dadurch alle Wünſche befriedigt; er iſt im Bettlergewande der Reichſte auf Erden, ihm hat alle Ungleichheit aufgehört, die zahlloſen Menſchen ſind ihm alle nur der eine Menſch, den Gott nach Seinem Ebenbilde ſchuf; und er hat nur für einen Menſchen keine Alles vergebende Liebe, für ſich ſelbſt! —

Die hauptſächlichſten Zwirn-Arten ſind:

Der Faden der Geduld. Er führt am Sicherſten durch das Labyrinth des Lebens. Iſt er aus zu zähem Stoffe gewoben, ſo ſtiftet er oft Unheil; gegen Verkehrtheiten darf er ſich nicht in die Länge ziehen, da muß er bald abreiſſen. Schwache Eltern benüzen ihn gar zu gern zum Gängelbande für ihre Kinder. Wer einen Prozeß hat, kommt ohne dieſen Faden gar nicht aus. Recenſenten, welche die Werke, über die ſie ſchreiben, wirklich durchleſen, können des Fadens der Geduld bei den meiſten neuern Romanen ebenfalls nicht entbehren, ſie müſſen damit den Faden des Zuſammenhanges, der den Büchern abgehet, zu erſezen ſuchen. Dann mögen ſie aber auch gleich einen Faden von Eiſendraht nehmen, einer aus weniger feſtem Stoffe würde nicht lange aushalten.

Der Faden geſelliger Unterhaltung. Leider führen in den meiſten Geſellſchaften die Faden dieſen Faden, und der Zuhörer muß ſich nur bemühen, daß ihm der Faden der Geduld nicht eher reiſſe, als jenen der ihres Geſchwäzes. Dieſes gleicht aber weniger einem Faden, da ihm alle Einheit fehlt, als einem Büſchel, und man möchte daher ihre Unterhaltung mit einem Pinſel vergleichen, wenn dieſes Bild nicht beſſer auf ſie ſelbſt paßte.

Julius Sincerus.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Höhe, ſo wie die zahnſtocherähnliche Form des Wienerſtephansthurmes iſt bekannt. Da nun berechnet worden iſt „wie groß der Rieſe ſeyn müßte, der ſich des Stephansthurmes als Zahnſtocher bedienen könnte“, ſo wollen wir unſern Leſern zur Beluſtigung das Reſultat dieſer komiſchen Berechnung hier vorführen, welches folgendermaſſen ausfiel:

Wenn man annimmt, daß ein Mann von mittlerer Gröſſe ſich eines Zahnſtochers von 2 Zoll bedient, ſo müßte Derjenige, der ſich des Stephansthurmes zu gleichem Zweke bedienen wollte, im Verhältniſſe eine Höhe von 142,256 Schuh, oder 2376 Wiener Klaſtern haben. Er würde ein mittleres Alter von 129,600 jezigen Jahren erreichen; zu ſeiner Kleidung bedürfte er, und zwar zu einem Frak 6480 — zu einem Beinkleide 3888 — zu einem Mantel 15,552 Wiener-Ellen Tuch; daran würden 300 Schneider 4 Wochen arbeiten. Zu einem Hute benöthigte er 7776 Haſen-Bälge, und zu einem Hemde 348 Stük Leinwand. Seine Stiefel wären 864 Klafter hoch und 216 Klafter weit und mit einer Sohle derſelben würde er einen Raum von 898 Quadrat-Klafter bedeken. Würde er zum Frühſtük Kaffee trinken, ſo brauchte er 16 Zentner. Als mittelmäſſiger Eſſer würde er zu Mittag verzehren: 18 Eimer Suppe, 56 Zentner Rindfleiſch, nebſt verhältnißmäſſiger Portion Sauce oder Gemüſe und 12,000 Paar Hühner oder 3000 Gänſe. Sein gewöhnliches Trinkglas würde 160 Eimer faſſen. Sein Wohnzimmer müßte 66½ Meilen groß ſeyn. Eine Reiſe von Wien nach Paris würde er in 5 Minuten zurüklegen. Es wäre ihm ein Leichtes, nach eingenommenem Frühſtük in Deutſchland, eine kleine Luſtpartie nach Teheran und Peking zu machen, und, nachdem er dem Schach von Perſien und dem Kaiſer von China ſeinen Morgenbeſuch abgeſtattet, nach einer Waſſerpartie durch den ſtillen Ocean über die Sandwichsinſeln nach Amerika zu gelangen, um nach eingenommenem Mittagsmahle in den Freiſtaaten einen Abſtecher nach Braſilien zu machen, und dann über Marocco und Italien — nachdem er vorher noch die Raubneſter Tun's und Tripolis mit einem Fußtritte vernichtet — oder über Guinea, Egypten und die Türkei nach Europa zurükzukehren. Den ſo lange geführten Streit zwiſchen den Poliſten und Antipoliſten würde er ſchnell beendigen; denn er könnte eben ſo leicht über die ſo lange vergeblich geſuchte Durchfahrt aus dem atlantiſchen Ocean in das ſtille Weltmeer mit freiem Auge entſcheiden, als er überhaupt über die Beſchaffenheit des Nordpols Bericht erſtatten könnte.

Ein engliſches Journal, das einen längeren Artikel über die Urbarmachung der Sandflächen und Felſenrüken liefert, ſagt bei dieſer Gelegenheit, daß ſelbſt die ungeheure Sand-Wüſte Sahara mit geringen Koſten zu einem fruchtbaren Kapitale zu machen ſey. Das Verfahren möchte kurz dieſes ſeyn: Man grabe in der Diſtanz von 6 Schuh der Reihe nach auf beliebigem Terrain Löcher in den Sand, die einen Schuh tief ſeyn, und einen Schuh im Durchmeſſer haben müſſen. Dieſe Löcher fülle man mit fruchtbarer Erde, die auf Laſtthieren von den Oaſen der Wüſte herbeizuführen iſt. In dieſe natürlichen Gartengeſchirre lege man Melonen- oder Kürbiskerne, oder anderen Pflanzenſamen, der Nahrungsſtoffe entwikelt und in heiſſer Zone fortkommt. In den Steppen der gemäſſigten Zone können in die ausgefüllten Räume auch Kartoffeln oder türkiſche Weizenkörner gelegt werden. Die Felſenaushöhlungen mit Erde gefüllt, ſind für Weinreben ein guter Standpunkt. Man ſchmeichelt ſich, dieſe Vorſchläge nicht ganz auf Sand gebaut zu haben.

Carneval und Winter.

Das Leben hat nach innen ſich geflüchtet,
Von Melodie'n erklingt's in Stub' und Saal;
Die Wände glüh'n von Kerzenſchein umlichtet
Und ſeine Fahne ſchwingt der Carneval.

Ein and'rer Lenz, ein Traumlenz junger Herzen
Mit Wangenblüt' und Augenſonnenſchein,
Mit Seufzerliſpeln und mit Liebesſcherzen,
Zog in die wohlverſchloſſ'nen Häuſer ein. —

Doch auſſen auf der Straſſ' im Schneegefloke,
Da wandelt auf und ab ein hagrer Greis.
Der Nordwind ſauſ't ihm um die Silberloke,
Den Leib umhüllt ein Mantel, ſtarr von Eis.

Es iſt — der Winter, der im Vollmondſtrahle,
Als froſt'ger Wächter, durch die Straſſen zieht;
Erſchallen hört er's bunt aus Stub' und Saale,
Ergriffen bleibt er ſteh'n und horcht dem Lied.

Und wächst empor, und ſtrekt den Hals begierig
Zu den erhellten Fenſtern rings hinan,
Und gukt hinein; — das Leben, jung und rührig,
Bringt faſt ein Leben in den ſtarren Mann.

Vor ſeine Seele kehren Bilder wieder
Von einer längſtverſcholl'nen Zeit der Luſt;
Vom Auge tropft es ihm, wie Thränen nieder,
Und wie ein Seufzer weht's aus ſeiner Bruſt.

»Auch ich gehört' einſt, denkt er, zu den Jungen!«
Und zeichnet ſtill, mit wehmuthsvollem Sinn,
Vergang'ner Träume Nacherinnerungen
Als Arabesken auf die Scheiben hin.

Dann geht der Mann! — die Blumen aber blieben,
Die Leute ſeh'n ſie wohl, — doch Keiner ahnt:
Daß ſeinen Schmerz damit ein Greis geſchrieben,
Den er beim Anblik junger Luſt empfand.

Joh. Gab. Seidl.

In Commiſſion der Puſtek'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro 47. 25. November 1842.

Inhalt: Die Opfer der Rache. — Der Kaffee bei Kindern. — Die Kunſt der Toilette. — Der groſſe Einfluß der Muſik. — Marmor-Verzierungen. — Die Völker des Orients meſſen die Zeit nach der Länge ihres Schatten. — Die Auſterneſſer. — Rechtspflege in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. — Der Mondſtich.

Die Opfer der Rache.

Am Hoſſaume ſeines Hauſes ſtand Grotham, hielt auf dem Arme Betty, ſein einziges Kind, und küßte ſie zärtlich. Die fünfjährige Kleine pakte ihn um den Hals und ſchaute ihm treuherzig in's Auge; aber Vater, ſagte ſie, du magſt einmal ſagen, was du willſt, das iſt nicht ſchön, daß du ſchon wieder fortgehſt, und ſtreichelte ihn hiebei ſo ſanft, als wollte ſie ihrem kindlichen Vorwurf einen freundlichern Eingang ſichern, oder hab ich dir vielleicht, fuhr ſie naiv im Gefühle ihrer häuslichen Geſchäfte fort, heute die groſſe Pfeife nicht recht geſtopft, oder etwa gar keinen Morgenkuß gegeben?

Mein Kind, du haſt Alles ganz recht gethan, entgegnete der Vater; ich muß in meine Pflanzung hinüber, komme aber bald zurük, und überlaſſe dich indeſſen der Obhut unſers David, der für dich ſchon Sorge tragen wird: lebe wohl, liebe Betty.

David, Grothams langjähriger Diener, war indeſſen hinzugetreten und empfing das Mädchen aus den Händen des Vaters, der ſich auf den harrenden Braunen ſchwang und im Gehölze verſchwand.

Grotham war früher Kapitän im Dienſte der amerikaniſchen Bundesſtaaten geweſen, hatte ſich nun ſeit einigen Jahren davon zurükgezogen und hier angekauft. Er war zwar ein gutherziger, aber leidenſchaftlicher, aufbrauſender Mann, und zählte darum viele Feinde in der Umgegend, mit denen er bei ſeinen kriegeriſchen Maximen nicht ſelten in einem ſehr feindlichen Verhältniſſe ſtand. — Erſt vor Kurzem hatte er einem ſeiner Widerſacher ein Erntefeld niedergebrannt, und war eben begriffen, auf ſeinen eigenen Beſizungen einem Erwiederungsverſuche vorzubauen.

David beſaß zwei Kinder, ein Mädchen in Betty's Alter und einen zwölfjährigen Knaben. Wie Grotham ſeine Betty, ſo unendlich liebte er ſeine Agathe und ſeinen Moriz.

Dieſe Kinder, beſonders die erſtere, waren der einzige Umgang und die Jugendgefährten der Herrntochter, und wurden aus dieſer Rükſicht in Vielem ihr gleichgehalten. Tag für Tag wurden Pläne gemacht, Spiele erdacht, Häuschen gebaut, gekocht, gebraten und den Puppen ſervirt — ja bisweilen mit dem, den Kindern eigenthümlichen Unternehmungsgeiſte Dinge vorgeſchlagen, die in komiſchem Kontraſte mit den kleinen Projektenſchmidinen ſtanden.

Komm! ſprach Betty einmal zu Agathe, wir wollen in den Wald, und eine groſſe Schlange fangen; die werden wir dann füttern und zähmen, bis ſie ſo freundlich iſt, wie das Hündchen, welches meine verſtorbene Mutter hatte.

Ja, das thun wir, applaudirte die Andere und huſch waren die Beiden Arm in Arm auf dem Wege nach dem Walde.

Wo denn hin ſo eilig? fragte ſie David, der ſie nie aus den Augen ließ.

Wir gehen uns eine Schlange fangen.

Eine Schlange? ei der tauſend!

Ja, und wenn du willſt, bringen wir dir auch eine.

Schönen Dank, Fräulein, aber ihr erlaubt wohl, daß ich euch begleite? und lächelnd ging der gute Haus- und Hofmeiſter mit den Heldinnen in den ohnehin nicht tiefen und ſtark gelichteten Wald.

Betty und Agathe mochten bereits eine Weile unter den Bäumen herumgeſprungen ſeyn,

und ſaſſen eben geſchäftig ſchwäzend auf dem bunten Mooſe, da ſchimmerte es durch das Geſtrippe — aber nicht wie das Schillern der Schlange, und ein Rauſchen durch das Laub ließ ſich vernehmen, aber nicht wie das Schleifen ihrer Ringe — es waren bewaffnete Männer, die plözlich David umringten.

Guten Tag, ihr Herren, grüßte dieſer, was führt euch zu uns?

Sind wir am Wege zu Grothams Gehöfte? fragte einer, der das Haupt der Fremdlinge ſchien. —

Ja, ihr ſeht in mir ſeinen Diener.

Und dieſe da? fragte er weiter, mit der Büchſe auf die Kinder zeigend.

Meines Herrn und meine Tochter, doch erlaubt nun auch mir die Frage, was euch hieherbringt. —

Der Fremde antwortete nicht, ſondern ſchien, auf ſeinen Stuzen gelehnt, über etwas zu brüten.

Snakboll heiſſe ich, ſagte er endlich, wenn es euch brennt, meinen Namen zu erfahren, und das Feld, fuhr er heftiger fort, das Grotham verbrannt hat, iſt mein! Einen feurigen Brief hat mir euer Herr geſchrieben; ich bin da, um ihn zu beantworten. — Welches der beiden iſt Grothams Mädchen? —

David, jezt erſt die Gefahr, in der Grothams Habe und Kind ſchwebte, mit Schreken einſehend, zögerte. —

Welches? ſprecht! fragte Snakboll noch heftiger, oder es wird euch zu ſpät!

Im Uebermaſſe ſeiner Bangniß ſank David auf die Kniee; ſeyd gnädig, Snakboll und habt Erbarmen mit der Angſt eines armen Dieners!

Snakboll, ſtatt aller Erwiederung, ſchlug auf ihn an, und faſt zu gleicher Zeit richteten ſich zwei Feuerröhre nach den Mädchen.

Haltet ein! ſtammelte nun der Diener auf das Aeuſſerſte gebracht, die mit dem blauen Kleidchen iſt's; doch behandelt ſie ſchonend — ſie iſt euch gar ein gutes Kind!

Hohnlachend winkte der Pflanzer; einer der Begleiter ſtopfte dem Kinde den Mund, lud es auf ſeine Schultern, und unter vergeblichem Weinen der zurükgelaſſenen Geſpielin zog der Hauſe mit ſeinem Raube fort.

Traurig nahm David die ſchluchzende Kleine bei der Hand und kehrte nach Hauſe.

Angekommen im Gehöfte, rief er ſogleich nach Moriz, und ſendete ihn in die Pflanzung hinüber, um Grotham das Geſchehene zu berichten und um ſchleunige Rükkunft zu bitten.

Grotham ſtand eben in der Mitte ſeiner Felder, umgeben von Aufſehern und Arbeitern, als ein Indier auftrat, ihm einen Brief übergab und ſogleich zurükging.

„Gelüſtet's euch," ſo lautete das Schreiben, „nach einem Schauſpiele, das eurer Tha„ten würdig iſt, ſo kommt heute wieder auf „meine Pflanzung; ich werde mit dem Blute „eurer Tochter den Brand des Erntefeldes „kühlen, und mit ihren Gliedern die verſengte „Erde düngen."

Snakboll.

Bis zum Tode bleich, ſtarrte Grotham die Schriftzüge ſeines Feindes an; ein kalter Schauer zitterte durch ſein Gebein — eine heiſſe, brennende Glut folgte, es war die Wuth, mit der ein Löwe ſich das Junge geraubt ſieht; wild blikte er um ſich nach einen Gegenſtand der Rache; eben ſchritt Moriz auf ihn zu.

Was kömmſt du, herrſchte er dem Unglüksboten zu, das Verhängniß iſt ſchneller als deine Füſſe; dein Vater hat mein Kind verrathen! Opfer um Opfer! und raſch hatte er einem Plantagenhüter die Büchſe entriſſen, und ſtrekte den Knaben mit der Kugel zu Boden.

Phlegmatiſch nahmen die ſtumpfmüthigen Aufſeher den blutbeſudelten Körper und ſchleuderten ihn auf die Seite.

Grotham aber ſchikte ſogleich einen Sklaven an Snakboll ab; doppelt verſprach er, den zugefügten Schaden zu erſezen, wenn er ihm ſein Kind wieder gäbe; dann gebot er, ihm zu folgen, und ritt haſtig, um weiters ſtrenges Gericht zu halten, ſeiner Behauſung zu.

Je näher er kam, deſto heiſſer wurde ſeine Qual, deſto rachluſtiger ſeine Wuth; denn mit jedem Schritte fühlte er tiefer, was er verloren,

an jede Stelle knüpften ſich freundlichere Erinnerungen an ſein Töchterchen, das ihm nicht mehr jubelnd entgegen ſpringen wird.

Schon trat er zum Hoſſaume, wo er es das lezte Mal geküßt hatte, ſieh da ſpringt mit einem Freudengeſchrei ihm Betty entgegen: Betty, meine Betty, mein gutes Mädchen! rief der ſelig Ueberraſchte aus, und hielt das Kind — auf alles übrige vergeſſend — lange innig an ſeine Bruſt gedrükt. Endlich gewahrte er David's, der mit feuchtem Blike die Freude des Vaters betrachtete; nun ſo erkläre, erzähle doch, hat Snakboll ſie zurükgeſendet?

Wie, erwiederte David, ihr wißt nicht?

Nun, ſagte Grotham und holte ein Papier aus der Taſche; es ſteht ja klar in dem Briefe, da lies ſelbſt.

David las, immer bebender wurden ſeine Lippen, das Blatt entfiel ihm; wie im tiefſten Kummer bedekte er mit den Händen ſein Antliz.

Das ließ Grotham etwas ahnen, worauf er nicht gefaßt war. Sprich, ſagte er tief bewegt, ſprich, guter David, haſt du dein Kind für das meine geopfert —? und ſchloß auf ſein ſtummes Niken den Getreuen in die Arme; aber ſey ruhig, tröſtete er wieder, noch iſt Agathe nicht verloren; ich habe doppelten Erſaz für das Kind angeboten, und bin eines günſtigen Erfolges gewärtig.

In dieſem Augenblike kam der Bote zurük.

In banger Erwartung heftete ſich David's Aug' und Herz an ſeine Miene; ſie blieb aber ausdrukslos; der Sklave ſchüttelte blos den Kopf, und ſagte: zu ſpät! Man hat mich feſtgehalten, und vor meinen Augen das Kind getödtet.

Ohnmächtig ſank David zuſammen.

Mit größter Sorgfalt trug man ihn in's Haus, und labte und pflegte ihn. Als er die Augen wieder aufſchlug, hatte Betty mit Grotham, die an ſeinem Bette warteten, eine ungemeine Freude; er nahm das Händchen der Kleinen, küßte es, und eine Thräne ſchlich ihm in das Auge. Gewiß mußte ſein Leidenskelch, der noch bitterer werden ſollte, manchen Himmelstropfen in ſich tragen, den ihm das innere Bewußtſeyn gab!

Um ſo drükender hingegen war das Gefühl der Schuld, das auf dem Herzen Grotham's laſtete; umſonſt ſuchte er durch Herzlichkeit und liebreiche Pflege für David ſich davon loszuringen.

Ihr ſeyd wohl gut, mein Gebieter, äuſſerte hiebei der Kranke, was ich gethan habe, that ich aus Pflicht und Liebe zu euch, ſeht, ihr habt nur ein Kind — ich habe ja zwei — nur das Eine verſprecht mir gnädig, euch meines Moriz anzunehmen, wenn ich nicht mehr im Stande bin, für ihn zu ſorgen — ja?

Sichtbar verlegen wandte ſich Grotham ab; wie der elendſte Böſewicht vor dem Stuhle der Gerechtigkeit — ſtand er vor dem Edelmüthigen, und ſtrebte vergebens, ruhig zu ſcheinen.

Er hat ſich, fuhr David beſorgt weiter, doch nicht gegen euch vergangen — ich habe ihn noch nicht geſehen. —

Nein, nein, Lieber — er iſt rein, wie einer der Engel, unter denen er nun — Grotham konnte nicht ausſprechen; das Gewiſſen preßte ſein Herz zu ſehr, er wollte fort — und konnte nicht; mit eiſernen Ketten hielt es ihn zurük; der Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne. — Vergib, brach er endlich aus, und neigte ſich unter einem Stromme von Thränen über das Lager, vergib deinem unglüklichen Gebieter, ich glaubte mein Kind durch dich verrathen, und habe ihn aus Rache ermordet! —

So groß iſt das Gewicht der Sünde, daß ſie den ſtolzeſten Muth des Herrn zu den Füſſen der frommen Machtloſigkeit hinabzieht und alle Unterſchiede der Welt aufzuheben vermag, und dieß war hier um ſo mehr der Fall, als der Mord des Knaben nur die Folge einer unbezähmten momentanen Leidenſchaft war, und daher den bei ruhigem Gemüthe beſſer denkenden Mann doppelt drükte.

Einen härtern Schlag als Grothams Geſtändniß konnte es für David nicht mehr geben. Faſt zitterte es wie ein Fluch über ſeine Lippen. aber ſein ſanfter Geiſt war ſtärker als ſein böſer; kinderlos! liſpelte für ſich der Arme — faltete

wie betend ſeine Hände und verſank in tiefes, ſchweigſames Sinnen. —

Indeſſen war Betty über den Kummer ihres Vaters unruhig geworden; unwillkürlich mit ihm weinend, umſchlang ſie ihn mit den Aermchen, und that ihm ſo kindlich ſchön, als ſie es nur konnte.

Ein rührender Anblik, die Unſchuld ſo innig an die Schuld geſchmiegt! —

Gott iſt barmherzig, nahm David nach langer Pauſe, mit einer Stimme, die deutlich von dem Vorgange in ſeinem Innern zeugte das Wort; er wird auf meinen Schmerz ſeinen Balſam gieſſen, und ihn euch nicht zur Verdammniß rechnen; ſeyd getroſt, lieber Herr, und laßt mich euch ferner dienen. —

Sanft durch dieſe Worte erhoben, richtete ſich Grotham auf, ein Fels war hinweggewälzt von ſeiner Bruſt; aber noch fühlte er die wunde eingedrükte Stelle, wo er geruht; ſeine Dankbarkeit, ſeine Hochachtung gegen David ging in tiefe Verehrung über; er hob Betty zu ihm hinauf; küſſe ihn, meine Tochter, rief er, und ehre ihn, ſo lange du lebſt; er iſt der Retter deines Lebens, dein zweiter Vater! werde ſo edel, wie er!

Was Grotham und ſein Haus vermochte, mußte von nun an dem ſeltenen Wohlthäter zu Gebote ſtehen; er war vom Diener zum Herrn geworden, und genoß deſſen Vortheile, ohne jedoch ſeine Macht zu benüzen. Betty bekam für ihn manches kleine Geſchäft, das ſie ſonſt nur ihrem Vater zu thun hatte, und wußte ihm manches Lächeln abzugewinnen, wenn ihr herziges Schmeicheln ihn Agathe zu ſehen glauben machte. Der leiſeſte Wunſch, den Grotham in ſeinen Mienen zu leſen wähnte, wurde Geſez, zu deſſen Erfüllung nichts zu mühe- oder werthvoll war.

So vergingen einige Monate, in denen unausgeſezt David die zarteſten Beweiſe von Liebe und Anerkennung fand; dennoch war die Krone ſeines Lebens dahin, und wie ein heimliches Gift trug er das ſchmerzliche Andenken an ſeine Opfer verſchloſſen in der Bruſt; ſeine Kräfte ſchwanden immer mehr — und er folgte ſeinen Kindern tief betrauert und beweint, in das Reich des Friedens und der Vergeltung nach.

Grotham vermochte nach ſeinem Hinſterben nicht länger in jener Gegend zu verweilen, die ihm ſo erſchütternde Bilder vor die Seele ſtellte; er verkaufte die Pflanzung, und zog mit ſeiner Betty tiefer in das Land.

Zur Ehre des Verblichenen ließ er auf das Grab, worin der Märtirer der Treue mit Moriz vereinigt ruhte, einen Denkſtein ſezen: David, dem treuen Diener!

Auch die Feinde Grothams hatten von der ſeltenen Treue und edlen Denkungsart David's gehört, und wenn man ſeinen Aſchenhügel immer mit friſchen Blumen bekränzt ſah, ſo war dieß eine ſchöne Huldigung, die ſie ſeiner Tugend darbrachten. R.

Der Kaffee bei Kindern.

Bekanntlich ſind alle Mohren der feſten Ueberzeugung, daß der Teufel weiß, mithin europäiſcher Abkunft ſey. Ihnen dieſe zu nehmen, hält auſſerordentlich ſchwer, doch bei weitem nicht ſo ſehr, als unſere Frauen zu überzeugen, daß der liebe Kaffee, ohne welchen natürlich ein ſolides Frauenkränzchen weder in der Reſidenz, noch in Krähwinkel beſtehen kann, wenigſtens ihren Kindern ſchädlich ſey, denn daß er den Alten nichts ſchade, darüber ſind manche Aerzte nun einig, ſeitdem ſie geſehen haben, daß alte böſe Weiber beim reichlichen Genuſſe des Kaffees eine Reihe von Jahren durchleben können, die ihre Männer und Schwiegerſöhne ſchaudern macht. Alſo den Kindern iſt der irdiſche Göttertrank unbedingt ſchädlich, er mag nun im Topf oder in der Maſchine, mit oder ohne Dampf zubereitet ſeyn. Iſt er ſtark zubereitet, ſo macht er einen heftigen Reiz, welcher bei der noch zarten Organiſation des Kindes die Nerven deſſelben übermäſſig aufregt und Blutwallungen, vorzüglich nach dem Kopfe verurſacht. Wirkt nun dieſer Reiz durch den täglichen Genuß des Kaffees täglich fort, ſo werden die fortwährend erregten Nerven endlich geſchwächt, durch den beſtändigen Andrang des Blutes nach dem Kopf

wird das Gehirn in einen entzündlichen Zuſtand verſezt und die ſogenannten Gichter oder Konvulſionen und die hizige Gehirnhöhlenwaſſerſucht — eine faſt immer tödtliche Krankheit ſind die gewähnlichſten Folgen. Man wundere ſich daher nicht, wenn man gerade dieſe beiden Krankheitsnamen zumal in den Todtenliſten der Städte ſo häufig lieſt und ſchreibe die denſelben fallenden Opfer vorzugsweiſe und faſt allein dem Unfuge zu, die Kinder mit Kaffee aufzunähren. Daß die auffallende Ueberhandnahme der Nervenſchwäche und Reizbarkeit bei unſern Leuten ihre Quellen ebenfalls hierin haben, iſt wohl eine unläugbare Sache.

Die farbige Brühe, welche unſere Frauen ſchwachen Kaffee zu nennen belieben, womit ſie ihre Kleinen erfreuen zu müſſen glauben, bewirkt allerdings keinen ſo unmittelbar ſchädlichen Einfluß auf die kindlichen Nerven und Blutgefäſſe, als wie der ſtarke Kaffee, doch unverkennbar bleibt dennoch ein ſchleichender Reiz auf das Gehirn, in Folge deſſen nicht minder die obengenannten Uebel, wenn auch langſamer ſich ausbilden. Nicht zu überſehen, daß auſſerdem die Thätigkeit des Magens geſchwächt wird, ſo daß dieſer Regent des menſchlichen Körpers ſeine Dienſte allmälig verſagt, wodurch Verdauungsſchwäche entſteht, die in kränkelndem bleichem Ausſehen, mattem Blike und in dem ſchlaffen Fleiſche des Kindes ſich deutlich genug kund gibt. Solcher ſogenannter Kinderkaffee iſt ſelbſt, wenn er nur wenig ſchädlich wäre, weiter nichts als eine verhunzte Milch, die nach und nach ſo zur Gewohnheit wird, daß ſpäter das Kind eben doch ſich eher zum ſtärkern Kaffee, als zur einfachen Milchen wenden wird. H. D.

Die Kunſt der Toilette.

Die Römer hatten ein Sprüchwort, deſſen tiefen Sinn man nicht genug bewundern kann. Es heißt: Man erkennt den Herkules an ſeinem Fuß. Die Griechen ſagten: das Kleid iſt der Mann. In der That, der Charakter des Menſchen iſt leicht zu erkennen, in kleinen Sachen und in der Wahl der Kleider. Die Kleidung ſoll dem Stande, dem Vermögen, den Zeiten, dem Alter, der Geſtalt des Menſchen angemeſſen ſeyn. Es iſt klar, daß alles verhältnißmäſſig ſeyn muß, und daß der Luxus nothwendig iſt, weil er die Induſtrie des Armen auf Koſten des Reichen unterſtüzt. Eine Frau von Stand, welche ſich wie die Frau eines Handwerkers kleidet, macht ſich eben ſo lächerlich, als die Frau eines Handwerkers, deren Puz demjenigen einer Frau von Stand gleicht. Wir empfehlen den Damen, die durch ihre Geburt und ihre Schönheit den erſten Rang einnehmen, den Geſchmak der eleganten Einfachheit. Eine ſehr ſchöne Frau bedarf keines fremden und gekünſtelten Puzes. Die Kunſt entſtellt oft die ſchönſte Natur; die erſte kann die lezte nicht verſchönern. Da eine ſchöne und liebenswürdige Frau das ſchönſte Meiſterſtük der ſchönen Natur iſt, ſo ſoll ihre Kleidung edel, beſcheiden, ſelbſt reich aber ohne Flitter ſeyn. Alle unnüzen Ziererey en, alle Mannigfaltigkeiten und alle hochaufgetragenen Farben ſollten ſie vermeiden. Von der Toilette einer ſehr ſchönen Frau ſollte man nichts zu ſagen wiſſen, als daß man nicht begreife, wie ſie anders ſeyn könnte. Auch muß man den berühmteſten Schönheiten die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ihre Kleidung nie durch Lächerlichkeit oder durch ein zu geſuchtes, zu gezwungenes Weſen ſich auszeichnet.

Auch hier iſt der Mittelweg der ſicherſte. Uebertreibungen in der Mode, oder Sonderbarkeiten, ja ſelbſt Eigenheiten, müſſen eben ſo ſehr vermieden werden, als Nachläſſigkeit, Unreinlichkeit und zu ſteifes und beharrliches Anhängen an alten Moden.

Es gibt vier Klaſſen von Frauen, ſchöne, hübſche, mittelmäſſige, häßliche. Den beiden leztern und beſonders den älteren Frauenzimmern, iſt etwas mehr Puz zu verzeihen, nur müſſen ſie ſich hüten, nicht ihr Porträt, das in ihrer Jugend gemacht worden iſt, ſondern den Spiegel, zu Rath zu ziehen. Je älter eine Frau wird, je mehr muß ſie in ihrer Kleidung Geſchmak anwenden, den Augen alles entziehen, was ſie beleidigen könnte, und ſich nicht kleiden, wie man ſich den Tag vorher, ſondern den Tag nachher kleidet. Es gibt bejahrte und junge Frauenzimmer, welche Farben

des Regenbogens in ihren Puz aufnehmen und alle Moden beſſer als den Beutel ihres Ehegemahls konſultiren. Dieſen iſt, ſo wie allen andern, die größte Reinlichkeit als der höchſte und geſchmakvollſte Puz, und etwas Rükſicht auf ihre Vermögensumſtände, beſtens zu empfehlen. Immer aber ſollen die Damen nicht vergeſſen, daß ein gebildeter Verſtand und ein liebendes Gemüth nie altern.

Der Einfluß der Muſik.

In Southey's „Geſchichte von Braſilien“ lieſt man, Rolerga (ein Jeſuit) hatte eine Schule errichtet, in welcher er die eingebornen Kinder, die Waiſen aus Portugal und die Meſtizen unterrichtete, unter anderm auch im Singen. Das leztere hatte die beſte Wirkung, denn die Eingebornen liebten die Muſik ſo leidenſchaftlich, daß Rolerga endlich die Hoffnung hegte, durch Geſang die Heiden Braſiliens bekehren zu können. Er nahm meiſt vier bis fünf ſeiner kleinen Chorſänger mit, wann er auszog, um zu predigen; näherte er ſich einem Dorfe, ſo trug einer der Knaben das Kreuz voran und die andern begannen ihren Geſang. Die Wilden wurden durch den Geſang der Zauberer gewonnen: ſie nahmen ſie freudig auf und wenn er ſich wieder entfernte, zogen ihn viele Kinder nach. Er ſezte den Katechismus, den Glauben und die gewöhnlichen Gebete in Muſik und das Vergnügen, ſingen zu lernen, war eine ſo groſſe Verſuchung, daß die Kinder ihren Eltern davon liefen, um ſich zu den Prediger zu begeben. —

Als der Sultan Amurat Bagdad genommen hatte, ſollten 30,000 Perſer hingerichtet werden, obwohl ſie ſich unterworfen, und ihre Waffen niedergelegt hatten. Unter den unglüklichen Opfern befand ſich ein Muſiker, welcher den Henker erſuchte, ihm zu geſtatten, einen Augenblik mit dem Sultan zu ſprechen. Er kam vor denſelben, und durfte eine Probe ſeiner Kunſt ablegen. Er nahm eine Art Lyra mit ſechs Saiten, und ſang dazu die Einnahme Bagdads und den Triumph Amurats. Die ſchmelzenden Töne rührten ſelbſt den Sultan, der den Künſtler fortfahren ließ, bis er endlich auch von der Harmonie ſo überwältigt wurde, daß ihm Thränen des Mitleids in die Augen traten, und er nicht blos ſeinen grauſamen Befehl zurüknahm, ſondern auch allen Gefangenen die Freiheit gab. —

Der berühmte Komponiſt Stradella, wurde einſt von drei Banditen überfallen, die erkauft waren, ihn zu ermorden, glüklicher Weiſe aber Sinn für die Muſik hatten. Während ſie auf die günſtige Gelegenheit warteten, ihren Plan auszuführen, traten ſie in die Kirche, als eben ein Oratorium von Stardella geſungen wurde, und die Muſik machte einen ſolchen Eindruk auf ſie, daß ſie ihren Plan aufgaben und den Komponiſten ſelbſt von der Gefahr unterrichteten, in welcher er ſchwebe.

Bekannt iſt die heilſame Wirkung der Muſik auf Wahnſinnige, weßhalb ſie in manchen Heilanſtalten für Geiſteskranke regelmäſſig als Mittel zur Wiederherſtellung der Unglüklichen angewendet wird, z. B. in der Salpetrière bei Paris.

Marmor-Verzierungen.

Seit Kurzem iſt in Paris eine ſchöne Art, Marmor zu verzieren, modiſch geworden. Man äzt nemlich durch Säuern verſchiedene Zeichnungen auf einem paſſend vorbereiteten harzigen Grunde tief in den Marmor ein. Iſt die Säure tief genug eingedrungen, ſo füllt man die Vertiefungen mit hartem gefärbtem Wachſe aus, das ſo zubereitet iſt, daß es Politur annimmt, wie der Marmor. So erhaltene Zeichnungen, auf ſchwarzem Marmor und mit ſcharlachrothem Wachs ausgefüllt, in etruskiſchem oder ägyptiſchem Style, ſollen ſehr ſchön ausſehen und ſich vorzüglich zu Tiſchen, Wandbekleidungen, an Oefen ꝛc. eignen.

Die Völker des Orients meſſen die Zeit nach der Länge ihres Schatten.

Fragt man z. B. Jemanden wie viel Uhr es iſt, ſo geht er in die Sonne, ſtellt ſich aufrecht, bezeichnet ſich die Stelle, wo ſein Schatten endet,

und mißt deſſen Länge nach Schritten, worauf er die Zeit mit ziemlicher Genauigkeit angibt. So ſehnen ſich auch die Arbeiter und Taglöhner immer dem Schatten entgegen, der ihnen die Stunde angibt, womit ihr Tagwerk endet! Bei Arbeitsmüden, iſt daher der Ausdruk gebräuchlich: „Wie bleibt mein Schatten ſo lange!“ Und im ſiebenten Buche Hiobs treffen wir auf folgende Stelle: „Gleich wie ein Knecht, der ſehnlich ſeinem Schatten entgegen ſieht.“

Die Auſterneſſer.

Eines Tages hielt der Fürſt von Talleyrand eine Wette gegen Herrn von Saint-Foix und gewann ſie. Den eingegangenen Bedingungen gemäß, war der Verlierende gehalten, ein Auſternfrühſtük für zwölf Perſonen auf ſeine Koſten zu veranlaſſen. Dem Gewinnenden ſtand es zu, die Gäſte zu wählen. Man glaube nicht, daß Fürſt von Talleyrand dieſelben aus der höchſten Geſellſchaft wählte. Er ließ in Paris die größten Auſterneſſer aufſuchen, und lud ſich mit ihnen ein, zu dem Male des Herrn von Saint-Foix. Dieſer wußte von dem ganzen Scherze nichts und ſah nur mit Staunen den Inhalt der Schüſſeln verſchwinden, noch ehe man ihn beinahe geſehen. Nicht nach Duzenden aber wohl nach Hunderten zählte man die verſchlungenen Auſtern. Jeder Geladene aß deren fünfhundert, Mancher ſechshundert; als Sieger blieb ein Herr Eloiſeau, der ſeine Gabel nur ablegte, nachdem er ſechszig Duzend, oder ſiebenhundert zwanzig Auſtern glüklich in ſeinem Magen untergebracht.

Rechtspflege in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

Sobald ein Geſez gegeben oder ein Gerichtsſpruch erfolgt iſt, iſt das Erſte der Freiheitsmänner, ihnen auszuweichen; ihr Scharfſinn hat es hierin weit gebracht. Einſt ging eine Akte durch, die das Neunkegelſpiel verbot; kaum war das Geſez in Kraft geſezt, als man aller Orten „nach zehn Kegeln ſchob“ und ruhig bis jezt fortſchiebt. Durch eine andere Akte ſollten die Billarde vertilgt werden, und um dieſen Zwek deſto ſicherer zu erreichen, beſchrieb man genau den Billardtiſch. Man hing nun demſelben einen Beutel mehr an, und das Geſez war befriedigt. Als in Baltimore die Waſſerſcheu viele Todesfälle verurſacht hatte, erließ der Magiſtrat die Verfügung, „alle Hunde ſollen einen Maulkorb tragen,“ widrigenfalls der Eigenthümer eine Geldſtrafe zu erlegen hätte. Der Eigenthümer eines Hundes band nun den Maulkorb an den Wedel, und ließ ihn laufen. Dem Geſez war weiter beigefügt: „Derjenige, welcher einem Hunde ſolchen Maulkorb abnimmt, verfällt in 5 Dollars Strafe an den Eigner des Hundes.“ Ein Wächter ſah nun den wunderlich behängten Hund, hielt es für Pflicht, den Maulkorb abzunehmen, und den Beſizer des Hundes vorzuladen. Derſelbe erſchien, und rechtfertigte ſich nicht nur, nach dem Buchſtaben des Geſezes, ſondern verlangte auch die 5 Dollars Strafe aus demſelben Grunde, und erhielt ſie auch.

Der Mondſtich.

Was ein „Sonnenſtich“ bedeuten will, wiſſen die Meiſten, die Wenigſten wohl aber, daß in tropiſchen Klimaten, beſonders zur See, auch der „Mondſtich“ gefürchtet und ſorgfältig vermieden wird. So berichtet unter andern der ausgezeichnete engliſche Reiſende Wellſted, dem die Kunde von Arabeſtan, beſonders der am perſiſchen Meerbuſen gelegenen Gebiete äuſſerſt wichtige Aufſchlüſſe verdankt, Folgendes: Unſer „keuſcher“ und „ſilberner“ Mond, an welchem die Liebenden und die Dichter in Europa mit ſolcher Begeiſterung hängen, zeigt ſich im perſiſchen Meerbuſen keineswegs ſo lieblich, zärtlich und ſchmachtend. Sein Licht fällt da in einer wolkenloſen Nacht ſo ſchmerzlich, man möchte ſagen, brennend, daß man faſt ſo ſorgfältig ſich vor ſeinen Strahlen birgt, wie vor denen der Sonne. Die Thatſache, daß in beiden Indien animaliſche Stoffe aller Art ſchnell in Fäulniß übergehen, wenn ſie dem Mondſcheine ausgeſezt ſind, kann Jeder, welcher dort verweilte, bezeugen, iſt aber, meines Wiſſens, noch nie genügend erklärt worden.

Bücher-Anzeigen.

Der luſtige Geſellſchafter. Eine Auswahl von 38 ſcherzhaften Stüken zum Deklamiren, 26 Wein- und Wonneliedern, 30 Trinkgeſprächen, 37 Geſellſchaftsſpielen, 46 Pfänderauslöſungen, 27 verfänglichen Fragen, 39 Karten- und phyſikaliſchen Kunſtſtüken und 34 der beſten Räthſel, Logogryphe und Charaden. 5te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Nordhauſen bei C. F. Fürſt. 8. Preis 54 kr.

Ein nöthiges Handbuch für lebensfrohe Menſchen ſoll dieſer artige Maitre de Plaiſir ſeyn. Er verſtößt alles Sittenloſe und gibt ſich nur der reinen Freude und der offenſten Geſelligkeit hin. Die Deklamationsſtüke ſind gut gewählt, die Spiele unterhaltend und neu, das Ganze gewiß des Ankaufs werth.

Die Bälle der eleganten Welt. Eine unentbehrliche Mitgabe auf die Reiſe durch das Leben für Jungfrauen und Jünglinge, welche ſich beliebt machen und ihr Glük fördern wollen. Von Erasmus von Saldern. Ebend. 8.

Enthält eine Geſchichte des Tanzes und der Muſik, Bemerkungen über Nuzen und Schaden beider und viele nöthige Anſtands- und Sittenregeln beim Beſuche der Bälle, ſoll und darf daher keinem gebildet ſeyn wollenden Menſchen fehlen. Wir glauben, Vielen gefällig zu ſeyn, wenn wir beim Eintritt der Ballzeit dieſe treffliche Schrift zur Sprache bringen.

Die Redaktion.

Kaiſerlich Königlich Oeſterreichiſche

Staats-Obligations-Looſe

von 250 fl.

des Anlehens vom Jahre 1839

IM BETRAGE VON

DREISSIG MILLIONEN GULDEN CONVENTIONS-MÜNZE.

Jede Obligation von 250 fl. beſteht aus 5 Fünftheilen à 50 fl. zahlbar.

Am Erſten Dezember 1842 findet die Sechste Verlooſung zu Wien ſtatt.

Die Gewinnſte ſind:

fl. 300000, 60000, 18000, 12000, 9600, 7200, 2 mal 4800,
2 mal 2400, 3 mal 1800, 5 mal 1440, 5 mal 1320, 5 mal 1200,
6 mal 1080, 10 mal 960, 20 mal 840, 43 mal 720, u. ſ. w.

Der geringſte Gewinn iſt 600 Gulden rheiniſch.

Bei dem unterzeichneten Banquierhauſe kann ſich das auswärtige Publikum auf die in der obenbenannten Ziehung

mitſpielenden Original-Obligations-Looſe

zur Betheiligung anmelden, und zwar gegen Einſendung

von fl. 6 auf 1 fünftel Loos	von fl. 27 auf 1 ganzes Loos
» » 12 » 2 » »	» » 50 » 2 » »
» » 17 » 3 » »	» » 72 » 3 » »
» » 22 » 4 » »	» » 90 » 4 » » u. ſ. w.

Das Verzeichniß der gewinnenden Nummern wird jedem Theilnehmer nach der Ziehung eingeſendet.

J. Nachmann et Söhne,
Banquiers in Mainz.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro 48. 2. Dezember 1842.

Inhalt: Einige Notizen über die Anwendung von Erde zur Einſtreu in den Stallungen. — Ein Bild des häuslichen Lebens der Fräulein aus höheren Ständen im 15ten Jahrhunderte. — Etwas für Deutſchlands Landſtände, Unterſtüzungs-Vereine für geringere Landwirthe betreffend. — Converſations-Pillen. — Gedanke und Wort. — Aphorismen.

Einige Notizen über die Anwendung von Erde zur Einſtreu in den Stallungen.

Während eines Zeitraums von nun bald zwei Jahren wurde auf dem Großherzogl. Landesſtammſchäfereigut Karlshauſen von der, in neueſter Zeit mehr zur Sprache gekommenen Anwendung von Erde zur Einſtreu in den Stallungen Gebrauch gemacht. Auſſer in den Schafſtällen, geſchah dieß vorzugsweiſe auch in den Rindviehſtallungen, worüber man daher Gelegenheit hatte, folgende Notizen zu ſammeln.

1) Auf die zur Einſtreu anzuwendende Erdart iſt Rükſicht zu nehmen; je leichter dieſelbe iſt, deſto beſſer taugt ſie zur Einſtreu in die Rindviehſtallungen. Eine aus ſehr ſtrengem Thonboden beſtehende kann nicht mit Vortheil hiezu benüzt werden, da dieſe zu ſchnell von Flüſſigkeit überſättigt iſt und dann der Stand der Thiere ſelbſt mit der größten Mühe nicht troken erhalten werden kann, ſondern dieſer ſchnell ſehr moraſtig wird.

2) Die Mengung der Erde mit den Excrementen des Viehs geſchieht ſehr vollkommen und in weit höherm Grade, als dieß bei alleiniger Stroheinſtreu mit dem Strohe Statt findet. Iſt die Erde nicht zu ſchwer und bindend, ſo geht von der Flüſſigkeit nichts verloren, ſondern dieſe wird von erſterer vollſtändig aufgeſogen.

3) Zur Aufbewahrung der Erde muß ein vor Regen geſchüzter Raum vorhanden ſeyn. Am Zwekmäſſigſten geſchieht dieß, wenn es möglich iſt, im Stalle ſelbſt, um ſie gleich zur Hand zu haben, und je nach Erforderniß mehrmals des Tags einſtreuen zu können, oder auch in Schuppen.

4) Man fand es ſtets vortheilhaft, nur trokene Erde einzuſtreuen, weil ſolche am meiſten Flüſſigkeit aufzunehmen im Stande iſt, während die im feuchten Zuſtande hiezu benüzte, Koth verurſacht, indem ſie in Bälde durchweicht wird.

5) Gleichmäſſiger wird die Erde von der Flüſſigkeit durchdrungen, wenn die Schollen beim Einwerfen der Erde möglichſt fein zertheilt werden. Bleiben dieſe liegen, ſo wird die Erdſchichte uneben, die Flüſſigkeit zieht ſich in die Zwiſchenräume, welche dann ſchnell von erſterer überſättigt und ſomit ſchmierig werden, während die Schollen troken bleiben. Auch liegt das Vieh nicht ſo bequem auf den unzertheilten Erdbroken, als auf der zerkrümmelten Erde.

6) Bei der hier zur Einſtreu verwendeten, aus einem ziemlich bindenden Thonboden beſtehenden Erdart ſtreute man für 20 Stük Zugochſen täglich ein Quantum von 52 Kubikfuß (alſo aufs Stük beinahe 3 Kubikfuß) neben einem Strohzuſaz von 60 Pfund oder pr. Stük 3 Pfd. ein, und fand unter den gegebenen Verhältniſſen dieſe Quantität für die richtigſte.

7) Zu den Zeiten, wo das Zugvieh den ganzen Tag hindurch zur Arbeit verwendet wurde und nur während des Mittags und der Nacht auf dem Stalle war, wurde Erde ohne allen Strohzuſaz eingeſtreut, und zwar war der tägliche Bedarf für 14 Stük Zugochſen 107 Kubikfuß, für ein Stük ſomit 7,6 Kubikfuß. Dieſe Art der Einſtreuung iſt ausführbar, wenn man wohl darauf achtet, daß die mittels des Auftretens der Thiere gemachten Vertiefungen, in die ſich ſchnell Flüſſigkeit zieht, wodurch dieſe Stellen naß werden, durch täglich mehrmaliges Umhaken und Einwerfen von neuer Erde wieder ausgefüllt werden. Bei Milchvieh, das immerwährend auf dem Stalle ſtund, mußte das Einſtreuen von Erde ohne allen Strohzuſaz

unterbleiben, da, um dem Vieh ſtets ein trokenes Lager zu erhalten, das oftmalige Umbaken und Einwerfen der Erde täglich zu viele Arbeit und Zeitaufwand erforderte. Aus demſelben Grunde unterließ man es auch bei dem Zugvieh zu den Zeiten, wo es mehr auf dem Stalle war, und zog es vor, auf die Erde noch Stroh zu ſtreuen. Würde die eingeſtreute Erde täglich aus dem Stalle gebracht und durch trokene erſezt, ſo könnte das Lager des Viehs bei der alleinigen Erdſtreu auch trokener erhalten werden, dieß hat jedoch den Nachtheil, daß die Erde nicht ſo vollſtändig mit den Excrementen ſich mengen kann, was der Güte und Wirkung des Miſts groſſen Eintrag thut.

8) Man läßt hier den Dung ſo lange im Stalle liegen und zu einer ſolchen Höhe heranwachſen, als die Möglichkeit vorhanden iſt, daß das Vieh noch bequem aus den Futtertrögen zu freſſen vermag, hört dieſes auf, ſo wird ausgemiſtet. Man findet es für beſſer, den Dung längere Zeit unter dem Vieh liegen zu laſſen, als ihn täglich aus dem Stalle zu bringen, und zwar deßhalb, weil er hierdurch ſich weit inniger mit den Excrementen mengt und von Flüſſigkeit mehr durchdrungen wird, als der nur kurze Zeit gelegene, der meiſt noch ſehr trok.n iſt. Erforderlich iſt es jedoch, um das Lager der Thiere troken zu erhalten, die obere Dungſchichte, die von Flüſſigkeit völlig durchweicht iſt, täglich ein bis zweimal wegzuziehen und durch trokene Erde zu erſezen.

9) Den unter dem Vieh längere Zeit gelegenen Erdeſtreudünger vom Stalle aus gleich aufs Feld zu fahren und unterzubringen, glaubt man einem längern Liegenlaſſen desſelben auf der Dungſtätte vorziehen zu müſſen, denn man hält die Wirkung des erſteren für kräftiger, als die des vorher noch gelegenen, der beſonders bei groſſer Hize ſtark austroknet und dann gerne verkohlt.

10) Bei Anwendung der Erdeinſtreu müſſen die Stallungen geräumig ſeyn und eine angemeſſene Höhe haben, weil der Stand des Viehs durch das längere Liegenlaſſen des Dungs unter demſelben täglich erhöht wird; ferner muß für gehörigen Luftzug geſorgt werden, damit der durch den Dung entſtehende Geruch entfernt werden kann. Das Einbringen von Erde in den Stall, ſo wie das Ausmiſten wird ſehr erleichtert, wenn die Einrichtung getroffen iſt, in erſteren mit den Erdewägen oder Kaſten fahren zu können; wo dieß nicht möglich zu machen iſt, dürfte es gut ſeyn, an einer Mauer des Stalls unterhalb eine Oeffnung anzubringen, durch welche die Erde nach dem Abladen in denſelben geworfen werden könnte.

11) Bei Anlage und Einrichtung von Ställen behufs der Erdeinſtreu iſt es unnöthig, auf den Abfluß von Jauche Rükſicht zu nehmen, da deren keine abzieht, ſondern alle von der Erde aufgeſogen wird.

12) Wenn fortwährend Erde eingeſtreut werden kann, ſo hält man es nicht für nöthig, die Sohle des Stalles zu pflaſtern. Die durch das Ausmiſten im lezteren, wenn ſie nicht gepflaſtert iſt, entſtehenden Vertiefungen, die nicht leicht vermieden werden können, werden immerwährend wieder durch das alsbaldige Einwerfen von Erde eben gezogen.

Unbedingt nöthig iſt das Pflaſtern aber dann, wenn nicht das ganze Jahr hindurch, aus Mangel an einem geeigneten Aufbewahrungsort oder der zur Herbeiſchaffung der Erde nöthigen Arbeiter ꝛc., Erde eingeſtreut werden kann, ſondern man genöthigt iſt, zeitenweiſe Stroh allein einzuſtreuen.

13) Auſſer den gewöhnlichen im Stalle vorhandenen Werkzeugen ſind noch Hauen und Schippen erforderlich.

14) Die Schwierigkeiten, auf die man hier bei Anwendung der Erdeinſtreu ſtieß, ſind:

a) ein oftmals allzubindender Boden, der zu ſchnell von Flüſſigkeiten überſättigt iſt, wodurch das Lager des Viehs bald ſehr kothig wird;
b) die bei Anwendung eines ſolchen entſtehenden vielen Arbeiten im Stalle, verurſacht durch das nöthig werdende mehrmalige Einwerfen von Erde, Aufziehen, Umbaken der naſſen ſchmierigen Stellen;
c) zu gewiſſen Zeiten eintretender Mangel an Arbeitern zur Herbeiſchaffung von Erde.
d) Ein hinreichend groſſer bedekter Raum zur Aufbewahrung der Erde im Troknen.

Aus den beiden lezten Urſachen kömmt man zeitweiſe in den Fall, ſich keinen Vorrath trokener Erde ſammeln zu können und war deßhalb genöthigt, bei naſſer Witterung entweder gar keine oder nur feuchte Erde einzuſtreuen, was den Nachtheil hatte, daß der Stand der Thiere entweder kothig wurde oder, um dieß zu vermeiden, für dieſe Zeit viel Streuſtroh erforderlich machte.

15) Was die Koſten der Gewinnung der Erde betrifft, ſo ſtellen ſich dieſelben verſchieden, je nach der Entfernung, von welcher dieſelbe herbeigeſchafft wird, und je nach der leichtern oder ſchwierigern Gewinnungsart derſelben. Ein Kaſten voll Erde mit 30 Kubikfuß Inhalt kam durchſchnittlich auf 6 kr. Das Aufziehen der oberen von Flüſſigkeit durchdrungenen Erdſchichte, das Einwerfen von neuer trokener Erde erforderte täglich einen dreiviertels Mannstagslohn à 28 kr., alſo 21 kr.

Das tägliche Geſchäft bei der Erdeinſtreu (mit Strohzuſaz) kömmt alſo, wenn durchſchnittlich pr. Stük 3 Kubikſchuh Erde gerechnet werden, auf 14 Stük:

42 Kubikfuß oder nahezu 1½ Kaſten Erde	9 kr.
das Einwerfen, Aufziehen ꝛc. derſelben	21 kr.
Zuſammen auf .	30 kr.

Das Ausmiſten des längere Zeit unter dem Vieh gelegenen Dunges kommt hier, wenn er gleich aufs Feld verbracht werden kann, nicht höher, als wenn derſelbe auf der Miſtſtätte geladen worden wäre. Iſt jedoch zeitenweiſe kein leeres Feld vorhanden, auf das der Dung gleich gebracht werden kann, ſo muß er zuerſt noch auf die Miſtſtätte gefahren und von da dann ſpäter wieder aufgeladen werden, was das Geſchäft des Ausmiſtens vertheuert.

16) Die Erdeinſtreu wurde bisher bei allen dem Vieh verabreichten Futterarten mit gleichem Erfolg angewendet.

17) Nur bei Zugochſen fand man es hier für zwekmäſſig, die Erdeinſtreu anzuwenden; bei Melk- und Maſtvieh, das fortwährend auf dem Stalle ſteht, konnte bei der aus bindendem Boden beſtehenden Erdart das Lager des Viehs nur bei täglich oftmaligem Umhaken und Wegziehen der oberen durchnäßten Erdſchichte und Einwerfen von trokener Erde troken erhalten werden. Da dieſe Arbeiten täglich viele Zeit und beſonders hiezu zu verwendende Leute erfordert und nebenbei das Vieh in der ihm ſo nöthigen Ruhe häufig geſtört werden mußte, ſo unterblieb es hier. An dieſer täglich oftmals zu wiederholenden Arbeit iſt jedoch nur der bindende Boden ſchuld, der zu ſchnell überſättigt iſt und dann Koth verurſacht. Bei einem leichteren Boden könnte die Arbeit ſehr vereinfacht werden und deßhalb die Erdeinſtreu auch bei Melk- und Maſtvieh Anwendung finden.

18) Wenn vor Winter ein Vorrath völlig trokener Erde geſammelt und im Troknen hernach aufbewahrt werden kann, ſo kann die Einſtreu der Erde ſowohl im Winter als im Sommer Statt finden. Erſteres iſt jedoch dann nicht räthlich, wenn die Erde feucht eingebracht wurde und die Möglichkeit nicht vorhanden iſt, ſie dem Winter über im Stalle oder ſonſt einem warmen Orte aufzubewahren, in dieſem Falle gefriert nemlich die Erde, wird, in den Stall gebracht, durch das Aufthauen naß, und verurſacht dann Koth.

19) Was die Wirkung des Erdſtreudüngers betrifft, ſo iſt dieſelbe eine ſehr kräftige, hauptſächlich aber eine ſchnellere, als die des Strohdüngers. Man hält dafür, daß ſie nicht eine blos *düngende*, ſondern auch, da die in dem Erdſtreudünger enthaltene Erde durch die Aufnahme der Excremente des Viehes, je nach der Beſchaffenheit derſelben, weſentlich verbeſſert wird, eine *Boden verbeſſernde* iſt, dieß hauptſächlich dann, wenn der Erdſtreudünger, wozu aus leichtem Boden beſtehende Erde verwendet wurde, auf ſchweren Thonboden; oder ſolcher, wozu man kalkhaltige Erde verwendete, auf kalkloſen Boden angebracht wird. Weniger gut dürfte es ſeyn, wenn ſolcher Dünger mit aus thonigem Boden beſtehender Erde auf Thonboden kömmt, da die lezterem ſo nöthige mechaniſche Lokerung hiedurch nicht erreicht wird, hingegen würde ein ſehr leichter Boden hiedurch verbeſſert werden können.

20) Die Dauer der Wirkung des benannten Düngers, da die Zeit ſeiner Anwendung hier noch zu kurz iſt, kann nicht angegeben werden, deßgleichen auch nicht, wie ſich der Getreide- und Stroh-Ertrag gegenüber von dem des Strohdüngers ſtellt; obſchon verſuchsweiſe zu Dinkel mit dieſem und jenem gedüngt wurde, ſo ließ ſich, da lezterer den Winter über ſtark ausfror, der Stand desſelben daher ſehr unregelmäſſig war, aus dem Verſuch kein Reſultat ziehen.

21) Auf die Geſundheit des Viehes konnte man bei Anwendung der Erdſtreu keinen ungünſtigen Einfluß wahrnehmen; auch iſt dasſelbe bei dieſer ſo rein, wie bei jedem andern Streumaterial zu halten.

22) Man iſt durch die Erdeinſtreu in Stand geſezt, an Stroh bedeutende Erſparniſſe eintreten zu laſſen. Ein deßhalb vergleichsweiſe hier angeſtellter Verſuch, wobei während 20 Tagen Erde mit Stroh und 20 Tage Stroh allein eingeſtreut wurde, gab folgendes Reſultat:

Für 20 Stük Zugochſen war bei der Erdeinſtreu der tägliche Strohbedarf 60 Pfd., während er bei alleiniger Strohrinſtreu 100 Pfd. täglich war. Bei der Erdeinſtreu wurde demnach täglich ein Quantum von 40 Pfd. Stroh erſpart.

23) Bei vollſtändiger Grünfütterung in ſolchem Maße, daß aufs Stük wohl 32 Pfund Heu gleiches Futter gerechnet werden darf, bei einer täglichen Einſtreu von 52 Kubikfuß Erde und 60 Pfd. Stroh erhielt man in 20 Tagen von 20 Stük Zugochſen 36 Wagen Dung zu 56 Kubikfuß Inhalt. Bei derſelben Fütterung und der täglichen Einſtreu von 100 Pfd. Stroh erhielt man in derſelben Zeit von 20 Stük Ochſen 23 Wagen Dung.

24) Bei Anwendung des Erdſtreudüngers konnte man keinen nachtheiligen Einfluß desſelben auf die damit gedüngten Grundſtüke bemerken, man fand weder Krankheiten bei den Pflanzen, noch beſonders hervorgebrachte, früher nicht vorhanden geweſene Unkräuter.

25) Die Erdeinſtreu iſt unſerer Anſicht nach auf allen Wirthſchaften anwendbar, wo der Boden nicht durchgängig ein allzuſchwerer, bindender oder ſteiniger iſt, kein Mangel an Arbeitshänden herrſcht, ſo daß die Arbeiten auf Koſten anderer, nöthig zu verrichtender Geſchäfte zur Herbeiſchaffung von Erde verwendet werden müſſen oder lezteres durch zu hohen Taglohn ſehr vertheuert wird. Hauptſächlich verdient ſie aber da angewendet zu werden, wo magerer leichter Boden vorhanden iſt, wo es darauf ankömmt, wegen Mangel an aufgebrachtem Dung ſehr heruntergekommene, ausgeſogene Grundſtüke ſchneller zu beſſerem Ertrag zu bringen, in Gegenden mit wenigem Getreidebau, bei ſehr ausgedehntem Wiswachs, bei ſtarkem Handels- und Wurzelgewächsbau.

26) Wegen der Gewinnung von Erde zur Einſtreu kam man hier noch nicht in Verlegenheit, man erhielt ſie bisher durch Anlegen von Gräben, Abſchrägen von Rainen, Ausſchlagen und Verfertigen von Erdfängen, Abheben von Erhabenheiten im Felde, hauptſächlich der Anwanden.

Carlshauſen, im September 1842.

A. v. Seutter.

Ein Bild des häuslichen Lebens der Fräulein aus höheren Ständen im 15ten Jahrhunderte.

Folgender Auszug iſt aus einem alten Manuſkripte das in **Drumond-Castle** in England gefunden wurde, entlehnt. Es ſtellt uns in Form eines Tagebuches die täglichen Begebenheiten des Fräuleins Eliſabeth Woodwille, aus einem der edelſten Geſchlechter Englands dar; ſie war nemlich die Tochter der Jakobine von Luxemburg, Fürſtin von Bedford und Richard Woodwille, zweiten Gemahls dieſer Dame und nachmaligen Grafen Rywers.

Montag Früh. Ich ſtand um 4 Uhr Früh auf, und half unſerer Magd Katharina die Kühe melken. Rachel die zweite Magd verbrannte ſich mit ſiedendem Waſſer die Füſſe; ich legte ihr ſogleich einen kühlenden Umſchlag an und gab Robin einen Schilling, um ihr etwas aus der Apotheke zu holen.

Um 6 Uhr. Ich fand den Rindsbraten riechend und das Bier verdorben.

Nota. Man wird den Koch wegen ſeiner Nachläſſigkeit zurecht weiſen müſſen, und die neuen Bierfäſſer ſollen beſſer verſpundet werden.

Um 7 Uhr. Ich ging mit der gnädigſten Mutter im Hofe herum, dort waren 25 Menſchen unſerer Dienerſchaft, theils männlichen, theils weiblichen Geſchlechtes beim Frühſtük verſammelt. Rogier, weil er Tags zuvor gegen einen Befehl der gnädigſten Mutter gemurret hatte, mußte mit den Ueberreſten jeder Schüſſel vorlieb nehmen.

Um 3 Uhr. Ich ging mit unſerer Kammerfrau Dorothea hinter den Palaſt, dort weidete ein junger Eſel, ich lief ihm nach, ſprang darauf, und ritt ohne Sattel und Zeug eine lange Zeit herum.

Um 10 Uhr. Wir ſezten uns zu Tiſche. John Grey iſt ein angenehmer junger Mann; aber was kümmert mich dieß? Eine gehorſame Tochter hängt von dem Willen ihrer Eltern ab. John aß wenig, einige Male blikte er mich bedeutſam an und ſprach: daß ihm das ſchönſte Weib nur dann gefalle, wenn ſie ein gefühlvolles Herz beſize. Ich glaube, daß mein Herz nicht gefühllos ſey; denn ich habe noch auf Niemanden gezürnt als auf Rogier, aber er iſt auch der einzige von unſeren Leuten, der ſeinem Eigenſinne folgt. John Grey liebt weiſſe Zähne und ſchwarzes Haar, meine Zähne ſind gerade nicht die häßlichſten, und meine Haare rabenſchwarz; ich will mich gerade nicht loben, aber John Grey ſcheint dieß anzuerkennen.

Um 11 Uhr. Wir ſtanden vom Tiſche auf; die Geſellſchaft zerſtreute ſich in den umliegenden Feldern zu Spazirgängen. John Grey war mir behülflich, Zäune zu überſpringen und zwei Mal drükte er mir die Hand. Ich muß geſtehen, daß ſich an John Grey nicht das Geringſte ausſezen läßt, denn er iſt in allen Körperübungen ſo ausgezeichnet, wie es nur ein Jüngling ſeyn kann. Die Verehrung ſeiner Eltern ziert ihn ſehr, und am Sonntage fehlt er nie bei der Meſſe.

Um 3 Uhr Nachmittag. In dem Hauſe des armen Taglöhners Robinſon entſtand Feuer. Sogleich veranſtaltete John Grey eine Sammlung und legte ſelbſt 4 Guineen zu dieſem wohlthätigen Zweke bei.

Nota. Ich kenne kein angenehmeres Gefühl, als das John Grey in dieſem Augenblike haben mußte.

Um 4 Uhr. Ich ging ſpaziren.

Um 7 Uhr. Wir ſezten uns zum Nachteſſen, welches aus Anlaß des Unglükes, welches Robinſon getroffen, ſich verſpätet hatte.

Nota. Die Gansleberpaſtete war ſehr gut, dagegen der Schweinebraten beinahe zur Kohle verbrannt.

Um 9 Uhr. Alle ſind bereits in tiefem Schlaf verſunken, — die lezten Stunden des Tages verſtrichen mir auf eine höchſt langweilige Art. Ich mußte mein Abendgebet wieder von Neuem beginnen, denn zum erſten Male wurde ich durch den Gedanken an John Grey unterbrochen. Ich ſchlief ein und träumte von John Grey.

In ſpäterer Zeit verheirathete ſich die Verfaſſerin dieſes Tagebuches, Eliſabeth Woodwille an John Grey, der ſich an das Haus Lankaſter anſchloß und in der Schlacht bei St. Albons fiel. Seine Güter wurden konfiscirt, und die verwittwete Eliſabeth flüchtete ſich nach Grafton, auf eine der Beſizungen ihres Vaters in Northampton-Shire. Es ereignete ſich zufällig, daß Eduard IV. König von England dorthin auf die Jagd kam, und die Fürſtin Bedford, Eliſabeth's Mutter beſuchte. Die junge Wittwe fiel mit Thränen im Auge zu den Füßen des Königs, und beſchwor ihn, mit ihren Kindern Barmherzigkeit zu haben. Die Reize der jungen Wittwe und die klägliche Schilderung ihres Unglükes konnte für den König nicht ohne Wirkung bleiben, er entbrannte in heftiger Liebe zu ihr, bot ihr nebſt ſeiner Hand auch die Krone an, und vermählte ſich ſpäter mit derſelben. Eliſabeth Woodwille trat nun auf den engliſchen Thron, theilte mit ihrem Gemahl ein zufriedenes und glükliches Leben, überlebte ihn und ſtarb 1485 in Soutwark, wo ſie in lezter Zeit auf Befehl ihres Schwiegerſohnes, König Heinrich IV. gelebt hatte.

Arnold Kinau.

Etwas für Deutſchlands Landſtände, Unterſtüzungs-Vereine für geringere Landwirthe betreffend.

(Eingeſendet.)

Rubrizirter Betreff kömmt nun, wie man vernimmt, in Spanien zur Sprache und Ausführung, und wird gewiß auch Deutſchlands hohe Landſtände in theilnehmenden Anſpruch nehmen, was die gütige Vorſehung lenken und geben wolle! Vielleicht findet man hiezu einige Anhaltspunkte in der kleinen Piece des Ritter von Rhode über die Hypotheken- und Wechſelbank Bayerns, (Nürnberg bei Campe 1835), vergleichend mit dem gröſſern Werke des Freiherrn v. Seutter, über das Sinken der Getreidepreiſe, und errichtet auf einmal Filialbanken, die unter Anderm auch dahin ſehen, denjenigen Landwirthen u. a. Unterthanen unter die Arme zu greifen, welche durch hartherzige Privatgläubiger, oder durch irgend ein Hypothekengeſez ſelbſt in die Enge getrieben, den ſchmerzlichen Ganteditken auſſerdeſſen, und unfehlbar unterliegen mußten. — Aber man behilft ſich mit den kleinen in der Bauern-Zeitung v. J. 1827 ausgedrükten Ideen über gemeinte Unterſtüzungs-Vereine, über Staatsideal-Kapitalien, über den landwirthſchaftlichen Aequiliber u. dgl., und gibt vielleicht dadurch ſelbſt dem Geringſten im Volke die erwünſchliche Gelegenheit, auch ihre Scherfleins für die Gewerbe einer zu errichtenden „geiſtlichen Leihbibliothek“ beitragen zu könnnen, um nur hiedurch gleichſam irdiſches und himmliſches Brod zugleich zu ſpenden; was gewiß! und vorzüglich der Bayern nachträgliches, und würdigſtes Brautgeſchenk für ihren Kronprinzen, K. H., und zur wahren Wonne Seiner königlichen Eltern, heiſſen dürfte!!

Converſations-Pillen.

„Herr Doktor! gerade recht, daß Sie kommen“ ſprach ein Patient zu dem eben eintretenden Arzte „ich befinde mich ſchon vollkommen wohl!“

„„Ich weiß es,““ erwiederte dieſer, „„nicht blos Ihr Ausſehen, ſchon Ihr erſtes Wort beſtätigte es mir.““

„Wie ſo?“

„„Nun hieſſen Sie mich in der Gefahr nicht immer liebſter, beſter Herr Doktor, ſpäter lieber Herr Doktor, und jezt ſchlechtweg Herr Doktor?““

Jemand erzählte unlängſt in einem groſſen Zirkel eine politiſche Neuigkeit über die Angelegenheiten Spaniens. Ein alter Herr widerſprach ihm geradezu, „denn“, ſagte er, „ich habe vom 31. des verfloſſenen Monats direkte Briefe von dort, die gerade das Gegentheil beſagen.“

„„Es mag ſeyn,““ entgegnete Erſterer im vollen Eifer, „„es mag ſeyn, mein Herr, allein ich habe auch einen Brief und der iſt vom zwei und dreiſſigſten!““

„Johann!“ ſagte ein Bureau-Chef im Abgehen zum Bedienten, „wenn mein Sekretär kommen ſollte, ſo melde ihm, er möge ein wenig gedulden, ich komme bald.“ Kaum war er vor dem Hauſe, als ihm der Diener in vollem Athem nachgelaufen kam: „„Euer Gnaden! was ſoll ich denn aber ausrichten, wenn der Herr Sekretär nicht kömmt?““

Gedanke und Wort.

Der Menſch ging in Reinheit aus Gottes Hand. Seine einfachſten Bedürfniſſe fand er von dem gütigen Vater rund um ſich ausgelegt. Was er ſpäter noch Bedürfniß nannte; ſollte er zwar ſich ſelbſt erfinden, aber auch die Folgen des Mißbrauchs tragen. Der fromme Wille war ohne unordentliche Begierden. Rein, wie er war, ſtand der Menſch in dem heiligen Verhältniſſe des unſchuldigen Kindes zum Vater.

Die ganze Natur diente ihm, und ſollte ihm dienen, Er mußte ſeine Diener benennen. Alles ſprach zu ihm; auch ohne Worte. Das Lamm blökte und ſchmiegte ſich vertrauend an ihn. Das Roß wieherte ihm muthig entgegen. Der Löwe brüllte freudig durch den Wald, deſſen Rauſchen — Stimme war, wie das geheimnißvolle Wogen des Stromes, die ſanfte Welle der Luft, oder

das Zwitſchern unzähliger, fröhlicher Sänger. Alles ſchien zu empfinden, und erregte Empfindung. Der liebende Vater lehrte ihn Sprache; denn in des Menſchen Seele wohnte Empfindung und Urtheil; er bildete Gedanken, ſuchte ſie auszudrüken und fand Worte. Der Menſch, das Ebenbild Gottes, ſtrebte das Lob ſeines Schöpfers auszuſprechen. Er verſuchte es, was er dachte und empfand, mit Tönen zu bezeichnen.

Später jedoch (lange darauf, nachdem das Wort entſtanden war, und es ſonach für jeden Gedanken zwei Momente gab, ſeine Erzeugung im Geiſte, und ſeine Geburt durch das Wort), wurde auch die Entheiligung des Innerſten möglich, wenn Gedanke und Wort einander widerſprachen. Der Menſch vermochte es, vor ſeinem Bruder mit dem bloſſen Schein der Wahrheit zu prunken, und die heiligſten Empfindungen durch unheilige Worte zu entweihen.

J. J. Hanuſch.

Aphorismen.

Es iſt viel leichter, reich zu werden, als reich zu ſeyn und zu bleiben. Von erſterer Klaſſe zählen wir eine Menge braver Künſtler, aber die ſchöne freie Kunſt, reich zu ſeyn, zählt in ihren Annalen eine Menge Stümper.

Empfindungen, beſonders die des Schmerzes, laſſen ſich nur in ſeltenen, traulichen Stunden umtauſchen; darum kommt es mir, wenn ich höre, daß man einen Traurigen oder Mißmuthigen fragt: „Was fehlt Ihnen?" immer vor, als wollte man ihm freundſchaftlich den Verband wegreiſſen, um — die Wunde zu ſehen.

Nie kannſt du dich leichter irren, als wenn du auſſerordentliche, oder auch nur mehr als gewöhnliche Alltagsmenſchen beurtheilen willſt; und doch ſind es gerade dieſe Leute, über die Jedermann zu urtheilen ſich für berechtiget findet.

Wer viele Liebſchaften hat, wird gewöhnlich wenig Liebe haben; ſo wie man auf den Tafeln Jener die meiſten Speiſen findet, die wenig Appetit haben.

Das wohlfeilſte Vergnügen, das du aus dir ſelbſt ſchöpfen und zu jeder Zeit haben kannſt, iſt — die Eigenliebe.

Man erwirbt ſich die Erfahrung nicht blos durch Jahre, ſondern auch durch Bücher. Wußte doch Lucullus, der von Rom gegen den Mithridates geſchikt wurde, nicht das Geringſte vom Kriegsweſen, indem er ehevor nie eine Schlacht oder Belagerung geſehen; aber auf dem Marſche nach ſeiner Beſtimmung las er einige militäriſche Werke und ſieh da! ſein unverſuchtes Genie ſchlug überall die geprüfte Erfahrung.

Denjenigen jungen Leute, die ſich ewige Liebe ſchwören, ſollte man wohl fragen, ob ſie ſich auch ewige Jugend geloben können.

Sey mit deinem Jugendfeuer eben ſo vorſichtig, wie mit jedem andern Feuer, und gleichſam dein eigener Nachtwächter; denn wie häufig ſtekt man einen groſſen Theil, wenn nicht das ganze Lebensglük, damit in Brand!

Bilde dir auf den Beifall des gemeinen Volkes nichts ein; es iſt eine erbärmliche Ehre, unter Kieſeln zu glänzen.

Wache ja ſtets ſorgfältig über all dein Thun und Handeln, denn glaube, es gibt Augenblike im Leben, die über Jahre hinaus den Schatten werfen oder die Strahlen.

Wenn du deine erſte literariſche Arbeit in irgend einem öffentlichen Blatte gedrukt erblikſt, ſo glaube nicht, du ſeyſt ſchon Schriftſteller und Dichter. Wenn der Knabe ſich den ſchweren Helm des Kriegers aufſezt und mit ſeiner Rüſtung raſſelt, iſt er deßwegen ihm gleich? —

Jene citirſüchtigen Neuern, die bei jeder Gelegenheit die groſſen Alten im Munde führen, vermögen gemeiniglich ohne dieſe gar nichts.

Im gemeinen Leben geht's oft mit manchem Pinſel, wie mit den Thalern im ſiebenjährigen Kriege. Man muß ihn für einen Thaler annehmen, ob man gleich weiß, daß er nicht mehr, als 8 Groſchen werth iſt.

Eine groſſe Geſellſchaft iſt wie ein Orcheſter, welches ſchwer zu ſtimmen iſt. Niemand iſt mit ſeiner Partie zufrieden und jeder Mitſpielende will den Ton ſelbſt angeben.

Beachtenswerthes Weihnachts-Geſchenk.

Die heilige Weihnachtszeit naht herbei und zugleich auch die Verlegenheit der Eltern und Vorſteher über die Wahl ſolcher Chriſtgeſchenke für die Kinder, welche das Sittliche mit dem Nüzlichen, Unterhaltenden und Schauluſt-befriedigenden verbinden.

Vor Allem wird zu dieſem Zweke nach einem Buche gegriffen. Aber wer vermag es, aus dem Schwarm des Alltäglichen etwas Gediegenes zu ſondiren, das alles Wünſchenswerthe in ſich vereint? —

Zur Herſtellung eines ſolchen Buches haben ſich unſere erſten Jugendfreunde verbunden und unter Redaktion des Dr. Guſtav Plieninger, eines anerkannt vorzüglichen Kinderfreundes, durch die Ch. Belſer'ſche Buchhandlung in Stuttgart einen Almanach unter dem beſcheidenen Titel: »Weihnachtsblüten« herausgegeben. welcher bereits den fünften Jahrgang erlebte, und den wir, völlig überzeugt von ſeinem Vollgehalt, hiemit unſern geneigten Leſern beſtens empfehlen. Nicht wie ein gewöhnliches Schulbuch iſt dieſer Almanach ausgeſtattet, nein, auch ältere Perſonen, ſelbſt aus gebildeten Ständen werden ihn angenehm und genießbar finden. Als Beweis deſſen wollen wir in Kürze den Inhalt der erſten vier Jahrgänge nachfolgend anführen:

Inhalt des erſten Jahrgangs:

Jakob und Chriſtine, oder die Geſchwiſter von Marienthal. Eine Erzählung von dem Herausgeber. — Gedichte von Albert Knapp. — Der groſſe Chriſtoph. Von W. Hey. — Die Wahl des Hirtenknaben. Eine Erzählung nach dem Engliſchen von Chr. Barth. — Gedichte von Friedrich Güll. — Die Geſchichte eines Leinſamenkörnleins. Erzählt von J. C. F. Burk. — Gedichte von Eduard Eyth. — Michael Morier, oder: Wo iſt er? Eine Erzählung von Chriſtoph Möhrle. — Gedichte aus dem Engliſchen von dem Herausgeber. — Wanderung durch das heilige Land. Von Ludwig Völter.

Inhalt des zweiten Jahrgangs:

Die Standeswahl. Eine Erzählung von J. C. F. Burk. — Gedichte von Carl Stöber. — Der reiche Mann und der arme Lazarus. Eine Erzählung von Guſtav Nieritz. — Gedichte von Friedrich Güll. — Das Küchenlicht. Eine Erzählung von Chr. Barth. — „Wenn wir in höchſten Nöthen ſeyn." Von Wilhelm Hey. — Erzählungen von dem Herausgeber. — Das Lamm. Von Amalie Güll. — Erzählungen von Carl Stöber. — Gedichte von Eduard Eyth. — Salzburg im Jahre 1732. Von Ludwig Völter. — Knabenſpiele. Von Wilhelm Hey. — Vom Ziegelbrenner Werner und ſeinem Conrad. Eine Erzählung von Friedrich Güll. — Fabeln von Chr. Barth. — Lebenslauf einer Weingärtnerin. Von Albert Knapp. — Hallelujahſtimmen aus der Natur. Von dem Herausgeber. — Räthſel, Charade und Logogryphen von J. G. Moſer.

Inhalt des dritten Jahrgangs:

Der Apotheker und ſein Arzt. Eine Erzählung von Chr. Barth. — Gedichte. Von Eduard Eyth. — Die Belagerung von Magdeburg. Eine Erzählung von Guſtav Nieritz. — Ländliches Glük. Von Amalie Güll. — Die Weihnachtsabende auf der Teufelsmauer. Eine Erzählung von Carl Stöber. — Der Hirtenknabe. Von Wilhelm Hey. — Anekdoten aus dem Miſſionsleben. Nach engliſchen Quellen von dem Herausgeber. — Alte und neue Geſchichten und Sagen, in Reimen erzählt von Friedrich Güll. — Ellen Cleveland oder die junge Samariterin. Eine Erzählung von Miß Johanne Strikland. — Die Soldatenwittwe. Von Albert Knapp. — Die Schlacht von Torgau. Eine Erzählung von dem Herausgeber. — Das Luthersdenkmal. Von Wilhelm Hey. — Meines Großvaters lezte Erzählung. (Ein biographiſches Bruchſtük.) Von Friedrich Güll. — Räthſel, Charaden und Logogryphe. Von J. G. Moſer. — Auflöſung der Räthſel vom vorigen Jahrgange.

Inhalt des vierten Jahrgangs:

Erklärung des Titelkupfers. — Der Zimmermann von Saardam. Eine Erzählung von Guſtav Nieritz. — Der arme Baum. Von Wilhelm Hey. — Das Rubinenkreuz. Eine Erzählung von Chr. Barth. — Doktor Engel und der Grenadier Stork. Eine Erzählung von Friedrich Güll. — Familienſtüke von Carl Stöber. — Aus dem Anekdotenbuche des Herausgebers. — Das Guttenbergsdenkmal. Von Wilhelm Hey. — Gedichte von Eduard Eyth. — Der Höhlenmann. Eine Erzählung von Carl Stöber. — Tagebuchblätter. Von Amalie Güll. — Die Windſtille. Ein Seebild von Chriſtoph Möhrle. — Gedichte von dem Herausgeber. — Othniel, oder der Edelmann und der Sklave. Eine Erzählung von Miß Johanne Strikland. — Gedichte von Friedrich Güll. — Brief eines berühmten Mannes an ſein Pathkind. Mitgetheilt von dem Herausgeber. — Räthſel von J. G. Moſer. — Auflöſung der Räthſel vom vorigen Jahrgang.

☞ Jeder Jahrgang bildet für ſich ein beſonderes Ganzes.

Gewiß werden dieſe Weihnachtsblüten, welche ſich aber auch zu andern Gelegenheitsgeſchenken eignen, bei Alt und Jung Freude verdienen. Die vielen feinen Stahlſtiche, der geſchmakvolle reine Druk, das milchweiſſe Velinpapier und der billige Preis (für den elegant geb. Jahrgang mit Goldſchnitt und Futteral nur 1 fl. 20 kr. für frühere 2 fl. 30 kr., für den Jahrg. 1842 1 fl. 12 kr. rh.), bezeugen, daß dabei auch die Verlagshandlung das ihre zur Genüge gethan hat.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro 49. 10. Dezember 1842.

Inhalt: 's Fiſcherl und 's Vögerl. — Verſuch über die Anwendung der Schwefelſäure zur Düngung der Kleeäker als Erſaz des Gypſes. — Ueber das Verſchneiden der Kartoffeln beim Legen derſelben. — Mäuſevertilgung. — Der Selbſtmord und das Duell. — Verknöcherung und Erweiterung des Herzens. — Eheſtands-Kodex der Indier. — Auszüge aus dem Tagebuche einer Frau. — Rezenſion.

's Fiſcherl und 's Vögerl.

Im Wieſenbachel do thuat leb'n
A Fiſcherl, glatt und g'ſchling',
Und in an Stäuerl glei daneb'n
A Bochſtelz, nett und g'ring.

Wia's Fiſcherl hot a Mukerl g'ſchnappt,
Und 's Vögerl hot dageg'n,
Xa noch denſelben Fliegerl tappt,
Do hab'n 's ananda g'ſeg'n.

Und 's Vögerl ſogt: Du Fiſcherl, ei,
Wer hot das denn volaubt?
Dee Fliegerl gehör'n ja olle mei.
Und 's Fiſcherl ſogt: Wer's glaubt!

Und wia's no red'n, da ſchwimmt hero
A kloana Woſſaſchnek,
Und 's Fiſcherl mocht ſei Mäulerl ſcho,
Do pekt en 's Vögerl wek.

Und 's Fiſcherl ſogt: Du Vögerl, ei!
Wer hot das denn volaubt?
Dee Schneckerl g'hörn ja olle mei.
Und 's Vögerl ſogt: Wer's glaubt!

Und nacha hob' i nix mehr g'hört,
's is holt beim Alten blieb'n,
Und Dans den Andan hot's net g'wehrt,
Und hob'n 's ſo friedli trieb'n.

Joſ. Anſ. Pangkofer.

Verſuch über die Anwendung der Schwefelſäure zur Düngung der Kleeäker als Erſaz des Gypſes.

Aus „Lobe's Fluch und Segen des Kleebau's.“

Die Schwefelſäure oder das ſogenannte Vitriolöl, welches in jeder Apotheke zu erhalten iſt, wird mit Waſſer verdünnt angewendet und zwar kommen auf 1 Theil Schwefelſäure 1000 Theile Waſſer; 1 1/16 Dresdner Kanne (ungefähr 0,65 badiſche Maß) bringt auf 2 preuſſiſche Morgen (circa 1,4 bad. Morgen) die nemliche Wirkung hervor, als 3 Ztr. Gyps. Das Grundſtük, auf dem der Verſuch vorgenommen wurde, beſteht in einem, vor etwa 6 Jahren urbar gemachten Felde, das früher ein Sumpf war. Die vorjährige, wenig warme und kaltnaſſe Atmoſphäre eignete ſich im Ganzen wenig dazu, einen der Erwartung entſprechenden Verſuch mit Schwefelſäure anzuſtellen; aus dem daraus hervorgegangenen Reſultate kann man aber wohl ſicher den Schluß ziehen, daß bei Anwendung der Schwefelſäure die Witterung weniger Einfluß hat, als bei Anwendung des Gypſes und dieß wäre dann wieder ein Grund mehr zur Empfehlung der Schwefelſäure.

Das Grundſtük, auf dem der Verſuch angeſtellt wurde, hält faſt 2 preuſſiſche Morgen (1,4 bad. Morgen) und zu deren Beſprengung waren 2 Pfd. 2 Loth konzentrirte Schwefelſäure, und zur Verdünnung mit Waſſer derſelben 28 ſächſ. Eimer (nahezu 11 bad. Ohm) Waſſer erforderlich, welche mit einer Gartengießkanne auf die Fläche vertheilt wurden.

In den erſten Wochen war in dem Kleewuchs auf der begoſſenen, friſch abgemähten Stelle kein Unterſchied zu bemerken; nach Eintritt der warmen Witterung aber erhob ſich der Klee auf dem befeuchteten Boden ſehr ſchnell. Er bekam eine dunkelgrünere, friſchere, fettere Farbe und überwuchs bis zu Michaelis den nicht befeuchteten Klee in einer Länge von mehr als 25 Prozent. Die befeuchtete Stelle gab $\frac{1}{5}$ mehr Ertrag, als die nicht befeuchtete. Ende Oktober hatten die erſt im Auguſt befeuchteten Stellen zum 4. Wuchs einen

weit vorzüglichern Blätterbeſtand in Menge und Güte, als die nebenanliegenden, nicht mit verdünnter Schwefelſäure beneztẽn. Daraus geht nun wohl zur Genüge hervor, daß es für diejenigen Landwirthe, welche von Gypsbergen entlegen und ſich nur mit vielen Koſten den Gyps aus entfernten Gegenden verſchaffen können oder dieſes auf die Fruchtbarkeit des Klees ſo vortheilhaft einwirkende Mittel ganz entbehren müſſen, ſehr nüzlich ſeyn würde, wenn ſie ſich in Zukunft zur Befeuchtung ihrer Kleeäker der verdünnten Schwefel-Säure bedienten.

Anm. der Redakt. Es wäre von groſſem Werth, wenn hirüber weitere Verſuche gemacht und die erhaltenen Reſultate veröffentlicht würden.

Ueber das Verſchneiden der Kartoffeln beim Legen derſelben.

Nach den, aus den verſchiedenen Landestheilen, eingegangenen Monatsberichten behaupteten Einige der Landwirthe, welche keine ganze Kartoffeln, ſondern nur in Stüke zerſchnittene, legten, daß vorzüglich hierin die Schuld liege, warum bei der ſo anhaltenden Trokene ſo viele Stöke ausgeblieben ſeyen.

Unſerer, auf Erfahrung beruhenden, Anſicht nach liegt jedoch nicht die Urſache des Mißrathens in dem Verfahren, zerſchnittene ſtatt ganze Kartoffeln zu legen, ſondern vielmehr darin, daß hiebei nicht darauf geachtet wurde, die Kartoffelſchnitte vor dem zu ſtarken Austroknen und Welken zu bewahren, indem ſie häufig zu frühe vor dem Steken ſchon geſchnitten werden und ſo längere Zeit, dem Austroknen durch die Luft und die Sonne ausgeſezt, liegen bleiben.

Von dem Nachtheil, den dieſe Verfahrungsart hat, hatten wir Gelegenheit, uns bei dem Kartoffelbau auf dem Hofgute Karlshauſen zu überzeugen.

In früheren Jahren wurden hier zur Zeit des Legens der Kartoffeln nach dem Pflug auſſer den, zu lezterem Geſchäfte beſtimmten, noch beſonders Mädchen zum Verſchneiden derſelben verwendet; da dieſes den ganzen Tag immerwährend fortging, ſo geſchah es, daß man einen ſo groſſen Vorrath von zerſchnittenen Kartoffeln erhielt, daß ſolche nicht in einem Tag in den Boden gebracht werden konnten, ſondern ein Theil derſelben oft mehrere Tage in dieſem Zuſtande liegen bleiben mußte, wo er ſtark austroknete und welk wurde. Von lezteren blieben häufig, ſelbſt bei dem feuchten Sommer, wie der verfloſſene, Stöke aus. Den Grund deren Ausbleibens glaubten wir, 1) in den, bei dem dort vorhandenen ſehr ſchweren Boden, ſich bildenden Erdſchollen, was ein ungleiches und mangelhaftes Bedeken der Kartoffeln zur Folge hat; oder aber 2) in dem ſtarken Austroknen der gelegten Schnize ſuchen zu müſſen. In dieſem Jahre fanden wir die leztere Anſicht beſtätigt; die Kartoffeln wurden nemlich, wie in früheren Jahren, auch geſchnitten, hiebei jedoch aber die Vorſicht beobachtet, daß nie mehr zerſchnitten wurden, als in einem halben Tage gelegt werden konnten, ſo daß alſo die Stüke noch friſch in den Boden kamen. Der Erfolg war, daß bei dem ſehr trokenen Jahre und den deßhalb beim Legen derſelben ſich gebildet habenden harten, ſteinigen Erdſchollen ſämmtliche Stöke aufgingen, mit Ausnahme eines ganz unbedeutenden Theils an ſolchen Stellen, wo der Boden eine ſehr ſeichte Krume hat und ein unfruchtbarer, eiſenhaltiger, unbändiger Thonboden, (beinahe Hafnererde) zum Vorſchein kam, und der Stand der Kartoffeln nun ein ſehr ſchöner, wahrhaft üppiger iſt.

Anm. der Redakt. Bei einem hinreichenden Vorrath von Kartoffeln zur Saat dürfte jedoch das Steken der ganzen Kartoffeln ſtets vorzuziehen ſeyn.

Mäuſe = Vertilgung.

Mit der Annäherung des Winters werden ſich nun auch die Mäuſe in groſſer Zahl in die Häuſer ziehen. Jeder vorſichtige Hausvater fürchtet ſich vor der Anwendung des Arſeniks und der Arzt ſcheut ſich mit Recht, auch dem Geordnetſten Arſenik zu verſchreiben. Ich glaube daher auf zwei gegen Ratten und Mäuſe mit gleich gutem Erfolg anzuwendende Mittel aufmerkſam machen zu müſſen, von welchen kein Menſch Schaden nimmt,

weil, wenn er ſie auch verſuchen ſollte, der Geſchmak ihm ſogleich den Genuß verbietet. 1) Man nimmt eine Handvoll pulveriſirten ungelöſchten Kalk, miſcht ihn unter einen Pfannenkuchenteig, den zuvor kleine Stüke roher Spek beigemengt wurden, bakt hierauf dieſen Pfannenkuchen ſchnell aus, läßt ihn erkalten, ſchneidet ihn in kleine Stüke und legt dieſe an die Orte, wo Mäuſe und Ratten häufig hinkommen, welche, ſobald ſie davon freſſen, bald darauf ſterben. 2) Man nimmt: ein Loth fein geſtoſſene Krähenaugen, ſechs Loth gehakten Braten, zwei Loth geſtoſſenen Zuker und ſchweinenes Schmalz ſo viel, daß die Maſſe zuſammenklebt, macht ſodann Kugeln daraus in der Gröſſe von Waldkirſchen oder etwas gröſſer, thut eine beliebige Zahl in einen Schachteldekel und ſtellt dieſen dahin, wo ſich die Mäuſe am Meiſten zeigen, ſieht täglich nach und erſezt die fehlenden durch weitere. Wenn dann keine ſolche Kugel mehr fehlt, ſo iſt auch keine Ratte und keine Maus mehr da. Es verſteht ſich, daß man ſowohl das eine als das andere dieſer Mittel ſo ſtellen muß, daß weder ein Hund noch eine Kaze dazu kommen kann.

k. W. Medizinalrath Dr. Rieck e.

Der Selbſtmord und das Duell.

Die ſeit einiger Zeit her hie und da überhand genommenen, und vielleicht noch weiters überhand nehmen könnenden Selbſtmorde und Duelle, gewiß ein ſehr ſchlimmes Zeichen von mangelnder Religioſität und Sittlichkeit bei den von dieſer Manie ergriffen werdenden, beſtimmen gewiß jeden Menſchenfreund, beſonders jeden Jugendfreund, Alles zu ſammeln, was mehr oder minder dem Anwogen dieſes groſſen Uebels irgend einen Damm entgegenſezen dürfte. Es ſey mir daher erlaubt, die Meinungen und Anſichten über dieſen ſo betrübenden Gegenſtand zweier bewährter Männer hiemit ergebenſt mitzutheilen.

Herr Joſ. B. Hipp ſagt in ſeinem kleinen Werke: „Verſuche im Gebiete der Pchyſiatrik ꝛc. Zweibrücken bei Ritter 1836" Folgendes S. 16 et 17: „Der Selbſtmord. Schmerzlicher Kummer, banges Ahnen wegen eines drohenden Uebels, das die Hoffnung eines ſchlimmen Ausganges nährt, Gram und Sorgen wegen Verluſt groſſer Güter bringen den Menſchen, ſchwach am Geiſte, den er im Glüke nie geübt, auſſer ſich, und unterliegend der Schikſalsbürde, iſt Verzweiflung, iſt Vernichtung ſeiner ſelbſt der traurige Ausgang genannter Schwäche. Wer dem Mißgeſchike unterliegt, im Selbſtmorde das Ende ſeines Kampfes ſucht, und ſich ſelbſt zerſtörend einem Helden gleichen will, der iſt ein Irre, weil Feigheit ihn zu dieſem Schritte führt. Die Erhaltung des eigenen Lebens iſt ſittliche Pflicht. Nur phyſiſche Störungen, mit Geſichtstäuſchungen verbunden, vermögen den Selbſtmord zu entſchuldigen. Daß der Trieb zum Selbſtmorde zuweilen erblich iſt, haben Aerzte bereits erwieſen; der Grund liegt in der von den Eltern auf die Kinder übergegangenen Art und Weiſe ihrer Organiſation. Die Selbſt-Entleibung hingegen, die nicht, wie der Selbſtmord, aus ſinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual einer unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verſchuldetem Zwieſpalt im Innern, nicht aus Wahn oder einem verzweifelnden Gewiſſen entſpringt, ſondern aus Wuth und feſtem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu beſiegeln, das Leben höhern Zweken zu opfern, und die Würde der Menſchheit mit dem Tode zu behaupten, iſt nicht rein willkürlich, und rechtfertiget dieſe Handlung, inſoferne dieſer freiwillige Tod durch Selbſt-Entleibung in Sachen der hohen Würde der Menſchheit ausgeführt wird, und in dieſem Selbſtopfern ein hoher ſittlicher Zwek erreicht werden kann; der Menſch behauptet hier die Würde, für Ideen zu ſterben."

Die Stimme eines philoſophiſchen Arztes haben wir vernommen; nun wollen wir den mahnenden und den warnenden Klang eines andern Menſchenfreundes auch, und zwar aus dem kleinen Buche: „Das Grab. Aus dem Engliſchen des Robert Blair ꝛc. Regensburg, in der Montag und Weiſſiſchen Buchhandlung 1793" vernehmen, und zwar was hierüber der würdige Autor

von Seite 53 — 57 ſpricht; „Wenn der Tod nichts iſt; wenn es kein Leben nach dem Tod gibt; wenn der Menſch in dem Augenblik, wo er ſtirbt, auf Einmal zu ſeyn aufhört, zurükkehrt in den unfruchtbaren Schooß des Nichts, woraus er entſprungen iſt: dann mag der Wollüſtling ohne Scheu dem Himmel trozen: dann mag der Trunkenbold zu ſeinem vollen Becher hintaumeln, wenn er leer iſt, ſich einen neuen füllen, und beim lärmenden Saufgelag über den Popanz Tod lachen: dann mag der Elende, der der Welt müde, des Lebens ſatt iſt, auf Einmal jedem Mißvergnügen entfliehen und ſich aus einem Leben hinausſtehlen, wo es ihm nicht mehr gefällt. Er mag den Stahl, er mag den Strik, er mag das tödtende Blei wählen; ihm ſtehen alle die tauſend Pforten des Todes offen. — Wer wollte den mißvergnügten Gaſt zwingen, noch länger da zu bleiben; oder ihn tadeln, wenn er geht? Sicher thut Der wohl, der ſich ſobald als möglich frei macht, wenn er Kraft dazu hat. Aber wenn es ein Leben nach dem Tod gibt, und daß es eines gibt, ruft Jedem, der nur hören will, ſein unbefangenes Gewiſſen mit lauter Stimme zu; dann muß es ſchreklich ſeyn, zu ſterben, und doppelt ſchreklich, durch eigene Hand zu ſterben.

Selbſtmord! — o nennt ihn nicht; es iſt der Schandflek Britanniens, der Vorwurf, womit jede benachbarte Nation dieſes Volk brandmarkt! Wie kann die Natur ſo ſehr von ihrem Grundgeſeze — Selbſterhaltung — abweichen und durch ihre eigne Hand fallen. O, laß es nicht zu, o Himmel! laß nicht die ſchamloſe Hand ſich mit dem Blut ihres eignen Herrn färben. Schreklicher Gedanke! noch rauchend vom Selbſtmorde ſich hinſtürzen vor das Antliz des Richters, gleichſam als ob man ihn aufforderte, ſein Aeuſſerſtes zu thun und ſeines Zornes ſpottete.

Namenloſe Qualen müſſen ſolcher Verbrecher warten. Sie machen für ſich eine abgeſonderte Gruppe in der Hölle aus. Die gemeinen Verdammten ſcheuen ihre Geſellſchaft, und dünken ſich noch rein neben dieſen Unreinen. Die Zeit unſers Lebens iſt abgemeſſen, unſere Tage ſind gezählt. Wie lang, wie kurz? wiſſen wir nicht. Nur das wiſſen wir, daß es unſere Pflicht iſt, den Ruf ruhig abzuwarten, und nicht eher fortzugehen, bis der Himmel es uns erlaubt. Gleich Schildwachen müſſen wir ſo lange auf unſern Plaz bleiben, bis wir abgelößt werden. Nur Derjenige iſt tapfer, der ſeinen Poſten bis auf den lezten Augenblik behauptet. Weglaufen iſt der Streich eines Feigherzigen. Weglaufen aus dieſer Welt, auf der einen Seite dem Ungemach des Lebens, das, wenns noch ſo ſchlimm geht, doch wie ein Lüftchen vorüber weht, entgehen wollen; auf der andern Seite ſeinen Zuſtand dadurch verbeſſern wollen, daß man ſich unbedachtſam in eine unbekannte Welt hinüber wagt, und ſich leichtſinnig in die unermeßliche Finſterniß hinabſtürzt — iſt Tollheit. Der Wahnſinn ſelbſt könnte nicht raſender handeln.“ So weit gehen nun die *herrlichen* Worte des Engländers *Blair*, und ich frage jeden Unbefangenen, dem zugleich das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt: *was iſt für ein Unterſchied zwiſchen einem Selbſtmörder und zwiſchen einem leichtſinnigen und gewiſſenloſen Menſchen, der ſich auf ein Duell einläßt, oder dazu herausfordert, oder daſſelbe begünſtiget, oder gar als Sekundant bezeugenſchaftet?* — Die Beantwortung dieſer wahrhaft philantropiſchen Frage überlaſſe ich Männern von Einſicht und von Einfluß auf die Geſezgebung des Staates und der Kirche, Männern von Einſicht und von Einfluß auf Kinder- und Jugend-Erziehung von den Klein-Kinderbewahr-Anſtalten an bis zum Schluſſe der Univerſitäten, und darüber hinaus. — *Amen!*

Verknöcherung und Erweiterung des Herzens.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Das Londoner Medical Repository gibt ſehr umſtändlich die Erzählung einer Verknöcherung des Herzbeutels mit einer groſſen Erweiterung und Verknöcherung des Herzens. Wir glauben, daß die Erweiterungen und Verknöcherungen des Herzens keine ſo wunderbare und ſeltene Erſcheinung ſind, als das obengedachte Zeitblatt anzudeuten ſcheint;

blos darum, weil die Kranken oft lange ein ſolches Uebel mit ſich tragen, und weil nicht Alle nach ihrem Tode der Zergliederung und genauen Unterſuchung unterworfen werden, hält man dieſe Fälle für ſo ſelten.

Jenes gefallſüchtige Frauenzimmer, welches drei und vier Liebhabern beinahe gleichzeitig ihre treue Liebe in den beredteſten Ausdrüken zuſchwört, leidet an der *Erweiterung* des Herzens.

Jener Rechtsanwald, welcher zwei Parteien zugleich dient, und ſich von beiden reichlich bezahlen läßt, und die Prozeſſe verewigt, findet den Beruf dazu in der *Erweiterung* ſeines Herzens.

Der Vormund, welcher ſich einen Theil des Vermögens einer liebenswürdigen Pflegbefohlnen aneignet, ihr jede Kleinigkeit, jede Bemühung und Verſäumung hoch anrechnet, leidet gewiß an einer *Erweiterung* des Herzens.

Der Wehrmann, welcher ſeinem Freunde das Geld im Spiele abgewinnt, ihn dann zur Verzweiflung bringt, damit er ihn zum Zweikampf fordere, worin er ihn erlegt, kann nur durch die *Erweiterung* ſeines Herzens zu dieſen Schritten verleiten werden.

Weinhändler, welche Cider- und Schlehenſaft für Wein verkaufen, Brauer, die Quaſſia und Bitterklee für Hopfen, und Kaffeewirthe, welche Cichorien und Mandeln für Surinam- und Java-Bohnen verſieden, werden durch die *Erweiterung* des Herzens dazu vermocht.

Jene Aufſeher, welche die armen Negerſklaven, wenn ſie von der Hize und der Anſtrengung niederſinken, mit Peitſchenhieben zur Erneuerung der Arbeit antrieben; jene Häuptlinge, welche in frühern Zeiten ihre Untergebene wegen eines unbeſcheidenen Wortes, wegen eines fehlenden Knopfes, oder Inſubordination bei grillenhaften Befehlen mit Stokſchlägen und Spießruthen-Hieben unbarmherzig mißhandeln lieſſen, litten an *Verknöcherung* des Herzens.

Der Richter, welcher einen jungen Menſchen wegen unbeſonnener Worte Jahre lang im geheimen Kerker ohne Urtheil ſchmachten, welcher die Prozeſſe dürftiger Wittwen und Waiſen unerledigt unter dem Aktenſtaube liegen läßt, zum Vortheil ihrer mächtigen Unterdrüker, kann nur durch ſeine Krankheit, die *Verknöcherung* ſeines Herzens, entſchuldigt werden.

Jener Wucherer, der ſich von den leichtſinnigen jungen Leuten hundert für fünfzig verſchreiben läßt, und fünf und zwanzig davon nicht baar, ſondern in Flitter-Puzarbeiten bezahlt, ſeyen Sie gewiß, daß er an der *Verknöcherung* des Herzens erkrankt iſt.

Jener Arzt, welcher ſeine Kranken zu Hunderten opfert, weil er einem eingebildeten Syſtem fröhnt, kränkelt er nicht ſelbſt an der *Verknöcherung* des Herzens?

Der Mangel an Familien-Einigkeit, an Menſchenliebe, Freundſchaft, Mitleid, Barmherzigkeit, die ſich in unſern Zeiten ſo häufig äuſſern, was ſind ſie anders, als die Folge der Krankheit der *Herzens-Verknöcherung*, die immer mehr überhand zu nehmen ſcheint.

Eheſtands-Kodex der Indier.

1) Für eine Frau gibt es nichts Höheres auf dieſer Welt: als ihren Ehemann.

2) Mag dieſer Mann alt, mißmacht, widerwärtig, roh ſeyn; mag er ſein ganzes Vermögen mit Buhlerinnen vergeuden, ſeine Gattin muß nichts deſto weniger ihn mit aller Sorgfalt als ihren Herrn, Souverän und Abgott behandeln.

3) Ein weibliches Geſchöpf iſt in jedem Alter zum Gehorſam beſtimmt. Als Mädchen muß es ſich vor dem Vater, als Frau vor dem Mann, als Wittwe vor ihren Söhnen beugen.

4) Eine Ehefrau muß ſich ſorgfältig hüten, einem andern, durch Körper- und Geiſtesgaben ausgezeichneten Mann irgend eine Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

5) Eine Frau ſoll es nicht verlangen, mit ihrem Mann zu ſpeiſen, ſondern ſich eine Ehre daraus machen, ſich von den Ueberreſten ſeiner Tafel zu nähren.

6) Wenn der Eheherr weint, wird eine brave Frau mit ihm weinen, und wenn er lacht, ſoll ſie mit lachen.

7) Jede Frau, in welchem Range ſie auch ſtehe, ſoll täglich im Hauſe nachkehren, das Silbergeſchirr nachpuzen, und die Lieblingsſpeiſen ihres Mannes mit eigener Hand zubereiten.

8) Um ihrem Manne zu gefallen, ſoll ſie ſich täglich im friſchen Waſſer baden, hierauf in Safranwaſſer; ſie ſoll ihre Haare rein kämmen, und mit wohlriechenden Salben einreiben, den Rand der Augenbraunen mit Antimonium auffärben, und die Röthe ihrer Wangen mit Roſenduft aufhöhen.

9) Wenn der Mann verreiſet, ſoll die Frau Faſten halten, am Boden ſchlafen, ſich weder waſchen, noch kämmen, und auf ihren Anzug keine Sorgfalt verwenden.

10) Bei der Rükkehr des Mannes muß ſie ihn im feierlichen Siegeszuge einholen, und ihm eine vollſtändige Rechenſchaft von ihrem Betragen, ihren Reden und Gedanken während ſeiner Abweſenheit ablegen.

11) Wenn der Mann ſie auszankt, ſo muß ſie ihm für ſeinen guten Rath danken.

12) Wenn er ſie ſchlägt, ſo muß ſie dieſe Zurechtweiſung mit Geduld ertragen, ihm darauf die Hände nehmen, ſie küſſen, und den Mann um Verzeihung bitten, daß ſie ſeinen Zorn gereizt habe. —

Was würden wohl die jungen Frauen in der Hauptſtadt zu einem ſolchen Geſezbuche ſagen? — Gibt es in Europa wohl einen Mann, der ſich ſchmeicheln könnte, daß er Herr im Hauſe ſey? Die Erörterung dieſer Frage könnte man zu einer akademiſchen Preisaufgabe machen.

Auszüge aus dem Tagebuche einer Frau.

Wir vermindern unſre Jahre, und ſezen denen anderer Frauen verhältnißmäſſig zu, als wenn wir dadurch jünger würden. —

Es gibt Seelen, welche mit Stärke ein groſſes Unglük ertragen, aber ſie erliegen dem kleinſten Mißgeſchik. —

Man verliert mehr Freunde durch Wohlthaten, als man durch Dankbarkeit für ſich gewinnt. —

Die Liebe verleiht alle Tugenden. —

Die Freundſchaft vieler Menſchen iſt nichts weiter, als der Vortheil, den er ihnen gewährt. —

Es gibt Verhältniſſe, wo es mehr Muth iſt, eine Beleidigung zu ertragen, als ſie zu rächen. —

Es gibt Leute, die, wenn ſie zweimal eine Lüge geſagt haben, beim Drittenmal glauben, die Wahrheit zu ſagen. —

Das Schweigen wird immer gut aufgenommen. Geiſtreiche Leute nehmen es wohl auf, daß ihr ſie ihren Verſtand zeigen läßt, und die Thoren glauben, daß ihr ſie bewundert. —

Man geſteht eher einen Fehler, als eine Lächerlichkeit. —

Es gibt Liebende, welche aufhören, ſich zu lieben, und dieſe liebten ſich wenig; andere haſſen ſich, weil ſie ſich noch lieben. —

Es iſt eben ſo ſchwer, ſich über die Liebe, als über die Schönheit zu verſtehen. Jeder ſpricht nach ſeinem Gefühl davon. —

Es iſt nichts leichter, als für geiſtreich gehalten zu werden; man darf nur thun, als wenn man bei allen Menſchen Verſtand fände. —

Die Frauenzimmer mißfallen Ihresgleichen durch die nemlichen Eigenſchaften, vermöge welcher ſie den Männern gefallen, und oft darf man ſo viel Gutes von jenen glauben, als ſie Böſes von ihnen ſprechen. —

Wir leben in der Vergangenheit und in der Zukunft; die Gegenwart iſt faſt todt für uns. —

Es gibt Leute, welche nicht ſo viel Kraft haben, eine Meinung zu haben; ſie warten bis ihr euch ausſprecht, und wenn ihr ſagt: weiß, ſo werden ſie ſchwarz ſagen, nicht weil ſie es glauben, ſondern weil ſie ſich freuen, auch etwas zu meinen. —

Das Streben nach Geld iſt an die Stelle des Strebens nach Ehre getreten. Man hat geſehen, daß man mit Geld Ehren erlangt, aber daß man mit Ehren nicht immer Geld hat. —

Der Geiz bringt mehr Schande ein, als er Nuzen trägt. —

Ein allzuſchnelles Glük iſt eine Frucht, die unreif vom Baume fiel.

Rezenſion.

In der neuen Buch- und Kunſthandlung in Mergentheim iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Das Nachtgebiet der Natur
im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, zur Aufklärung und zum Chriſtenthume.

Von

N. Gerber.

Wir haben dieſes, Aufklärung befördernde Buch genau durchſtudirt und gefunden, daß es wirklich mehr enthält, als der geneigte Leſer erwarten dürfte. Verfaſſer behandelt darin ſolche Erſcheinungen aus dem Nachtgebiet der Natur, welche nicht den Aberglauben zur Folge haben, ſondern an und für ſich räthſelhaft ſind, und ſucht alſo zu zeigen: 1) daß es der Wiſſenſchaft bis jezt nicht gelungen iſt, die Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur aus unſern Naturgeſezen zu erklären. Er gibt eine Ueberſicht über die Art und Weiſe, wie dieſe Erſcheinungen bis jezt bekämpft worden ſind, und zeigt, wie unzulänglich, wie unwiſſenſchaftlich, wie verwerflich und unwürdig zum Theil Das iſt, was man bis jezt gegen die Realität dieſer Erſcheinungen vorgebracht hat. 2) Daß es ein Vorurtheil iſt, wenn man den Glauben an dieſes Nachtgebiet der Natur als Aberglauben betrachtet, und daß er mit der wahren Aufklärung nicht nur in keinem Widerſpruch ſteht, ſondern daß dieſe Erſcheinungen nur deßwegen zur Verbreitung des Aberglaubens, des Betrugs u. ſ. w. benüzt wurden, weil die Gebildeten und Aufgeklärten ſie vornehm ignorirten, und ſich nicht damit befaſſen wollten, aus Furcht verſpottet zu werden. Gerade dadurch, daß man dieſe Erſcheinungen nur dem unwiſſenden Volk zur Beurtheilung überließ, ohne ſie genauer zu unterſuchen, konnte Aberglauben und Unwiſſenheit ihr Spiel um ſo freier damit treiben. Man kann dieſe Thatſachen, welche nicht mehr wohl zu beſtreiten ſind, nur dadurch dem Obſcurantismus entreiſſen und unſchädlich machen, daß man ſie ohne Vorurtheil und Menſchenfurcht prüft, und mit unſerer heutigen Bildungsſtufe in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht, was durchaus nicht ſo unmöglich iſt, wie man es aus Vorurtheil meint. Dadurch wird man zur wahren Aufklärung weit mehr beitragen, als durch die unnatürlichen, höchſt gezwungenen und eben darum nie überzeugenden Erklärungen, durch welche man dieſe Thatſachen bis jezt zu beſtreiten ſucht. 3) Soll in dieſer Schrift gezeigt werden, daß der Glaube an dieſes Nachtgebiet der Natur zwar durchaus nicht zur chriſtlichen Religion gehört, daß dieſe Erſcheinungen weder zur Bekämpfung des Unglaubens, noch zur Erlangung höherer Aufſchlüſſe in der Religion benüzt werden können, daß ſie aber mit der Lehre des Chriſtenthums nicht nur in keinem Widerſpruche ſtehen, ſondern dem ganzen Sinn und Geiſt dieſer Religion vollkommen entſprechen und ſogar manches Dunkel der bibliſchen Geſchichte aufklären. Der Verfaſſer ſammelte ſeit Jahren Alles, was in dieſer Streitſache Für und Wider gedrukt wurde, und hat ſeine Anſicht nur durch lange und reife Prüfung gebildet. Daß von ihm etwas Beachtungswerthes über dieſen Gegenſtand erwartet werden kann, hat Dr. Strauß aus Veranlaſſung eines Beitrags, welchen derſelbe zu Dr. Kerners Schrift über das Beſeſſenſeyn lieferte, in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Juni 1836 Nro. 102 u. ſ. w. ausgeſprochen und dabei ausdrüklich erklärt, daß er dieſer ſchon damals angekündigten Schrift mit Verlangen entgegenſehe. Der Leſer erhält durch dieſes Buch eine vollſtändige, wiſſenſchaftlich geordnete Ueberſicht über das Wichtigſte, was zum Nachtgebiet der Natur gerechnet werden kann, und es ſind ſo viele merkwürdige Thatſachen zur Erläuterung darin aufgenommen, daß es zugleich eine unterhaltende, für alle Stände intereſſante Lektüre gewährt.

Das Werk, welches in 10 Lieferungen beſteht, iſt ſehr billig, indem die Lieferung nur 24 kr. koſtet.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnitzeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Anekdote von Kaiſer Franz I. von Oeſterreich.

Als Franz nach ſeiner Thronbeſteigung in Prag zur Huldigung war, ſchloß der Sprecher eine Deputation, welche ihm ihre Glükwünſche darbrachte, mit den Worten:

»Jeder Unterthan müſſe den Kaiſer um ſo mehr lieben und verehren, als jeder Zug ſeines Charakters ihn als den beſten Fürſten und den Vater ſeines Vaterlandes verkündige.«

Der Kaiſer antwortete darauf:

»Noch bin ich das nicht, aber ich fühle, daß es meine Schuldigkeit iſt, es zu werden.«

Neuer Ausfuhrartikel.

Die Deutſchen in Griechenland ſollen mit den dortigen Mädchen ſehr übel berathen ſeyn; ſie ſind ungebildet und träg im Hausweſen. Der Verfaſſer der »Sechs Jahre in Griechenland« meint deßhalb, eine Schiffsfracht deutſcher Mädchen würde in Nauplia nicht nur äuſſerſt willkommen ſeyn, ſondern auch den raſcheſten Abſaz finden.

In Kaufbeuern hat ſich ein Verein gebildet gegen das zu lange Verweilen der Männer in den Gaſthäuſern. Die Gattin eines Chirurgen hat dieſen Verein in's Leben gerufen; achtundvierzig Bürger ſind demſelben beigetreten. Er nennt ſich: »Frühnachhauſekommungsverein.«

Eine achtbare Familie in München machte eine Landpartie nach dem benachbarten Orte Trudering. Auf dem Nachhauſewege ließ ſich die Geſellſchaft auf einem Leiterwagen fahren, als die Pferde plözlich an der Landſtraſſe einbogen und auf das Akerfeld liefen. Als man den Bauernbuben, der die Pferde leitete, darüber zurecht wies, entſchuldigte ſich derſelbe in folgenden Worten: »I kon nir dafür: wiſſens, der Aker der g'hört uns, und da hod'n d'Reß holt gmeint, i lad n'Miſt ab.

In einem Gaſthauſe, wo es recht toll zuging, trat ein Fremder an den Tiſch mit der Frage: »Verzeihen Sie, iſt hier ſchon Alles beſeſſen?«

In den Eiſenwerken von Rumney in Wales ſtarb kürzlich die 108jährige Frau Joyce Jones, von welcher eine Nachkommenſchaft von 105 Kindern, Enkeln und ſo fort bis ins fünfte Geſchlecht, abſtammt. Ihr jüngſter Sohn lebt noch, und iſt 73 Jahr alt. Sie hat die Regirungen von 4 Königen und einer Königin geſehen.

Empfehlenswerthe Bücher.

Das Theater des Lebens. Achtzehn Erzählungen und Mährchen von den Roſen und Dornen, Tugenden und Leidenſchaften der Menſchen. Ein Leſebuch für die reifere Jugend. Von Ferd. Freiherrn von Biedenfeld. Mit 5 Bildern. Weimar, Druk Verlag und Lithographie von B. F. Voigt. Preis eleg. kartonnirt ½ Rthlr. oder 54 kr.

Die ſeltene Gabe des Verfaſſers, die Erwartung aufs Höchſte zu ſpannen und nicht zu täuſchen, ſondern durch einen intereſſanten Vortrag lebhaften Eindruk auf das jugendliche Herz zu hinterlaſſen, hat ſich auch hier wieder rühmlich bewährt. Die, dem jungen Geiſte angemeſſenen Erzählungen ſind von dauernder Wirkung auf die ſpäteren Lebensperioden, indem ſie den Sinn für das Gute und Rechte erweken, vermehren und erhalten.

Beiträge zur Charakteriſtik Franz des Erſten, Kaiſers von Oeſterreich, in Anekdoten und Charakterzügen aus ſeinem Leben. Von Dr. Schöpfer von Rodishain. 2 Hefte. 12. Nordhauſen, bei E. F. Fürſt. Wien, bei C. F. Mörſchner.

Der gute Kaiſer Franz wird nie aus unſerm Gedächtniſſe ſchwinden, denn ſeine weiſe, ſorgſame Regirung bleibt im Herzen aller Deutſchen geſegnet. Hier werden uns zwei Hefte mit Charakterzügen dieſes groſſen Monarchen dargeboten, die, obwohl ſie zum Theil entlehnt ſcheinen, doch genug Beiſpiele von ſeiner Seelengröſſe und Güte enthalten, um ſein Andenken zu erfriſchen und glänzender zu machen. Wir wünſchen dieſem Werkchen die unfehlbar zahlreichſte Verbreitung.

Auserleſene chriſtliche Kerngebete. Ein allgemeines Gebetbuch, geſammelt und herausgegeben vom Verfaſſer der Mitgabe fürs Leben. Mit einem Titelbild (der betende Moſes). Nördlingen, Druk und Verlag von C. H. Beck.

Herzerhebende Gebete mannigfaltigſter Art für alle Gelegenheiten, und groſſer kräftiger Druk machen dieſes Gebetbuch zu einem der vorzüglichſten, es darf alſo nicht unter den Schwarm der vielen Andachtsbücher gerechnet werden welche täglich erſcheinen, und verdient wohl, würdig aufgenommen zu werden. Wir ſind überzeugt, daß dieſes Gebetbuch jedes Chriſten Zufriedenheit erlangen wird. Der Preis iſt verhältnißmäſſig billig.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an. Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 50. 17. Dezember 1842.

Inhalt: Ueber den Mangel an Stroh und deſſen Erſaz durch Lehm, Sand und Raſen ꝛc. — Die weſentlichſten Maßverhältniſſe der berühmteſten Kirchen Deutſchlands. — Der Oelbilderdruk. — Etwas für Geſchichts- und Orts-, beſonders aber für Biographieforſcher. — Peter der Groſſe, als Jäger und Forſtmann. — Eine ſchöne Frau.

Ueber den Mangel an Stroh und deſſen Erſaz durch Lehm, Sand und Raſen,
mit beſonderer Hinweiſung auf kleinere Wirthſchaften in den Gebirgsgegenden.
(Von einem Odenwälder.)

Unſere Gemarkungen erweitern ſich nicht, während die dichte Bevölkerung der Gebirgsgegenden des Landes mit tauſend und abermals tauſend kleinen Parzellen auf den engen Raum jener angewieſen, fortwährend in progreſſiver Zunahme begriffen iſt. Der Grund und Boden wird mehr als je von fleiſſigen Händen bearbeitet und in Anſpruch genommen, um die für eine ſo ſehr vermehrte Menſchenmaſſe unmittelbar und mittelbar erforderlichen Nahrungsſtoffe zu erzeugen und zu erzwingen und unter allen heimiſchen Produkten ſind Kartoffeln und Futterkräuter das beliebteſte Feldgeſchrei der kleineren Güterbeſizer, weil ſie dringende Bedürfniſſe zu befriedigen zunächſt geeignet ſind. Dazu werden etwas Kraut, Hanf oder Flachs, Wurzeln, wohl auch ein Stükchen Mohn, Winterrübſen ꝛc. ausgebaut, durchgängig Erzeugniſſe, welche den Boden angreifen, ohne zugleich Streumaterial zu liefern.

In dieſen wenigen Säzen liegt das ganze Geheimniß unſeres, ſeit einer Reihe von Jahren fortdauernden, Strohmangels; mit ihnen iſt die Urſache desſelben nachgewieſen, die Wirkung — jeder Landwirth fühlt ſie beſſer, als ſie beſchrieben werden mag und nur Das diene zur Nachricht, daß im abgelaufenen Frühjahre im innern Odenwald das Fuder Kornſtroh von etwa 1000 Pfd. zu 26 — 27 fl. erſteigert, hie und da ſogar zu 30 bis 32 fl. aus der Hand erkauft wurde. An anderen Orten des Odenwaldes iſt es ſo weit gekommen, daß das Stroh, als Rarität behandelt, hauſirend von Stall zu Stall gefahren und in einzelnen Gebunden von 8 — 9 Pfd, zu 15 bis 18 kr. abgeſezt wurde, eine Erſcheinung, von welcher übrigens auch Manches auf Rechnung der vorjährigen geringen Halmfruchternte geſezt werden muß.

Iſt aber Hoffnung vorhanden, daß dieſer Zuſtand ſich beſſern werde? Nimmermehr, ſo lange wir in ſtiller Eintracht neben einander wohnen, ſo lange wir friedlich unſerer gewohnten Beſchäftigung mit Fleiß und Fürſorge nachgehen, wie wir Alle wollen. Wohlhabend oder arm: Keiner weiche von dem Anderen, der Eine bedarf ſtets wieder des Anderen und ſo kommen wir auf Das zurük, was unſern heutigen landwirthſchaftlichen Kulturzuſtand bedingt, der, indem er uns ſo hohe Vortheile bietet, zugleich ſeine unvermeidlichen Nachtheile immerhin mit ſich führen mag. Aber der Menſch ſtrebt nach Vervollkommnung, er will ſeine Erfahrungen zu ſeinem Nuzen erweitern und ſo entſteht die ſchon oft angeregte Frage wiederholt: *ob es denn kein Mittel gäbe, dem verderblichen Strohmangel einigermaſſen zu begegnen, oder das Stroh als Streu- und Bindungsmittel durch ein anderes Material zu erſezen?*

So oft dieſe Frage nur ferne angedeutet wird, iſt der Blik unſerer Landleute auf die ſie umringenden Forſte, auf die Kommunalwaldungen insbeſondere, gerichtet, als ob von da allein der Segen kommen könne. Wahrlich, ein ſehr verzeihliches Hoffen, denn vormals war es ſo. Aber, wenn es ſo war, wenn vormals die Waldſtreu reichlicher floß, gereichte dieß zum Nuzen und Frommen der jezigen und künftigen Generation? Haben

wir nicht in Folge der früheren weniger ſorgſamen Waldbewirthſchaftung erdrükende Holzpreiſe zu erſchwingen und ſollen unſere Nachkommen in demſelben Maſſe darunter leiden? Einſender iſt kein Apoſtel aller Anordnungen und Beſchränkungen, welche das heutige Syſtem der Forſtverwaltung geſchaffen hat; er will vielmehr völlige Freiheit der Privatwaldungen, die, überall wo ſie beſtehen, in engſter Verbindung mit dem Akerbau ihrer Beſizer beſtehen: er will Unterſtüzung des Akerbaues durch die Waldwirthſchaft, da, wo es ohne Nachtheil dieſer geſchehen kann; allein eine unbedingte Abgabe von Streumaterial aus den Waldungen iſt verſtandeswidrig und die Zeit iſt für immer entſchwunden, zu welcher der Weg nach Streu nur zum nächſten beſten Walde hinführte. Die Einrichtungen des Staats ſind den zeitgemäſſen Forderungen des Volkes angepaßt. Der Richter ſpricht Recht, der Geiſtliche iſt der Diener der Kirche, der Lehrer lehrt in der ihm vorgeſchriebenen Zeit und Weiſe, der Straſſenbaumeiſter baut Straſſen und der Adminiſtrativbeamte verwaltet die Intereſſen ſeines Bezirks: Jeder von ihnen ſteht in ſeiner Sphäre und Jeder iſt verantwortlich in dem ihn angewieſenen Dienſtkreiſe. So auch der Forſtbeamte für das ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Fürſorge anvertraute, höchſt bedeutende Kapital. Der Beweis, daß er in Erfüllung ſeiner Pflichten zu weit gehe, iſt gewagt und ſchwierig und der Augenſchein zeigt überall, daß die Waldungen in einem freudigen Zuwachſe ſind.

Entſagen wir daher ein für allemal den Gedanken der Rükkehr veralteter Mißbräuche, nnd ſcheuen wir uns nicht, zu einem Mittel unſere Zuflucht zu nehmen, das ſich anderwärts längſt als zwekmäſſig bewährte und das, geſtehen wir es aufrichtig, bisher blos darum verſchmäht wurde, weil wir das Vorurtheil Anderer, den unvernünftigen Spott der am Alten Klebenden fürchteten und weil wir ein nicht zu erklärendes Schamgefühl, ein Gefühl des Mangels und der Armuth mit dem Gedanken in Verbindung brachten, ſtatt mit Stroh nur mit Lehm, Sand oder Raſen einſtreuen zu ſollen.

Selbſt die Beſizer gröſſerer Güter ſind gar häufig in dem Falle, zu der Erdſtreu greifen zu müſſen, namentlich da, wo ein mit Vortheil eingerichteter Brauntweinbrennereibetrieb einen ausgedehnten Kartoffelbau rechtfertigt. Warum ſollten da die kleineren Güterbeſizer, die ohne beſondere Koſten, zur Zeit, wo die übrigen Geſchäfte ruhen, den Bedarf herbeiſchaffen können, nicht zu demſelben Mittel ihre Zuflucht nehmen, ſtatt unverhältnißmäſſig hohe Preiſe für Streuſtroh oder Waldſtreu auszugeben?

Einſender iſt im Beſize einer intereſſanten Darſtellung über die Vortheile der Erdſtreu, aus der Feder eines ſehr erfahrenen Beſizers mehrerer groſſen Güter gefloſſen, von welcher er Nachſtehendes zur Beherzigung der Leſer mittheilen will. Der Herr Verfaſſer ſagt: „Im Anfang des Jahres 1839 erkaufte ich das Gut N. von etwa 1000 Morgen, wobei ſich indeſſen noch einige hundert Morgen Oedung befanden. Es befand ſich daſſelbe in einem geringen Kraft- und Kulturzuſtande und die drükendſte Kaufbedingung war die, daß die Winterernte den abziehenden Pächtern überlaſſen werden mußte. Es war kein Stroh vorhanden, es war daſſelbe in einer hinreichenden Menge nicht zu kaufen, und das, was von Nachbarn als eine Gunſt abgelaſſen wurde, mußte mit unverhältnißmäſſiger Bezahlung vergütet werden. Es wurde zwar verſucht, aus einem eigenthümlichen Forſte, aber aus einer Entfernung von 4 Stunden, Moos als Streuſurrogat anfahren zu laſſen; allein der Fuhrlohn kam auf 3 — 4 fl. für den Wagen und die Anfuhr mußte unterbleiben. Der Anfang der Beſiznahme war ein troſtloſer, bis endlich ein Verſuch mit Einſtreuung trokener Lehm-Erde gemacht wurde, der ſo über Erwarten gelang, daß ich die Anwendung dieſes Mittels, dem Vieh ein trokenes reines Lager zu verſchaffen und nebenbei den Dunghaufen beträchtlich zu vermehren, nie wieder eingehen laſſen werde. Die Düngervermehrung ſeit mehr als zwei Jahren, neben groſſer Erſparniß an Stroh, iſt ſo in die Augen fallend, daß nicht allein im Herbſte das ganze Winterfeld, ſelbſt die umgebrochenen Kleeäker, welche ſonſt bei der Winterbeſtellung keinen Miſt erhalten konnten, vollſtändig und wirkſamer als je gedüngt

wurden. Ich kann daher auf eigne, mehrjährige Erfahrung geſtüzt, die Erdſtreu, ſowohl in die Rindvieh= als Schafe= und Pferdeſtälle aus voller Ueberzeugung als ökonomiſch vortheilhaft nicht dringend genug empfehlen und zwar nicht allein allen Denen, welche ſich wegen Einſtreu in Verlegenheit befinden, ſondern auch ſolchen Landwirthen, welche zwar keinen Strohmangel leiden, das Stroh vielleicht aber vortheilhafter verfüttern können, oder wohl gar theilweiſe zu verkaufen gute Gelegenheit finden. Die Einſtreu muß übrigens troken ſeyn, damit Reinlichkeit des Viehes erhalten und die Sättigung mit Jauche um ſo vollſtändiger wird. Die Wirkung eines ſolchen Düngers iſt ganz auffallend.“ Der gediegene Herr Verfaſſer fügt am Schluſſe hinzu:

„Im Anfang ging es auch hiermit, wie mit jeder Neuerung, die überdieß mit einiger Mühe für die Leute verbunden iſt. Die Anordnungen des Gutsherrn wurden nur mit Widerſtreben, und nur ſo lange die Aufſicht desſelben dauerte, nothdürftig befolgt. Und in der That, man darf deßhalb keinen Stein auf den Arbeiter werfen. Gar oft werden Ideen zu verwirklichen geſucht, gegen die das Gefühl der reinen Praktiker von vornherein warnt, und das gegen alles Neue einnimmt. So ging es auch mir bei Einführung der Erdſtreu, und es bedurfte, da man dieſelbe als eine Liebhaberei, als eine fixe Idee anſah, alles Ernſtes und wiederum guter Worte, ja ſelbſt kleiner Aufmunterungen und Belohnungen, um die Leute dazu anzuhalten. Seit dem lezten Jahre ſind indeſſen keine Aufmunterungen weiter nothwendig. Der Aufſeher, wie die Knechte, ſehen das Vortheilhafte des Verfahrens klar ein, weil ſie das Vieh reinlich halten können und der Dunghaufen unter ihren Augen wächst.“

So weit der Herr Verfaſſer, der noch intereſſante chemiſche Betrachtungen beifügt, welchen für heute der Raum verſagt werden muß.

Aber Ihr Landsleute, Ihr kleineren Güterbeſizer, ſollte ſich denn nicht Einer oder der Andere unter Euch entſchlieſſen können, einen auf längere Zeit fortgeſezten Verſuch mit der Erdſtreu zu machen und dadurch ein gutes Beiſpiel zu geben, nachdem Ihr von ſolchen Erfolgen gehört habt? Bezirksvereine, ſollte es nicht eine dringende, eine nicht genug zu empfehlende Aufgabe für Ihre Wirkſamkeit ſeyn, der Erdſtreu überall Eingang zu verſchaffen! Und die Provinzialvereine mit den aus ihnen gebildeten Ausſchüſſen, ſollten ſie ſich nicht das Verdienſt erwerben wollen, eine vielfach als zwekmäſſig, als heilbringend für den Akerbau erprobte Neuerung durch Aufmunterung, Prämien und Auszeichnungen allgemein nüzlich zu machen?

Jezt noch werden in gewiſſen Familien des Odenwaldes Denkmünzen und Verdienſtmedaillen, im vorigen Jahrhundert auf Einführung des Kleebaues durch die Grafen von Erbach geſchlagen und wegen deſſen Verbreitung vertheilt, mit Stolz gezeigt und von dem Aelteſten auf den Aelteſten als heilige Reliquien vererbt. Und mit welcher Vorausſicht der hohen Bedeutung des Kleebaues erfolgten jene Aufmunterungen. Seit Einführung desſelben und der damit möglich gewordenen Stallfütterung iſt ein neuer wohlthätiger Abſchnitt in der Kulturgeſchichte aller Länder und ſo auch hier eingetreten. Kann auch die Anwendung der Erdſtreu eine ſolche bedeutende Reform nicht herbeiführen: nach ihr bleibt ſie immerhin eines der wirkſamſten Mittel zur Hebung der Landwirthſchaft und Nichts ſollte unverſucht bleiben, ſie überall und insbeſondere in den Gebirgsgegenden durchzuführen.

(Aus der Zeitſchrift für die landwirthſchaftlichen Vereine des Großherzogthums Heſſen.)

Die weſentlichſten Maßverhältniſſe der berühmteſten Kirchen Deutſchlands.

Wiebeking gibt in ſeinem Werke „architecture civile theoretique et practique, avec un atlas de 260 planches,“ in welchem nicht nur alle europäiſchen merkwürdigen Kirchen, ſo wie die heidniſchen Tempel in Nubien, Egypten, Syrien und Europa beſchreibend geſchichtlich und beurtheilend behandelt, ſondern auch die merkwürdigſten dieſer Ueberreſte des Alterthumes, ſo wie die chriſtlichen Kirchen in den zu dem Werke gehörenden 260 groſſen Kupfern in Grundriſſen, Aufriſſen

und Durchſchnitten abgebildet ſind, folgende bemerkenswerthe Fakta.

Unter den Kirchen unſeres Erdballs bedekt die Peterskirche in Rom einen Flächenraum von 199,926 Pariſer Quadrat Fuß. Sie iſt die größte und auch die merkwürdigſte Kirche für Katholiken und Proteſtanten.

Wir wollen jedoch hier nur die von der deutſchen Nation in Deutſchland auf ihre Koſten aufgeführten oder die Kirchen, deren Entwurf von deutſchen Baumeiſtern gemacht wurde, rükſichtlich des Flächenraumes anführen.

Aus der im 7. Bande S. 179 und 180 jenes Werkes gelieferten Ueberſicht des Flächenraumes von 148 Kirchen und ihres Verhältniſſes zu dem der Peterskirche entnehmen wir alſo Folgendes:

1) Der Dom zu Mailand, deſſen Plan von dem deutſchen Baumeiſter Heineich von Gemünden (in Italien Enrico di Gamondia genannt) entworfen wurde, bedekt einen Flächenraum von 110,508 Quadratfuß. (Dieſer Baumeiſter hat auch den Plan zu der Karthauſe bei Pavia, zu der Veitskirche in Prag, zu der groſſen Kirche von St. Petronio zu Bologna und wahrſcheinlich auch vom Münſter zu Ulm, deſſen Bau 1377 auf Koſten dieſer einzigen Stadt angefangen und bis 1494 ſo weit, wie er daſteht, ausgeführt wurde, entworfen und hat auch in ſeiner Vaterſtadt, Gmünd, eine groſſe Kirche erbaut.)

In Deutſchland ſollte nach dem Entwurfe der Kölner Dom die größte Kirche werden, indem derſelbe einen Flächenraum von 96,400 Q. F. einnehmen ſollte; der Dom zu Speier bedekt 69,350 und der Münſter in Ulm 57,639 Q. F.; der Münſter zu Straßburg iſt von der deutſchen Nation und von einem deutſchen Baumeiſter angefangen und ausgeführt, als der Elſaß zu Deutſchland gehörte. Man kann ihn daher mit Recht zu den Baudenkmalen der deutſchen Nation zählen. Er bedekt einen Flächenraum von 58,052 — die Stephanskirche zu Wien 46,866, der Dom zu Magdeburg 43,800 — die Marienkirche zu Lübeck 42,120 — der Dom zu Augsburg 93,432 — die Frauenkirche zu München 39,369 — der Dom zu Regensburg 39,330 — der Münſter zu Freiburg 34,500 — der Dom zu Mainz 34,200 — der Dom zu Worms 31,320 — der Dom zu Halberſtadt 29,350 — Maria in Capitolio zu Köln 27,000 — die Lorenzkirche zu Nürnberg 26,600 — die Sebalduskirche daſelbſt 23,716 — der Dom zu Konſtanz 23,000 — der Dom zu Meiſſen und St. Apoſtoli zu Köln 18,900 — die Kirche zu Friedberg in der Wetterau 15,990 — die Marienkirche zu Aachen 12,819 und St. Gereon zu Köln 11,500 Q. F.

2) Das mittlere Schiff bildet einen weſentlichen Theil chriſtlicher Kirchen, die auſſerordentlich hohe Kirchenſchiffe haben.

Die Höhe der mittleren Kirchenſchiffe beträgt vom Mailänder Dom 147 F. 10 Z. vom Dome zu Köln 135 F. 2 Z. — von der Marienkirche zu Lübeck 132 F. — vom Münſter zu Ulm 129 F. — vom Dome zu Regensburg 120 F. — von St. Veit zu Prag 101 F. 10 Z. — vom Dome zu Speier 99 F. — vom Münſter zu Straßburg 95 F. 6 Z. — von der Frauenkirche zu München 94 F. — von der Martinskirche zu Landshut 90 F. — von der Stephanskirche zu Wien 85 F. — vom Dome zu Halberſtadt 84 F. — vom Dome zu Meiſſen 60 F. — vom Dome zu Erfurt 53 F.

3) Auch die Thürme und Kuppeln bilden einen weſentlichen Theil chriſtlicher Kirchen. Aus dem angeführten Werke wollen wir nur vorzugsweiſe die Thurmhöhen von den auf S. 184 angeführten 82 auf Koſten der deutſchen Nation angefangenen oder ausgeführten Thürme angeben.

Die Kuppel der Peterskirche erhebt ſich über ihre Flur 405 F. — die auf Koſten der deutſchen Nation auf dem Thurm des Straßburger Münſters ausgeführte Pyramide erhebt ſich 440 Pariſer Fuß — der Thurm an der Stephanskirche zu Wien 421 F. — der an der Martinskirche zu Landshut in Bayern 398 F. — die Pyramide des Freiburger Münſters 367 F. — die beiden Frauenthürme zu München 327 F. — die beiden Thürme des Magdeburger Doms 315 F. — der Thurm der Kreuzkirche zu Breslau 303 F. — die beiden Thürme der Lorenzkirche zu Nürnberg 297 F. — der Thurm vom Münſter zu

Ulm 291 F. (deſſen Höhe ſollte aber nach dem Plane 452 F. betragen) — der rothe Thurm zu Halle an der Saale 261 F. — die beiden Thürme der Sebalduskirche zu Nürnberg 246 F. — der Thurm von der Hauptkirche zu Nördlingen 242 F. — von der Kirche zu Ingolſtadt 240 F. — die beiden Thürme vom Dom zu Speier 236 F. — der ſüdliche Thurm vom Kölner Dom hat eine Höhe von 190 F., der nördliche von 15 F. (die Höhe dieſer beiden Thürme ſollte aber nach dem Plane 471 F. betragen) — die beiden Thürme des Doms zu Halberſtadt 220 F. — die beiden Thürme des Doms zu Worms haben eine Höhe von 177 F. — die vom Dome zu Regensburg 160 F. 6 Z. (ihre Höhe ſollte aber nach dem Plane 280 F. 6 Z. betragen).

Sonach fehlen nach dem urſprünglichen Plane an dem Thurme des Ulmer Münſters noch 161 F. — an dem Dome zu Köln bei dem einen Thurme 281 F. und bei dem andern 456 F. — an den beiden Thürmen des Doms zu Regensburg fehlen noch 120 F. —

Nach Wiebeking iſt der Plan vom Dom zu Köln wahrſcheinlich von dem damals berühmten Biſchof Albertus Magnus oder von dem Meiſter Gerhard von St. Trond. — Der Erſtere hatte auch den Plan zum Dom von Regensburg angegeben. — Die Namen Derer, welche ſpäter bei dieſem Dombau, beim Münſter von Ulm, an der Kathedrale zu Straßburg, an den Hauptkirchen von Augsburg, Nördlingen, Dinkelsbühl, Landshut, Nürnberg, Mainz und Wien gewirkt haben, ſind gleichfalls in ſeinen Werken angeführt. Auch kommt darin vor, daß der Biſchof Otto im 11. Jahrhundert den Plan zum Dom in Bamberg und zu eben dieſer Zeit der Biſchof Brunno oder Burkhardt den zum Würzburger Dom entworfen; ferner, daß der heilige Bonifacius auſſer zehn Kirchen in England den ehemaligen Dom zu Fulda nach ſeinem Plan erbaut; der Biſchof Bernward zu Hildesheim den Spizbogenſtyl gegen das lezte Viertel des zehnten Jahrhunderts in Deutſchland zuerſt bei den Kirchengewölben, der Biſchof Falbertus dieſen Styl im Jahre 1020 in Frankreich und der Biſchof Henri de Blois in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in England eingeführt habe. Unter den namhaft gemachten 1496 Baukundigen in Europa befinden ſich 200 Geiſtliche.

Anmerkung der Redaktion:

Der unlängſt verſtorbene Karl Friedrich von Wiebeking war 1762 zu Wollin in Pommern geboren, ſtudirte Mathematik und Waſſerbaukunde, zeichnete ſich ſchon 1779 durch topographiſche Aufnahmen mehrerer Länder aus, ward 1788 Waſſerbaumeiſter im Herzogthum Berg, bereiſte um 1790 wiederholt Holland, trat dann in darmſtädtiſche, ſpäter in öſterreichiſche und zulezt im Jahr 1805 in bayeriſche Dienſte. Sowohl an ſeinen Schriften als an ſeinen Bauten hatte ſein Sohn Karl Guſtav v. W., geb. 1792 zu Düſſeldorf, geſt. 1827 in Speier, rühmlichen Antheil. Wiebekings kupferreiche Schriften ſind ſehr theuer; wer die franzöſiſche Ausgabe des oben angeführten Werkes ankauft, kann auf Verlangen die deutſche aus 4 Quartbänden beſtehende, gratis erhalten. —

Der Oelbilderdruk.

Von Seiten des preuſſiſchen Miniſteriums iſt das Geheimniß der Lipmann'ſchen Erfindung des Oelbilderdruks nunmehr veröffentlicht und ſomit zum Gemeingute gemacht worden, indem das dabei zu beobachtende Verfahren, von dem Erfinder beſchrieben und mit ſechs erläuternden Tafeln verſehen, in Berlin erſchienen iſt. Die Schrift, klar und verſtändig für Techniker, iſt dem gröſſern Publikum ſchwer zugänglich. Mit wenig Worten beſteht die Kunſt darin: einen Farbenkörper von beliebiger Dike anzufertigen, der moſaikartig das abzudrukende Bild in ſeiner ganzen Dike hindurch gleichartig enthält. Denkt man ſich alſo z. B. dieſen trokenen und harten Farbenkörper mit einer feinen Säge in hundert Scheiben durchgeſägt, ſo muß jeder dieſer hundert Theile das vollſtändige Bild auf ſeinen beiden Durchſchnittsoberflächen enthalten. Werden darauf dieſe Flächen mit ein wenig Oel erweicht, ſo kann man davon auf Leinwand, Pappe oder Papier ſo viel Oelbilder ab-

drukend entnehmen, als die Farbenmaſſe zuläßt. Dieſe Farbenmaſſe beſteht aus bis zum feinſten Staub zerriebenen Malerfarben, die, mit Oel zubereitet, zu einem bald troknenden und feſten Körper werden. Mittels der Feinheit der Farbe und der eigenthümlichen Anwendung des feinen, farbloſen Formſandes kann der Künſtler einestheils dem Bild eine ſolche Verſchmelzung der Tinten beibringen, daß deren Unterſcheidung nur vom bewaffneten Auge erkannt wird, wie er andererſeits mit vollkommener Freiheit dasſelbe zu impaſtiren vermag. Die Methode gewährt ferner den Vortheil, daß die Theile gröſſerer Bilder von verſchiedenen dazu angelernten und geübten Arbeitern zu gleicher Zeit angefertigt werden können, indem dieſe Maſſen alsdann an und über einander gelegt ſich dergeſtalt verbinden, daß ſie eben ſo zu einem einzigen Farbenkörper werden, als wären ſie nur von einem gefertigt. Die Methode beſchränkt demnach weder die Freiheit der Kompoſition noch der Farbenauftragung, und der Unterſchied gegen das Verfahren bei der Malerei beſteht alſo blos darin, daß Dasjenige, was der Maler mit dem Pinſel ſelbſt ausübt, er, nach jener Methode, unter ſeiner Leitung, von dazu angelernten und eingeübten Gehülfen ausführen läßt. Natürlich werden daher auch die nach jener Methode gefertigten Bilder, genau wie bei jeder Kunſt, dem Talent wie dem Genie des Künſtlers entſprechen, indem darauf weder die Sonne, wie bei dem Daguerreotyp, noch chemiſche Zerſezung, wie bei der Galvanoplaſtik, irgend einwirken kann, ſondern das hervorkommende Kunſtwerk reines Produkt des Künſtlers iſt. Daß dieß jedoch den Werth der Erfindung beeinträchtige, wird ſchwerlich ein Verſtändiger behaupten, noch ein ſolcher verlangen, daß die eben erſt und unter den denkbar drükendſten und ungünſtigſten Verhältniſſen erfundene Methode nun ſogleich vollendete Meiſterwerke liefern ſolle! Jahrhunderte bedurfte es, ſchreibt Winkelmann, ehe die Künſtler zur Kühnheit ſich erhoben, einem Fuſſe ihrer Statuen eine vorſchreitende Bewegung zu geben. Erſt nach vieljährigen Studien und Uebungen erlangen ſelbſt die begabteſten Meiſter ſichere Pinſelführung. Darum beurtheilen Verſtändige die Lipmann'ſche Erfindung für jezt blos nach ihrem Prinzip. Noch ſind es keine drei Jahre, wo derſelbe mit dem in der Methode viel unvollkommnern Porträt des Rembrandt hervortrat. Damals erklärten gar manche Männer von Fach öffentlich: „Dieſes Porträt ſey nicht durch Druk hervorgebracht, ſondern mit dem Pinſel gemalt,“ und fügten wörtlich hinzu: „So wenig die Quadratur des Zirkels, viel weniger werde es Lipmann gelingen, einen wirklichen Oelbilderdruk zu Stande zu bringen.“ Alſo auch, nachdem ein Produkt der Erfindung bereits thatſächlich vorlag, ſcheuten mehrere ſich nicht, dieſelbe für „total unmöglich“ zu erklären. Nunmehr, nachdem das Faktum nicht abgeläugnet werden kann, erklären dieſelben öffentlich: „Die Erfindung ſey ohne allen Werth, es ſey denn, der Erfinder lieſere ein Meiſterſtük damit.“

Etwas für Geſchichts- und Orts-, beſonders aber für Biographienforſcher.

(Eingeſendet.)

Als ich unlängſt in dieſer ſo allgemein geliebten Zeitſchrift Nro. 35 d. J., den Artikel: „Staat und Kirche“, und am Ende desſelben die Erwähnung eines um Staat und Kirche verdienſtvoll gewordenen Mannes, eines gebornen Eichſtädters, — Namens Philipps Jenningen, geleſen hatte; ſo gab ich mir bald darauf viele Mühe, dieſem Manne näher nachzuforſchen, und — ſeinen „Wohlthaten.“ Aber ich konnte leider! nicht mehr, als Folgendes, erfragen: „Joſ. Pergmayer ꝛc. beſchrieb das Leben und Sterben dieſes wahrhaft gottſeligen Mannes, welcher im Ellwangliſchen Gebiete ſo viele Jahre gearbeitet hatte, und auf künftige Zeiten in den Herzen der Nachkömmlinge aufleben wird. Pergmayer hätte nicht ſo kräftig und herrlich von dieſem apoſtoliſchen Manne Jenningen ſchreiben können, wenn er nicht ſelbſt ein ihm faſt ähnliches Leben geführt hätte. Uebrigens war der ſüſſe Zwang der Vorgeſezten, und nicht Pergmayers eigener Antrieb die Urſache davon, daß dieſe Lebensbeſchreibung lateiniſch und

deutſch im Druke ausgegangen iſt.“ — Indem ich mir das wahre Vergnügen gebe, dieſe, obwohlen ungenügende Mittheilungen zu veröffentlichen, überlaſſe ich mich auch zugleich der angenehmen Hoffnung, hiedurch vielleicht dem hochſchäzbaren Magiſtrate der für alles Gute ſo empfänglichen Stadt Eichſtädt unmaßgebliche Veranlaſſung ergeben an die Hand zu bieten, dießfalls weitere Nachſuchungen, geeignet zu veranſtalten, und uns allenfalls einmal auch Auszüge aus der dortigen, ſo ehrwürdigen Chronik beſonders auch denkwürdig aus den Zeiten des 30jährigen Krieges, liebfreundlich mitzutheilen, und dadurch den erfreulichen Impuls für andere Städte und Märkte ꝛc., nachahmungswürdig, und in ſich ſelbſt lohnend, zu geben. **Salvo meliori!**

Peter der Groſſe, als Jäger und Forſtmann.

Die Geſchichte nennt uns keinen Regenten, der dem edlen Waidwerk ſo abhold war, wie Peter I. Einige Jäger, die am Hofe angeſtellt waren, verſahen die Dienſte gewöhnlicher Diener, für den Kaiſer ſelbſt hatten ſie nichts zu thun, da er nie auf die Jagd ging. Während er ſich einſt auf einem der Moskowitiſchen Krongüter längere Zeit aufhielt und die Edelleute der Umgebung Alles aufboten, ihrem Herrſcher durch glänzende Feſte und ſinnig gewählte Unterhaltungen zu vergnügen, veranſtaltete einer der reichſten Staroſten eine Bärenheze, die durch die Menge der dazu aus fernen Gegenden erkauften Thiere, durch den Luxus und die Pracht der Haze ſelbſt enorme Summe koſtete. — Die an ihn ergangene Einladung, das gewiß alle Anforderungen des Waidmanns wie des Höflings genügende Feſt durch ſeine beglükende Theilnahme zu krönen, lehnte Peter mit freundlichem Danke ab und ſagte zum Staroſten die gewichtigen Worte: „Jage Du Deine Beſtien; ich habe meine eigene Jagd, und zwar auſſer Landes auf kühne Feinde, und in meinem Lande auf wilde, ſtarrköpfige Unterthanen, mit denen ich mich herumhezen muß, wie Du mit Deinen Bären.“

Peters Leidenſchaft für Schiffbau veranlaßte ihn, ſich mit dem Forſtweſen aufs Genaueſte bekannt zu machen, beſonders widmete er ſich der Kultur des Eichenbaumes, und zwar um ſo mehr, als in den Umgebungen der Werfte Mangel an Eichen war. Der Kaiſer ließ gleich, ſobald er ſich an der Newa feſtgeſezt hatte, geſchikte Forſtmänner aus Deutſchland kommen, durch ſie in den Wäldern Ingermanlands, im Nowogorod die Eichbäume verzeichnen, und bei ſchwerer Leibesſtrafe verbieten, ohne Bewilligung des Admiralitäts-Kollegiums und ohne beſondere Anweiſung des einſchlägigen Forſtmeiſters keine Eiche zu fällen; ſelbſt auf die Edelleute erſtrekte ſich dieſes Verbot für ihre eigenen Wälder.

In der Nähe von Petershof ließ er eine eigene Eichenpflanzung anlegen, mit einer dichten Einfriedung umgeben und an ſelber in Zwiſchenräumen Tafeln anhängen, auf welchen der ſtrengſte Verbot, Zweige abzureiſſen oder die jungen Pflanzen zu beſchädigen, in ſehr lesbarer Schrift vorgetragen war. Als Peter einige Jahre darauf dieſe Pflanzſchule beſuchte und mehrere junge Eichen, die ſchon Mannshöhe erreicht hatten, verſtümmelt, auch abgeriſſene Zweige und Blätter fand, ließ er eine Anzahl Jäger in den nächſten Gebüſchen auf die Baumfrevler lauern. Schon am zweiten Tage ward ihm gemeldet, daß Mehrere von der Hofdienerſchaft im betrunkenen Zuſtande über die Einfriedung geſtiegen ſeyen und unter wildem Jauchzen ihre Hüte mit Eichenzweigen geſchmükt hätten. Peter ließ dieſen Hofdienern auf öffentlichem Markte die Knute bis auf den Tod geben, nachdem zuvor unter Trommelſchlag der Befehl verkündigt geworden, daß jeder Einwohner bei der Exekution zu erſcheinen habe, um als warnendes Beiſpiel zu ſehen, wie der Kaiſer den Baumfrevel beſtrafe.

Eine ſchöne Frau.

Als man Fontenelle frug, was eine ſchöne Frau eigentlich ſey, ſo antwortete er: eine ſchöne Frau iſt das Paradis der Augen, die Hölle der Seele und das Fegefeuer des Beutels.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Wenn Du Dich nicht beſſerſt, ſagte ein Fürſt zu einem ſeiner Diener, ſo mußt Du meinen Hof ganz räumen. Sehr gern, antwortete dieſer, wenn ich bei der Silberkammer anfangen darf.

Wenn Jemand in Cochinchina ſagt Doji — mich hungert —, ſo laufen die Leute als wenn es brennte, ihm etwas zu eſſen zu bringen. In manchen Gegenden Deutſchlands könnte ein Dürftiger immer ſagen: mich hungert, und es würde grade ſoviel helfen, als wenn er ſagt: Doji.

Wie hieß Adams, des erſten Menſchen, Frau? fragte ein Lehrer beim Examen, »Frau Adam!« antwortete ein Kind.

Bücher-Anzeigen.

Des Menſchen Körperleben
im
gesunden Zuſtande,
oder
Verſuch einer gemeinfaßlichen und einfachen Darſtellung
der
Elemente der Phyſiologie,
für
Anfänger im medizinischen Studium, Lehrer an Real- und Bürgerſchulen und Gebildete aller Stände.
Von
Dr. R. H. Rohatzſch.
Mit einem Vorworte
von
Dr. G. H. von Schubert,
Hofrath und Profeſſor in München.

Nördlingen. Druk und Verlag der H. Beck'ſchen Buchhandlung. 1842.

Was bedarf es zur weitern Empfehlung dieſes ſehr praktiſchen Werkes mehr, da doch unſer Schubert ſchon rühmlichſt Gevatterſtelle an ihm vertritt. Wir ſagen kein Wort über dieſes dem Arzte und Laien gleich wichtige ausgezeichnete Buch, und führen ſtatt Allem nur Schubert's Vorrede wie folgt an:

„Die hier vorliegende Arbeit eines jungen Freundes, welche ich durch ein begleitendes Wort in den Kreis meiner Bekannten einführen ſoll, kann zwar durch dieſe Begleitung weder gewinnen noch verlieren; ſie iſt jedoch ſchon an ſich ſelber, ihrem Gehalt wie ihrer Form nach von ſolcher Art, daß ſie keiner fremden Zuthat bedarf, um eine gerechte Theilnahme und guten Eingang bei den leſenden Welt zu finden. Ihr Verfaſſer hat ſich bereits durch ſeine Herausgabe der Schriften des groſſen Sydenham, ſowie durch die der allgemeinen Zeitung für Chirurgie, innere Heilkunde u. ſ. w. rühmliche Anerkennung, und, namentlich durch die leztere ein weſentliches Verdienſt um die Belehrung und Fortbildung der deutſchen Aerzte und Wundärzte erworben, und alle diejenigen von ihnen, welche der Hülfsmittel einer ausreichenden Bibliothek oder der wichtigſten Zeitſchriften beraubt ſind, finden in jener allgemeinen Zeitung das Neueſte und Wichtigſte zuſammengeſtellt, was im Gebiet ihrer Wiſſenſchaft ſowohl in als auſſer Deutſchland fortwährend geleiſtet worden iſt.

Auch in dem hier vorliegenden Lehrbuch der Phyſiologie hat Herr Doktor Rohatzſch einen ähnlichen Zwek, ſowie ein gröſſeres Publikum zunächſt vor Augen gehabt, weßhalb er ſich die leichte Faßlichkeit der Form eben ſo angelegen ſeyn ließ, als die möglichſte Tüchtigkeit des Inhaltes."

Den 6. Oktober 1841.

Dr. G. H. Schubert,
Hofrath und Profeſſor in München.

Gedichte
in
hochdeutſcher und altbayeriſcher Mundart
von
Joſ. Anſ. Pangkofer.

Regensburg, 1842. Bei Friedrich Puſtet. 8. geh. Preis 54 kr.

Dieſe Gedichte zeichnen ſich durch eine eigene Art von Gemüthlichkeit aus, indem ſie aus dem Herzen der Popularität in die Seele des Heitern quillen. Der Verfaſſer hat den Geiſt der altbayeriſchen Mundart wohl ſtudirt und bietet uns hier die Früchte ſeines Studiums ſo reif und gediegen dar, daß uns beim Genuſſe derſelben das Bild eines ächten Altbayern vorſchwebt. Die hochdeutſchen Gedichte ſind kernhaft und tragen das Gepräge derjenigen Aufrichtigkeit an ſich, welche das Klaſſiſche mit einer Art von Simplizität vereinen, die ſo ſehr willkommen iſt. Und ſolcher Geſtalt dürfte das Ganze unter das vorzüglichſte gerechnet werden, was die belletriſtiſche Literatur Neues erzeugte. C. F.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

IX. Jahrgang. Nro. 51. 24. Dezember 1842.

Inhalt: Nanette vor dem Balle. — Eine kleine Bedenklichkeit und Anfrage, den heurigen und ſo weitern Futter-Mangel betreffend. — Deken aus Kiefernadeln. — Komparative Verſuche über den Ertrag mehrerer Kartoffelarten. — Ueber die Mäſtung der ungariſchen Schweine. — Nüzlichkeit des Schafmiſts.

Nanette vor dem Balle.

Mutter, ich freue mich!
Pagen, Kadetten, Studenten und alle
Flüchtige Tänzer ſind heute beim Balle,
Freundliche Mutter, ich bitte dich,
Schmüke zum Balle mich.

Mutter, dann führe mich,
Führ' mich zum Tanz, und wär' es zum Tode;
Nichts laß mich hören vom vierten Gebote!
Mit Warnen und Winken verſchone mich,
Denn wer nicht folgt — bin ich.

Amor herrſcht königlich
In des Kotillons endloſer Weiſe;
Ha! in des Walzers erſchöpfendem Kreiſe
Waltet die Liebe ſo wonnigtich!
Mutter, ich ſehne mich!

Mutter, ich ſehne mich!
Lieben und Walzen, die ſtreiten um's Leben,
Walzen will nehmen, was Liebe gegeben.
Zum Lieben und Walzen erzogſt du mich,
Daran erkenn' ich dich.

Mutterherz, faſſe dich!
Laß im Tanzen zum Himmel mich ſchwingen!
Magſt du einſt jammernd die Hände ringen,
Weil ſo früh dein Kind verblich —
Sey es, ich opf're mich!

Tod, dir ergeb' ich mich!
Hin zu des Schenktiſches Lethe-Geſtade
Zieht mich das kühlende Gift Limonade;
Mir iſt Sterben nicht ſchauerlich,
Tödtet der Walzer mich!

(Aus Bälle der eleganten Welt. Vide Nro. 47 d. Bl.)

Eine kleine Bedenklichkeit und Anfrage, den heurigen und ſo weitern Futtermangel betreffend.

Der Klee wird gewöhnlich ſtark mit Gyps beſtreut, und gleichſam damit gedünget. Heuer gebrach es leider! an den Gypsſtoff abſorbirenden, oder wenigſtens ſolchen verdünnenden Regen. Wenn nun dieſer Klee ohne geeigneter Beimiſchung ſpäter, es ſeye im heurigen Winter, oder im künftigen Frühjahre ꝛc. und mit Staub u. dgl. vermengt verfüttert, und überdieß auch noch das Branntwein-Trank vorzüglich dem Jung-Vieh ohne gehöriger Vorſicht u. ſ. w. dazu beigegeben und dargereichet wird; haben wir alsdann nicht über Kurz oder Lang jenen „Lungenbrand“ wiederum zu befürchten, gegen welches Uebel ich anno 1821 im landwirthſchaftlichen Vereinswochenblatte, und mit Erwekung vielſeitiger Theilnahme in- und ausländiſcher Blätter, ſo gemeinnüzlich, Gott zum Danke! eiferte? — Und ſollen ſich praktiſche Landwirthe ſobald als nur immer möglich, nicht thätig darum annehmen, dießfalls geeignete Inſtruktionen zu veranlaſſen?? K.

Deken aus Kiefernadeln.

Der Papiermühlenbeſizer Weiß aus Zuckmantel in Oeſterreichiſch Schleſien verwandelt die Kiefernadeln in zarte Faſern, die in Form eines lokeren Filzes zu Bettdeken, Matrazen und Polſterungen verſchiedener Art zwekmäſſig verwendet werden; bei erſteren erſezen ſie die Baumwolle, bei den Matrazen die Roßhaare und bei den verſchiedenen anderen Polſterungen die Reh- und Kälberhaare, des minder brauchbaren Seegraſes nicht zu gedenken. Dieſe Gegenſtände fanden die freund-

lichſte Aufnahme und Herr Weiß iſt mit Beſtellungen ſo ſehr überhäuft, daß er nicht allen genügen kann. Probedeken, welche derſelbe im Frühling v. J., an die Direktion des allgemeinen Krankenhauſes in Wien einſendete, haben ſich nach dem Urtheil des Direktors der Anſtalt, des k. k. Regirungsrath Dr. Schiffner, als bewährt gezeigt und Herr Weiß iſt mit einer gröſſeren Probelieferung beauftragt worden. In neueſter Zeit hat Herr Weiß verſucht, die Faſern möglichſt fein zu zertheilen und bereits feſte und haltbare Fäden ſpinnen laſſen. Der noch ſchwache Harzgeruch dieſer „Waldwolle" dürfte eher vortheilhaft, als nachtheilig ſeyn. Da nur Nadeln von friſch gefällten Bäumen zur Bearbeitung tauglich ſind und deren jedes Jahr ſo viele gefällt werden, daß mehrere Fabriken beſchäftiget werden können, ſo iſt ein dadurch vermehrter Waldfrevel nicht zu befürchten, vielmehr eine, wenn auch nur geringe, vermehrte Einnahme für die Forſtkaſſe zu erwarten.

Ueber dieſes Fabrikat berichtet ein anderer Korreſpondent in der Schleſiſchen Zeitung, welcher das Etabliſſement in Zukmantel in Augenſchein genommen, Folgendes: „Mit der gefälligſten Bereitwilligkeit wurden uns alle Räume, alle Geräthſchaften, Maſchinen u. ſ. w. gezeigt, in denen und vermittelſt derer die Waldwolle gewonnen wird. Wir ſahen die rohen Kiefernadeln zu Haufen oder Körben vereinigt; wir erblikten dieſelben Nadeln nach ihrem erſten Dämpfungsprozeſſe, nach welchem ſie ſich ſchon weniger hart anfühlen laſſen, und wir ſahen ſie endlich nach einer zweiten Dämpfung und Verarbeitung, wie ſie völlig getroknet zu Deken benüzt werden konnten. Zwölf Mädchen ſind unausgeſezt mit der Anfertigung dieſer ſehr ſorgfältig geſteppten Deken, deren ächt gefärbter Kattunüberzug oft die gefälligſten Muſter zeigt und von denen ein Stük nach unſerem Gelde ungefähr 2⅔ Thaler koſtet, beſchäftigt. Dieſes Baumwollenſurrogat ſoll gegen Rheumatiſmen und Lungenleiden ſehr vortheilhaft wirken und, von der Körperwärme vollſtändig durchzogen, einen ſehr angenehmen Waldgeruch entwikeln. Auch eine Art von Löſchpapier hat Herr Weiß aus dieſer grünlichen Waldwolle zu gewinnen gewußt, ſo wie ein feines Oel, deſſen Qualität jedoch in mediziniſcher Beziehung noch nicht ermittelt worden, das aber ohne Zweifel eine heilſame Anwendung finden dürfte. Dieſe Deken werden durch das Waſchen durchaus nicht filzig, indem Herr Weiß, um ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen, durch einen Hutmacher mehrfache, jedoch vergebliche Verſuche hat anſtellen laſſen, ſein Produkt zu Filz zu verarbeiten. Die kaiſerliche Militärverwaltung in Wien hat vorläufig tauſend Stüke davon beſtellt. Bei gröſſerer Konkurrenz ſollen künftig auch Matrazen und Kiſſen aus jener Wolle angefertiget werden."

Komparative Verſuche über den Ertrag mehrerer Kartoffelarten.

Direktor und Profeſſor Dr. Pabſt führt in ſeinen „Mittheilungen über die Wirthſchaft zu Eldena im Jahr 1840" hierüber Folgendes auf:

Nachdem über 80 Kartoffelſorten vom Gärtner in den lezten Jahren gepflanzt worden waren und darunter in der Ertragsfähigkeit ein ſehr groſſer Unterſchied ſich gezeigt, wurden die ſieben einträglichſten und zugleich guten Sorten von 1840 aufs Feld gepflanzt, auf Stüke von 20 — 30 Quadratruthen und wie die im Groſſen gebauten Kartoffeln kultivirt. Der Ertrag von jenen 7 Sorten war vom preuſſiſchen Morgen:

1) Rohan . . . . . 144 Schffl. (preuſſiſch) pr. badiſchen Morgen 73,78 Mltr.
2) Gelbe runde Spekkartoffel . 144 Schffl. pr. bad. Morg. 73,78 Mltr.
3) Bikol . . . . 131 Schffl. pr. bad. Morg. 67,17 Mltr.
4) Peruvianiſche . . . . . 126 Schffl. pr. bad. Morg. 64,66 Mltr.
5) Paterſon . . . . 114 Schffl. pr. bad. Morg. 58,40 Mltr.
6) Erdbeere . . . . 81 Schffl. pr. bad. Morg. 41,53 Mltr.
7) Algier . . . . 72 Schffl. pr. bad. Morg. 36,91 Mltr.

Keine der am Meiſten eintragenden Kartoffel-Arten war wäſſerig oder hohl und die Rohan ergab bei einer Unterſuchung 26 Prozent trokene

Subſtanz, worunter 15 Prozent ausgewaſchene Stärke. Man ſieht hieraus, wie viel auf die Sorte Kartoffeln, bezüglich des Ertrags, ankommt. Was aber auch Boden und Kultur dabei thun, beweist die Thatſache, daß 5 Quadratruthen Rohankartoffeln in fettem Gartenlande, mit der Hand ſehr ſorgfältig kultivirt, 8 Scheffel ertrugen, wornach ſich der Ertrag auf 288 Scheffel pr. preuſſiſchen Morgen, 147 Malter pr. badiſchen Morgen, alſo gerade das Doppelte gegen den Ertrag im Felde, berechnet. Die 6 erſtgenannten Sorten werden nun dieſes Jahr im Gröſſern im Felde kultivirt; die Algier iſt für unſere Lage zu ſpät und deßhalb ungeeignet.

Ueber die Mäſtung der ungariſchen Schweine.

(Von Herrn Oberamtmann Weyringer.)

Um zu wiſſen, ob ſich der Ankauf und die Mäſtung dieſer Fremdlinge rentire, muß man den Ankaufspreis, die Fütterungskoſten und den Werth der gemäſteten Schweine mitſammen vergleichen. — Zur Mäſtung eines ungariſchen Schweins werden im Durchſchnitt ſechs Monate gebraucht, oft aber auch 8 — 10 Monate verwendet. Zu Anfang der Mäſtung werden ihnen nur Kartoffeln, Rüben und entweder gar keine oder doch nur wenige Zugabe von Mehl oder Körnerſchrot gereicht. Leztere Nahrungsſtoffe müſſen ſich aber mit jedem Monate mehren, und ſo braucht man zur Mäſtung eines ungariſchen Schweines von mittlerer Gröſſe, welches man von dem Händler um circa 23 fl. WW. erkauft, in einem Zeitraume von 6 Monaten wenigſtens 30 Mezen Kartoffeln, 30 Mezen Krautrüben und 3 Mezen Körner. Ein ſolches, auf dieſe Art gemäſtetes Schwein erreicht in der Regel, wenn man damit glüklich iſt, ein Gewicht von beiläufig 180 Pfund, ſelten mehr, oft aber weniger, und wird es verkauft, ſo bringt man es höchſtens um 18 oder 19 kr. WW. pr. Pfund an Mann. Berechnet man die Fütterungskoſten, ſo machen 30 Mezen Kartoffeln, à 36 kr., 18 fl. 30 Mezen Krautrüben, à 21 kr., 10 fl. 30 kr., 3 Mezen Korn oder Gerſte, à 4 fl., 12 fl., zuſammen 40 fl. 30 kr. Hiezu der Ankaufs-Preis mit 23 fl., und es kommt das ganze Schwein auf 63 fl. 30 kr. WW.; wenn es nun um den höchſten Preis, pr. Pfund um 20 kr., verkauft wird, ſo machen 180 Pfund nur 60 fl., ſohin um 3 fl. 30 kr. weniger, als die Koſten; ungeachtet bei dieſer Berechnung weder auf Arbeit und Zeitverſäumniß, noch auf Feuerungsmateriale, Erhaltung der Stallungen und das Stroh zur Streue Rükſicht genommen wurde. Es liegt alſo klar auf, daß die Mäſtung und der Ankauf der ungariſchen Schweine keinen Nuzen gewähre. Da nun noch in Rechnung kommt, welcher Nachtheil dadurch entſteht, daß für dieſe Schweine ſo viel baares Geld in ein Nachbarland ausfließt, daß uns ohnedieß an Erzeugung und Lieferung von Naturprodukten ſo ſehr überlegen iſt, ſo fordert der Berichterſtatter auf, ſich ſeine Schweine ſelbſt, entweder aus deutſchen Racen zu ziehen, oder den ungariſchen Schlag einzuführen, und nur von Zeit zu Zeit ungariſche Original-Eber ſich kommen zu laſſen, welches Verfahren im Weitraer-Bezirke der Ort Weiſſenbach ſchon längere Zeit mit dem beſten Erfolge beobachtet.

Bei dieſem Anlaſſe dürfte die Frage eine Erörterung verdienen, ob der ungariſchen Schweins-Race von Natur aus der Vorzug eines ſchnellern Fettwerdens eigens ſey, ob überhaupt dieſe Schnell-Maſtungsfähigkeit in einem höheren Grade der ungariſchen Race eigenthümlich ſey, als dem öſterreichiſchen oder bayeriſchen Landſchlage, oder ob das ſchnellere Fettwerden nicht vielmehr in der veränderten Luft und Nahrung zu ſuchen ſey, wie man dieſe Erſcheinung des Gedeihens ſelbſt bei dem Menſchen als Folge der Luftveränderung beobachtet haben will.

Nüzlichkeit des Schafmiſts.

Man bedient ſich des Schafmiſts in der Färberei um Baumwollen- und Leinenzeug zur Annahme der Farben, beſonders des Krapps, oder der Kreuzwurzeln vorzubereiten; er theilt dieſen Stoffen einen thieriſchen Schleim, den er in groſſer Qualität enthält, mit, und macht ſie dadurch der Wolle und Seide ähnlicher.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abſchnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ein preuſſiſcher Korporal fragte einen ſehr groſſen Rekruten, woher er gebürtig ſey? — »Ich bin Hamburger Stadtkind,« erwiderte dieſer. »Ein Kind? Jezt möcht ich erſt einen erwachſenen Menſchen von dort ſehen!« rief erſtaunt der Korporal.

Die längſte Ehe im 13ten Jahrhundert hatte wohl ein Bürger von Milleneuve am Genferſee geführt; ſie dauerte 72 Jahre. Seine Frau, die ihn einige Monate überlebte, ſogte, als er ſtarb, in ihrer naiven Einfalt zu ihm: »Ei, willſt du mich ſchon ſo früh verlaſſen!«

Ein Reiſender ſchrieb in ſein Taſchenbuch folgende intereſſante Bemerkung ein: »Wir ſegelten bei gutem Winde in einer Entfernung von fünf Meilen an der Inſel Teneriffa vorüber, deren Einwohner uns ſehr leutſelig zu ſeyn ſchienen.»

Ein Schreiblehrer pflegte, wenn er in den Büchern der Kinder ungeſtaltete Schriftzüge antraf, ſich des Ausdruks zu bedienen: »das gehört auch in die Kathegorie der Töpferſchrift,« welche bekanntlich die originellſte Verunſtaltung der Buchſtaben in ſich führt. Zufällig betraf dieſes Urtheil einmal eines Töpfers Sohn. Den andern Kindern waren jene Worte immer empfindlich geweſen; dieſer freute ſich aber darüber, indem er meinte: wenn er das ſeinem Vater erzählte, ſo hätte der einen Grund mehr zu der Hoffnung, an ihm einmal einen brauchbaren Subſtituten zu finden.

Wider die ſtrengen Weiſen.

Die ſtrenge Weisheit unſ'rer Weiſen
Verweiſ't die Herzensfröhlichkeit
Von unſern kleinen Winterſchmäuſen,
Und meint, wir tödteten die Zeit:
Wir aber, immer fröhlich, geben
Des Lebens Kraft der todten Zeit,
Wir geben ihr das rechte Leben
Durch unſ're Herzensfröhlichkeit!

Die ſtrenge Weisheit unſ'rer Weiſen
Verwies die Herzensfröhlichkeit
Von ihren groſſen Winterſchmäuſen,
Und ſaß im Winkel bei der Zeit;
Die Zeit mit ihren leichten Schwingen,
Und ihrem Stundenglaſe lief,
Den trägen Winter hinzubringen,
Und ward zu langer Weil' und ſchlief:

Und ſchläft noch immer! O ihr Weiſen,
Wir laſſen euch den Schlaf der Zeit,
Bei unſern langen Winterſchmäuſen
Laßt uns die Herzensfröhlichkeit!
Sie zieht uns unſ're Herzen enger
In's Band der Liebe, tödtet Neid,
Macht unſern Lebensfaden länger,
Und geht mit uns zur Ewigkeit!

Bücher-Anzeige.

In der neuen Buch- und Kunſthandlung zu Mergentheim iſt erſchienen:

Muſikaliſches Konverſations-Handlexikon,

enthaltend

die vollſtändigſte Erklärung

aller muſikaliſchen Realien,

wie zugleich

die Biographien

aller um die Tonkunſt nur irgend verdienter oder ſich darin ausgezeichneter Perſonen, Komponiſten, Virtuoſen, Sänger, Schriftſteller ꝛc. ꝛc.,

und zwar

von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, wie aller Länder und Völker.

Herausgegeben

von

Hofrath Dr. Guſtav Schilling.

Preis für die Lieferung von 6—7 Bogen groß Lexikon-Format nur 40 kr. oder 10 ggr., für das Ganze (8 Lief.) 5 fl. 24 kr.

Ein muſikaliſches Konverſations-Lexikon, — gewiß eine ſehr erwünſchene Gabe. Welches wichtige Werk damit Jedem, der ſich nur irgend für die ſchöne Tonkunſt intereſſirt, Künſtler wie Dilettanten geboten wird, beſagt dieſer ſein vollſtändiger Titel hinlänglich, und für die Gediegenheit, Gründlichkeit und Vollſtändigkeit ſeiner Ausarbeitung bürgt nicht minder der Name des Herausgebers und Verfaſſers, der, wie als Muſikgelehrten überhaupt, ſo nomentlich durch ſein groſſes, überall mit ſo vielem Beifalle aufgenommenes „Univerſal-Lexikon der Tonkunſt" (Preis 30 fl.) auch als muſikaliſcher Lexikograph längſt rühmlichſt bekannt iſt. —

Die Biographien der Tonkünſtler ꝛc. ſind zwar bündig, aber ſo viel als möglich erſchöpfend. Beſonders deutlich und gründlich iſt die Erklärung der Realien über alle Zweige und Gebiete des muſikaliſchen Wiſſens, ſelbſt die Akuſtik nicht ausgenommen. Und ſo dürfte dieſes ganz ausgezeichnete Werk ein unentbehrliches Handbuch für jeden Freund und Künſtler der Tonkunſt ſeyn.

Die Redaktion.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an.
Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
IX. Jahrgang. Nro. 52. 31. Dezember 1842.

Inhalt: Zur Beachtung. — Zwekmäſſige Befeſtigung der Dreſchflegel. — Die Frühſtükchen. — Ertrag von gelegten ganzen, von geſchnittenen Kartoffeln, und von gelegten Augen. — Kartoffel als Futter für Pferde. — Selbſtſchlieſſendes Thürband. — Mahagoniholzſpäne. — Der launige Nachtwächter. — Jahres-Ende.

Zur Beachtung!

Der Gubitz'ſche Volkskalender für 1842 macht aufmerkſam, wie jährlich um die Weihnachtszeit, freilich für einen ſchönen Zwek, die Wälder ihre ſchönſten und zierlichſten jungen Bäume hergeben müſſen, und berechnet, daß in Deutſchland, das 30 Mill. Einwohner in wenigſtens 5,000,000 Familien hat, — nur etwa angenommen, daß in dem zehnten Theil von dieſen das Weihnachtsfeſt auf herkömmliche Weiſe gefeiert werde — jährlich 500,000 junge Tannen, uns und unſern Nachkommen zum höchſten Nachtheil, geopfert, und in der Regel nicht durch neue Anpflanzungen verſezt werden. Es wird zugleich der vernünftige Vorſchlag gemacht, nur Tannenzweige zu dieſem Zwek zu verwenden, welche um einfache Stäbe in Geſtalt von Armleuchtern, Kreuzen, Kronen, Bögen und Lauben u. ſ. w. gebunden werden, und dadurch an Manchfaltigkeit und Zierlichkeit nur gewinnen.

Zwekmäſſige Befeſtigung der Dreſchflegel.

Die Dreſchflegel werden in der Regel noch in allen Theilen fehlerhaft zuſammen geflikt, denn die Kappen auf den Knüppeln werden mit Hufnägeln ꝛc. aufgenagelt, wozu oft an einem Knüppel 10 bis 15 Nägel, um die Kappe zu befeſtigen, vernagelt werden.

Dieſe eingeſchlagenen Nägel ziehen ſich beim Dreſchen häufig aus, kommen zwiſchen die Frucht, und ſind hauptſächlich in der Brodfrucht ſehr ſchädlich:

1) In Hinſicht, daß ſelbige der Müller mit Frucht auf die Mühle bekömmt und hier an der Mühle einen groſſen Schaden verurſachen, nicht allein, daß die Reifen des Mühlſteins dadurch ſehr leiden, und zu oft wieder aufgefriſcht werden müſſen, wodurch dem Müller, in Betreff der theuern Mühlſteine — auch der vielen unnöthigen Arbeiten wegen — groſſer Schaden erwächſt; ſondern auch

2) daß die Menſchen beim Brode und Mehl zu Suppen ꝛc. allen dieſen Sand, den die Nägel beim Mahlen verurſacht haben und dem Mehle mitgetheilt iſt, genieſſen müſſen, wobei der Müller leicht in den Verdacht kommen kann, das Mehl mit Sand vermengt zu haben, was oft der Fall iſt.

Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, dürfte es rathſam ſeyn: daß königl. Kreisämter die Orts-Vorſtände in polizeilicher Hinſicht anweiſen, in ihren Gemeinden bekannt zu machen, daß die Kappen auf den Flegelknüppeln nicht aufgenagelt, ſondern mit Näheriemen aufgenähet werden ſollen.

Da ich ſolche aufgenähete Kappen ſchon ſeit ſehr langen Jahren kenne, auch bei meinem eigenen Geſinde keine andere geduldet habe, ſo bin ich aus Erfahrung überzeugt, daß ein Knüppel, woran die Kappe aufgenäht iſt, 3 andere, welche durch das viele Einſchlagen der Nägel aufreiſſen, beim ſtärkſten Gebrauch aushalten.

Amtsverwalter Roth in Hof.

Die Frühſtükchen.

Die Mode, in Bierhäuſern, Kaffeehäuſern und Gaſthöfen Frühſtükchen zu nehmen, nimmt in neuerer Zeit auch in kleineren Städtchen, Märkten immer mehr überhand, die Arbeitsluſt dagegen immer mehr ab. Wohin ſoll das führen? Morgenſtund hat Gold im Mund. Die durch Nachtruhe

gewonnene Kraft ſoll zur Arbeit verwendet werden. Der Fleiß, der männlich ſchäzenswertheſte, iſt morgendlich; wenn aber die ſchönen friſchen Morgenſtunden zu ſolch „Frühſtükchen" vergeudet werden, dann, Freunde und Brüder! kann es wahrlich nicht fehlen, daß hintendrein die Arbeit wohl nicht ſchmeken will. Ganz natürlich iſt die Unterhaltung bei ſolchen Frühſtükchen freilich auch intereſſant. Ein Jeder iſt im vollen Sinn aufgelegt und aufgeregt. Die beliebten Wizeleien finden Anklang. Ein Wiz jagt den andern, und wo vergeht die liebe Zeit geſchwinder und angenehmer, als bei ſolch heitern Unterhaltungen? Wie ſchnell iſt die Mittagsſtunde da, welche zum häuslichen Tiſche ruft. Das Herrchen ſoll nach Hauſe gehen. Die Arbeit kommt ihm langweilig vor, nicht minder entbehrt der Mittagstiſch der erforderlichen Reizmittel, da ſein Geſchmak ſchon durch gaumenkizelnde Speischen verwöhnt iſt; kurz, das Mittagsbrod ſchmekt nicht. Das Herrchen balanzirt hin und her, und zwar ſo lange, bis am Ende die Frau gar die Schuld davontragen ſoll. Die Frau, wohl wiſſend, woran das Alles hängt, kann ſich nicht mehr mäſſigen, wird unwillig, und fängt an, auf die Frühſtükchen zu ſchimpfen. Der Hader iſt fertig. Das Herrchen weiß ſich ſchnell zu helfen, hat nichts Eiligeres zu thun, als nach Hut und Stok zu greifen und aus dem Hauſe zu eilen, ſeine Frühſtükgenoſſen aufzuſuchen und mit denſelben die übrige Tageszeit zu verbringen, mitunter Spiele aller Art zu machen, ſeinen Genuß zu erhöhen, und die nach und nach durch rükwärts gehende Hauswirthſchaft entſtehenden Grillen zu verſcheuchen. So geht's denn Tag ein und aus, eine Schuldpoſt kommt nach der andern, der Kredit iſt dahin, bis der hinkende Bote, nemlich die liebe Noth, einkehrt und im glüklichen Fall arbeiten und beten lehrt, wenn es allenfalls noch Zeit iſt. — Nicht ſelten ſind bei ſolchen Leuten im Gefolge — Waſſerſucht, Schwindſucht, Abzehrung ꝛc.

Ertrag von gelegten ganzen, von geſchnittenen Kartoffeln, und von gelegten Augen.

Ein deutſcher Landwirth machte den Verſuch, daß er auf gleich groſſen und gleich gut beſchaffenen Feldſtüken ausgepflanzt hat:

1) Ganze und groſſe Kartoffeln.
2) Mittlere ganze.
3) Kleine ganze.
4) Geſchnittene Kartoffeln mit 2 — 3 Augen.
5) Bloſſe Augen.

Der Erfolg war: daß die ganzen groſſen Kartoffeln den meiſten Ertrag gaben.

Am Nächſten kam der Ertrag der groß geſchnittenen Stüke.

Wieder um etwas weniger ergaben die mittleren Ganzen.

Noch weniger lieferten die kleinen Kartoffeln und es trat dabei der Uebelſtand ein, daß wieder nur kleine Kartoffeln gewachſen ſind.

Die bloſſen Augen aber gaben den geringſten Ertrag.

Möge dieſe Erfahrung bei der nächſten Kartoffelſaat berükſichtigt werden. K.

Kartoffel als Futter für Pferde.

Ein gewiſſer Abbé von Maillerey hat verſucht, Brode aus Kartoffeln zu machen und dieſelben ohne alle Beimiſchung den Pferden ſtatt des Hafers zu freſſen zu geben. Man wäſcht zu dieſem Zweke die Kartoffeln in einem durchgebrochenen Gefäſſe, das ſich in einem zur Hälfte mit Waſſer gefüllten vierekigen Kaſten bewegt, und kocht ſie dann mit ſo wenig Waſſer als möglich, oder vielleicht noch beſſer im Dampf. Hierauf gibt man ſie den Pferden ganz, jedem ungefähr täglich 20 Pfd., in drei Portionen. Die Pferde freſſen ſie mit groſſer Begierde. In der Hize des Sommers bei ſtarker Arbeit iſt dieſe Fütterung vielleicht nicht ganz hinlänglich, in den übrigen Jahreszeiten aber vollkommen hinreichend und um ein Viertel billiger.

Selbſtſchlieſſendes Thürband.

Es beſteht in einem einfachen Scharnierbande mit einer Spiralfeder in einem eiſernen Rohre (wie bei der bekannten Federwage), welches an einem

der Scharnierblätter angenietet iſt. Die Spiralfeder, die innerhalb des Rohrs ſich befindet, erhält eine ſtarke eiſerne Kette, welche mit ihrem andern Ende an das Schanierblatt befeſtigt iſt. Das Rohr iſt im Thürfutter verſenkt und das Ganze iſt auf gewöhnliche Art feſt gemacht. Wenn nun die Thür geöffnet wird, ſo dehnt ſich die Feder aus, oder, je nachdem die Kette daran befeſtigt iſt, zieht ſie ſich auch zuſammen und läßt los; die Thüre ſchließt darnach, indem die Feder im erſten Falle ſich zuſammenzieht, im andern Falle ſich ausdehnt.

Mahagoniholzſpäne.

Die Sägeſpäne des Mahagoniholzes, welche bei den Tiſchlern wohlfeil zu haben ſind, geben ſchöne und dauerhafte Farben. Mit eſſigſaurer Thonerde gebeizte Baumwolle gibt damit ein ſchönes Braun (Mahagonibraun.)

Der launige Nachtwächter.

In dem Dorfe N. pflegte der Nachtwächter nicht blos die Stunden der Nacht auf dem Horn zu blaſen, ſondern, wie es in den Landſtädtchen üblich iſt, auszurufen. Die Dorfbewohner hielten ſich auf dieſen uralten Gebrauch etwas zu Guten, weil ſie ihn für einen Beweis anſahen, daß ihr Dorf einſt auch ein Städtchen geweſen ſeyn müſſe. War die Stelle eines Nachtwächters erledigt, ſo mußte Jener, der ſie gerne erhalten wollte in Gegenwart der Gemeindeglieder bewähren, daß er gut zu ſingen wiſſe; er mußte das Stundenlied:

Ihr Männer und Weiber laßt euch ſagen,
Der Hammer hat nun zehn geſchlagen,
Geb't Acht auf Feuer und auf Licht,
Daß kein Feuerſchaden geſchieht,

zur Probe ſingen, und nur der es mit heller Stimme richtig ſang, wurde Nachtwächter.

In eben dieſem Dorfe lebte auch ein junger, luſtiger Schuhmachermeiſter, der manche Kenntniſſe auf ſeiner Wanderſchaft ſich beigelegt hatte, der die Begebenheiten der Welt, ſo viel er von ſeinem Dorfe aus und bei ſeinen nahen und fernen Kunden erforſchen konnte und was ſich im Dorfe ſelbſt zugetragen, aufmerkſam beobachtet hat, und eine glükliche Neigung und Gewandtheit hatte, ſeine Gedanken auch in Verſe zu faſſen. Dieſer machte ſich zuweilen und beſonders wenn ihm ein guter Gedanke kam, oder wenn ſich etwas Beſonderes zugetragen hatte, den Spaß, früher als der Nachtwächter eine oder die andere Stunde vor Mitternacht ausrief, einen, von ihm verfaßten paſſenden Vers zu ſingen. So ſang er einmal:

»Hört ihr Herren und laßt euch ſagen,
Heut hat nichts Neues ſich zugetragen;
Dafür dankt Gott recht wohlgemuth,
Neues — das iſt ſelten gut!«

Ein andermal ſang er:

»Höret ihr Herren und laſſet euch ſagen,
Ihr ſoll't im Leben euch freuen und plagen;
Für Beides preiſet den lieben Gott,
Beides thut uns Menſchen Noth!«

Als einſt ein neuer Dorfrichter ſtatt des Verſtorbenen gewählt wurde, ſang er:

»Hört ihr Leute, was ihr ſchon wißt,
Daß ein neuer Richter im Dorfe iſt;
Er wird von fremden Bettlern uns befreien,
Die unſrigen zu pflegen ſoll uns freuen.«

Man ließ dem luſtigen Schuſter ſeinen Spaß, der Niemanden beleidigte, und oft einen muntern Scherz oder eine gute Lebensregel, oft, wie da wegen den fremden Bettlern, einen guten Wunſch für das Beſte der Gemeinde enthielt. Am folgenden Tage wurde ſein abgeſungener Vers das allgemeine Geſpräch im Dorfe. Der neue Dorf-Richter erinnerte ſich durch dieſen an ſeinem Wahltag abgeſungenen Vers, daß die Geſetze höchſt weiſe befehlen, fremde Bettler nicht zu dulden, ſie abzuſchaffen, dagegen die eigenen wahren Armen von der Gemeinde aus zu verſorgen, und ihnen ſtreng zu verbieten, in der Fremde zu betteln. Er ließ ſich angelegen ſeyn, das Geſez in ſeinen beiden Punkten im Dorfe in Anwendung zu bringen, und hat ſich dadurch kein kleines Verdienſt um die Armen und um die Gemeinde erworben, welche nicht ſelten von herumziehenden fremden Bettlern früher beſtohlen wurde. K.

Jahres-Ende.

Indem die Bürger- und Bauernzeitung wieder einen Jahrgang ſchließt, überläßt ſie es ihren verehrlichen Leſern, zu beurtheilen, ob ſie Dasjenige, was ſie verſprochen, auch gehalten habe oder nicht. Möge ſie wenigſtens lohnende Anerkennung durch ihr Verdienſt finden, immer aus ächter und wahrer Quelle geſchöpft zu haben.

Mit neuem Eifer und friſcher Regſamkeit werden wir dieſes Volksblatt auch im künftigen Jahre fortſezen, begünſtigt durch die freundliche Mithülfe vieler alter und neuer Mitarbeiter, und durch das Vorliegen neuer intereſſanter Manuſkripte verſchiedenen Inhalts.

Unſern ſchönſten Lohn werden wir darin finden, wenn die verehrlichen Abonnenten uns die Fortdauer ihrer bisherigen Geneigtheit nicht verringern, ſondern uns durch fernere Theilnahme und durch zahlreiche Beſtellungen unterſtüzen. Das wird uns ermuntern, Alles aufzuwenden, um jede Erwartung unſerer Leſer beſtmöglichſt zu befriedigen.

Getroſt ſchlieſſen wir alſo das Jahr. Die Ewigkeit hat es geboren, es iſt zurük geſunken in den tiefen Schooß der Ewigkeit. Da ruhet es nun mit Allem, was es in ſich barg: mit den Dornen ſeines Kummers, wie mit den Roſenblümchen ſeiner Freude, mit ſeinen Thränen wie mit ſeinen Genüſſen. Hat es nicht alle unſere Wünſche erfüllt, ſo ließ es uns doch noch die Hoffnung. Aus ihrem Tempel ſtrahlen uns Tröſtungen für die Zukunft, welche unſeren Herzen Friede und Freude verheiſſen.

Friede, Freude! — Wo der Friede wohnt
Iſt die Freude nimmer fern,
In der Höhe mit dem Morgenſtern
Still und hell die Morgenröthe thronet.

Friede, Freude, ſtill und hell. Sie fliehen
Das Getümmel wilder Luſt.
In der reinen glaubenshellen Bruſt
Mag allein ihr ſtilles Eden blühen.

Friede, Freude! — Holde Zwillings-Engel
Wo des Pilgrims Thräne fällt,
Auch da naht euch freundlich, und erhellt
Ihm den Pfad der Erden Nacht und Mängel.

Friede, Freude, himmliſcher erſcheinet
Morgenſtern und Morgenroth,
Wenn den Pilgerſtab uns nimmt der Tod.
Und die Lieb' am ſtillen Hügel weinet.

In Commiſſion der Puſtet'ſchen Buchhandlung in Paſſau. Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter an. Der ganzjährliche Preis iſt in ganz Deutſchland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürſt.

Regiſter

zur

neuen Bürger= und Bauern=Zeitung.

Neunter Jahrgang 1842.

A.

Seite
Achtung, die man den gemeinen Mann ſchuldig iſt 107
Aerzte, Prüfung derſelben in Guiana 359
Akazienwaldungen, Aufruf an alle Grundbeſizer zur Anlegung derſelben 25
Akerbau, aufgeſchloſſenes Arkanum deßſelben 169
Akerbau=Staaten 15
Akern und Pflügen, Vorſichtsmaßregeln dabei 119
Alt zu werden 295
Ameiſen aus Gebäuden zu vertreiben 167
Ameiſeneier zu ſammeln 167
Ameiſenſtich zu heilen 167
Anekdoten 143. 159. 216. 264. 288. 335. 400
Antikatholiziſmus, nächſte Quellen deßſ. 145
Apotheke im Hauſe, Beitrag zur ſelben 57
Arbeitſamkeit, wie die Schulmeiſter im Yankenlande dieſelbe den Kindern beibringen 8
Armenweſen in Europa 273
Armuth, über die heutige, unter dem Volke 10
Aſche als Düngungsmittel 337
Aufklärung, Aphoriſmen darüber 86
Auſtern=Eſſer 375

B.

Bär, der, auf dem Maskenball 69
Bäume im Felde, Behandlung derſelben 210
Begriffe, neue 151
Beize für Cigarren=Kiſten 76
Beitler, der, und ſein Hund (Gedicht) 313
Bienen, welches iſt der beſte Honig zur Fütterung derſelben? 283
Bienendieb, der 247
Biere, Prüfung derſelben 119
Biographieforſcher, Etwas für ſelbe 398
Blauſäure 215
Blei=Vergiftung, langſam erfolgte 253
Seite
Blindheit bei Pferden, über das ſo häufige Vorkommen derſelben 233
Blumen u. Gebüſche, als Mittel zur Landesverſchönerung 244
Boden, welches iſt der fruchtbarſte? 213
Bodenkenntniß, das Nothwendigſte über dieſelbe für Landwirthe 121
Bokfälle 200
Brandſchaden, dagegen 335
Branntwein=Brennereibetrieb in ſeinem höchſten Ertrage 265
Bremſen, Mittel dagegen 301
Briefe, Kapitel darüber 230
— ſonderbare 129
Brief=Expeditionen, über die hie und da ſo mangelhafte auf dem platten Lande 190
Brillen=Mode und Mode=Brillen 112
Brod auf unſchädliche Weiſe an Gewicht zu vermehren 263
— wie läßt ſich der Verbrauch deßſelben vermindern 9
Buchdrukerkunſt, wer hat dieſelbe erfunden? 105
Buchführung, landwirthſchaftliche, von derſelben 265
Buchhalter, woher kommt dieſer Name? 136
Buchhandel 72
Bücher=Anzeigen 16. 24. 32. 40. 48. 56. 64. 72. 80. 88. 96. 104. 120. 128. 136. 152. 160. 168. 184. 192. 208. 216. 224. 232. 240. 248. 264. 272. 279. 280. 288. 295. 296. 304. 312. 320. 328. 336. 344. 352. 376. 384. 391. 392. 400. 404
Bürgertöchter, über die Erziehung ſo mancher 175
Buttermachungs=Maſchine 191

C.

Chokolade von Nüſſen 287
Cigarrenkiſten, Mahagonibeize für ſelbe 76
Converſations=Pillen 382

D.

Dächer mit Ziegeln zu deken, wer hat daſſelbe erfunden? 56

Seite

Dächer, vermooſte . . . 329
Damen, pflügende . . . 247
Dampf als Feuerlöſchmittel . . . 254
Dampfwäſche . . . 60
Deken aus Kiefernadeln . . . 401
Deutſchland unſer Vaterland . . . 55
Diebſtähle-Verſicherungs-Inſtitut, ein Wörtchen darüber 191
Dinge, gute, gibt es ſieben in der Welt . . 159
Diſtel im Felde . . . 115
Dornenkrone (Gedicht) . . . 96
Dreſchflegel zu befeſtigen . . . 405
Duell und Selbſtmord . . . 387
Düngpulver iſt der Glimmer . . . 255
Düngungsmittel iſt die Aſche . . . 337
— neues . . . 287

E.

Eheſtands-Kober der Indier . . . 389
Eichäpfel als Jahres-Propheten (Gedicht) . 281
Eiſen, das . . . 46
Eiſenbahn! Eiſenbahn! . . . 256
Eiſenbahn-Anlagen . . . 13
Eiſenbahnen, Aſſekuranz-Anſtalt für durch dieſelben in Schaden kommenden Landwirthe, Gewerbsmänner ꝛc. 276
— Etwas davon von Saphir . . . 80
— nach Berlin und München . . . 14
— Schattenſeite derſelben . . . 49
Eisſtoß, derſelbe geht . . . 67
England und Neuſüdwales, ein Wort darüber 149
Erde zur Einſtreu . . . 377
Erfahrungen, landwirthſchaftliche . . 182
Ernte-Bericht von 1842 . . . 281
Erziehung, häusliche, ein groſſer Irrthum in derſelben 335
— über die, ſo mancher Bürgertöchter . . 175
— weibliche, über dieſelbe . . . 215

F.

Fabrikſtaaten . . . 15
Fahrwagen, wer hat denſelben erfunden . 33
Feldbauſyſtem, neues, Andeutungen und Grundſätze desſelben . . . 305
Fenſterſcheiben von Kalkflecken zu reinigen . 294
Feuerlöſchung durch Dampf . . . 254
Floke, der Seeräuber . . . 72
Fräulein aus höheren Ständen im 15. Jahrhunderte 380
Fragmente aus einem neuen Katechismus der Freundſchaft . . . 136
Friede, wie muß man es angehen, um mit den Mitmenſchen in ſelbem zu leben? . . 22
Fruchtbarkeit der Länder, Einfluß der Waldungen auf dieſelbe . . . 161
Früchte in Meriko . . . 239
Frühſtückchen, die . . . 405
Fuchs, Reſpekt vor ſelbem als Mausfänger . 7
Fütterung der Schafe im Winter . . 73
Futter, über die Zubereitung desſelben durch Selbſterhitzung . . . 284
Futterbau im Allgemeinen . . . 249
Futtergegenſtände, über die Nahrhaftigkeit verſchiedener 113
Futtermangel . . . 282. 401

G.

Gaea's Teppich . . . 64
Gaſtwirthe, Warnung für ſelbe . . . 120
Gedächtniß, Kraft desſelben . . . 68
Gedanke und Wort . . . 382
Gefäſſe waſſerdicht zu machen . . . 287
Genie's, Loos derſelben . . . 64
Germanen, Ruhm derſelben . . . 327
Geſpenſt, das wunderbare . . . 268
Geſundheit iſt ein köſtliches Gut . . 29
Geſundheitmann (Gedicht) . . . 360
Geſundheitskunde . . . 58
Gewerbeſtand, die Zukunft desſelben . . 132
Gicht, Mittel dagegen . . . 359
Gift der Spinnen . . . 207
Gliedmaſſen, Erzeugung künſtlicher . . 319
Glimmer als Düngpulver . . . 255
Glas, wer hat dasſelbe erfunden? . . 64
Glaspapier zum Durchzeichnen zu machen . 31
Glauben, Verein zur Verbreitung desſelben . 217
Gott führt die Seinigen wunderbar . . 155
Gräfenberg . . . 152
Gräſer, die . . . 308
Grimaldi und ſeine Frau . . . 111
Grundſätze, gute, wichtiger Einfluß derſelben 39

H.

Haber, den tauben leicht aus dem Felde zu bringen 361
— über Akerbeſtellung zu ſelbem vor Winter 357
Haberſaat, wann ſoll zur ſelben geakert werden? 317
Hamburg . . . 201
— verglichen mit Suhla . . . 202
Handel und Verkehr, Verdienſte der chriſtkatholiſchen Kirche um dieſelben . . . 17
Handel- und Gewerbs-Verein, deutſcher, Einladung zum Beitritt desſelben . . . 266
Handlung, eine ſehr nützliche Ermahnung aus der Vorzeit von derſelben . . . 53
Haus-Apotheke, Beitrag dazu . . . 57
Haus-Bibliothek, ländliche . . . 160. 272
Hausknechte, Etwas darüber . . . 93
Hausthiere zu füttern, neues Verfahren . 233
Herz, Verknöcherung und Erweiterung desſelben 388
Heu, über Selbſtentzündung desſelben . 356
Himalayagerſte . . . 231. 292
Hörner, über das Abbrechen derſelben beim Rindviehe 124
Hörnerträger, woher kömmt dieſer Name? 144
Holz wohlfeiler zu machen . . . 252
Holzerſparung, darüber . . . 191
Holzerzeugung, ſchleunige und einträgliche iſt der Lärchenanbau . . . 289
Honett und wieder honett . . . 62
Honig, welcher iſt zur Fütterung der Bienen der beſte? 283
Hopfenpreſſe . . . 119
Hunden und Katzen ſoll man nicht auf Trinkgeſchirren ꝛc. das Futter vorlegen . . 366

J.

Jehovah's Gröſſe . . . 16
Induſtrie, Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf dieſelbe 148
— engliſche und deutſche . . . 313
— über Deutſchlands jüngere . . . 50
— Wichtigkeit derſelben . . . 21
— Würde derſelben . . . 212

Seite
Inkonſequenzen, verdammte . 153
Interpunktion, wer dieſelbe vernachläſſigt 334
Invalide, der . . 54
Irren-Inſtitut, der Hausgeiſtliche darin 190
Juſtizgang, wie kann derſelbe beſchleunigt werden? 36

K.

Kälber zu kurz ſäugen zu laſſen, iſt ein wichtiges Hinderniß einer guten Rindviehzucht . 125
— Transport derſelben . . 301
Kälte und Wärme . . 95
Käſe aus Kartoffeln zu bereiten . 166
Kaffee bei Kindern . . 372
— von Nüſſen . 287
Kalender auf das Jahr 1842 . . 16
Kaligraphie und Orthographie . 301
Kalkflecke von Fenſterſcheiben leicht abzuputzen 294
Kartoffelkäſe zu bereiten . 166
Kartoffelkrankheit der neuern Zeit . 173
Kartoffeln als Pferdefutter . 406
— früher und kräftiger zum Triebe zu bringen 74
— über das Verſchneiden derſelben beim Legen 386
— Verſuch über den Ertrag mehrerer Arten 402. 406
Kenntniſſe ſich zu erwerben . 70
Kiefernadeln dienen zu Decken . 401
Kirche, chriſtkatholiſche, Verdienſt derſelben um Handel und Verkehr . . 17
— eine eiſerne . . 319
— und Staat . . 275
Kirchen, Maßverhältniſſe der berühmteſten in Deutſchland 395
Kleeäcker mit Schwefelſäure ſtatt Gyps zu düngen 385
Kleebau, kurze Geſchichte desſelben 165
— über denſelben insbeſondere . 249
Klima . . 213. 241
Knauſer-Hinterlaſſenſchaften, Vorliebe des Londoner Pöbels für ſelbe . . 102
Kommunikationswege, darüber . 204
Krieg iſt jedenfalls ein Uebel . 5
Kritik, darüber . . 86
Küchliches . . 342
Kühe, die zu Kälber gewordenen . 262

L.

Lärchenanbau als ſchleuniges Mittel zur Holzerzeugung 289
Lärchenbaum, ein Wort darüber . 44
Landesverſchönerung, Mittel zur ſelben ſind Blumen und Gebüſche . 244
Landſtände, deutſche, Etwas für ſelbe . 382
Landwirthſchaftliche Erfahrungen . 182
Landwirthſchaft in Großbritannien . 299
— und Induſtrie . . 31
Lanzier, der polniſche . . 330
Leben, die bewährteſten Mittel, dasſelbe zu verlängern 37
Lehren, talmüdiſche . . 334
Leſer, Neujahrswunſch an dieſelben . 3
Liebe, die zwölf Himmelszeichen derſelben 278

M.

Mädchen, das, vor dem Spiegel (Gedicht) 241
— ein gelehrtes, zur Frau? . 100
Mäſten der ungariſchen Schweine . 403
— des Rindviehes . . 317
Mäuſe-Vertilgung . . 386
Mahagoniholzſpäne . . 407
Maifeſte und Maibaumſetzen, über den Urſprung derſ. 140
Marmor-Verzierungen . . 374
Marzellin, oder die Werkleute von Sardam 185
Maſchine, neue engliſche Säe- und Drill- 243
— zum Buttermachen . . 191
— zum Melken . . 8
Mausfänger iſt der Fuchs . 7
Max, Herzog (Gedicht) . . 216
Mechanik . . 310
Meeresſtille . . 205
Meinung, öffentliche . . 158
Melkmaſchine . . 8
Menſch, was iſt derſelbe? . 47
Menſchen, woher kommt es, daß ſich ſo wenige beſiegen können? . . 52
Menſchenrettung, edle . . 102
Merkantiliſches . . 177. 274
Michel, deutſcher . . 319
Mondſtich . . 375
Mozart, Tondichter . . 320
Muſik, der Einfluß derſelben . 374
— mein Traum darüber . 202
Muth im Leiden (Gedicht) . 112
Mutter und Gattin, an eine unglückliche (Gedicht) 8

N.

Nachtigall, die erſte (Gedicht) . 185
Nachtwächter, launiger . 407
Nägel, lange . . 208
Nanette vor dem Balle (Gedicht) . 401
Naturwiſſenſchaften, Einfluß derſelben auf die Induſtrie 148
Neujahrswunſch an die Leſer . 3
Nüſſe als Chokolade und Kaffee . 287

O.

Obſt ohne Dörröfen wohlfeil zu dörren 117
Oelbilderdruck . . 397
Oele, Alphabet derſelben (Gedicht) . 144
Ofenzimmerwärme, Einfluß derſelben auf die Geſundheit . . 27
Ordnung und Pünktlichkeit, wozu ſie verhelfen 7
Orthographie und Kaligraphie . 301

P.

Pani-Stutzer . . 344
Patent-Pflug, Palmer's . . 286
Patriot . . 135
Peter der Große, als Jäger und Forſtmann 399
Pfähle vor Verweſung zu ſchützen . 287
Pferd, Leiſtungen desſelben . 14
Pferde, über die ſo häufig vorkommende Blindheit derſelben . . 232
Pferdefleiſch, warum ißt man dasſelbe nicht? 179
Pferdefutter ſind Kartoffeln . 406
Pferdezahl in Deutſchland . 319
Pflanzer, Verlaſſenſchaft desſelben . 345
Plane, feſter Sinn in Vollziehung derſelben 39
Poſt, auf eigene Art mit derſelben zu reiſen 295
Privat-Unterricht, Vorurtheile gegen denſelben 254
Prophezeiungen für das Jahr 1842 . 11
Prozeßſucht, wie kann derſelben Einhalt gethan werden? 36
Pünktlichkeit und Ordnung, wozu ſie verhelfen 7

R.

	Seite
Rache, Opfer derſelben	369
Räuber, die drei, und das Bauernmädchen	141
Rechnung, fürchterliche	16
Rechnungsluſtige, Etwas für ſelbe	32
Rechtspflege in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten	375
Redefiguren	303
Rindvieh, vom Mäſten desſelben	317
Röhre, gußeiſerne, zu kitten	303
Runkelrübenblätter als Tabak	294

S.

Saaten, Behandlung derſelben nach dem Winter	74
Säe- und Drillmaſchine, neue engl.	248
Schafe, über Winterfütterung derſelben	73
Schafmiſt, Nutzen desſelben	403
Schafzüchter, Ausſicht für ſelbe	256
Schilf auf Wieſen zu vernichten	183
Schilfroggen	231
Schmolen der Weiber, über dasſelbe	277
Schneider, Reſonnement über dieſes Wort	359
Schulbeſuch, Etwas darüber	103
Schulſache	111
Schwefelſäure ſtatt Gyps zur Düngung der Kleeäcker	385
Schweine, ungariſche, über Mäſtung derſelben	408
Schweiß, Wichtigkeit desſelben in ſanitätiſcher Beziehung	199
Schwervorigkeit der Zeit	248
Selbſtentzündung des Heues	356
Sommerwitterung, Vorausbeſtimmung derſelben	6
Sonne, die, bringt es an den Tag (Gedicht)	305
Sonnen-Uhren, Fixchels	224
Spinnengift	207
Sprache-Proben der Aglemuten	198
Sprichwörter, alte	87. 183
Sprüche der Alten ſind manche falſch	59
Staat und Kirche	275
Staats-Obligations-Looſe	376
Ställe, über die Unreinlichkeit in denſelben	65
Stahlfedern, Unannehmlichkeiten derſelben	199
Stein der Weiſe (Gedicht)	104
Steinkohle, techniſche Wichtigkeit derſelben	29
Stephansthurm in Wien, wie groß muß der Mann ſeyn, der ſich desſelben als Zahnſtocher bedienen kann?	368
Straſſenweſen	309
Streu in die Stallung iſt Erde	377. 399
Stroh, über den Mangel an ſelben und deſſen Erſatz	393
Sümpfe auf Wieſen zu beſeitigen	287
Sudla, verglichen mit Hamburg	202
Sultan, der, der Seiltänzer und der Bambatſchi	341

T.

Tabak ſind Runkelrübenblätter	294
Tabakrauchen, über die Nachtheile desſelben	66
Tänze, Beweiſe für die Nothwendigkeit einiger heutigen	184
Tagebuch einer Frau	390
Tanzen, über das jetzige	197
Thierquäler, Lohn eines ſolchen	159
Thierquälerei-Verein in München, derſelbe an alle Zeitungs-Redaktionen	318
Thürband, ſelbſtſchlieſſendes	406
Thürmer von Hela	81
Toilette, die Kunſt derſelben	373
Traktations-Käſtlein	5. 12. 22. 29. 35. 43. 52. 59. 66. 76

U.

Ueberfall, der nächtliche	321
Uhr der Frauenkirche zu München	310
Unreinlichkeit, über dieſelbe in den Ställen	65
Unwahrſcheinlichkeiten, kleine	60
Urſachen, kleine — groſſe Wirkungen	23

V.

Vaterland, was macht dasſelbe theuer?	76
Verein, deutſcher Handel- und Gewerbs-	266
— für Thierquälerei	318
— ökonomiſcher, Ideen zu einem ſolchen	209
— zur Verbreitung des Glaubens	217
— zur Vorbauung wider Dürre, Viehfall	214
Vergiftung durch Blei, langſam erfolgte	253
Verlaſſenſchaft des Pflanzers	345
Verrichtung, monatliche	168
Viehzucht, ein wichtiges Hinderniß derſelben iſt zu kurze Saugzeit der Kälber	125
Vilshofen, was wiſſen wir aus der Vorzeit davon?	77
Völker, warum bleiben manche ſo lange abergläubiſch?	71
Volksarmuth, über die heutige	10
Vorbauungs-Aſſekuranz-Verein	214
Vorurtheile, zwei	334

W.

Wärme und Kälte	95
Wagenausſpringen, darüber	276
Wahrheiten, hundert	225
Waldbeeren, der Handel mit den Erzeugniſſen aus denſelben	297
Waldungen, über den Einfluß derſelben auf Fruchtbarkeit der Länder	161
Waſſer, Dichtigkeit und Wärme desſelben	255
Waſſerrauſch	24
Waſſerröhren, gußeiſerne, zu verkitten	303
Weiber, über das Schmolen derſelben	277
Weinbau am Kap der guten Hoffnung	234
— auf Madeira	239
Wieſen, feuchte, die keinen Waſſerabzug haben, nutzbringend zu machen	315
— von Sümpfen zu befreien	287
Winke, pädagogiſche	135
Winter vor hundert Jahren	15
Wirthshaus-Kameradſchaften, über die Nachtheile derſelben	41
Witterung, Vorausbeſtimmung des Sommers	6
Witterungsregeln, alte probate	88
Wölfe, Flucht vor denſelben	257
Wolle von den Schafen zu bekommen	167

Z.

Zeitgeiſt, Band- und Zwirnniederlage desſelben	367
Zorniger thut nie, was Gott recht iſt	35

Frauendorf.
In der Buchdruckerei der praktiſchen Gartenbau-Geſellſchaft.

Digitized by Google

Wc